University Library
079884555

3912
.119

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.

STADTARCHIV ERFURT

Neue Folge. — Heft VI.

Erfurt 1870.
Verlag von Carl Villaret.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

Entomologische Notizen aus dem Tagebuche des zu Madagascar verstorbenen Herrn Tollin . . . . . 1.

Erfurts Stellung zu unsrer klassischen Literaturperiode in einer Reihe von Vorträgen, gehalten vom Realschullehrer Dr. Boxberger.

Schiller's Beziehungen zu Erfurt . . . . . 18.

Göthe's Beziehungen zu Erfurt . . . . . 50.

Wieland's Beziehungen zu Erfurt . . . . . 88.

Wieland's Professur in Erfurt . . . . . 109.

Wieland's letzte Beziehungen zu Erfurt . . . . . 128.

Moritz in Erfurt . . . . . 142.

Berichtigung und Nachtrag . . . . . 170.

Ueber einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke aus dem 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Bibliographie der älteren deutschen Literatur und zur vergleichenden Sagenkunde von W. Frh. v. Tettau. 171.

Die Königin von Frankreich, die vom Marschall verläumdet ward . . . . . 176.

Der König im Bade . . . . . 233.

Ritter Morgeners Wallfahrt . . . . . 243.

Die Historie vom Grafen von Savoyen . . . . . 292.

Der Bauern Lob . . . . . 319.

Berichtigung . . . . . 328.

Ueber die am Quarze vorkommenden Gesetze regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen. Von Dr. Gustav Jenzsch, Bergrath in Gotha . . . . . 329.

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt vom 1. Jan. 1866 bis 31. Dec. 1869 . . 363.

(RECAP)

0912
113

511897

Digitized by Google

Digitized by Google

Entomologische Notizen

aus dem Tagebuche des zu Madagascar verstorbenen Herrn **Tollin.**

Am 22. Mai 1862 angelangt zu Tamatave. Am 1. Juni Urania Riphaeus, doch sehr lädirt durch einen Knaben gebracht; zwei Arten kleiner Fulgorinen, später noch zwei; ein grosser schwarzer Papilio mit grüner Binde. Am 5. Juni zwei Arten grosser Pap. zwischen Rohr. Am 10. Juni in Foulpointe angelangt. Am 16. Juni ward ein Zelt im Walde aufgeschlagen; einige sonderbare Fulgorinen; gegen Abend Urania Riphaeus gesehen. Am 17. Juni kam Urania Riphaeus dreimal in die Nähe des Zeltes, ohne sie fangen zu können. Nachmittags bei einer Excursion zwei prächtige Agrionien einer metallisch grün glänzenden Art, nicht blos der Leib, sondern auch die Flügel; zwei Käfer, von denen der eine ein schöner Buprestis, der andere klein; zwei Lepidopteren, eine Cicade und eine Fliege. Am 20. Juni zwei mir bisher noch nicht vorgekommene mittelgrosse Diurna, wovon der eine eine sonderbare äusserst elegante Flügelform zeigte, nämlich die Spitze der Vorderflügel lang hakenförmig ausgezogen, sowie die Hinterflügel, da, wo sie an den Leib anliegen, lang schwanzförmig ausgezogen, Flügel braun, neben den Vorderrand eine gelbliche Querbinde; ferner einige Cicadellinen und Fulgorinen. Am 21. Juni drei Exemplare eines sonderbaren Rüsselkäfers, einige prächtige Fulgorinen und eine schön rothe Cicadelline mit zwei weisslichen blauen gebogenen Streifen auf jedem Elytron; zwei sonderbare Fliegen; Auffindung derselben Spanner-Raupe wie bei Vohidotra; vergebliche Jagd auf Urania Riphaeus und einige andere Diurna. Am 22. Juni viel Regen, mehrere Landschnecken und drei Cicadinen. Am

Digitized by Google

23. Juni kleine Excursion, einige Cicaden, Fliegen, Landschnecken. Am 27. Juni einige zwanzig Exemplare einer wunderniedlichen Fulgorine mit jedes für sich fast stielartig zusammengefaltetem langem Elytron an einem schilfartigen breiten und sehr grossen, an den Seiten mit Stacheln sägeförmig besetzten Sumpfgewächs (Pandanus). Vom 29. Juni bis 1. Juli incl. mehr oder weniger Regen. Am 2. Juli Excursion zu den Gebüschen an der Küste; gefunden einige Cicadinen und gesehen eine grüne, etwa einen Zoll lange Fulgorine, deren Vertex die Gestalt einer Fulgora Candaria hatte, doch entwischte sie; ferner an den Büschen sechs Exemplare einer mir bis jetzt noch nicht vorgekommenen sehr kleinen Landschnecke. Vom 4. bis incl. den 7. Juli Regen. Am 8. Juli Regen, doch in einem Zwischenraume guten Wetters eine kleine Excursion; gefunden eine grosse Fulgorine mit gelblich rothen Vorderflügeln und violett schwarzen Hinterflügeln; gesehen Urania Riphaeus, ziemlich niedrig, einige kleine Cicaden und einige kleine Lepidoptera. Am 8. Juli Excursion: einige mir neue Cicadinen gefangen; gesehen ein zweites Exemplar der grossen Fulgora und Urania Riphaeus, so wie ein anderes grosses Lepidopteron mit geschwänzten Hinterflügeln, gelblich weiss, an den Rändern schwarz, sehr lädirt. Am 11. Juli Excursion: zwei kleine Landschnecken und eine schöne grosse blaue Buprestis. Am 12. und 13. Juli Regen. Am 14. Juli Excursion: zwei grosse Fulgorina unter anderen, gegen Abend Regen. Am 15. Juli eine Fulgorine und eine Fliege. Am 16. Juli Regen, finde aber nicht weit vom Hause im Sande ein zweites Exemplar der grossen Schnecke, wie bei Vohidotra. Am 17. Juli Excursion: zwei Exemplare eines grossen Tagschmetterlings, schwarz mit grossem weissem Fleck auf jedem Flügel, an den Rändern blau schillernd; ein Pap. Chrysippus, jedoch etwas von den africanischen verschieden; zwei Arten kleiner. Am 18. Juli ein Ichneumonide; ein grosser Tagschmetterling in den Schilfgegenden, braun; vier Exemplare einer kleinen Noctua, schwarz, roth und weiss. Am 19. Juli ein grosser Tagschmetterling, dunkelbraun, gegen den Rand eine gelblich weisse Binde, in den Schilfgegenden; ferner ein mittlerer, gelblich roth mit schwarzen Punkten; vier kleine Landschnecken. Am 20. Juli Regen. Am 21. Juli Excursion: ein grosser brauner Schmetterling; eine neue schöne Fulgorine und eine Species des

Digitized by Google

genus Fulgora? dann wunderschöne Cassida. Am 22. Juli zwei kleine Käfer. Am 23. Juli gegen Abend Regen. Am 24. Juli zwei Fulgorinen; drei kleine Coleopteren; sechs kleine Landschnecken; ein Lepidopteron; eine Chrysalis, lauchgrün, vorn mit vielen Zacken, die das Licht brechen fast wie Diamanten, am breiten Grunde derselben ein schmaler kupferglänzender Ring, sowie die Spitzen der Zacken kupfern, die Flügelscheiden durch zwei lange silberglänzende Flecken, der untere durch eine Kupferlinie begrenzt, eingeschlossen. Am 25. Juli zwei Puppen ausgekrochen; aus der einen Urania Riphaeus, doch ganz von den Ameisen gefressen; aus der anderen eine Geometrine, etwa fünf Zoll breit bei ausgespannten Flügeln, doch die eine Hälfte von den Ameisen gefressen; Vorderflügel violettbraun mit tieferen braunen Nüancen, gegen den Leib zu ein grüner metallisch glänzender Fleck, Hinterflügel schön gelb mit schwarzem breitem Saum, der sich nach der Mitte zu schnirkelförmig hineinzieht. Die Raupe von Urania Riphaeus fand ich an einem niedrigen jungen Bäumchen an schattiger feuchter Stelle im Walde; sie ist gelblich weiss mit feinen schwarzen, fast kleine Quadrate bildenden Strichelchen, gegen das Ende und gegen den Kopf zu schwarz, ferner mit langen dicken schwarzen, zerstreut stehenden Haaren bedeckt, die sich nach oben zu ovalförmig verbreitern; merkwürdig ist, dass sie sich einspinnt und nicht wie die Tagschmetterlinge im Allgemeinen sich aufhängt. Das Gespinnst ist schön, nicht ein kleines dichtes Gefüge wie bei den Spinnern, sondern ein Netz aus elegant gearbeiteten Maschen bestehend, gelblich weiss; die Puppe ist nicht eckig, und einfach hellbraun. Am 25. Juli einige Coleoptera, Fulgorina, sechs kleine Landschnecken, ein Tagschmetterling, schwarz mit grünen Flecken auf den Vorderflügeln. Am 26. Juli eine grosse Geometra, zwei Fulgorinen, eine Chrysalide wie die vorige und ein kleiner Käfer unter der Borke eines Baumes. Am 28. Juli sieben Lepi doptera, darunter zwei grosse braune; fünf Fulgorinen; zwei Fliegen; ein schwarzer mittelgrosser Rüsselkäfer. Am 29. Juli zwei Tagschmetterlinge; eine prächtige braune Geometra, doch leider zu lädirt und unbrauchbar; eine Fliege und ein Cynips. Am 31. Juli zwei Geometra-Raupen; zwei kleine Käfer; gesehen eine merkwürdige Mücke mit ausserordentlich langen Beinen. Am 1. August Regen. Am 2. August eine neue Species des genus

Digitized by Google

Glaucopis; ein grosser brauner Tagschmetterling; eine schöne grosse braune Geometra, jedoch lädirt. Am 4. August eine kleine Landschnecke, neue Species; einige kleine Coleopteren; einen Cynips; zwei Spinner-Raupen, von denen die eine drei Zoll lang, sehr schön, weiss mit grauen Flecken, langhaarig, Kopf mit einigen schwarzen Punkten, Hals, d. h. die Stelle, wo der Kopf mit dem Leibe in Verbindung steht, ist ziegelroth und nicht zu sehen wenn sie still sitzt, wohl aber wenn sie kriecht, indem sie den Kopf hervorstreckt (beide auf demselben Baum, eine Leguminose), ausserdem hat sie zwei blaue schwarze Querflecke nicht weit hinter dem Kopf; die andere ist etwa 1½ Zoll lang, röthlich weiss auf dem Rücken, gegen die Seiten zu ein brauner breiter Längsstreif. Am 5. August Excursion: ein grauer Spinner auf einem Schlinggewächs, der braune Eier legte; ein grosser weisser Tagschmetterling mit lang geschwänzten Hinterflügeln, diese haben einige schwarze Flecke, die vorderen einen breiten schwarzen Rand, nach der Spitze zu am breitesten, darin ein kleiner runder weisser Fleck, lädirt; eine 3 Zoll lange Raupe wie die gestrige 1½ Zoll lange und auf demselben Baume; eine Fulgorine und einige kleine Käfer. Am 6. August Excursion: drei Raupen, zwei wie die vorigen, eine grün mit zwei rosenrothen genäherten Längsstreifen auf dem Rücken, auf demselben Baum wie die Spinner-Raupen, sie hatte das Ansehen einer Sphinx-Raupe, jedoch kein Horn, sondern das Ende war in zwei hornige Spitzen ausgezogen, sie hat sich am 4. August in zwei Blätter eingesponnen; ferner fünf kleine Landschnecken. Am 7. August ein schöner grosser Rüsselkäfer, schwarz mit eleganten rothen Zeichnungen und langem Schnabel; eine Fliege. Am 8. August zwei Fliegen. Am 9. August Excursion: eine dunkelbraune Geometra; zwei grosse weisse Papilionen, geschwänzt mit schwarzem Rand der Vorderflügel, einer lädirt; ein schwarzer bekannter mit weissen Flecken und blauem Schiller. Am 10. August ein Cynips. Am 11. August eine kleine Geometra; ein kleiner Käfer; der Baum, eine Leguminose, auf welcher ich die Spinner-Raupen fand, heisst im Malgachischen Vojajac. Am 12. August eine kleine schöne Geometra-Raupe, ähnlich der aus der ich die schöne orangefarbige Geometra gezogen, die von den Ameisen gefressen; ferner zwei sehr schöne, etwa sechs Zoll lange Raupen am Stamme eines grossen Baumes, sie sind

Digitized by Google

schwarz, sammetartig, schlank, die Stigmata gelb, Kopf bräunlich carmoisin, Leib mit kurzen sehr feinen Haaren, der erste Ringel aber jederseit zwei im Kreise stehende Haarbüschel, wodurch sie vorn viel dicker ist, als im übrigen Leibe; 8 Paar Füsse. Am 15. August eine schöne braune Geometra, etwas von der vorigen verschieden; eine Libellula, deren Hinterflügel in der Mitte schwarz und weiss sind mit rothem Leibe; eine Fliege und eine kleine Spinner-Puppe unter der Rinde desselben Baumes, wie die beiden grossen Raupen. Am 16. August ein zweites Exemplar des grossen weissen geschwänzten Papilio, unlädirt. Am 18. August ein Exemplar des grossen weissgeschwänzten Papilio; gesehen einen sehr grossen prachtvollen Tagfalter, blauschwarz mit grossen weissen Flecken auf den Vorderflügeln, der ganze Rand der Hinterflügel dicht und lang gezackt, breit, blauschwarz, dann schön hellbraun, welches allmälich in blendendes Weiss übergeht; eine der grossen Spinner-Raupen hat sich eingesponnen, die andere kriecht noch herum und frisst die trockenen Blätter. Am 19. August Excursion: sieben Exemplare einer schönen, etwa einen Zoll grossen Fulgorine, Vorderflügel graugrün mit grünen Nüancen, Hinterflügel purpurroth mit drei schwarzen Punkten, Spitze derselben schwarz, am Stamme von Siphonia elastica. Am 21. August Excursion: zwei Spinner-Puppen einer weissbunten Raupe auf Mangobäumen, eine Fulgorine wie vorgestern und eine Geometra-Raupe, höchst seltsam geformt, sieht aus wie ein Stück eines faulen Zweiges, auf den Rücken nach vorn zu zwei grosse)(, sehr deutlich dunkelbraun, sehen aus wie eingravirt, auf derselben Schlingpflanze, auf der ich die schöne Geometra-Raupe gefunden, deren Schmetterling die Hinterflügel orangegelb und schwarz gesäumt hat. Am 22. August Excursion: eine Fliege, eine grosse Geometra wie das letzte Exemplar; eine Noctua, Leib orange, unten gelblich, auf dem Rücken des Hinterleibes eine Reihe schwarzer Punkte, Grundtheil der Vorderflügel orange mit einigen schwarzen Punkten, Rest der Flügel grau, Hinterflügel — Grundtheil orange, Rest schwarz, sehr lange, vorn spitz gekämmte Fühler. Am 23. August Excursion: eine Fliege; eine grosse Geometra wie die letzte; eine grosse Nymphalis, schwärzlich mit gelblich weisser Binde gegen die Spitzen der Vorderflügel; eine schwarze Bärenraupe, sehr langhaarig, die vier ersten Ringel haben eine Haar-

Digitized by Google

bekleidung gleich einer Bürste von schön gelbbrauner Farbe, auf dem Maulbeerbaum. Am 25. August Excursion: ein zweites Exemplar der Geometra-Raupe mit den)(; etwa zwanzig kleine Raupen auf dem grossblätterigen Farnkraut am Stamme der Bäume. Die Bären-Raupe des Maulbeerbaumes hat sich eingesponnen; gestern ist die Puppe der weissen Spinner-Raupe des Vojajac ausgekrochen, der Falter ist gelbbraun mit einigen schwarzen Querstrichen. Am 26. August Excursion: eine Fliege wie die gestrige; eine grosse Geometra wie die letzte, aber lädirt. Am 28. August: ein kleiner brauner Bombyx mit einigen dunkleren schwachen Querlinien gegen die Spitze der Vorderflügel, Grundhälfte der Fühler gekämmt, auf dem Thorax ein senkrechter, aber hakenförmig gekrümmter Zapfen, erhalten aus der grünen Raupe mit zwei genäherten rosenrothen Linien auf dem Rücken, das Gespinnst dieser Raupe war nur oberflächlich gearbeitet zwischen zwei Blättern, die Puppe war schwarz glänzend. Excursion an demselben Tage: eine schöne grosse Fliege und eine Geometra-Raupe, noch jung, ähnlich den beiden letzten; eine davon hat sich eingesponnen. Am 29. August Excursion: eine Fliege; ein kleiner Käfer, violett mit starken Rippen auf den Flügeldecken, oval; gesehen einen grossen Sphinx, von der Erde aufgescheucht, Vorderflügel gelb, Hinterflügel hinten roth, doch verlor er sich im Gebüsch. Am 30. August Excursion: eine kleine Noctua, braun, überall mit gelblich weissen durchscheinenden Flecken besetzt. Am 1. September Excursion: zwei Geometra-Raupen, die eine, wie die aus welcher die Orange-Geometra ausschlüpfte; ein grosser dunkelbrauner Tagschmetterling mit der gelblich weissen Binde in der Nähe der Spitzen; ein Myrmeleon mit weissem Fleck an den Spitzen der Vorderflügel; eine schöne Raupe auf dem süssen Citronia, sie ist schön mattgrün, nackt, unten weiss, nach vorn zu allmälig dicker werdend, nicht weit hinter dem Kopf ein weissgraues, nach vorn halbkreisförmiges Querband, worin jederseits ein schwarzer Höcker, der gleich einem Auge erscheint; nicht weit hinter diesem Bande ein gerades Querband von derselben Farbe, von den Seiten zieht sich ein bräunliches Band in Schlangenlinien nach dem Rücken zu, vereinigen sich aber nicht, am Ende zwei kleine hornige Spitzen. Am 3. September Excursion: eine Chrysis, ein Ichneumonide, gross, schwarz, mit braunen Flügeln; ein Tag-

Digitized by Google

schmetterling, mittelgross, Vorderflügel dunkelbraun mit weissen Flecken, Hinterflügel gelbbraun mit einer schwarzen Linie nicht weit vom Rande. Am 4. September ein kleiner Käfer mit ausserordentlich langen und dünnen Fühlern. Am 5. September: die grüne Raupe des süssen Citronenbaumes hat sich in eine Tagschmetterlings-Puppe verwandelt, sie sitzt senkrecht an der Wand im Kästchen, den Kopf nach oben und am Leibe nach oben zu, etwa im ersten Drittheil der ganzen Puppe, geht jederseits ein feiner Faden aus, welcher sie in dieser Lage erhält. Sie ist gelb, eckig, vorn schöner gelb als auf dem Rücken und hat am Kopfe zwei Hervorragungen gleich zwei Ohren. Excursion: drei Raupen und ein Myrmeleon wie der frühere; bei Jeannette ein prächtiges Raupennest gesehen, beutelförmig und nach unten spitz zugehend, von allen Seiten dicht geschlossen, jedoch ein paar Aeste mit Blättern hineingezogen, bestehend aus rothgelber Seide, mattglänzend und so dicht gearbeitet, wie die Bedeckung von Watte, etwa ein Fuss lang. Am 6. September Excursion: eine Fliege, ein Ichneumonide und eine Geometra-Raupe. Am 8. September Excursion: ein kleiner brauner Elater mit weissen mehlartigen Punkten; vier mittelgrosse Bupresten mit vier weissen Punkten; zwei kleine rothbraune Käfer mit langem Halse; eine Fliege. Am 9. September Excursion: eine schöne grosse braunviolette Sphinx-Raupe mit violettem etwas hängendem Horn auf einer Schlingpflanze mit braunem Stengel, welcher zerschnitten einen klebrigen Milchsaft liefert, mit langen dünnen Früchten gleich Schoten, aber nicht aufspringend, und die Samen darin mit langen silberglänzenden steifen Haaren; zwei kleine Fliegen des Genus Bombylius und eine kleine Cicindele. Am 11. September Excursion: vier Fliegen. Am 12. September acht Exemplare der kleinen hiesigen Landschnecke auf den Bäumen, fünf davon bei dem Abnehmen zerstückt. Am 15. September sehr schöne Nocturnen gesehen, aber nicht erhalten. Am 16. September eine Fulgorine gesehen; eine schöne Geometra, Vorderflügel hellbraun, in der Mitte einige weisse Flecke, Hinterflügel purpurroth. An der Küste drei Arten Seeschnecken gefunden; die schwarze Raupe auf dem Maulbeerbaum ist ausgekrochen, der Bombyx ist grau-weiss mit kleinen schwarzen Zeichnungen, am spitzen Rande der Vorderflügel eine schwarze Linie, Fühler gelbbraun, Hinterflügel schwärzlich. Am 18. Sep-

Digitized by Google

tember zwei Puppen des Mangobaumes ausgekrochen, Vorderflügel braunbunt, die Mitte weiss, Hinterflügel grau, der eine lädirt; am Seestrande eine kleine zweischalige weisse Muschel. Am 19. September die Spinner-Puppe der schwarzen Raupe ausgekrochen, braun und sehr lädirt. Excursion: eine kleine Fliege (Bombylius); eine schwarze Raupe auf dem Kalabash-Baum; ein grosser Tagschmetterling, Aehnlichkeit mit Papilio Machaon; 10 kleine Landschnecken auf einem jungen Baume dicht am Meere; gesehen ein grosses Exemplar von Sph. Convolvuli. Am 20. September Noctua des Mango; ein grosser weisser geschwänzter Schmetterling. Am 22. September eine Raupe der orangen Geometra; zwei kleine Käfer; eine Fliege; Stücke von Urania Riphaeus; eine mittelgrosse Landschnecke, gelb. Am 24. September ein kleiner Tagschmetterling mit doppelt geschwänzten Hinterflügeln, braun (sehr selten); eine grosse dunkelbraune Geometra; eine Raupe, schwarz mit weissen Strichelchen und weissen Haaren; zwei Fliegen. Am 25. September: eine grüne Raupe auf dem Citronier, mit schwarzer Querlinie nicht weit hinter dem Kopf, unten weiss, im Zorn zwei etwa 6 bis 8 Linien lange fleischrothe Fühllappen ausstossend; ferner die 12 schwarzen Raupen mit weissen Strichelchen und weissen Haaren vom Baume herab geholt; zwei Fliegen und ein Ichneumonide aus der einen Geometra-Puppe. Am 26. September: drei kleine Käfer, eine Fulgorine und eine Fliege. Am 27. September: zwei Exemplare einer kleinen Cicindela und eine Coccinella; gesehen eine schöne Fulgorine, über einen Zoll lang, die Elytra, blauschwarz. Am 29. September ein Buprestis, mittelgross, eine Fliege und eine grüne Cicadelline. Am 30. September eine grüne Raupe mit den rothen Fühllappen; einen grossen braunen Tagschmetterling mit der weissen Binde. Am 2. October Regen, nach demselben eine kleine Excursion: zwei Spinner-Raupen auf einer Liane, die eine etwa 5 Zoll lang, wohl ausgewachsen, grau, haarig, die Stigmata durch einen länglich ovalen braunen Fleck und dieser durch die abstehende Haut des Körpers eingeschlossen, so dass er vertieft und gleichsam in einer ovalen Höhle liegt, auf jedem Ringel zwei schwarze Längsstriche, die vorn zusammenkommen. Am 3. October Excursion: ein sehr grosser brauner Ichneumonide, eine Fulgorine, drei Käfer, davon zwei kleine zu den Longicornen, braun, mit gel-

Digitized by Google

ben Zeichnungen, und ein mittelgrosser Buprestis mit vier weissen Flecken, eine kleine Flussschnecke. Am 4. October: ein Tagschmetterling, Hinterflügel braun, Vorderflügel schwarz mit gelben Flecken; drei Fliegen (gelber Bombylius). Am 5. October: zehn grosse braune Helix. Am 6. October Excursion: eine Fliege (schwarzer Tabanus) und ein kleiner Käfer, gelb, mit grünen Augen. Am 7. October: eine braune kleine Ichneumonide; zwei kleine Käfer, darunter ein Rüsselkäfer, braun und gelb wie die früheren, der andere gelb filzig; eine braune Geometra-Raupe auf einer Liane. Am 9. October: ausgekrochen die Sphinx-Puppe, der Schmetterling etwa so gross wie Sph. ligustri, Leib dunkelolivengrün mit schwarz und weissen Querbinden, Vorderflügel olivengrün mit bräunlichen Tinten in der Mitte, gegen den Vorderrand ein Paar kleine weisse Flecken, Hinterflügel dunkelolivengrün mit schwärzlichem Hinterrande. An demselben Tage Excursion: ein schwarzer Tabanus; eine Chrysis, eine Sphinx-Raupe und eine Menge Eier des grauen haarigen Spinner. Am 10. October Excursion: zwei kleine Käfer, wovon der eine ein Elater mit rothen Flügeldecken und Thorax, gegen das Ende schwärzliche Querlinien; eine kleine Spinner-Raupe wie die vorigen und einige kleine Helices. Am 11. October eine Sphinx-Raupe, Rücken gelblich weiss, schwarz eingefasst, auf jedem Ringel gegen den schwarzen Rand zwei schwarze Flecken, ein sehr kurzes Horn, die Seiten grau, Füsse rosenroth, zwei schwarze runde Flecke an der Verdickung des Leibes wie bei der Weinschwärmer-Raupe; zwanzig kleine Landschnecken. Am 13. October Excursion: zwei grosse Bupresten; drei Fliegen; ein Ichneumon, orangengelb mit schwarzen Querbinden auf den Flügeln; drei Exemplare von Urania Riphaeus fliegen sehen. Am 14. October Excursion: eine Fliege und ein kleiner Käfer, gelblich-weiss langhaarig, mit einem braunen Bogenstrich in der Quer. Am 15. October: ausgekrochen aus der grünen Raupe mit den Fühllappen ein grosser schwarzer Tagschmetterling mit grüner glänzender Binde, Hinterflügel zackig und geschwänzt. Am 16. October Excursion: zwei Fulgorinen, sehr schön, Vorderflügel grünblau, die Spitze braun, Hinterflügel schwarz mit himmelblauen Strichen und Flecken, Kopf roth, Leib glänzend hochroth; eine Cetonia, schwarzglänzend, Rand des Pronotum und Schienen dunkelroth. Am 18.

Digitized by Google

October Excursion: eine Fulgorine wie die beiden letzten. Am 20. October Excursion: ein grosser Rüsselkäfer, schwarz mit rothen Zeichnungen wie der frühere; sechs kleine Käfer; drei Fliegen. Am 21. October Excursion: drei Schmetterlinge, klein, sechs Fliegen (Bombylien), drei kleine Käfer, etwa 1½ Linien lang, in den Blüthen von Angraecum sesquipedale. Am 23. October Excursion: eine Fulgorine wie die letzten; zwei kleine Käfer. Am 24. October Excursion: zwei kleine Käfer; zwei Fulgorinen; vier Fliegen (die beiden kleinen Bombylius). Am 25. October Excursion: eine kleine Fulgorine; zwei kleine Käfer und ein grösserer aus der Familie der Rüsselkäfer. Am 27. October Excursion: ein kleiner Käfer und eine prächtige grosse Buprestis. Am 28. October: ein kleiner Käfer und zwei Fulgorinen. Am 30. October Excursion: eine Fulgorine und zwei kleine Landschnecken. Am 1. November: Regen. Am 3. November Excursion: drei Cicadinen, worunter zwei Fulgorinen, eine weisse und eine dunkelviolette, mit zwei gelben Querbinden auf den Elytra, die Cicade grau mit gelbbraunen Hinterflügeln, etwa drei Zoll lang; eine kleine Landschnecke. Am 5. November Excursion: eine braune Fulgorine; ein kleiner schwarzer Käfer und ein Schmetterling. Am 8. November: vier kleine Käfer; ein grosser Bombyx, hellbraun, und eine kleine braune Noctua. Am 10. November Excursion: etwa zwanzig kleine Käfer aus den Blüthen des Mangobaumes; ein grösserer Lamellicornis, braun, und eine Fulgorine wie die früheren, roth, blau und braun. Am 12. November: zwei kleine Käfer; eine Fliege und ein Cicadellinum. Am 13. November: die Sphynx-Puppe ausgekrochen, Flügel röthlichbraun, wie die Flügel des kleinen Weinschwärmers. Am 17. November Excursion: zwei kleine Käfer; eine schöne Fliege; eine Fulgorine; eine grosse Rhynchophora; eine Raupe, einen Zoll lang, schwarz, oben grüngelbe Schuppen, in der Mitte des Rückens purpurner Längsstreif, vorn sechs fleischige schwarze Dornen, besetzt mit steifen Haaren, an den Seiten daselbst zwei längere, am Ende vier schwarze Dornen und an den Seiten daselbst zwei längere; zwei grosse Tagschmetterlinge, grüngelb mit schwarzen Flecken, unten gelb und roth. Am 19. November Excursion: eine Fliege; zwei Fulgorinen; drei Käfer, worunter ein grosser Buprestis; zwei grosse Schmetterlinge und drei Raupen wie vorgestern. Am 21. No-

Digitized by Google

vember Excursion: ein kleiner Käfer; ein Ichneumon; drei Fulgorinen; fünf Raupen wie vorgestern; eine Menge weisser glänzender grosser Schmetterlingseier. Am 26. November Excursion: zwei grosse Fliegen (Anthracien); drei Fulgorinen; ein kleiner und ein grosser Käfer, letzterer hat dunkelgrüne erzfarben gefurchte Flügeldecken; zwei Dornen-Raupen wie die zwei letzten. Am 28. November Excursion: drei Schmetterlinge und zwei Käfer (Rhynchoph.). Am 1. December Excursion: zwei Fulgorinen; vier Käfer und zwölf Raupen wie die letzten. Am 3. December Excursion: eine grosse Fliege (Asilus), schwarz mit gelbem Rücken des Hinterleibes; ein grosser Käfer, erzfarben, mit langen Beinen; eine Fulgorine, violett mit gelben Querbinden; drei Raupen wie die letzten; neun schwarze Raupen mit gelben Stigmaten und eine kleine Spinner-Raupe; zum ersten Mal den Gesang von Cicaden gehört. Am 5. December Excursion: eine grosse Fliege (Asilus); zwei Käfer, einer davon wie der letztere, der andere ein Rhagium; zwei kleine Fulgorinen. Am 8. December Excursion: ein grosser Buprestis; 17 bis 18 Raupen sind aus den weissen Eiern gekrochen, sie sind gelb mit Haaren. Am 10. December Excursion: sechs Käfer, worunter vier Rhynchoph. und ein grosser Ichneumon. Am 12. December Excursion: Zehn Käfer, worunter sieben Rhynchoph. (sonderbarerweise sind sechs davon sehr lang und dünn); eine Fulgorine und eine kleine Landschnecke. Am 15. December Excursion: fünf Landschnecken; drei Käfer; vier Fulgorinen und zwei Raupen wie die letzten Dornraupen; gestern eine kleine Cetonia, fahlgelb, filzig, oben mit schwarzbrauner Querbinde in den Flügeldecken und solchen Thorax, dessen Rand ebenfalls fahlgelb, unten silbergrau. Am 17. December Excursion: vier Käfer, worunter eine schöne kleine Cassida und eine Cetonia wie die letzte; eine Raupe wie die übrigen Dorn-Raupen; ferner etwa zwanzig Raupen und etwa sechzig weisse zu ihnen gehörige Eier; acht kleine Flussschnecken. Am 19. December Excursion: neun Käfer, worunter sechs Exemplare von Euryomia argentea; ein Weibchen von Oryctes Pyrrhus; eine Biene und eine Cicadelline. Am 22. December Excursion: ein kleiner Käfer; eine kleine Landschnecke; eine Zygaena und zwei Raupen. Am 24. December Excursion: zwei Rüsselkäfer und ein Cerambyx, fahlgelb mit

Digitized by Google

schwarzen Punkten; vierzehn Geometra-Raupen. Am 26. December Excursion: zwei Bupresten und vier Flussschnecken. Die Fortsetzung der Excursion aufgegeben wegen des geringen Vorkommens und der ungeheuren Hitze. Am 5. Januar 1863 mein Zelt im Walde, etwa zwei deutsche Meilen von hier, aufgeschlagen. Am 6. Januar Excursion: sechs Rhynchoph. und zwei Cicindelen. Gegen 8 Uhr Abends einige Secunden lang ein Erdbeben. Nach dem Erdbeben ein furchtbarer, vier Tage lang anhaltender Regen. Geschen zwei Exemplare von Urania Rhiphaeus, sowie eine Cicade und zwei kleine Käfer gesammelt. Am 11. Januar schön Wetter: Zwei schwarze glänzende Käfer und eine Menge Geometra-Raupen. Am 12. Januar Excursion: ein schwarzer Käfer wie die vorigen und eine grosse Raubfliege. Am 13. Januar Excursion: zwei kleine Melolonthiden; ein Scarites?; eine grosse Libellula und ein grosser Buprestis. Am 15. Januar Excursion: ein kleiner Rüsselkäfer und ein Nest mit etwa zwölf Raupen; vergebliche Jagd auf Urania Rhiphaeus. Am 16. Januar: ein kleiner Käfer; eine grosse Raubfliege wie die vorige und zwei Raupen. Am 17. Januar: ein schönes Phaegopteryx?; eine grosse Libellula mit theilweise schwarzen Flügeln; drei kleine Käfer; eine Raubfliege und mehrere Raupen. Am 19. Januar keine Excursion, weil ich allein bin. Alle meine Jagdhelden haben mich verlassen und selbst mein Koch, wahrscheinlich wegen der vielen Mücken des Abends im Zelt. Ich mache mir jetzt aber jeden Abend ein Feuer im Zelt an, durch dessen Rauch sie davon getrieben werden und schlafe sehr gut. Am 20. Januar bei dem Zelt gefangen: eine grosse Raubfliege; eine Hummel; eine Cicade und ein kleiner Käfer. Gegen Abend kommt ein neuer Koch. Regen und mehrere Gewitter während der Nacht. Am 22. Januar Excursion: zwei mittelgrosse schöne Bockkäfer; eine neue Species des Genus Tagschmetterlinge mit glashellen Vorderflügeln; zwei kleine Rüsselkäfer, schwarz und weiss, sowie zwei andere kleine; eine Cicadelline, grün; eine sehr schöne Erdwespe, flügellos, schwarz mit schönen orangefarbenen seidenen Flecken auf dem Rücken des Abdomen. Am 23. Januar Regen. Am 24. Januar Excursion: zwei Tagschmetterlinge und drei Raupen der grossen schönen Geometride. Am 26. Januar Excursion. Endlich die lang ersehnte Raupe von Urania Rhiphaeus in vielen Exemplaren

Digitized by Google

aufgefunden, siebzehn Stück habe ich gesammelt, auch die dazu gehörigen Eier aufgefunden; ferner einen Käfer und eine grosse Raubfliege. Am 31. Januar kränklich. Am 3. Februar nach Foulpointe zurückgekehrt. Wir hatten die ganze Zeit hindurch mit wenig Ausnahmen fast alle Nächte Regen, oft in ungeheuren Massen.

Beschreibung der neuen Arten.

Acraea percussa (Fig. 1. mas. Fig. 2. foem.) alis integerrimis diaphanis, posticis maculis nigris, in basi nigro maculatis abasi usque ultra medium rubris. Aehnlich der A. Igati Bd, vielleicht nur Varietät davon.

Mann. Vorderflügel weisslich durchscheinend, von der Wurzel aus oval, zwei Dritttheile röthlich angeflogen; Hinterflügel ziegelroth mit ziemlich breitem weisslichem Rand: wo die rothe Farbe den weissen Rand berührt, nach dem Innenrande zu zwei gleich grosse dicht zusammenstehende schwarze Flecke, weiter nach dem Innenrand zu ein kleiner und ein grosser schwarzer Fleck, ebenfalls dicht zusammenstehend, und weiter an dem Vorderrand ein ziemlich grosser schwarzer Fleck; an der Basis zusammengeflossene schwarze Punkte; die Unterseite wie die Oberseite, nur blasser, auf den Hinterflügeln sind die schwarzen Randflecke deutlich getrennt, blaugrau umringelt und die Punkte an der Basis nicht zusammengeflossen.

Weib. Vorderflügel schmutzigweiss durschscheinend; Hinterflügel heller weiss mit breitem durchscheinendem Saum; die schwarzen Flecken wie bei dem Mann, nur fehlt der kleine schwarze Fleck, an der Basis vier kleine schwarze Punkte, wovon die zwei nach dem Vorderrand zusammengeflossen.

Ein Glaucopide, wohl eine neue Gattung: Glaucopis Tollinii (Fig. 3.) *) tota nigra, alis anticis quinque, posticis tribus maculis albis; abdomine in latere et subtus maculis albis.

*) Nach Herrn Tollin genannt.

Digitized by Google

Palpen cylindrisch-konisch, vorn zugespitzt, die Stirn überragend; Fühler fadenförmig, deutlich gefasert, am Halskragen zwei weisse Punkte; Hinterleib schwarz, an jeder Seite und unten drei weisse Querflecke; Füsse schwarz, oben, ein Drittheil von der Basis, ein kleiner weisser Punkt, dann nach dem Vorderrand ein grösserer, weiter nach der Spitze zu ein weisser Fleck, unter diesem nach dem Hinterrand zu ein kleinerer und unter demselben ein grösserer weisser Fleck, welche letztere zwei dicht beisammen stehen; unten bis über die Mitte mattgrau mit einem braunen Wisch in der Mitte; Hinterflügel schwarz, nach dem Vorderrand zu rauchgrau mit zwei weissen Flecken, einer an der Basis und einer an dem Hinterrand, unten schwarz mit drei weissen Flecken, einen an der Basis, einen am Hinterrande und einen kleineren darüber.

Ein Sphingide, ähnlich dem Elpenor: Chaerocampa Batschii (Fig. 4.) *) alis anticis sordide purpureo-olivaceis, striga punctoque obscuris, alis posticis obscurioribus in angulo anali sordide purpurascentibus.

Fühler, Rücken, Hinterleib und Vorderflügel schmutzig graugrün, Palpen, Halskragen und Rücken in das Purpurne spielend; Vorderflügel: ein dunkler Strich zieht sich von dem Innenrand nach der Flügelspitze ganz ähnlich wie bei Elpenor, ziemlich in der Mitte, nicht weit von dem Vorderrand ein dunkler Punkt, der Saum rosaroth; Hinterflügel rauchschwarz, am Innenwinkel matt purpurroth, Saum rosenroth; unten sind alle Flügel schmutzig purpurfarben, die vorderen mit einem schwärzlichen Schatten von der Basis bis zur Mitte, in welchem der Punkt von oben sichtbar; eine schwärzliche Punktreihe an Stelle der dunkeln Linie auf der Oberseite zieht sich durch alle vier Flügel; Hinterleib röthlichweiss; Brust und Füsse weisslich, letztere oben dunkel.

Ein Sphingide: Zonilia Densoi (Fig. 5.). **) Ein schadhaftes Exemplar ohne Fühler. Alis omnibus fuscis; anticis margine fascia nigra dentata, macula centrali argentea-alba; posticis nigro marginatis; abdomine nigro cingulis albidis.

---

*) Nach Herrn Kaufmann Carlos Batsch in Havre genannt.

**) Nach Herrn General-Consul Denso in Kurrachee (Ostindien) genannt.

Digitized by Google

Kopf, Halsschild und Thorax grünlich graubraun; der Hinterleib führt oben einen dergleichen Streif durch die Mitte, sonst ist er oben schwarz mit weisslichen Gürteln, unten einförmig graubraun. Die Vorderflügel sind durch eine schwarze schräge Querlinie in zwei fast gleiche Hälften getheilt, die Basalhälfte ist braungrau, theils etwas in das grünliche, theils in das röthliche ziehend, in der Mitte ein silberweisses halbmondförmiges Zeichen, die Biegung nach aussen gekehrt und darüber zwei dergleichen Punkte, ausserdem nach der Basis zu eine verloschene weisse zackige Querlinie; die andere Flügelhälfte ist lichter und besteht aus drei Querbinden, die erste nach der Flügelmitte zu ist die lichteste, röthlich aschgrau, die zweite gegen den Hinterrand stark ausgezackte ist röthlichgrau, die dritte den Hinterrand begrenzende ist dunkel wie die Basalhälfte; Hinterflügel sind von der Farbe des Thorax, am Aussenrand breit schwärzlich, der Saum weiss; unten sind alle Flügel schmutzig grau mit schwärzlichen Linien.

Ein Saturnide: Saturnia dura (Fig. 6.) tota pallide spadicea; alis anticis striga punctoque obscurioribus.

Fühler, Gesicht und Stirn bleich lederfarben, weinröthlich angeflogen; Vorderflügel mit einem undeutlichen dunklern Strich vom Innenrande nach der Flügelspitze zu, in der Mitte nach dem Vorderrand ein undeutlicher Punkt; unten alle Flügel, Leib und Brust heller, mehr in das gelbliche ziehend, mit einer weisslichen, weinröthlich angeflogenen undeutlichen Binde vor der Flügelspitze gegen den Innenrand laufend, aber nicht ganz bis dahin reichend; zwischen dieser Binde und dem Aussenrand zeigt sich noch ein verloschener Ansatz einer eben solchen Binde. Das Exemplar ist sehr schadhaft.

Eine Noctuide: Cyligramma importuna (Fig. 7). Alis omnibus badio nigris basi fasciaque lucidis, subtus versus marginem exteriorem serie undulata ex lunulis albis composita.

Augen oben weissgelb eingefasst; Vorderflügel: das erste Dritttheil rothgrau, in der Mitte eine gezackte dunklere Linie, die Zacken nach aussen; das zweite Dritttheil schwarzbraun, mit einer graden hellen Linie eingefasst, die bei dem Auge nach aussen einen halben Bogen bildet; das Auge zerfällt in zwei

Digitized by Google

Hälften, die untere rothgrau, durch eine schwarze Zackenlinie getheilt, die obere schwärzlich, nach der Flügelbasis zu gelblichweiss gesäumt; das letzte Dritttheil besteht aus einer rothgrauen nach aussen stark ausgenagten schwarz gesäumten Binde, worauf die dunklere Grundfarbe bis zu dem Saume folgt; Hinterflügel: das erste Dritttheil rothgrau, von einer nach aussen schwarzgezackten Linie eingefasst; das zweite Dritttheil zeigt die Fortsetzung der dunkeln Mittelbinde, der Vorderflügel ist aber an der äusseren Seite durch eine grade Linie begrenzt; das dritte Dritttheil wie auf den Vorderflügeln; unten alle Flügel einfarbig graubraun, mit einer etwas wellenförmigen Linie gegen den Aussenrand, die aus gelblichweissen mondsichelförmigen, mit der hohlen Seite nach aussen gerichteten Flecken besteht, welche nach aussen schwarz beschattet sind.

Eine Noctuide: Cyligramma intellecta (Fig. 8). Alis omnibus nigro fuscis striga communi lucida, anticis macula contorta nigra versus basin flavo circumducta, subtus versus marginem albo punctatis. Der vorigen ähnlich, vielleicht nur Varietät.

Augen oben weissgelb eingefasst; alle Flügel, Rücken und Hinterleib braunschwarz; durch die Mitte aller vier Flügel zieht sich eine weissliche Linie, von derselben nach dem Vorderrand zu findet sich ein rundlich viereckiger schwarzer Fleck, nach der Basis zu weisslichgelb gesäumt, unterhalb desselben eine verwischte lichtere Stelle, welche nach dem Aussenrand zu die weissliche Querlinie durchbricht; vor dem Saum aller Flügel eine Reihe kaum sichtbarer weisslicher Punkte, die von der Flügelspitze stark geschwungen sich gegen den Innenrand ziehen, der Raum zwischen diesen Punkten und dem Aussenrande ist lichter; unten sind alle Flügel braunschwarz, nach dem Saum zu mit einer Reihe weissgelber Flecken.

Ein Pyralide, wohl eine neue Gattung: Pyralis Werneburgalis (Fig. 9). *) Tota brunnea alis pallide carnea marmoratis.

Leib für einen Pyraliden plump; Palpen grade vorgestreckt, den Kopf merklich überragend, fein cylindrisch, ganz anliegend, beschuppt, das zweite Glied dreimal so lang als das erste, das dritte so lang wie das zweite, aber nur halb so dick. Vorder-

*) Nach Herrn Oberforstmeister Werneburg genannt.

Digitized by Google

flügel gestreckt, am Hinterrande convex, von der Basis bis über die Mitte rothbraun mit einem ziemlich grossen röthlichweissen, rothbraun geaderten Flecken, die rothbraune Fläche erscheint nach dem Hinterrand zu stark ausgenagt, der übrige Theil der Vorderflügel ist röthlichweiss, rothbraun geadert, und erscheint dadurch wie marmorirt; die Hinterflügel sind auf ihrer ganzen Fläche ebenso marmorirt.

A. Keferstein.

Verzeichniss

der von Herrn Tollin in Madagascar gesammelten Schmetterlinge, mit Bezug auf Boisduval faune de Madagascar.

1. Papilio Brutus Bd (Merope Cr.) var. Meriones felder.
2. Papilio Epiphorbas, f.
3. - Cyrnus Bd. sp. gen.
4. Pieris Phileris (nur 2 Flügel).
5. Lycaena Rabe.
6. Acrea Igati, m. et f.
7. - percussa n. sp.
8. - Ranavalona.
9. - Mahela.
10. - Punctatissima.
11. - Rakeli.
12. - Sganzini.
13. Diadema Bolina.
14. - Imperina Hewits.
15. Aterica Rabena.
16. Limenitis Kikideli.
17. Libythea (Eurytela) fulgurata.
18. Hypanis Anvatara.
19. Cyllo Betsimena.
20. - Leda.
21. Thymele Forestan Cr.
22. - Ophion.
23. Agarista Eriopis HS. exot. Schmett.
24. Chaerocampa Batschii n. sp.
25. Zonilia Densoi n. sp.
26. Glaucopis formosa.
27. - Madagascariensis.
28. - Tollinii n. sp.
29. Euchelia formosa.
30. - Pylotis.
31. Saturnia dura n. sp.
32. - sp. sehr lädirt.
33. Aganais borbonica.
34. Catocala sp. sehr lädirt.
35. Ophioderes Fullonia Clerk tab. 48.
36. Cyligramma Importuna n. sp.
37. - Intellecta n. sp.
38. Urania Riphaeus.
39. Pyralis Werneburgalis n. sp.

Digitized by Google

Erfurts Stellung zu unsrer classischen Literaturperiode

in einer Reihe von Vorträgen,

gehalten vom Realschullehrer

Dr. Boxberger.

Schiller's Beziehungen zu Erfurt.

(Dieser Vortrag, zuerst im Erfurter Sonntagsblatt, einer nunmehr eingegangenen Zeitschrift, gedruckt, erscheint hier mit Genehmigung der Redaction und mehrfach erweitert.)

Meine Herren!

Indem ich mir vornahm, Sie von den Beziehungen Schiller's zu unserer Vaterstadt zu unterhalten, hatte ich die doppelte Absicht, einen Beitrag zu der Biographie unseres grossen Dichters zu liefern und den gebührenden Antheil des Ruhmes, mit welchem das Genie Alles adelt, womit es in Berührung kommt, unserer Stadt ungeschmälert zu vindiciren. Sind wir auch nicht so glücklich, wie unsere Nachbarstädte Weimar und Jena, ihn unsern Bürger nennen zu dürfen, so war er doch zu wiederholten Malen unser Gast, er empfing von Erfurtern nachhaltige Anregungen bei seinen dramatischen Arbeiten, er verdankt unserer Stadt die für ihn so fruchtbare Bekanntschaft Wilhelms von Humboldt, und, damit ich gleich den Knotenpunkt meines Aufsatzes angebe, die in materieller und geistiger Hinsicht für ihn so entscheidungsvolle Freundschaft des Coadjutors von Dalberg. Das haben wir ihm gegeben, und was gab er uns? Den Ruhm, den Genius in unsern Mauern bewirthet zu haben.

> Und es ist vortheilhaft, den Genius
> Bewirthen; giebst du ihm ein Gastgeschenk,
> So lässt er dir ein schöneres zurück.
> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Digitized by Google

Seine Beziehungen zu Erfurt begannen zugleich mit demjenigen Werke, welches zuerst seinen Namen in Deutschland verbreitete, mit „den Räubern.“ Als dieses Drama im Jahre 1781 in Stuttgart anonym im Druck erschienen war, wurde unter vielen oberflächlichen Recensionen, die es hervorrief, auch eine gründliche in der „Erfurter Gelehrten Zeitung“ vom 24. Juli 1781 veröffentlicht, die zum grösseren Theile bei Boas, „Schiller's Jugendjahre“ abgedruckt ist, und die wir hier ganz folgen lassen.

„Die Räuber.“ Ein Schauspiel 1781 (12 Gr.)

Eine Erscheinung, die sich unter der unübersehbaren Menge ähnlicher Sächelchen gar sehr auszeichnet, wahrscheinlich noch fortdauern wird, wenn jene in ihr Nichts wieder zurückgegangen sind, noch ehe sie anfingen recht zu leben. Ich glaube, dass sie um deswillen unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Volle blühende Sprache, Feuer im Ausdruck und Wortfügung, rascher Ideengang, küne fortreisende Fantasie, einige hingeworfene, nicht genug überdachte Ausdrücke, poetische Deklamazionen, und eine Neigung, nicht gern einen glänzenden Gedanken zu unterdrüken, sondern alles zu sagen, was gesagt werden kan, alles das karakterisirt den Verfasser als einen jungen Mann, der bei einem raschen Kreislauf des Bluts und einer fortreisenden Einbildungskraft, ein warmes Herz voll Gefül und Drang für die gute Sache hat. Haben wir je einen deutschen Shakespear zu erwarten, so ist es dieser.

Aber eben diese grose Hofnung berechtiget uns auch zu grösern Forderungen, als die Alltagskost für unsere gewönliche Kraftmänner und süse Geisterchen. In der Vorrede sagt der Verfasser, dass er sein Werk nicht als Schauspiel nach den Regeln des Aristoteles und Batteux, sondern als dramatisirte Geschichte beurteilt wissen will. Das mus freilich von einem jeden Meister abhängen, welche Form er seinem Werke geben will, und nach seinem Endzweck müssen wir ihn beurteilen: aber von einem guten Meister können wir doch wol erwarten, dass er für sein Werk die möglichst vollkommenste Form wält. Einen gemeinen Maler tadle ich nicht, wenn er ein Historienstük in Rembrands oder Deniers Manier malt, aber von einem grossen Künstler wünsche ich die Geschichte lieber in Mengs oder Raf-

Digitized by Google

faels Geschmak zu sehen. Es ist freilich leichter, einen reichhaltigen Gegenstand erträglich zu dramatisiren, als ihn (nach dem Ausdruk des Verfassers) in die allzuengen Pallisaden des Aristoteles und Batteux einzukeilen: allein ist das leichteste auch darum das beste? Einem mehr als mittelmässigen Kopfe gereicht es wenig zur Ehre, wenn er nur nach dem leichtesten, nicht nach dem vollkommensten strebt; und das wird doch wol der Verfasser niemand bereden wollen, dass ein nach den Regeln des Arist. verfertigtes Schauspiel nicht vollkommner sei, als eine blos dramatisirte Geschichte? Die Regeln des Arist. sind keine Grillen eines müsigen Kunstrichters, sie sind von den besten Stücken des Altertums abgezogen, und in der Natur der Sache, in der Natur unserer Empfindung gegründet. Die Verlezung der Einheit ist Verlezung der Natur, und empört, oder verwirrt, oder schwächt die Empfindung eines jeden fein und richtig fühlenden Menschen. Der Verfasser hält es für eine widersinnige Zumuthung, in drei Stunden einige auserordentliche Menschen zu erschöpfen, hält es für unmöglich, dass sie sich auch dem durchdringendsten Geisterkenner innerhalb vier und zwanzig Stunden entblösen solten. Mir dünkt, es kommt nur auf die Kunst an, sie in diejenige Situazion zu sezen, wo die geheimsten Fäden ihres Herzens durch innern oder durch äusern Drang, auch wider ihren Willen sich entwickeln müssen. Und hat Lessing in seiner Emilie Galotti weniger gethan? Es ist also nicht unmöglich, ist nicht widersinnige Zumuthung, und änliche Beispiele werden dem V. mehr beifallen. Allein die Zumutung, in drey Stunden mit meinem Helden einen Zeitraum von Jahren zu durchlaufen, in einer Zeitfolge von Augenbliken die Kette der Handlungen eines halben Menschenalters zu durchschauen, die Widersprüche nicht zu bemerken, mit der Leichtigkeit des Dichters über die Lüken hinwegschlüpfen, angewurzelt auf dem Raum eines Quadratschuhes, Städte zu durchwandern, und auf dem Zaubermantel der Fantasie im Hui über Länder zu fliegen, ohne eine Fuszehe zu rühren; ohne unwillig zu fragen, wie hängt das zusammen? wie ging das zu? was ging hier vor? kurz, nur um mich zu täuschen, meine Fantasie zu jagen, meinen Verstand zu betäuben, und meine Sinnen Lügen zu strafen; wär diese Zumutung weniger widersinnig? Ich weis es wol, dass es zum beliebten Scheniewesen gehört, auf Re-

Digitized by Google

geln als Schulgeschwätz zu schimpfen, Aristoteles und Batteux für Dummköpfe zu halten, über Stock und Stein querfeld ein zu springen und Zaun und Heken niederzutreten: aber ich weis auch, dass wir nur noch kurze Zeit so fortfahren dürfen, um alles, was die besten Köpfe seit Jahrhunderten gebaut haben, niederzureisen, und mit Sturm und Drang, Sing und Sang in das beliebte Zeitalter der Gothen zurückzukehren. Jedoch zu diesen wütenden Kraftschenies gehört unser Verfasser noch nicht, und ich hoffe, dass er sich mit dem Aristoteles noch aussönen, und uns Meisterstücke der Kunst liefern wird, die mit Shakespeares so oft schon nachgeäften, aber bis itzt noch unerreichten Schönheiten prangen, ohne durch seine Ausschweifungen verunstaltet zu werden. Ein Auszug von dem Stück lässt sich nicht geben, ohne es zu verunstalten, zu entkräften. Man lese selbst, und es wird die Mühe reichlich belonen. Die Karaktere sind gröstentheils meisterhaft geschildert, kühn angelegt, und treu ausgeführt, vorzüglich Karl Moors Karakter, der ein wahres Meisterstück ist. Franzens kurze Erzählung in der ersten Szene, S. 5, lässt uns mit einem Blick die Geschichte der Kindheit der ungleichen Brüder übersehen, und aus den verschiedenen Anlagen begreifen, dass jeder unter solchen Umständen das werden musste, was er wurde. Franz, der schleichende heuchlerische Böswicht, und Karl, der seltne grose Mann, der unter andern Verbindungen die Bewunderung der Völker gewesen wär, den man aber auch itzt, als Mörder und Räuber, indem man seine Schandthaten hasst und verabscheut, noch bedauern, bewundern und lieben mus. Bis an das Ende bleibt er sich gleich, gleich gros, gleich liebens- und gleich verabscheuungswürdig. Keine seiner auserordentlichsten Handlungen kömt ganz unerwartet, oder, ist unbegreiflich. Alles ist so angelegt, so zwischen Ursache und Wirkung verbunden, dass es nicht anders kommen konte. Das gilt auch von Franzens Handlungen. Dessen Karakter ist nicht so schwer, weil er nicht so zusammengesetzt ist. Er ist blos abscheulich, bleibt sich aber auch immer gleich. Ob es aber — was der Verfasser auch in seiner Vorrede, mit sehr viel Zuversicht zu sich selbst, von Pöbel und von Abderiten sagen mag — ob es ein so gänzliches Ungeheuer in der Natur giebt: das ist eine andere Frage. Er eifert ja selbst wider die Aufstellung der Ideale, und ich möchte mir

Digitized by Google

doch zeigen lassen, welcher unter den alten oder neuen Dichtern es gewagt hätte, ein so vollkommenes Ideal eines menschlichen Ungeheuers aufzustellen. Man legt schon lange Richardson seinen Lovelave zur Last und Lovelave ist doch gewis ein Heiliger gegen Franzen. War es nicht möglich, dass der Verfasser ihm alle zur Karakteristik des Stücks nöthige Hauptzüge lies, und doch einige andere Züge hineinwebte, die ihn der wirklichen Menschennatur, die nie so ganz, so durchaus, so ununterbrochen bös ist, näher gebracht hätten? Uebrigens bleibt auch dieser Karakter bis an das Ende sich treu. Auch seine Verzweiflung und Gewissensangst gehören nothwendig dazu: denn seine niedrig boshafte Seele war zu klein, um auch in der Bosheit heldenmäsig zu verharren. Was wir von Amalien sehen, ist gut, ist sehr schön; aber mir dünkt, wir sehen zu wenig von ihr. Eine solche Hauptperson solte mehr ausgezeichnet, mehr in das helleste Licht gestellt, von mehreren Seiten gezeigt sein! und das hätte leicht geschehen können, wenn einige ganz überflüssige Nebenpersonen weggeblieben wären. Dazu gehören die meisten der Räuber. Wozu die ganze Rotte? zu nichts, als das ganze Stück hier und da langweilig zu machen und einige sehr widrige Scenen aufzuführen. Schweizer und Spiegelberg konnten bleiben; dieser, um die Maschine in Bewegung zu sezen, wozu Moor für sich unfähig war; und jener um ein würdiger Vertrauter Moors, und ein Werkzeug seiner edeln Rache zu sein. Der alte Moor ist ein guter zärtlicher Vater, aber ein schwacher Mann, und als dieser spielt er seine Rolle gut. Aber in Herrmanns Karakter kann ich mich nicht finden. Er ist boshaft und rachgierig genug, um sich von Franzen zum Werkzeug der abscheulichsten Schandthaten brauchen zu lassen, und unmittelbar darauf, ohne weitere Veranlassung, der gutherzige Retter der Leidenden. Zum ersten ist hinlänglicher Grund und Veranlassung da, zum letzten nicht. Der alte Daniel ist ganz überflüssig: denn zu Franzens Vertrauten schickte er sich durchaus nicht. Wie war es möglich, dass ein so listiger Böswicht, wie Franz, einem so alten einfältigen frommen Mann so bedenkliche Aufträge geben konnte? Das ist offenbar Widerspruch. Warum wälte er nicht auch hierzu den Herrmann? Herrmann hatte ihm blutige Rache gelobt; izt war es Zeit Gebrauch davon zu machen. Das war natürlich, und der Leser wurde einiger lang-

Digitized by Google

weiligen Szenen zwischen Daniel und Franz, und Daniel und Karl überhoben. Besonders ist die Wiedererkennungsszene zwischen den lezten beiden, und Daniels Kindererzählung, mehr als langweilig, zumal zu einer Zeit, wo es von Karls Fassung nicht zu erwarten war, dass er Geduld genug haben konte, das einfältige Gewäsche des kindischen Alten so gelassen anzuhören. Franzens Monolog S. 13, wo er seine Bosheit zu bemänteln sucht, scheint eine Nachahmung des schönen Edmundischen Monologs in Lear zu sein, da er seinen Vater behorcht hat. Er würde eben so schön, und noch meisterhafter sein, wenn er kürzer wär, allein er ist gar zu lang gerathen. Eben das gilt von der Szene von S. 20 an. Spiegelbergs Erzälungen sind nicht nur überflüssig und langweilig, sondern auch ekelhaft. Wer mag eine so weitläuftige Relazion läppischer Studentenstreiche mit anhören? Die Szene sollte wenigstens um die Hälfte abgekürzt seyn, und sie wär noch immer mehr als hinlänglich, den grosen Endschlus nach und nach reifen zu lassen. Moors Verzweiflung und wüthender Schmerz, und ein flüchtiger Einfall von Spiegelberg waren hinreichende Triebfedern, mithin der gröste Theil des unbedeutenden Gewäsches der Uebrigen überflüssig. Moors Verzweiflung von S. 39 an ist vortrefflich, fürchterlich schön. Shakespear lässt seinen Lear nicht rührender, nicht fürchterlicher rasen. Die erste Szene des zweiten Akts ist herrlich, und Franzens Ueberredung Herrmanns ein Meisterstück der Kunst. Die dritte Szene ist zu gedehnt, und das Räubergeschwäz ekelhaft. Spiegelbergs Erzälung hat keine Verbindung mit dem Stück, und die Geschichte mit dem Nonnenkloster ist zu schändlich, zu beleidigend. Ueberhaupt solte der Verfasser hier und da mehr über sich wachen, damit ihm nicht zuweilen Ausdrücke entwischten, die jedem zärtlichen Ohr beleidigend sein müssen. Ich mag sie nicht auszeichnen, um nicht denselben Fehler zu begehen. So auch bedient er sich einiger Provinzialausdrücke, die an einigen Orten Teutschlands ganz unverständlich sind, z. B. Weidenstoz, Aufstreich, jolen, zettern, bretteln etc. So ist sein Wiz zuweilen gesucht und abenteuerlich. Nur ein paar Beispiele:

Räuber S. „Wahrhaftig da habe. R. Ja, zum Teufel — verlieren kann.“ „Und nun die Loosung zur Freiheit: es war ein Knall, als ob dem Himmelsfas ein Reif gesprungen wäre;

Digitized by Google

„Nasen, Augen und Ohren schütteln sich; — der Dolch stak in seinem Bauch, wie ein Pfahl im Weinberg; — die Kraft ist versiegen gegangen; — die Glocke der Auferstehung läuten“ etc.

Moors Reue über das Unglück der durch ihn angezündeten Stadt ist rührend. Er sagt:

Höre sie nicht — frecher Plan etc.

In der zweiten Szene des dritten Akts:

„Seht, es ist alles Abbadonna!“

Kosinsky's Anwerbung ist Episode, die mit dem Stück in gar keiner Verbindung steht, aber um Karls willen mir so reizend, dass ich ganze Bände dafür hingebe. Die Szene von Moors Zusammenkunft mit Amalien ist hinreisend schön. Das Räuberlied in der fünften Szene des vierten Akts und ein Theil ihrer Unterhaltung hätte wol wegbleiben können. Aber der darauf folgende Monolog Moors:

„Glaubt ihr — bratet?“ Und: „Zeit und Ewigkeit — sage mir“ etc.

Kaum kann ich mich enthalten die ganze Stelle abzuschreiben, sie ist sicher so schön, wo nicht schöner noch, als Hamlets berühmter Monolog von Sein und Nichtsein. Doch ich müsste beinahe das ganze Stück ausschreiben, wenn ich alle vortreffliche Stellen anmerken wolte. Die Szene, wo Moor seinen Vater entdeckt, und Rache schwört, ist fürchterlich. — Im fünften Akt gefällt mir bei Franzens Verzweiflung sein Traum nicht: denn ich glaube kein Drama, sondern einige Kapitel aus der Offenbarung Johannis zu lesen; völlig derselbe Ton. Pastor Moser ist auch eine überflüssige Person: denn sein Besuch bewirkt nichts. Er bringt nicht die mindeste Veränderung in dem Gemütszustand des Verzeifelnden hervor, was soll er also? Seine Unterhaltung selbst macht uns keinen sonderlichen Begrif von ihm, da er weder den Menschenkenner, noch den Menschenfreund, noch den Philosophen, sondern den im gewöhnlichen Alltagston donnernden Gesezprediger macht. Amaliens Ermordung scheint mir zu ruhig vollzogen zu werden; und das Ende der ganzen Szene sollte wol überhaupt mehr zusammengedrängt und kürzer abgebrochen werden, um den Leser nicht vor dem Ende schon erkalten zu lassen. — Ich bin weitläufig gewesen: aber ich glaube, eine so seltne Erscheinung im dramatischen

Digitized by Google

Fach verdient es. Ein Verfasser, dessen erstes Produkt sich schon so sehr auszeichnet, mus, wenn er aufmerksam auf sich ist, und die Bemerkungen kunstverständiger Freunde benuzt, mit Riesenschritten zur Vollkommenheit fortschreiten, und das Publicum zu grossen Erwartungen berechtigen. Nur wünsche ich noch, dass er bei dem Studio Shakespeares, weniger den Göz, als Lessings Werke studiren mögte, da das Feuer seines Genies ohnehin mehr eines Zügels, als der Sporn bedarf."

Es ist unnöthig, über die Vortrefflichkeit dieser Recension viele Worte zu machen. Jeder, der „die Räuber" genauer kennt, fühlt die Wahrheit derselben; aber wahrhaft bewundernswürdig ist die Richtigkeit des Prognosticons, welches der Recensent dem jungen unbekannten Dichter stellt, dessen Namen er nicht einmal wusste (erst am 22. Oktober 1781 wird angezeigt: „Das in der letzten Jubilate-Messe [ohne Benennung des Verfassers und Druckorts] bei Metzler in Stuttgart herausgekommene Schauspiel, die Räuber, hat den Herrn Regimentsdoctor Schiller zu Stuttgart zum Verfasser). Es war der Mühe werth, den Namen des Recensenten, der sich mit „— e" unterzeichnete, zu erforschen. Ich glaube in ihm den Erfurter Schriftsteller Christ. Fr. Timme, geboren zu Arnstadt 1752, gestorben hier 7. Juni 1788, zu erkennen, Verfasser von: 1) Faramonds Familiengeschichte, in Briefen. 2) Der Empfindsame, Maurus Pankratius Ziprianus Kurt, auch Selmar genannt, ein Moderoman. 3) Wenzel von Erfurt, eine Robinsonade. 4) Von den Lustspielen: der abgedankte Offizier; die gute Ehefrau; der schöne Lieutenant; der Tausch der Brüder. In dem letzterwähnten Lustspiel wird ein junger Mann, der ein Kraftgenie ist, aber sonst nichts Gescheidtes gelernt hat, von seinem Bruder, einem bescheidenen, aber soliden und gründlich gebildeten Menschen, bei seiner Braut ausgestochen, das Kraftgenie aber noch einmal auf das Gymnasium geschickt, um das Versäumte nachzuholen. Ganz ebenso verhält sich der Verfasser unserer Recension gegen die Stürmer der Sturm- und Drangperiode; auch Klinger wird von demselben Recensenten auf Veranlassung seines „Plimplamplasko" mit wohlverdientem Spotte heimgeschickt. Als Mitarbeiter der „Erfurter Gelehrten Zeitung" nennt ihn diese selbst bei der Anzeige seines Todes.

Digitized by Google

Dass dieser Mann trotz seines jugendlichen Alters auf der Höhe der literarischen Bildung stand, bezeugt die gute Aufnahme mehrerer seiner Werke, so wie der sichere Ton, den er gegenüber diesem neuen Meteor am literarischen Himmel sich bewahrt. Er steht wirklich über dem Verfasser, nicht, wie das so oft der Fall ist, nur ihm gegenüber. Auch trug diese Recension, was selten geschieht, hier einmal, wenigstens für das Theater, ihre guten Früchte. Schiller schreibt an den Theaterintendanten Heribert von Dalberg in Mannheim, am 6. Oktober 1781, indem er ihm „den verlornen Sohn oder die umgeschmolzenen Räuber" schickt: „Ich habe schriftliche, mündliche und gedruckte Recensionen zu benutzen gesucht. — Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu, und meiner Meinung nach das ganze Stück werth. Dahin gehören: Herrmanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit diesem, die in der ersten Ausarbeitung (nach dem vollkommenen Sinn meines Erfurter Recensenten) gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden. Doch hat mein Recensent den Ausgang dieser Unterhandlung anders erwartet, aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich ihn, so wie er jetzt ist, für recht hielt. — Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu ist etwas seltsam." Auch die Verkürzungen, die der Erfurter Recensent für nöthig hielt, liess Schiller eintreten. In der Theaterbearbeitung, die 1782 in Mannheim bei Schwan erschien, fehlt der Pastor Moser ganz, so wie der Räuber Schwarz. Die Monologe sind gewaltig verkürzt. Spiegelbergs Erzählung aus seinen Bubenjahren fehlt. Die Scene zwischen Spiegelberg und Razmann ist sehr beschnitten, die gerügte Klostergeschichte fehlt ganz, so wie die Erzählungen aus Spiegelbergs Praxis in der Rekrutenwerbung, die allerdings nur in so fern in das Stück eingreifen, als sie den Contrast bilden zu der Werbung Kosinsky's durch Moor.

Bekanntlich waren die Räuber Veranlassung, dass Schiller aus Stuttgart entfloh und in Mannheim Zuflucht suchte. Von da machte er 1784 mit den Schauspielern einen längeren Ausflug nach Frankfurt am Main, wo er eine Schauspielerin kennen lernte, welche „durch eine gleiche Begeisterung für die dramatische Kunst unlängst auf die Bühne geführt war, ein Herz, wie er sie seinem Reinwald schildert, ganz zur Theilnahme ge-

Digitized by Google

schaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet.“ Es war Sophie Albrecht, die Tochter des Professors Baumer aus Erfurt. Sie war zwei Jahre älter als Schiller. Schon als Kind zeigte sie bei knabenhafter Wildheit treffliche Anlagen, welche ihren Vater auf den Gedanken brachten, sie studiren zu lassen. Nach seinem frühzeitigen Tode verheirathete sie sich, nur 15 Jahre alt, an den Dr. Albrecht und begleitete ihn nach Rewal, wohin er als Leibarzt eines reichen Edelmanns ging. Ein unwiderstehlicher Hang und ein lebhaftes dichterisches Gefühl zog sie zum Theater. Nachdem sie in Erfurt ihren ersten Versuch gemacht, debutirte sie zu Frankfurt unter Grossmanns Direction, und hielt sich mit ihrem Gatten, den Schiller ebenfalls lieb gewann, noch jetzt dort auf, um ihre Ausbildung zu vollenden. (Palleske, Schillers Leben I., pag. 488 etc.) Sie war auch Schriftstellerin wie ihr Mann, und zum Theil erschienen ihre Werke in hiesigem Verlag. Sie gab heraus: 1) Gedichte und Schauspiele. 2) Aramena, eine lyrische Geschichte für unsere Zeit. 3) Das höfliche Gespenst. 4) Graumännchen. 5) Ida von Düben. 6) Romantische Dichtungen aus der älteren christlichen Kirche. Später wurde sie von ihrem Manne geschieden und starb im Alter von 83 Jahren in grosser Dürftigkeit im Spitale zu Hamburg. Eine Anthologie aus ihren Werken erschien ein Jahr nach ihrem Tode. In ihrer Begeisterung für Schiller dichtete sie folgende dithyrambischen Verse:

Schwebe denn auf, mein Lied,
Dem Manne,
Dessen Strahlenglanz meine Seele erquickt,
Töne ihm innigen Dank
Für jeden Schauer
Den seine unsterblichen Gesänge in mich strömten,
Für die süssen Thränen,
Die ich mit seiner Leonore verweinte,
Für das furchtbare, majestätische Grauen,
Das mich durchbebte,
Als ich Karl von Moor
In Missethat und Tugend bewunderte,
Flüstre ihm leise,
Dass ich ihn liebe mit heiligem Feuer etc.

Digitized by Google

(Palleske ib. pag. 490.) Von Frankfurt war sie nach Leipzig gegangen, und als Schiller im Jahre 1785 Mannheim verliess, um sich in die Arme seiner neugewonnenen Freunde Körner und Huber nach Leipzig zu flüchten, wurde die Freundschaft erneuert. Den 11. September folgte Schiller, von Dr. Albrecht und dessen Frau, die gleichfalls nach Dresden übersiedelten, begleitet, dem neuvermählten Körner'schen Ehepaare nach Dresden nach. Durch Vermittelung der Madame Albrecht, in deren Hause die freieren Elemente der Gesellschaft verkehrten, machte er die Bekanntschaft des Fräulein Henriette Elisabeth von Arnim, für die er bald eine heftige Leidenschaft empfand. Als er sich endlich im Jahre 1787 mit blutendem Herzen von Dresden losriss, um in die damalige Metropole der deutschen Literatur, unsere Nachbarstadt Weimar, zu wandern, unternahm er bald darauf (zu Anfang August) einen Ausflug nach Erfurt, um dort im Stift die jüngere Schwester des Fräulein von Arnim zu besuchen. „Ich machte mir", schrieb er sehr diplomatisch an Körner (Briefwechsel mit Körner I., pag. 129) „eine Zerstreuung und fuhr nach Erfurt, weil ich dort im Stift etwas von Arnims zu übergeben und versprochen hatte, es selbst zu thun. Ich hatte noch nie ein Frauenkloster gesehen und wollte es bei dieser Gelegenheit. Die Schwester der alten Arnim ist dort Superiorin und das jüngste Fräulein ist eine Pensionärin darin. Ich hatte Anfangs eine Unterredung vor dem Gitter, dann wurde mir aufgeschlossen, und ich wurde im Kloster — nur nicht in den Schlafzellen — herumgeführt. Ich liess mir die Einrichtung und Lebensart erzählen und fand es wahr, was man von den Nonnen sagt, dass sie die höchste Zufriedenheit mit ihrem Zustande heucheln. Es waren lauter fröhliche Gesichter, aber freilich der verdrehten Augen genug. Weil ich nach langer Zeit vielleicht die erste junge Mannsperson war, die sich im Innern des Klosters sehen liess, so wurde ich ziemlich angegafft, und Nonnen wechselten mit Nonnen. Im Gasthofe, wo ich abgestiegen war, wurde mein Name durch meinen Bedienten verrathen, und es sammelte sich ein Haufe von dem dortigen Privattheater, mich zu sehen. Keiner aber getraute sich, mich anzureden, und ich erfuhr's erst, was es war, als ich in den Wagen stieg. In keinem Gasthofe bin ich so fröhlich bedient und so christlich behandelt worden."

Digitized by Google

Wenn es erlaubt ist, zu schliessen, dass er einen so fröhlichen und so christlichen Gasthof auch später wieder aufgesucht hat, so war es der „Schlehendorn“ (der leider neuerdings seinen schönen alterthümlichen Namen hat einbüssen müssen und jetzt „Rheinischer Hof“ heisst), denn in diesem logirte er später. Einen zweiten Besuch stattete er Erfurt den 10. April 1788 ab mit seinem Freunde Huber, der als Legationssekretär der kursächsischen Gesandtschaft nach Mainz ging und in Erfurt mit seinem Gesandten wieder zusammentraf. Diesmal aber zog ihn ein anderer Magnet über Erfurt weiter hinaus nach Gotha, wo damals seine Freundin Charlotte von Kalb sich aufhielt. Bald sollten ihn wichtigere und schönere Herzensverhältnisse öfter nach Erfurt locken.

Während seines Aufenthaltes in Bauerbach auf dem Gute der Frau von Wolzogen hatte er auf einem Ausfluge nach Rudolstadt die Bekanntschaft der beiden Schwestern Lengefeld gemacht, von denen die ältere, Caroline, damals an einen Herrn von Beulwitz verheirathet war. Die Bekanntschaft mit der jüngeren wurde in Weimar im Winter von 1787—88 erneuert, in Rudolstadt im Sommer 1788 fortgesetzt, bis sie am 22. Februar 1790 zu Jena in eine Heirath einmündete. Die ältere Schwester, Caroline von Beulwitz, stand mit Erfurt, sowohl mit dem hier residirenden Coadjutor von Mainz, dem Reichsfreiherrn von Dalberg, als auch mit der verwandten und ihm eng befreundeten Dacheröden'schen Familie (der Kammerpräsident von Dacheröden wohnte auf dem Anger in dem östlichen Flügel des A. Lucius'schen Hauses), vor allem mit Caroline von Dacheröden, im engsten brieflichen und persönlichen Verkehr, und suchte auch Schiller mit jenem Kreise zu verbinden. Der Rath Zacharias Becker aus Gotha, der nach Schillers Tode sich so thätig seiner hinterlassenen Familie annahm, war im Hause des Präsidenten von Dacheröden Erzieher gewesen und dadurch der Frau von Beulwitz bekannt und werth geworden. Schiller machte seine Bekanntschaft im Sommer 1788 in Rudolstadt. Die schöngeistige, lebhafte, thätige, gewandte Frau von Beulwitz hatte in Rudolstadt eine Art Heirathsbureau etablirt, obgleich sie selbst nicht eben glücklich verheirathet war. Aus ihren Händen empfing Schiller seine Lotte, ihre Schwester; Wilhelm von Humboldt ihre Freundin Caroline von Dacheröden. Aber damit be-

Digitized by Google

gnügte sich ihr unternehmender Geist noch nicht. Sie wollte auch den alten Präsidenten, den Papa, wie er im Briefwechsel heisst, mit ihrer Mutter, der chère mère, da sie beide ihre Ehehälften verloren hatten, zusammenpaaren; das menschenfreundliche Unternehmen scheiterte nur an der Abneigung des alten Herrn, dieses Joch zum zweiten Male auf sich zu laden. Vor der Hand durfte sie sich wohl mit den zwei so glücklich eingeleiteten Verhältnissen zufrieden geben, aus denen zwei der edelsten Ehebündnisse, die die Welt kennt, erwuchsen. Jetzt wurde Erfurt für Schiller die Stätte seiner Sehnsucht, aus welcher ihm das Heil seines Lebens, seine geliebte Lotte, und das Glück seiner Zukunft aus der Hand des Coadjutors, wenn nur erst die erzbischöfliche Tiare seine Stirne schmückte, kommen sollte. „Der Reichsfreiherr Karl Theodor Anton Maria von Dalberg nämlich, seit 1772 Statthalter zu Erfurt, seit 1778 Coadjutor von Kurmainz, war derjenige Kirchenfürst, welchen der nach menschlicher Berechnung bald zu erwartende Hintritt des regierenden Kurfürsten von Mainz zu dieser glänzenden Machtstellung erheben musste. Seine politischen Absichten ruhten auf dem Grunde eines reichen und wohlwollenden Herzens und einer schöngeistigen Phantasie.“ (Palleske.) Dass er mehr Schöngeist war, als Patriot, mehr Gefühlsmensch, als Charakter, ist ihm oft genug vorgeworfen worden von Leuten, die in einer ähnlichen Lage sich vielleicht nicht minder haltungslos gezeigt haben würden; genug, in seinem Verhältniss zu Schiller treten nur die herrlichen Lichtseiten seines Charakters hervor, und an diese haben wir uns also auch nur zu halten.

Als Schiller in Lauchstädt Lotten seine Erklärung gemacht hatte, kam es vor allen Dingen darauf an, die Zustimmung der chère mère zu erhalten. Hier legte nun Dalberg ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale. Schiller hatte sich im November 1789 an ihn brieflich gewandt und ihn geradezu mit seinem Wunsche bekannt gemacht, in eine bessere Sphäre versetzt zu werden, wo sein Geist von elenden Rücksichten des Gewinnes unabhängig wirken könnte. „Meine einzige Hoffnung“, schreibt er an seinem Geburtstage an Lotten, „ist auf den Coadjutor gesetzt. Versichert er mich bestimmt und nachdrücklich, dass er für mich handeln will, so lege ich bei dem nächsten Anlass meine Jenaische Professur nieder.“ Drei Tage darauf

Digitized by Google

schickt er Dalbergs Antwort an die beiden Lengefeld mit den Worten: „Ich weiss nicht, was ich eigentlich damit machen soll. So viel indessen lässt sich daraus schliessen, dass es nur an zwei Augen liegt, ob alle unsere Wünsche in Erfüllung gehen sollen; denn ich denke nicht, dass Dalberg sich zurückziehen würde, wenn es zum wirklichen Handeln kommt.“ In seiner Verlegenheit, was er aus dem Briefe machen sollte, sandte ihn Schiller auch an Körner, der zu einer Bewerbung beim Kurfürsten rieth, aber hinzufügte: „Lass dich nur nicht in Erfurt anstellen, es wäre denn unter sehr guten Bedingungen. Das Universitätswesen eckelt mich an.“

Dalbergs Brief lautete:

Hochgeehrtester Herr!

Ich danke Ihnen für Ihre Theilnehmung und Ihr Vertrauen. Seit mehreren Jahren bewundere ich Ihren Genius, dessen Blüthen und Früchte für mich so stärkend und herzerhebend waren. Hinge es von mir ab, so wäre Ihr Wunsch auch mein Wunsch, Ihr Anerbieten wäre mit lebhafter Freude angenommen: Sie würden hier oder in Mainz so angestellt, dass Ihr Geist nach eigenem Trieb sich seinem Flug überlassen könnte. Nun hängt die Sache vom Churfürsten (von Mainz) ab, dem es mit Recht am liebsten ist, wenn Männer von Ihren Verdiensten sich ohnmittelbar vertrauensvoll und ohne alle Empfehlung an ihn selbst wenden. So stellte er Müller, Forster, Heinze und andere an. Ich bin mit grosser Hochachtung

Euer Wohlgeboren ergebenster Diener

Erfurt, den 11. November 1789. Dalberg.

Schiller wandte sich aber nicht nach Mainz, weil er glaubte, Johannes von Müller, der bei allen Anstellungen von Gelehrten in Mainz seine Hand im Spiele hatte, würde, als sein Nebenbuhler in der Geschichte, sein Gesuch nicht befürworten. So blieb Nichts übrig, als ruhig, mitunter auch etwas unruhig, den Tod des alten Kurfürsten zu erwarten. Wirklich verbreitete sich Ende November das Gerücht von seinem Tode; es war falsch. „Todtgesagte Leute leben lang,“ schrieb er in Folge dessen an die Schwestern L., das ist eine traurige Aussicht. Ich beneide Euch aber um die paar seligen Minuten, die Ihr gehabt haben müsst, ehe sich das Gerücht widerlegte. Wenn er nicht sterben

Digitized by Google

will, so wünschte ich wenigstens, man sagte ihn alle 14 Tage einmal todt, dass wir doch die Freude hätten.“ Und zu Neujahr 1792 schreibt er an Körner, der auf die Erbschaft seines Onkels Airer wartete: „Mein herzlicher Wunsch zu diesem neuen Jahre für Dich und für mich ist der, dass dasjenige sterben möge, was nicht leben soll.“ Aber beide frommen Wünsche sollten nur unvollkommen in Erfüllung gehen. Immerhin jedoch gaben die nähere Bekanntschaft Schillers mit Dalberg und die schönen Aussichten für die Zukunft der chère mère viel Beruhigung, und trugen gewiss nicht wenig dazu bei, sie dem Ehebündniss Schiller's mit Lotten geneigt zu machen. Caroline von Wolzogen erzählt: „Er interessirte sich mit vollem Herzen für Schiller und das Glück seiner Liebe. Er versprach, sobald er Kurfürst würde, Schiller ganz nach seinem Wunsch und Sinn anzustellen, und bat mich, meiner Mutter zu sagen, dass ihre Tochter auch in der äusseren Existenz sich durch ihre Heirath nicht aus ihrem gewohnten Kreise gerissen sehen sollte. Wir wussten durch unsere Freundin (Caroline v. Dacheröden), dass er Schiller einen Gehalt von 4000 Gulden zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch seiner Zeit dabei überlassen wollte.“ Als Schiller 1793 einen längeren Ausflug nach seiner Heimath unternahm und in Ludwigsburg seinen Jugendfreund von Hoven antraf, redete er oft mit diesem über die glückliche Aussicht, die sich ihm mit dem Tode des Kurfürsten von Mainz oder des Bischofs von Konstanz eröffnete. In seiner Selbstbiographie, pag. 132, erzählt v. Hoven: „Dalberg, damals Statthalter in Erfurt und Coadjutor von Konstanz und Mainz, hatte ihm nämlich Hoffnung gemacht, sobald er entweder Bischof von Konstanz oder Erzbischof von Mainz werden würde, ihn in seine Dienste zu nehmen. Schiller sprach darüber öfters mit mir, und immer war dabei auch von mir die Rede, indem er mit Zuverlässigkeit darauf rechnen zu können glaubte, dass ich als Leibarzt Dalbergs oder als Professor in Mainz angestellt werden würde. Bei diesen schönen Aussichten war es natürlich, dass er täglich auf die Nachricht von dem Tod des einen oder andern dieser geistlichen Herren wartete. „„Sie sind beide steinalt,“ sagte er, aber keiner denkt an das Sterben.““ Besonders aber fatal war ihm das lange Leben des Bischofs von Konstanz. Dieser sollte seiner Meinung nach längst fort sein. „„Aber das grosse Uebel

Digitized by Google

bei diesen Herren, sagte er, ist, dass sie nichts denken; käme nur eine einzige Idee in den Kopf des betagten Bischofs, so würde es die Organisation seines Gehirns nicht aushalten, es müsste plötzlich an einem Schlagfluss dahinfahren.““

Dalberg wünschte sehr, auch persönlich mit Schiller bekannt zu werden. Am 4. December kam er nach Jena mit dem Grossherzog Karl August, aber Schiller „sprach ihn in schrecklicher Gesellschaft, im Zirkel alter Professoren, weil sie der Herzog zusammenrufen liess. Da konnte er blos über allgemeine Dinge mit ihm reden.“ Erst den Tag darauf erfuhr Dalberg von Goethe in Weimar das intime Verhältniss Schiller's zu Lotten und ward nun um so begieriger auf seine nähere Bekanntschaft. Am 3. December waren auch die beiden Lengefelds in Weimar angekommen, von wo sie am 14. nach Erfurt zu Dacheröden reisten. Am 17. schreibt Lotte an Schiller: „Uebrigens gefällt es mir wohl hier, d. h. die Gesellschaft des Coadjutors macht mir viel Freude; er ist gar artig und hat etwas so Kindliches. Was mich gar sehr angreift, sind die ewigen Soupers und Diners; es giebt da so viel zu essen, dass der Verstand ganz schwach wird! Wir sind durch die erste Gesellschaft bei Dalberg so unter die Menschen und dadurch seitdem nicht zur Ruhe gekommen. Nur früh sind wir für uns. Die Menschen thun uns freilich in so fern nichts, denn sie berühren uns nicht. Nur das viele Essen, das man sehen muss, stört mich; es ist zu arg.“ Noch am 20. war ihr in Weimar der Kopf von den grossen Erfurter Soupers und dem späten Aufbleiben ganz eingenommen: „mir ist gar schwer und unheimlich zu Muthe.“ Das neue Jahr führte die Schwestern nach Erfurt, wo Karoline blieb, während Lotte nach kurzem Aufenthalt wieder nach Weimar zurückkehrte, um gegen die Mitte des Februar den Besuch in Erfurt zu erneuen. Von hier sollte Schiller sie zur Hochzeit nach Jena abholen und zugleich dem Coadjutor seine Aufwartung machen, der sogar seine Hochzeit in Erfurt hatte ausrichten wollen, was aber der chère mère nicht recht war.

Am 14. Februar schreibt Schiller nach Erfurt: „Ihr seid jetzt beisammen, meine Lieben, und mein Herz sagt mir, dass ich Euch nicht ferne bin. Noch vier Tage und ich bin in Eurer Mitte — das ist eine unaussprechlich schöne Aussicht. Meine Sorge ist nur, dass wir einander so wenig werden sehen können.

Digitized by Google

Einige Vormittagsstunden — das wird wohl alles sein, und Ihr werdet dafür sorgen, fürchte ich, dass die Vormittage nicht zu früh anfangen. Ich will eine Stunde Vorlesung mehr noch daran wenden, und es einrichten, dass ich Donnerstags Abends spätestens zwischen 9—10 Uhr in Erfurt bin. Könnt Ihr, so richtet es so ein, dass Ihr zeitiger nach Hause kommt und ich Euch die Nacht auf eine Stunde geniesse. Vergesst nur nicht, mir zu schreiben, in welchem Gasthof Ihr abgestiegen seid. Verfehle ich diesen, so habe ich die halbe Freude verloren. Wenn keine Antwort auf diesen Brief mehr bei mir eintreffen kann und Ihr diesen Umstand in dem Briefe, der unterwegs ist, vergessen habt, so schickt den Heinrich (wahrscheinlich Dacherödens Jäger) gegen 9 Uhr oder auch nur ein Billet in den Schlehendorn, wo ich halten werde. Dem Heinrich könntet Ihr auftragen, dass er mir ein gutes Zimmer (eines nehmlich, das nicht zu weit von dem Eurigen ist) soll parat halten lassen. Die Reputation kann nichts dadurch leiden, die Heirath macht alles gut. — Auf die neuen cher père- und chères frères-Gestalten bin ich begierig. Thut mir den Gefallen und beschreibt mich als einen wunderlichen Kopf oder lieber gleich als einen Bären — das hat in Rudolstadt schon mein Glück gemacht, und wenn ich dann nur Niemand fresse, so bin ich ein artiger Mensch. Das „Universum“ von Dalberg hätte ich noch gar gern gelesen, aber hier ist es nicht zu haben. In Erfurt hoffe ich es zu finden, ich rechne darauf, es aus der Tasche heraussehen zu lassen, wenn ich bei dem Coadjutor bin.“ Schiller kam zur festgesetzten Zeit nach Erfurt und fuhr den Sonntag darauf mit den beiden Schwestern nach Jena. Ihren Hochzeitstag beschreibt Lotte ein Jahr nach Schillers Tode so: „Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute 1806, wo ich dieses mit Schmerzen niederschreibe! Von Kahla fuhren wir gegen zwei Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an, stiegen an der Kirche aus; Niemand war bei der Trauung zugegen, als meine Mutter und Caroline. Den Abend brachten wir still und ruhig mit einander in Gesprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen. — Jeglichen Menschen erwartet sein Tag, auch meiner wird kommen!“

Digitized by Google

An Körner berichtet Schiller das wichtige Ereigniss mit folgenden Worten: „Ich lebte drei angenehme Tage in Erfurt, in Gesellschaft meiner Frau und Schwägerin, welches mich nach und nach daran gewöhnte, von ihnen ungetrennt zu sein. Da man uns überall, wo wir hinkamen, als ein Paar ansah, und der Coadjutor besonders einen innigen Antheil an unserem Verhältniss nahm, so verschönerte mir dieses meinen Aufenthalt in Erfurt gar sehr. — — Jetzt darf nur noch eine Veränderung geschehen, so habe ich nichts von aussen mehr zu wünschen. Von dem Coadjutor kann ich alles hoffen. Er hat sich von freien Stücken gegen mich über den bewussten Punkt herausgelassen und mir in bestimmten Worten gesagt, dass er darauf zähle, mich in Mainz um sich zu haben, und mir eine Existenz, wie sie für mich gehöre, dort zu verschaffen. Er wüsste auch nicht, setzte er hinzu, wozu den Fürsten ihre Hilfsmittel nützten, wenn sie sie nicht dazu gebrauchten, vortreffliche Menschen um sich zu versammeln. Aber auch ohne jede Privatrücksicht ist der Coadjutor ein überaus interessanter Mensch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechsel hat. Ich habe keinen Menschen gefunden, mit dem ich überhaupt so gerne leben möchte, als mit ihm. Er hat meinen Geist entzündet, und ich, wie mir vorkam, auch den seinigen. Zwar scheint er mir etwas Unstätes und Schwankendes zu haben, und darum dürfte er nicht dazu gemacht sein, eine Materie mit Gründlichkeit zu erschöpfen, aber seine Blicke sind hell, rasch und weit verbreitet, und dies macht ihn desto geniessbarer im Gespräch. Meine Frau und Schwägerin hat er sehr lieb, und sie haben ihn wirklich erobert. Er malt gar schön, und erlaubte den beiden, ihn malen zu sehen. Er legte ein Gemälde an, welches auf unsere Heirath Beziehung hat. Es ist ein Hymen, der unsere Namen auf einen Baum schreibt, in der Nähe die Hippokrene und die Attribute des Trauerspiels und der Geschichte. Das Gemälde ist Lottchen bestimmt und in 14 Tagen sollen wir's haben. Eine Madonna hat er gemalt, die wirklich ganz vortrefflich ist.“ Am 15. April hatte Lotte das Gemälde in Händen, begleitet von einem schönen Briefe. „Es ist schön ausgeführt,“ schreibt Schiller, „obgleich der Gedanke an sich wenig Gehalt hat, wie es bei einem Gelegenheitsstück auch nicht wohl möglich ist.“

Digitized by Google

Das Verhältniss zu Dalberg ward immer inniger. Am 19. December 1790 schreibt Schiller an Körner: „In 12 Tagen reise ich mit meiner Frau und Schwägerin nach Erfurt, um acht Tage dort zu bleiben. Mein Verhältniss mit Dalberg wird immer fester und enger; ich verspreche mir einmal überaus viel von einem näheren Umgange mit ihm. Er ist ein so reines, so edles und so geistreiches Wesen, wie ich wenige kenne; so ganz über jede Armseligkeit hinweg, voll Empfänglichkeit und Wärme für das Schöne, Wahre und Gute, und doch frei von Schwärmerei — frei geworden, denn er war nicht immer so. — Mich freut, dass Dir mein deutscher Plutarch gefällt. Gewiss ist dies die Arbeit, die auf mich wartet, wo alle Kräfte meiner Seele Befriedigung finden werden. Ich bin nun begierig, was Dalberg dazu sagen wird. Er will mich nicht von der Poesie, und besonders nicht von der dramatischen, verschlagen wissen. Aber beides wird sich recht gut vereinigen lassen.“ Was Schiller hier erwähnt, ist ein wichtiger Dienst, den Dalberg der deutschen Literatur geleistet hat. Schiller war durch seine mehrjährige Beschäftigung mit der Geschichte an seinem Dichterberufe irre geworden und erbat sich das Urtheil seiner kunstverständigen Freunde, ob er überhaupt ein Dichter, und zu welcher Dichtungsgattung er berufen sei. Auf eine solche Anfrage hatte Dalberg, der aus dem Don Carlos Schillers eminente Befähigung zur hohen Tragödie erkannt hatte, am 12. September 1790 geantwortet: „Ich wage es nicht, zu bestimmen, was Schiller's allumfassender, allbelebender Genius unternehmen soll. Nur sei mir erlaubt der stille Wunsch, dass Geister, mit Riesenkräften ausgerüstet, sich selbst fragen möchten: Wie kann ich der Menschheit am nützlichsten werden?“ Da Schiller durch diese ehrenvolle, aber ausweichende Antwort nicht beruhigt war, erklärte sich endlich Dalberg dahin: es sei wünschenswerth, dass Schiller in ganzer Fülle Dasjenige leiste, was er leisten könne, und das sei das Drama. Auch das literarische Verhältniss zu Erfurt ward ein immer regeres. Die Erfurter Gelehrte Zeitung, die seit 1780 unter der Aufsicht der Akademie herausgegeben wurde, hatte die schriftstellerische Thätigkeit Schiller's so wie seine Lebensschicksale von „den Räubern“ an mit Aufmerksamkeit begleitet. Als Schiller bei Gelegenheit seiner Heirath vom Grossherzog von Weimar einen jährlichen Gehalt von ganzen 200 Reichstha-

Digitized by Google

lern erlangt hatte, verkündigte sie dies ausserordentliche Ereigniss mit den aus Jena datirten Worten: „Der Herzog von Sachsen-Weimar hat dem hiesigen berühmten Rathe, ausserordentlichen Professor der Geschichte, Herrn Friedrich Schiller, den Character als Hofrath nebst einer ansehnlichen Pension ertheilt.“ An seinen Verleger Göschen schreibt Schiller, er wolle die Anzeige seiner Geschichte des dreissigjährigen Krieges, deren erster Theil bis zur Schlacht bei Breitenfeld zu Ende des Jahres 1790 in Göschens Damenkalender erschienen war, auch in der Erfurter Zeitung, wohin er Correspondenz habe, besorgen lassen. Diese Anzeige erschien den 13. Januar 1791, also drei Tage nachdem Schiller Erfurt wieder verlassen hatte. Jedenfalls ist sie vom Professor Dominikus verfasst, der Dalbergs täglicher Tischgenosse war, Schillers Antrittsvorlesung: „Was heisst und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte“, angezeigt in der Erfurter Gelehrten Zeitung vom 7. April 1790, mit Begeisterung gelesen hatte und Mitte Mai einen jugendlich warmen Brief darüber an Schiller schrieb, und im Wintersemester 1790 Einleitung in die Universalgeschichte nach Schiller vortrug. Den 30. December 1790 war Schiller hier zum Besuche bei Dalberg angekommen und blieb bis zum 10. Januar 1791. In den ersten Tagen des neuen Jahres schrieb er sich in das Stammbuch des hiesigen Professors Justi mit den Worten des Juvenal:

Summum crede nefas animum praeferre pudori
Et propter vitam vivendi perdere causas,

und mit den Versen aus Wielands Musarion ein:

Doch auch die Weisheit kann Unsterblichkeit erwerben.
Wie prächtig klingt's, den fesselfreien Geist
Im reinen Quell des Lichts von seinen Flecken waschen,
Die Wahrheit, die sich sonst nie ohne Schleier weist,
— — Entkleidet überraschen!
Um wie viel mehr, als alle Weltbezwinger,
Ist der ein Held, der, tugendhaft zu sein
Sich kühn entschliesst, dem Lust kein Gut, und Pein
Kein Uebel ist, zu gross, sich zu beklagen,
Zu weise, sich zu freu'n — der jede Leidenschaft
Als Sieger an der Tugend Wagen
Befestigt hat und im Triumphe führt,
Den nur sein eigener, kein fremder Beifall rührt.

Digitized by Google

Leider sollte Erfurt Deutschlands grossen Dichter, wie es ihn in den Tagen seines höchsten Glückes gesehen hatte, auch in dem Zustande des Leidens erblicken. Den 2. Januar wohnte er mit dem Coadjutor nebst seiner Frau und Schwägerin in der Loge des Ersteren einer Dilettanten-Vorstellung des „Monaldeschi“ bei und besuchte den Tag darauf auf der Statthalterei, dem jetzigen Regierungsgebäude, ein Concert, welches Madame Hässler, die Frau des berühmten Clavierspielers und Componisten, zur Feier des Geburtstages des Kurfürsten gab. Es wurde das Singstück: „Friedrich Carl Joseph, der Liebling seines Volks“, von Hässler componirt, aufgeführt; während des Concertes wurde Schiller krank und musste sich in einer Sänfte nach Hause tragen lassen. Hiermit beginnt die Leidensgeschichte unseres Dichters, die mit seinem allzufrühen Tode endet. Er schreibt darüber an Körner: „In Erfurt begegnete mir das Unglück, von einem heftigen Katarrhfieber angegriffen zu werden, dass ich einen ganzen Tag das Bett und einige Tage das Zimmer hüten musste. Ich wartete es ab, dass es bei einem einzigen Anfall blieb, der aber so heftig war, dass ich und mein Arzt vor dem Seitenstich und einem hitzigen Fieber bange waren. Jetzt bin ich wieder ganz hergestellt und bedaure nur die Tage, die ich in Erfurt durch meine Krankheit verlor. Meine dortigen Freunde suchten mir diesen Unfall so leidlich als möglich zu machen und der Coadjutor besuchte mich mehrmals.“ Später äusserte er (an Körner, 22. Februar 1791), der Anfall sei durch einen dortigen nicht ungeschickten Arzt mit zu weniger Aufmerksamkeit behandelt und weniger curirt, als zugedeckt worden. Im Uebrigen hatte er alle Ursache, mit dieser Reise zufrieden zu sein. Er fährt fort: „Sie brachte mich ihm (dem Coadjutor) überaus nahe und führte die bestimmtesten und glücklichsten Erklärungen von seiner Seite herbei. Sehr wahrscheinlich werde ich die nächsten Osterferien in Erfurt zubringen, wenn ich, wie ich hoffe, meine Schwiegermutter dazu disponiren kann.“ Was aber für die Entwickelung seines Dichtergeistes und damit für die ganze deutsche Literaturgeschichte von der grössten Bedeutung war, war dies, dass im mündlichen Verkehr mit Dalberg dieser endlich mit seiner Meinung über Schillers Beruf zum Dramatiker durchdrang, so dass Schiller aus der Geschichte des dreissigjährigen Krieges, die ihn damals beschäf-

Digitized by Google

tigte, wenn nicht auf Veranlassung, doch jedenfalls mit lauter Zustimmung Dalbergs, einen dramatischen Stoff herausgriff, den sein Genie nach acht Jahren mühevoller Arbeit zu der grössten deutschen Tragödie, von echt nationalem Gehalte, ausprägte, dem Wallenstein. „Es ist mir jetzt noch einmal so wohl," schreibt er weiter an Körner, „denn seit meiner Erfurter Reise bewegt sich wieder der Plan zu einem Trauerspiel in meinem Kopfe, und ich habe einen Gegenstand für abgerissene poetische Momente. Lange habe ich nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre; endlich hat sich eins gefunden und zwar ein historisches." Es ist ein bemerkenswerthes Zusammentreffen, dass des Coadjutors Bruder, der Intendant des Mannheimer Theaters, ihm schon das Sujet zum Don Carlos gegeben hatte. Schon im Jahre 1792, wo Schiller nur die erste Hand an die Ausarbeitung seines Planes legte, kündigte die Erfurter Zeitung an: „Von Herrn Hofrath Schiller haben wir ein neues Schauspiel zu erwarten." Ein anderes Ergebniss seines Erfurter Aufenthaltes, was für ihn selbst von wenig Belang war, für uns aber von desto grösserer Wichtigkeit ist, war seine Aufnahme in unsere Akademie. Den 3. Januar fand zu Ehren des „hohen Geburtsfestes Sr. Kurfürstl. Gnaden zu Mainz, ihres gnädigsten Herrns," eine feierliche Sitzung statt, „welche diesmal auf höchste Anordnung und im Beisein des Herrn Coadjutors Erzbischöfl. Gnaden auf der Statthalterei bei einer ansehnlichen Menge anderer Liebhaber der Wissenschaften gehalten wurde" und in welcher die Akademie ihr Urtheil über die im Jahre 1789 gestellten Preisaufgaben öffentlich bekannt machte. (Erfurter Gelehrte Zeitung 1791, pag. 9.) Am Schluss des Berichtes heisst es: „Auch wurde Herr Friedrich Schiller, Herzogl. Sachsen-Weimarischer und Eisenachischer Hofrath und Professor der Geschichte auf der Universität Jena, zum Mitgliede erwählt." Schiller hatte dieser Sitzung, welche um drei Uhr in dem grossen Saale Statt fand, selbst beigewohnt und war dann wohl bis zu dem oben erwähnten Concert beim Coadjutor geblieben. Er schreibt darüber an Körner: „Man hat mir auf Veranstaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitgliede der churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen. Nützliche! Du siehst, dass ich es schon weit gebracht habe." Das Epitheton mochte ihm nach seiner

Digitized by Google

ganzen Geistesrichtung allerdings schlecht behagen. Es schmeckte ihm zu sehr nach jener Nützlichkeitstheorie, die Göthe in dem bekannten Epigramm verspottete:

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand!

Auch von solchen äusserlichen Auszeichnungen hielt er wenig, denn als er im Jahre 1797 mit einem grossen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht wurde und das Diplom mit dem grossen wächsernen Siegel aufschlug, glaubte er, es müsste wenigstens eine Pension herausspringen, am Ende wars aber blos ein Diplom der dortigen Akademie der Wissenschaften. Endlich hielt er auch von gelehrten Gesellschaften nicht viel, wie wir aus einem Epigramm ersehen, welches in den Werken „G. G.“, in dem von Boas herausgegebenen Xenien-Manuscript: „Gelehrte Societäten“ betitelt ist:

Jeder, siehst Du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Wenn wir dies zusammennehmen, werden wir wohl Düntzer beistimmen müssen, welcher folgendes in den Werken fehlende Epigramm des Xenien-Almanachs, das dem eben citirten unmittelbar vorausgeht, auf unsere Akademie bezieht:

Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften:
Wie auf dem ü fortan der theure Schnörkel zu sparen?
Auf die Antwort sind dreissig Dukaten gesetzt.

Ich denke, wir verhalten uns dagegen, wie die Enkel der berühmten italienischen Geschlechter, die es sich zum Ruhme anrechnen, die Namen ihrer Vorfahren in Dante's Hölle verewigt zu lesen. War auch dem Sohne wenig mit der Aufnahme in unsere Akademie gedient, so würde sein Vater, der Baumschul-Inspector Johann Kaspar Schiller, über diese Auszeichnung sehr erfreut gewesen sein. Als sein Buch über Baumzucht, welches zu seiner Zeit viel gebraucht wurde, erscheinen sollte, 1795, schrieb er an seinen Sohn, falls es den Beifall des Publikums erhielte, „so könnte alsdann der liebe Fritz ein Exemplar an Herrn Coadjutor von Dalberg schicken und auf die Aufnahme zu einem Mitgliede der Erfurter Gesellschaft anspielen. Es würde mich doch in meinem Alter sehr freuen.“ In den Akten unserer Akademie findet sich aber sein Name nicht erwähnt. Das Kriegsunglück dieses Jahres, welches auch den

Digitized by Google

Arbeiten unserer Akademie Stillstand gebot, und der am 7. September 1796 erfolgte Tod des Vaters hinderten Schiller, ihm diese Freude zu bereiten. Kehren wir nun zu Schillers Verhältniss zu Dalberg zurück.

Aus dem Aufenthalt bei ihm in den Osterferien wurde Nichts, seine Schwiegermutter verlangte ihn nach Rudolstadt, wo er einem neuen Krankheitsanfall beinahe erlegen wäre. Schon hatte sich das Gerücht von seinem Tode auch hier in Erfurt verbreitet, welches erst den 24. Juli in der Gelehrten Zeitung mit folgenden aus Jena datirten Worten dementirt wurde: „Diejenigen Leser, die sich etwa durch einige voreilige Nachrichten und vorzüglich durch Herrn Cranzens übrigens beifallswürdige Parentation, im sechsten Hefte seiner Fragmente, haben irre führen lassen, können wir mit Zuverlässigkeit versichern, dass Herr Hofrath Schiller wirklich noch lebe und sich jetzt im Karlsbade befinde, von woher wir ihn nächstens erwarten."

Am 2. September ist Schiller wieder in Erfurt, wo er und seine Frau zur Nachkur Egerbrunnen trinken. Am 6. schreibt er an Körner: „Ich kann jetzt zwei, drei Stunden des Tages etwas lesen, ohne mich anzugreifen. Die Kräfte nehmen zu und man findet mich auch frischer aussehend. Hier in Erfurt verlebe ich recht angenehme Tage. Alle Abende bringen wir beim Coadjutor zu, der recht freundschaftlich um mich bekümmert ist." Auf des Coadjutors Anrathen schrieb er an den Herzog von Weimar und suchte förmlich um eine Besoldung nach, die hinreichend wäre, ihn im äussersten Nothfalle ausser Verlegenheit zu setzen. Der Herzog schickte auch sofort an Lotten eine Summe, gestand aber, dass er sich auf eine bestimmte Erhöhung der Pension „alleweile" nicht einlassen könnte. Woher Hoffmeister die Nachricht hat, dass er mit Dalberg Gespräche über den Wallenstein gepflogen habe, weiss ich nicht, doch ist es anzunehmen. Auch wurde während seiner Anwesenheit der Don Carlos in Erfurt von der weimarischen Gesellschaft gespielt (Pasqué, Göthe's Theaterleitung, II., pag. 71 ff.), für welchen Dienst er das Stück der Gesellschaft überlassen musste, die es dann später auch in Weimar aufführte. Den 18. September schrieb er hier in das Stammbuch seines Jenaer Zuhörers, des bekannten Kreuzer in Heidelberg, die Worte: „Die Natur gab uns Daseyn; Leben giebt uns die Kunst und Vollendung

Digitized by Google

die Weisheit.“ Er hatte sich zwar vorgenommen, mehrere Monate hier zu bleiben, aber sowohl sein eigener, als auch Lottens bedenklicher Gesundheitszustand erweckte frühzeitig wieder die Sehnsucht nach seiner eigenen Häuslichkeit. Am 3. October ist er wieder in Jena. „Ich habe“, schreibt er an Körner, „an diesem Orte (Erfurt) im Umgange mit Dalberg viel Vergnügen genossen, und mehr, als ich bei einer so oft unterbrochenen Gesundheit erwarten konnte. Dessen ungeachtet habe ich mich nach Jena gesehnt, weil ich hier doch zu Hause bin, alle Bequemlichkeit geniesse, die bei einem kränklichen Zustande so unentbehrlich ist, und weil ich hier im Umgange mit Meinesgleichen und der Auswahl talentvoller junger Leute mich selbst mehr geniessen kann. In den letzten Wochen meines Erfurter Aufenthalts habe ich auch wieder angefangen zu arbeiten, und weil ich glücklicherweise schon dieses Frühjahr über die nächste Periode des dreissigjährigen Krieges viel gedacht und gelesen, so ging mir die Arbeit sehr leicht von statten. Ohne mich zu sehr anzustrengen, konnte ich Tags 4, auch 5 Stunden dictiren, und so brachte ich in 14 Tagen 5 gedruckte Kalenderbogen zu Stande.“ Zu Anfang Juni 1792 ist er wieder in Erfurt beim Coadjutor, wo er zufällig mit Husaren-Rittmeister Funk, seinem Mitarbeiter an den Memoiren, zusammentrifft. Auch den bekannten Allerweltsmenschen Leuchsenring, den Göthe im „Pater Brey“ verspottete, und der Schillern schon in Stuttgart nach dem Erscheinen der „Räuber“ besucht hatte, fand er daselbst. Er war seit dem 5. Januar 1792 Mitglied unserer Akademie. Schiller schreibt über dieses Zusammentreffen an Körner: „Leuchsenring aus Berlin, den Du vielleicht par renommée auch kennst, ist auf gut despotisch aus dem Preussischen verwiesen und (man weiss nicht warum?) seine Papiere ihm weggenommen worden. Vor seiner Abreise warf sich ihm noch eine Liebschaft, ein Fräulein von Bielefeld, die bei der Prinzessin Auguste Hofmeisterin war, an den Hals, und erklärte, dass sie ihn selbst im Tode nicht verlassen werde. Er hat sie mitgenommen als seine Frau, und nun ist er nach der Schweiz ohne irgend eine Aussicht. In Erfurt habe ich das seltsame Paar gesprochen.“

Wenn ich vorher erwähnte, dass Schillers Erwartungen einer neuen goldenen Zeit von dem Tode des alten Kurfürsten von Mainz sich eben so wenig realisirten, als die Erwartungen Kör-

Digitized by Google

ners von dem Tode seines Oheims Airer, so ist hier der Ort, von der allmäligen Verfinsterung dieser Aussichten, so wie von dem Ersatz zu reden, den Dalberg für die unmöglich gewordene Anstellung zu Mainz dem Dichter bot.

Obgleich Schiller sich nie viel um die politischen Ereignisse kümmerte und nach der Ermordung des Königs Ludwig XVI. sich mit Ekel von diesen „Schindersknechten", wie er die Franzosen nannte, abwendete, so griffen doch die Fortschritte der französischen Revolution zu stark in seine speciellen Interessen ein, als dass er ihnen mit unbedingtem Gleichmuth hätte zusehen können. „Durch die Beschlüsse vom 5. August 1789 hatte sich Frankreich mit einem Schlage abgerundet, mancher Reichsstand, vor Allem Kurmainz, das künftige Land des Coadjutors, dessen Einkünfte, da die Grenzen geistlicher Herrschaft über die nationalen Grenzen hinausragten, vielfach aus französischem Gebiete flossen, war stark verkürzt. Noch in demselben Jahre stellte man in Frankreich die Güter der Geistlichen den darbenden Finanzen zur Verfügung. Es war ein Streich, den die gesammte Geistlichkeit mitfühlte. Dalberg auch wurde bedenklich. Wenn Karoline von Wolzogen von der Mainzer Kolonie schöner Seelen phantasirte, warnte er ernst: „„Ein Sturm könne noch Alles vernichten."" Dieser kam." (Palleske II., pag. 244.) Am 21. Oktober 1792 fiel Mainz in die Hände der Franzosen. Den 26. November 1792 schrieb Schiller an Körner: „Die mainzischen Aspekten werden sehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen," und den 28. Februar 1793: „Mit Mainz sieht es noch immer sehr trübe aus. Der Kurfürst ist gegenwärtig in Erfurt, wo auch der Coadjutor wieder angekommen ist. Der letzte zieht nur die Hälfte seines Gehaltes, und konnte vorher mit dem ganzen nie ausreichen. Weiss der Himmel, wie es damit noch werden mag." Umsomehr war er bemüht, sich recht innig an Dalberg anzuschliessen, ich meine, weil er hoffte, dass das gegenwärtige Unglück ihn für die Freundschaft edler Menschen um so empfänglicher machen würde; wohl mochte er sich jetzt in die Rolle seines Grafen Lerma hineindenken, wie er zu Don Carlos sagt:

Digitized by Google

Seien Sie
Ein Mensch auf König Philipp's Thron! Sie haben
Auch Leiden kennen lernen.

Die erste Ausgabe seiner Abhandlung „über Anmuth und Würde“ (Leipzig, Göschen 1793) widmete er seinem Gönner mit dem Motto aus Milton: „Was du hier siehest, edler Geist, bist du selbst.“ Leider war Dalberg als Schriftsteller zu wenig geschult, als dass er ihn mit Erfolg an sich hätte heranziehen können. Schon die Anmerkungen Dalberg's zu einem Aufsatze Wilhelm's v. Humboldt über das Studium des Alterthums hatten ihn wenig erbaut. Nichts desto weniger lud er zu Ende des Jahres 1794 Dalberg zur Mitarbeit an dem grossen journalistischen Unternehmen der „Horen“ ein, die bei Cotta erschienen, aber nur drei Jahrgänge erlebten. Aber Dalberg war ein gefährlicher Mitarbeiter, vor dem Körner warnte. Schiller tröstete sich mit der Hoffnung, Dalberg werde verhindert sein. Aber am 5. April 1795 meldet er niedergeschlagen: „Vom Coadjutor ist ein unendlich elender Aufsatz (über Kunstschulen) eingelaufen, den ich recht verlegen bin, wieder los zu sein.“ Er half sich, da er ihn nicht gut los werden konnte, damit, dass er trotz der Anonymität, die für die „Horen“ ausgemacht war, folgende Bemerkung darunter setzte: „Aus einem Schreiben des Herrn Coadjutor von Dalberg an den Herausgeber. Ich danke Ihnen, dass Sie meinem Aufsatz über Kunstschulen einen Platz in Ihren Horen vergönnen. Die drei Stücke dieser Monatsschrift, welche bisher erschienen sind, entsprechen der hohen Erwartung der Leser. Um so mehr bedaure ich, dass der gegenwärtige Drang meiner Berufsgeschäfte mich hindert, an dieser Unternehmung in Zukunft Antheil zu nehmen. Ich bin u. s. f. Erfurt, den 12. April 1795.“ Als Körner den Aufsatz gelesen hatte, schrieb er an Schiller: „So etwas wie die Kunstschulen ist mir noch nicht von Dalberg vorgekommen: es ist der völlige Styl der zehn Gebote. Wer hat den glücklichen Einfall gehabt, seinen Namen am Ende anzubringen? Hier war er äusserst nöthig.“ Auch den „Horen“ schien das Vordringen der Franzosen in Süddeutschland gefährlich zu werden. Schiller äussert sich darüber besorgt an Körner (23. Juli 1796): „Die schwäbischen Angelegenheiten und die politischen überhaupt beunruhigen mich doch auch sehr; und es mag fallen, wie es will, so wird es uns arme Achiver,

Digitized by Google

(Anspielung auf Horaz: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi) manch hartes Opfer kosten. Ich würde es sehr stark spüren, wenn Cotta so sehr entkräftet würde, dass er seine Unternehmungen einschränken müsste; ohnehin wird das Bücherwesen einen grossen Stoss erhalten, und die politischen Aspecten begünstigen mich auch von Seiten des Coadjutors nicht mehr, der wahrscheinlich um seine Aussichten betrogen ist. Indessen müssen wir erwarten, was der Himmel über uns verhängt." Von diesem Standpunkt aus, meine ich, müssen die auf den Clubbisten Forster, der Mainz in die Hände der Franzosen gespielt hatte, bezüglichen Xenien beurtheilt werden, die man vielfach hartherzig gefunden hat. Es sind folgende (die Scene spielt in der Unterwelt):

347) Phlegyasque miserrimus omnes admonet.
O ich Thor! ich rasender Thor! Und rasend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!

348) Die dreifarbige Kokarde.
Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle so brüllet,
Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaust?

349) Agamemnon.
Bürger Odysseus! Wohl dir! Bescheiden ist deine Gemahlin,
Strickt dir Strümpfe und steckt keine drei Farben dir an!

(weil man von Forsters Frau, der Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heyne, sagte, sie habe in ihrem Manne den französischen Freiheitstaumel genährt.) Dass mit dem Verluste von Mainz auch die Aussicht auf eine dortige Anstellung für Schiller verloren ging, konnte ihn begreiflicher Weise für den Freiheitsschwindel der Mainzer Clubbisten, die mit jenen „elenden Schindersknechten" conspirirt hatten, nicht günstiger stimmen. Es mag deshalb in diesen schlimmen Zeitläuften eine wahre Herzstärkung und Erquickung für ihn gewesen sein, als ihm Dalberg, vielleicht zu einem feurigen Nachtrunk auf den wässrigen Horenaufsatz, am 1. März 1796 12 Bouteillen Rheinwein aus dem Kurfürstlichen Keller, mit Ring und Stab gesiegelt, zuschickte. Seine Dankbarkeit ergoss sich in folgendem Gedichtchen, welches in seinen Werken unter der Ueberschrift: „Das Geschenk" sich findet:

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heisst mir ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Digitized by Google

Das Gedicht erschien im Musen-Almanach für das Jahr 1797, welchen Schiller unterm 17. October 1796 an Dalberg schickte. Dalberg dankte für die Uebersendung und schrieb ein mildes Urtheil über die in demselben enthaltenen „Xenien", welches Schiller den 13. November 1796 an Göthe schickte mit den Worten: „Hier des Coadjutors Brief, die Xenien betreffend. Sie sehen daraus, dass man viel sündigen kann, wenn man sich nur erst in einen moralischen Ruf gesetzt hat." Darauf erfolgte den 19. November eine verdoppelte Auflage von 24 Flaschen. Ueberhaupt sei an dieser Stelle bemerkt, dass Schiller seinen Wein (für den er jährlich 160 Thaler ausgesetzt hatte) zum grössten Theil von Erfurt bezog (vielleicht auf Göthes Empfehlung, der auch seinen Wein aus der Ramann'schen Handlung hier bezog), zuerst aus der Weinhandlung von Fröhlich, später Lange u. Compagnie, dann aus der noch jetzt bestehenden Ramann'schen Handlung. Von Fröhlich (Lange u. Co.) bezog er folgende Sorten: Roussillon, Steinwein, Leistenwein, Malaga, Frontignac, Ruster; von Ramann: Muscateller, Oedenburger, Burgunder.

So kam denn allmälich die Zeit heran, wo das Werk, welches im Erkerzimmer des Beyerschen Hauses auf dem Plänchen (es hat sich dort noch eine Fenstertafel mit Schillers eigenhändig eingekritzeltem Namen erhalten) angesponnen worden war, „frei und freudig an das Licht der Sonnen" treten sollte. Die Bekanntschaft mit Göthe, um deren Zustandekommen auch Dalberg sich viel Mühe gegeben hatte, hatte das Werk zwar nicht gezeitigt, aber gereift. Am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin, wurden die Piccolomini unter einem grossen Zusammenflusse von Fremden aus Jena und Erfurt zum ersten Male in Weimar aufgeführt. Noch mehr der Ruf des Verfassers und der Wunsch, ihn zu sehen, als die Neuheit und Ausserordentlichkeit des Stückes hatte die Fremden herbeigezogen. — Das Ende des Jahrhunderts nahte heran. Hatte Schiller schon im Prolog zum Wallenstein mit ernsten Worten auf den Ernst der Zeit hingedeutet, der Europa in die Barbarei des 30jährigen Krieges zurückzuschleudern drohte, so trübte sich seine Stimmung noch mehr, als der Wechsel des Jahrhunderts noch finsterere Aussichten eröffnete. In jenem Prologe hiess es:

Digitized by Google

Zerfallen sehen wir in diesen Tagen
Die alte feste Form, die einst vor hundert
Und fünfzig Jahren ein willkomm'ner Friede
Europens Reichen gab, die theure Frucht
Von dreissig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal lasst des Dichters Phantasie
Die düst're Zeit an euch vorüberführen,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

Wenn wir mit Palleske annehmen, dass das Gedicht: „Der Antritt des neuen Jahrhunderts", wie es höchst wahrscheinlich ist, an Dalberg gerichtet war, so gewinnt dasselbe erst recht eine Bedeutung für die Kenntniss von Schillers damaligem Gemüthszustand. Wie hätte er mit heitern Blicken in die Zukunft sehen sollen, da Dalbergs Aussicht auf das Kurfürstenthum Mainz und mit ihr Schillers Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft durch die französischen Umwälzungen schwankend geworden war? Wenn an sich schon das Herz jedes Menschenfreundes bluten musste, wenn er von den Gräueln hörte, die im Gefolge der französischen Revolution über ganz Europa hereinbrachen, so konnte ihm die Vernichtung seiner glänzenden Aussichten dieses politische Phänomen nicht reizender machen. Und nun das Unglück seines edlen Freundes, der durch diese Umwälzung bald darauf noch um das höchste Gut des Menschen, um seinen ehrlichen Namen kommen sollte!

Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und die Grenzen aller Länder wanken,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer setzt der Kriegswuth Schranken,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Auch die Kunst eröffnete ihm jetzt keine Aussicht mehr in eine heitere Ferne. Nur auf den „Gehalt in seinem Busen" ist der Mensch jetzt angewiesen.

In des Herzens heilig stille Räume
Musst du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Digitized by Google

Wenn aber auch Dalberg Schillern keine Sinecure mehr verschaffen konnte, so konnte er doch als Privatmann noch viel thun. Schiller schreibt darüber an Körner (15. November 1802): „Ich erwarte nun mit Sehnsucht die Abschliessung der Entschädigungssache in Regensburg, wovon auch meine Finanzen künftig abhangen werden. Der Kurfürst von Aschaffenburg (Dalberg) hat sein altes Engagement gegen mich erneuert, und ich werde gewiss etwas erhalten, sowie er nur selbst etwas hat. — Nothwendig brauche ich auch diesen Secours, da die kahle Ehre, die mir von Wien erwiesen wird (das Adelsdiplom), mir künftig einigen Aufwand verursacht, auf den nicht gerechnet war.“ Dalberg hielt glänzend Wort. Den 7. Januar 1803 erhielt Schiller anonym 650 Thaler von Frankfurt, die von Dalberg kamen; desgleichen den 10. Oktober desselben Jahres von Regensburg aus anonym mit Bankzetteln à 620 Thaler, endlich den 22. Juni 1804 542 Thaler 12 Groschen. Da die Briefe Dalbergs beredter, als die begeistertste Lobrede, das treffliche Gemüth dieses wahrhaft edlen Mannes preisen, so lasse ich sie hier folgen. Die Erneuerung des Engagements gegen Schiller findet sich in dem Briefe Dalberg's vom 28. August 1802: „Ihr Brief hat mich unaussprechlich gefreut! oft hat sich mein Geist an dem Ihrigen gestärkt; oft ergötzten mich die Ergiessungen Ihrer erhabenen und keuschen Muse; entflammten in mir die Liebe des sittlich-schönen und guten! und! dann beschlich mich der Wunsch, Deutschlands Dank dem ersten deutschen Dichter dereinst zu entrichten: näher bin ich an dem Ziel (doch sehr unter uns gesagt), gesichert ist es nicht ganz! Doch bald hoff' ich Ihnen das zu werden, was ich von ganzer Seele wünsche. Ich empfehle mich dem Andenken Ihrer vortrefflichen Gemahlin und bin Ihr aufrichtiger treuer Freund Karl.“

Um für das erste Geldgeschenk zu danken, hätte Schiller gern die Braut von Messina bis zum 5. Februar, Dalbergs Geburtstag, beendigt. Nachdem Schiller am 11. Februar 1803 dieselbe dem „Archichancellier“ geschickt hatte, dankte dieser am 3. März mit folgendem Briefe: „Werthester Freund! Ihr Andenken und das Andenken Ihrer vortrefflichen Gemahlin und geistvollen Schwägerin freuen mich sehr. Indem ich Ihren hohen Genius bewundere, schätze ich noch mehr die reine Liebe

Digitized by Google

der Tugend und Wahrheit, die in Ihren Schriften athmet und aus Ihrer schönen Seele quillt.

Fahren Sie fort, edler Mann! die Zierde unseres Vaterlandes zu sein; ich bin von Herzen

Ihr wohl affectionirter Freund Karl."

Regensburg, d. 3. März 1803.

Die oben erwähnte Geldunterstützung Dalbergs gab wohl mit Anlass zu den schönen Strophen, womit Schiller am 22. April 1804 die Uebersendung des „Wilhelm Tell" begleitete, und in denen er wieder seinem Hass gegen die französische Revolution Luft macht:

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien
Und blinde Wuth die Kriegesflammen schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt;
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
Das ist unsterblich und des Liedes werth.
Und solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Grosse ist Dein eigen.

Eine weitere poetische Huldigung lehnt Dalberg in folgendem Briefe ab: „Hochwohlgeborner Herr Hofrath! Sehr schätzbar wäre mir die zugedachte Ehre! Aber Schillers erhabne Muse huldige der Tugend und keinem Sterblichen; dies ist der Wunsch Ihres Freundes Karl."

Aschaffenburg, den 6. Juli 1804.

Im Mai des Jahres 1803 war Schiller zum letzten Male in Erfurt. Er schreibt darüber an Körner: „Ich habe in diesen Tagen auch lustig gelebt: Die preussischen Offiziere in Erfurt haben mich zu einem Feste eingeladen, und ich bin hingegangen. Es hat mir viel Spass gemacht, mich mitten in einem grossen Militär zu finden, denn es waren gegen hundert Offiziere beisammen, wovon mir insbesondere die alten gedienten

Digitized by Google

Majors und Obersten interessant waren.“ Sein „Wallenstein“ hatte ihn bei den Militärs populär gemacht, und es ist wahrscheinlich, dass ihm zu Ehren „Wallensteins Lager“ von den Offizieren aufgeführt wurde, da dies immer ein Lieblingsstück unserer Garnisonstadt gewesen ist. So war denn Schillers letzter Aufenthalt in unsern Mauern durch eine der wenigen dem Dichter dargebrachten Huldigungen veranlasst, die nach seinem Herzen waren. Genau zwei Jahre darauf war Schiller seinen körperlichen Leiden erlegen, glücklicher, als der Freiherr von Attinghausen in seinem „Wilhelm Tell“, da seine letzten Augenblicke den Untergang seines Vaterlandes nicht sahen.

Als „des rauhen Krieges Horden“ das stille Saalthal durchtobten, welches 10 Jahre lang seine Heimath gewesen war, hatte der Dichter der „Glocke“ schon das treue Auge geschlossen. Aber noch über das Grab des Dichters und den Untergang des Vaterlandes hinaus dauerte Dalbergs Liebe. Das Kriegsunglück der nächsten Jahre machte das deutsche Volk gefühllos gegen die Hinterbliebenen des Dichters; nur einzelne edle Menschen bezahlten die Schuld der Nation, vor Allen Dalberg, der der Wittwe eine jährliche Pension von 600 Gulden aussetzte, welche später auf Frankfurt überging und von Schillers Freunde, von Fichard, übermittelt wurde. So feierte unser edler Mitbürger das Andenken des grossen Todten!

Göthes Beziehungen zu Erfurt.

Meine hochverehrten Damen und Herren!

Es ist nicht das erste Mal, dass das Leben und die Wirksamkeit Göthes zum Gegenstand einer wissenschaftlichen oder ästhetischen Untersuchung in unserer Stadt gemacht werden. Lassen Sie mich deshalb, ehe ich selbst es wage, Ihnen ein Bild von dem Verhältniss dieses Dichterheroen zu unserer Vaterstadt zu entrollen, mit kurzen Worten meiner Vorgänger auf diesem Gebiete gedenken.

Im Todesjahre des Dichters, 1832 den 12. September, hielt der Weimarische Canzler Friedrich v. Müller, von unserer Aca-

Digitized by Google

demie dazu aufgefordert, in derselben einen, später im Druck erschienenen, Vortrag über Göthe in seiner praktischen Wirksamkeit, durch welchen der bekannte Latinist Hofrath Eichstädt in Jena veranlasst wurde, seine berühmte Gedächtnissrede auf Göthe gleichfalls dem Druck zu übergeben. Zum Göthe-Jubiläum (1849) sandte Professor Dennhardt einen poetischen Gruss aus Erfurt an unsere nachbarliche Musenstadt, und Director Wenig, ein eifriger Verehrer des Dichters, mit dem er in persönlicher Beziehung gestanden hatte, gab eine Denkschrift auf Göthe in seiner welthistorischen Bedeutung als eine der Hauptsäulen am Tempelbau der Menschheit, ein möglichst vollständiges Repertorium der von seinen denkwürdigsten Zeitgenossen bekannt gewordenen Urtheile über ihn und der gesammten Göthe-Literatur überhaupt, während eines Menschenalters zusammengetragen, heraus, welche später neu aufgelegt wurde. Indem ich mich diesen Vorgängern als ein schwächerer Epigone anschliesse, wünsche ich, dass mein Vortrag nicht ganz unwerth des erhabenen Namens, unter dessen Schutz ich ihn gestellt habe, und der verehrten Versammlung, vor der zu reden mir vergönnt ist, erscheinen möge.

Göthes Beziehungen zu Erfurt waren vor seiner Ankunft in Weimar zunächst literarischer Art. Als in Strassburg durch seinen Umgang mit Medicinern, wie dem bekannten Jung-Stilling, sein Interesse für Naturwissenschaft geweckt wurde, notirte er sich zum Studium Caroli de Cisternai du Fay, Versuche und Abhandlung von der Elektricität der Körper, Erfurt 1745 und Gordon's Versuch einer Erklärung der Elektricität von demselben Ort und Jahre. Letzterer war Benedictiner im hiesigen Schottenkloster, und nach Göthes Urtheil ein sehr fleissiger Mann voller Kenntnisse; seine Elemente der Experimentalphysik, Erfurt 1751, studierte Göthe später (1800) Behufs seiner Farbenlehre, fand aber, dass sie noch zu sehr unter dem Einflusse der Scholastik standen. Nachdem er Strassburg verlassen, recensirte er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen eine Epistel aus Erfurt an seinen Lehrer, den Professor Oeser in Leipzig. Dass Erfurt in doppelter Beziehung als eine wichtige Stätte der Reformation und als ein Heerd der Faustsage seine Aufmerksamkeit schon frühe auf sich zog, dass es im „Götz von Berlichingen" erwähnt wird, und dass das Abenteuer

Digitized by Google

mit den Nasen, die die Gäste für Trauben halten und sich gegenseitig abschneiden wollen, welches von Göthe in seinem Faust mit dem Fassritt aus Auerbachs Keller verknüpft worden ist, von dem Volksbuche nach Erfurt in das Haus zum Anker (das jetzige Axmann'sche) in der Schlösserstrasse verlegt wird, habe ich schon in einem früheren Vortrage berührt. Im letzten Jahre seines Frankfurter Lebens (1775) beendigte Göthe sein Schauspiel Stella, welches 1776 in Berlin gedruckt wurde. Am Schluss desselben wird die Geschichte von dem Grafen von Gleichen, dessen Gebeine sammt denen seiner beiden Frauen in unserm Dome aufbewahrt werden, angeführt, welche ich, da unser Verein dieser Sage eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hat, in des Dichters Fassung mitzutheilen mir erlaube: „Es war einmal ein Graf — ein deutscher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von seiner Gemahlinn, von seinen Gütern, nach dem gelobten Lande. — Er war ein Biedermann; er liebte sein Weib, nahm Abschied von ihr, empfahl ihr sein Hauswesen, umarmte sie, und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte, und ward gefangen. Seiner Sklaverey erbarmte sich seines Herrn Tochter; sie löste seine Fesseln, sie flohen. Sie geleitete ihn auf's neue durch alle Gefahren des Kriegs — der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, ging's nun zur Rückreise! — zu seinem edeln Weibe! — Und sein Mädchen? Er fühlte Menschheit! — er glaubte an Menschheit, und nahm sie mit. — Sieh da, die wackre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, sieht all' ihre Treue, all' ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Rossen sich auf den vaterländischen Boden schwingend; seine Knechte abladend die Beute; sie zu ihren Füssen legend; und sie schon in ihrem Sinn das all in ihren Schränken aufbewahrend, schon ihr Schloss mit auszierend, ihre Freunde mit beschenkend. — Edles, theures Weib, der grösste Schatz ist noch zurück! — Wer ist's, die dort verschleyert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde — „Hier!“ rief der Graf, sie bei der Hand fassend, sie seiner Frau entgegenführend — „Hier! sieh das alles — und sie! nimm's aus ihren Händen, nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halse geschlossen, sie hat den Winden befohlen, sie hat mich erworben — hat mir gedient,

Digitized by Google

mein gewartet! — Was bin ich ihr schuldig? — Da hast du sie! — Belohn' sie.“ An ihrem Halse rief das treue Weib, in tausend Thränen rief sie: „Nimm alles, was ich dir geben kann! Nimm die Hälfte dess, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Lass mir ihn ganz. Jede soll ihn haben, ohne der andern was zu rauben. — Und rief sie an seinem Halse, zu seinen Füssen: Wir sind dein!“ — — Sie fassten seine Hände, hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute sich der Liebe, und sein heiliger Statthalter sprach seinen Segen dazu. Und ihr Glück und ihre Liebe fasste selig Eine Wohnung, Ein Bett und Ein Grab.“

Früher schloss das Drama wirklich mit einer gleichen Doppelehe zwischen Ferdinand, Cäcilie und Stella und erst im Jahre 1805 arbeitete er es für die Bühne zu einem Trauerspiele um, wie es in unsern jetzigen Ausgaben steht, an dessen Schlusse Ferdinand sich erschiesst. Auf letzteren Schluss deutet Kotzebue hin in seinem Stücke: „Der Graf von Gleichen. Ein Spiel für lebende Marionetten“, in welchem sich der Graf und seine beiden Frauen erstechen.

An der romantischen Burg dieses doppelt beglückten Grafen vorüber und zum ersten Male durch Erfurts Wälle hindurch fuhr nun Göthe im herzoglichen Wagen am 6. November 1775 nach Weimar, wo er am folgenden Tage früh 5 Uhr anlangte. In einem von Göthe selbst verfassten und von Karl Gödeke herausgegebenen biographischen Schema seines Lebens lesen wir über dieses Jahr folgende Notiz: „Neigung der Fürsten zum Privatstande. — Emmerich Joseph — Dalberg. Universität zu Erfurt und sonst.“ Er sucht also Pendants zu dem Wagestücke Karl Augusts, einen sogenannten Schöngeist in seine Dienste zu nehmen, und dazu lag freilich das Beispiel des edlen Menschenfreundes, des Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, Freiherrn von Breidenbach, und des damaligen Statthalters zu Erfurt, des hochherzigen Verehrers und Beschützers der Künste und Wissenschaften, den ich noch öfter zu erwähnen habe, auch räumlich am nächsten. Ersterer, 1763 zum Kurfürsten von Mainz gewählt, war ein schöner Mann, in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren, ein sicherer Jäger, trefflicher Schütz, kühner Reiter, leichter Tänzer, gewandter Fechter, ein Freund der Kinder. Er versuchte sich in kleinen Scherzgedichten und geselligen Liedern, liebte die Musik und pflegte das Mainzer

Digitized by Google

Theater, dessen Besuch er seinen Geistlichen empfahl; die Witze, welche die Schauspieler in den damals üblichen extemporirten Stücken nach ihm schnellten, nahm er mit beifälligem Lächeln auf. Sein Kanzler Benzel schaffte das Neueste der dramatischen Literatur herbei, Dalberg und Hoheneck sorgten für Operntexte und Compositionen, und der Schauspieldirector Marchand gab unter dieser Beihülfe der Mainzer Bühne einen ungewöhnlichen Ruf. (Gödeke, Grundriss p. 729.) Er starb 1774. Dalberg war dem Weimar'schen Hofe schon 1763, als Kapitular, bekannt geworden und befreundete sich, seit er in der Nähe desselben freisinnig und wohlthätig wirkte, dem jungen Herzog und seiner Umgebung immer mehr. Im Hoffourierbuche von Weimar, wo sein Besuch 1774 eingetragen ist, steht die Anmerkung: „Dergleichen Ankunft in dem Jahre gar verschiedene Male. Den Tag nach seiner Ankunft, den 8. November, war Göthe bei Hof an der Marschallstafel. Denselben Abend kam Dalberg an, der an diesem oder dem folgenden Tage Göthes Bekanntschaft gemacht haben wird." (Mittheilung des Herrn Professor Düntzer.)

Mit Göthes Ankunft in Weimar begann nun ein reges Leben. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, dass ganz Thüringen unter dem Regimente des jovialen Herzogs Karl August und seines Herzensfreundes Göthe jugendlich aufblühte. Das Bergwerk zu Ilmenau, die Jagden im Ettersburger und Eisenacher Forste, die häufigen Besuche bei Dalberg, die noch häufiger von demselben in Weimar erwidert wurden, der innige Verkehr mit dem Gothaischen Hofe, dessen talentvoller Prinz August sich später der Reihe der Schöngeister anschloss, die Rundreisen an den thüringischen Höfen, zum Zweck des Fürstenbundes, der Verkehr mit denselben wegen der Jenaer Universität, die jährlichen Reisen behufs der Rekrutenaushebung, die Göthe eine Zeit lang leitete und besonders das mineralogische Interesse für Thüringens Berge, welches in Göthe durch das Ilmenauer Bergwerk erweckt war, alles dies war Veranlassung genug für die beiden reit- und reiselustigen Jünglinge, den Residenzstaub Weimars häufig von sich zu schütteln und unser schönes Thüringen nach allen Richtungen zu durchziehen. Schon am 16. November dieses Jahres meldet Wieland an Meusel in Erfurt: „Göthe, den wir seit neun Tagen hier besitzen, ist das grösste Genie, und der beste, liebenswertheste Mensch, den ich

Digitized by Google

kenne. Vermuthlich kommt er auch noch nach Erfurt.“ Zu Ende des Jahres 1775 treffen wir Göthe zum ersten Male hier. Der Herzog war nach Gotha gegangen und hatte von da aus an Göthe nach Jena geschrieben: „Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, dass Du hierher kommst. Die Leute sind gar zu neugierig auf Dich.“ Göthe scheint ihm aber nur bis Erfurt entgegengefahren zu sein, wo sie sich bei Dalberg werden getroffen haben. Freitag, den 29. December, kehrte Karl August nach Weimar zurück, Göthe aber ging den letzten Tag des Jahres nach Stedten, wo man durch Wieland, den Freund der Keller'schen Familie, nicht weniger als in Gotha auf den „herrlichen Gottesmenschen“, wie Wieland ihn nannte, neugierig geworden sein mag. Er traf dort mit Wieland zusammen, mit dem er am 3. Januar nach Weimar zurückkehrte. Er fand in Stedten (Wieland schreibt Staden) Frau von Bechtoldsheim aus Eisenach, die Schwester der Gräfin Keller, eine, wie mir Herr Graf Keller aus Gotha schreibt, in seltener Weise mit geistigen Anlagen und körperlicher Schönheit ausgezeichnete Frau, selbst eine ziemlich begabte Dichterin und mit den Weimar'schen Dichtergrössen durch ihr langes Leben (sie wurde 90 Jahre alt) in lebhaftem Verkehr stehende Dame. Als Göthe im Jahre 1792 seinen Herzog zu dem französischen Feldzug begleitete und in dessen Gefolge bei der Kanonade von Valmy dem Vorwerk La Lune gegenüber sich befand, wurde er durch einen sonderbaren Anblick an andere Zeiten erinnert. In dem ersten Gliede der Eskadron schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben hin und wieder; er hielt sie fest, ward aber vom aufgeregten Pferde widerwärtig geschaukelt; sein anmuthiges Gesicht brachte ihm, seltsam genug, aber natürlich, in diesem schauerlichen Augenblick die noch anmuthigere Mutter vor die Augen, und er musste an die ihr zur Seite verbrachten friedlichen Momente gedenken. Es war Emil von Bechtoldsheim, über den mir Graf Keller schreibt: „Von ihren drei Söhnen, welche lange vor ihr gestorben sind, waren zwei in preussischen Diensten, der ältere derselben konnte, als im Regiment Quitzow Kürassiere angestellt, wohl der von Ihnen erwähnte Fahnen- oder vielmehr Standartenträger in der Rhein-Campagne gewesen sein, an welcher er Theil genommen hat.“ Dass es dieser wirklich war, geht hervor aus Fouqué's Leben p. 119. Noch von

Digitized by Google

Erfurt aus hatte Göthe an Lavater nach Zürich geschrieben: „Wie du missest, soll dir wieder gemessen werden, sey wegen der Physiognomik ausser Sorgen. Ich bin noch in Türingen, immer höchstens anderthalb Tagreisen von Leipzig (wo Lavaters Physiognomik gedruckt wurde, deren Herausgabe Göthe besorgte). Will schon machen und leiten. Wieland erkennt dich. Ich bin dein. Thomasele mir nicht. Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See.“ Es handelte sich um die Anstellung eines neuen Generalsuperintendenten in Weimar. Der Herzog fragte Göthe darum, Göthe nannte ihm Herder und schrieb sofort an denselben, um vorläufig anzufragen, ob er geneigt wäre, einen Ruf nach Weimar anzunehmen. Da dieser mit frohem Herzen „ja“ antwortete, so schrieb ihm Göthe an demselben Tage wie an Lavater von Erfurt aus: „Glaub und harre noch wenige Tage der Prüfung.“ Die Sache war durch Dalberg bei des Herzogs Anwesenheit von Neuem angeregt und trotz der Quängeleien von Herders protestantischen Amtsbrüdern, die seine Orthodoxie bemängelten und die deshalb Göthe mit einem Kraftausdruck bezeichnete, wie er in der ersten Ausgabe seines Götz vorkam und den er nachher in den Ehrentitel „Schurke“ milderte, zu einem glücklichen Ende geführt worden, so dass Göthe von Stedten aus den 2. Januar 1776 an Herder berichten konnte: „Heut kann ich Dir schon Hoffnung geben, was ich vorgestern nicht konnte. Und das thu' ich gleich, nicht um Dein, sondern der Frau Willen. Ich bin mit Wielanden hier bei liebenden Menschen. Du musst ihm auch helfen seinen „Merkur“ (Wielands Zeitschrift) stärken, davon sein Auskommen und seiner Kinder Glück abhängt. Er wünscht Dich her, hatte eh' die Idee als ich. Weiss aber nicht, was jetzt vorgeht. Ich hoffe, Du sollsts allein durch mich, und aus freier Wahl des Herzogs haben. Der Statthalter von Erfurt hat das Beste von Dir gesagt, und bestätigt dem jungen Fürsten Deinen Geist und Kraft; ich habe für Deine politische Klugheit in geistlichen Dingen gut gesagt; denn der Herzog will absolut keine Pfaffentracasserien über Orthodoxie und den Teufel. — Ich wünsche Dich meinem Herzog und ihn Dir. Es wird Euch beiden wohl thun, und — ja, lieber Bruder, ich muss das stiften, eh' ich scheide.“ (Göthe hatte sich nämlich noch gar nicht entschlossen, in Weimar zu bleiben.) Den bezaubern-

Digitized by Google

den Eindruck, den die jugendliche Apollogestalt des Dichters und sein genialisches Wesen in Weimar gemacht hatten, verfehlten sie auch nicht in Stedten; der Peitschenhieb, den er sich bei einer Schlittenfahrt in Erfurt selbst über das Gesicht gehauen hatte, scheint ihn nicht entstellt zu haben. Am närrischsten gebehrdete sich Wieland, derselbe Mann, den Göthe in seiner Satyre „Götter, Helden und Wieland" so unsanft mitgenommen hatte. Nach Göthes persönlicher Bekanntschaft war Alles vergessen. „Göthe", schrieb Wieland nach seiner Rückkehr an Frau von La Roche, „war so gut, so lieb, so unsäglich lieb, dass wir alle wie die Närrchen in ihn verliebt wurden. So gehts nun unserm guten jungen Herzog auch. Göthe ist sein Alles; und folglich werdet Ihr sein Angesicht sobald nicht wieder zu sehen bekommen. Das einzige, was uns fehlt, ist, dass es hier keine Sophie, keine Maxa, keine Lotten noch Lottchen giebt; und doch weiss nur Gott, ob uns dann besser wäre." Ja wohl, denn für alle diese rheinischen Herrlichkeiten waren die Thüringer Julien ein mehr als hinreichender Ersatz. Auch poetisch wurden die schönen Tage von „Staden" durch Wieland in einem Gedichte an Psyche verherrlicht (so nennt er Julie von Bechtoldsheim), welches er im ersten Feuer gleich in das Januarheft des „Merkur" einrückte, und worin er das Zusammentreffen mit Göthe in einem Traumgesicht beschreibt. Es heisst darin:

Und als wir nun so um und um
Eins in dem andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium:
Auf einmal stand in unsrer Mitte
Ein Zauberer! — Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerm Gesicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein schöner Hexenmeister es war,
Mit einem schönen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geisterkönig, daher!
Und niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war Er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gotteswelt
Ein Menschensohn uns dargestellt,

Digitized by Google

Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfasst,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!
Das lass mir einen Zaubrer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke so reich,
An innerm Werthe Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt, wie er, die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen,
In süssen Thränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seele innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm,
Uns selbst verborgen, im Dunkeln schliefen?
O welche Gesichte, welche Scenen
Hiess er vor unsern Augen entstehn?
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn! Wer malt, wie er? So schön,
Und immer ohne zu verschönen?
So wunderbarlich wahr? So neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie? was sag ich malen? Er schafft,
Mit wahrer, mächtiger Schöpferskraft
Erschafft er Menschen; sie athmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz es selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer ächter Mensch der Natur,
Nie Hirngespinnst, nie Karikatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal.
Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kraft vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und, was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu,
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick,
Und kam in andrer Gestalt zurück,

Digitized by Google

Liess neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man musste sie für die wahren halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und, wenn er immer, glänzend und gross,
Rings umher Wärme und Licht ergoss,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

Am Schlusse des Gedichts schildert Wieland, wie er mit Göthe „in einem alten Rumpelwagen durch ungebahnten Schnee, vom Nebel gebeizt, vom Frost gezwickt," nach Weimar zurückgefahren.

Zwar sass in diesen Fährlichkeiten
Mir unser Zaubrer noch zur Seiten;
Doch wenig half jetzt ihm und mir
Sein Nostradamus! Er konnt' um's Leben
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da sassen wir grosse Geister, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären
Und, unsern Genienstand in Ehren!
An Leib und Seele so kontrakt,
Und gähnten einander an im Takt,
Und stell' dir vor — dies ist kein Scherz! —
Dass ich, trotz meiner dicken Kruste
Von Frost und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — Märchen erzählen musste.

Wielands Anspielung auf Göthes Nostradamus erklärt sich aus der Stelle in Faust's erstem Monolog:

Flieh'! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dies geheimnissvolle Buch,
Von Nostradamus' eigner Hand,
Ist dir es nicht Geleit genug?
Erkennest dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweist,
So geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.

Auch Wieland's Worte:

Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen,

möchte man als eine Reminiscenz aus demselben Monolog ansehn:

Ha, welche Wonne fliesst in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.

Digitized by Google

Erwägt man nun noch die Schilderung Göthes als Zauberers, so wird man geneigt sein der Vermuthung Gödekes beizustimmen, dass er in Stedten Scenen aus seinem Faust vorgetragen habe. Am Abend des 3. Januar waren sie wieder in Weimar, Göthe unwohl, so dass er zum Arzte schicken und einnehmen musste und nicht auf die Redoute gehen mochte. Das Wohlgefallen war übrigens gegenseitig, denn als zum 26. Januar Frau von Bechtoldsheim und ihre Schwester, Fräulein von Keller, zur Redoute in Weimar waren, bedauert es Göthe in einem Briefe an Frau von Stein, dass er zu Anfang der Redoute von so schlechtem Humor gewesen sei, dass selbst die Keller und die niedliche Bechtoldsheim ihn nicht hätten in Schwung bringen können. Am 4. März ist er wieder in Erfurt und kehrt von da über Ettersburg, wohin er die Frau von Stein zu kommen bittet, nach Weimar zurück. Inzwischen waren über das genialische Treiben in Weimar ärgerliche Gerüchte, besonders durch den Grafen Görz, den frühern Erzieher des Herzogs, der sich durch das Bündniss desselben mit Göthe um allen Einfluss gebracht sah, in die Welt gestreut worden. Wieland schrieb darüber an Göthes Freund, den Kriegsrath Merck in Darmstadt: „Göthe hat freilich in den ersten Monaten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu seyn scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadelicher σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft sicherlich glauben, und adversus quoscunque behaupten, dass die Kabale gegen Göthen und seine Freunde nichts als Neid und Jalousie und Missvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat. Dass Görz uns überall mit Dreckfarbe malt, wusste ich; aber dass auch Dalberg (Graf Görtz hatte Dalberg ganz für sich eingenommen), der mit dem Herzog und Göthen sehr liirt war — Dalberg, von dem ich so viel schriftliche Zeugnisse der grössten, wärmsten Hochachtung und Liebe in Händen habe — schlecht von uns, und von mir besonders reden sollte, hätte ich ihm nicht zugetraut. Sind Sie auch gewiss, dass die Rapporteurs nichts vergrössern?“ Doch konnte Dalbergs Entfremdung nur eine vorübergehende sein; die edle unbefangene Natur des Mannes, auch wenn er weniger Welt-

Digitized by Google

mann gewesen wäre, musste sich für ein Streben erwärmt fühlen, das jenem am Hofe Emmerich Josephs in Mainz ähnlich war, nur höher hinausging.“ (Gödeke, Grundriss p. 739.) Ende September kam Dalberg nach Weimar, während Frau von Stein auf ihrem Gute in Kochberg war. Göthe hatte vergebens darum petitionirt, mitgenommen zu werden, und Dalberg scheint sich auch dafür verwandt zu haben, denn Göthe schreibt an jene Dame: „Auch der Statthalter lässt Sie grüssen und sagen, er stehe von seiner Bitte nicht ab. Ein braves Weib, setzte er hinzu, habe nichts abzuschlagen, was ein ehrlicher Kerl verlangen dürfe.“ Aber Frau von Stein hielt Stand. Den 3. November kam Göthe wieder nach Erfurt, den 6. Januar, zum Epiphaniasfeste, Dalberg nach Weimar, den 6. März 1777 Frau von Stein nach Erfurt. Der Statthalter hatte Göthen auch eingeladen und nicht recht begreifen können, warum dieser so eine Partie verbat. Göthe wusste, warum. Aber den 20. April fiel es ihm auf einmal ein, zum Statthalter zu reiten. „Denn ich fühle nur zu sehr, schreibt er an die Dame seines Herzens, „wie ich denen wenigen Menschen, mit denen ich leben kann, endlich zur einförmigen Last werden muss. Wenns möglich ist, verschon' ich Sie einige Tage mit meiner Gegenwart.“ Am 21. September kam Merck aus Darmstadt nach Eisenach zum Besuch, wo er sieben Tage mit dem Herzog und Göthe zusammen war. Auf dem Rückwege frühstückte Göthe mit dem Rittmeister Lichtenberg eine Stunde bei Dalberg. Den 21. April 1778 fuhr er wieder nach Erfurt, von wo er mit dem Statthalter und dessen Bruder, dem Domherrn, zurükkehrte und der Frau von Stein allerhand mitbrachte. In demselben Jahre ging der bekannte Maler und Dichter Müller nach Italien, der auf ein empfehlendes Billet von Dalberg mit dem Vorschlag, eine Subscription für ihn zu eröffnen, vom Weimarischen Hofe unterstützt wurde. Göthe und Wieland zeichneten jeder 5, Dalberg 10 Ducaten. Beide Dalbergs waren im Juni wieder zum Besuch in Weimar, so wie Göthe auf dem Wege nach Eisenach im September wieder bei Dalberg. Im Sommer 1779 wiederholte Merck seinen Besuch in Weimar; Göthe ritt ihm den 29. Mai nach Erfurt entgegen. „Wir schwatzen viel“, schreibt er von hier aus, „und heut bei Tisch war eine Menge Menschen, die Kreuz und Quer schwatzten und mir viel zu denken gaben.“ Den folgen-

Digitized by Google

den Tag (31.) wurden Göthe und Merck von der Herzogin Amalie, Wieland, Einsiedel und andern auf der Hottelstedter Ecke bei Ettersburg empfangen, blieben den Tag in Ettersburg und kamen Abends nach Weimar. Im April des folgenden Jahres besuchte Dalberg mit dem jungen Grafen von der Leyen und seinem Hofmeister den Hof zu Weimar, wobei viel über die damals Epoche machende, von Lavater aufgebrachte, Wissenschaft der Physiognomik verhandelt wurde. Den 1. Mai schreibt Göthe an Lavater: „Das Manuscript, das beiliegt, sind einzelne flüchtige Bemerkungen des Statthalters von Dalberg. Schreib doch, wenn Du Muse hast, deine Gedanken auf den Rand, und schick mirs wieder zurück. Ermuntre ihn und gieb ihm einige Winke, wo du es nöthig glaubst — er ist sehr für die Physiognomik passionirt, kommt viel in der Welt herum, und kann, wie mirs vorkommt, auch von seiner Seite Dir einigermassen nützlich sein. Er wird das, was er bey seinem Umgang mit der Welt zu bemerken glaubt, nach und nach aufzeichnen.“ Den 2. Mai ritt Göthe nach Erfurt, von wo er einen Gruss an Frau von Stein schickte und zufügte: „Das Wetter ist sehr schön. Hier blüht schon alles, und ich hoffe viel Guts von der freien Luft für Seel' und Leib. Auf dem Wege (zunächst nach Gotha) nahm ich nun alle Verhältnisse in Gedanken durch, was gethan ist, zu thun ist, mein Welttreiben, meine Dichtung (Iphigenie) und meine Liebe.“ Den folgenden Tag ritt er nach Gotha und ass in Dietendorf, nachdem er der Frau von Stein in Erfurt Spargel bestellt hatte. Den folgenden Tag will er wieder in Erfurt sein, weil getanzt wird und er da hübsche „Misels“ zu finden hofft (so hiessen die jungen Damen in der burschicosen Sprache des Weimarischen Hofes). Seine Erwartung hatte ihn nicht betrogen. Den folgenden Tag schrieb er an Frau von Stein: „Wir sind im Lande herumgeritten, haben böse Wege gesehen, in die viel verwendet worden ist und die doch nicht gebessert noch zu bessern sind, haben gute in der Stille lebende Menschen gefunden (vielleicht die Herrenhuter in Neu-Dietendorf?) und an Leib und Seele Bewegung gehabt. — Gestern Abend gab der Graf Ley den Frauen und Fräuleins ein Abendessen und Tanz. Es waren niedliche Misels dabei und es ging lustig zu. Der Kleine (Graf Ley) hat seine schönen Gäste mit unendlichen Kinderpossen geneckt und sie haben sich mit ihm

Digitized by Google

herumgerollt. Der Statthalter war vergnügt. Wir haben schon was rechts geschwätzt, für mich ist sein Umgang von viel Nutzen. Durch die Erzählungen aus seinem mannigfaltigen politischen Treiben hebt er meinen Geist aus dem einfachen Gewebe, in das ich mich einspinne, das, obgleich es auch viele Fäden hat, mich doch zu sehr nach und nach auf Einen Mittelpunkt bannt. Der Statthalter ist doch eigentlich auch kein rechtes Kind dieser Welt, und so klug und brav seine Plane sind, fürcht ich doch, es geht einer nach dem andern zu scheitern. Er hat eine treffliche Gewandtheit in bürgerlichen und politischen Dingen und eine beneidenswerthe Leichtigkeit. Wir haben gekannegiesert und gegörzt und aus Allem, was ich von den vier Enden der Erde höre, ziehe ich immer meine eigne Nutzanwendung.“ Aus dem Namen des Grafen Görz, der eine geheime Mission in der Bayrischen Erbfolge-Angelegenheit von Friedrich dem Grossen übernommen hatte, geht hervor, dass ihr Gespräch die besorgliche Uebermacht des Hauses Oesterreich in Deutschland und König Friedrichs Opposition betraf. Dass es in Erfurt nicht ohne „Miseleien“ abging, lässt sich aus folgendem, vom 25. Juli 1814 datirten Gedichte des Westöstlichen Divans schliessen:

Sollt' einmal durch Erfurt fahren,
Das ich sonst so oft durchschritten,
Und ich schien, nach vielen Jahren,
Wohlempfangen, wohlgelitten.

Wenn mich Alten alte Frauen
Aus der Bude froh gegrüsset,
Glaubt' ich Jugendzeit zu schauen,
Die einander wir versüsset.

Das war eine Bäckerstochter,
Eine Schusterin daneben,
Eule keineswegs jene,
Diese wusste wohl zu leben.

Und so wollen wir beständig,
Wettzueifern mit Hafisen,
Uns der Gegenwart erfreun,
Das Vergangne mit geniessen.

Das Gedicht findet sich nur in der Quartausgabe von 1836, ist aber unzweifelhaft echt. Der dritte Vers der dritten Strophe enthält eine Anspielung auf die Worte der wahnsinnigen Ophelia: „Man sagt, die Eule sei eine Bäckerstochter gewesen.“

Digitized by Google

Im folgenden Monat reitet er in militärischen Angelegenheiten wieder durch Erfurt und sinnt unterwegs über eine Lieblingssituation in seinem Roman Wilhelm Meister nach. „Ich liess", schreibt er, „den ganzen Detail in mir entstehen und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, dass ich eben zeitig genug nach Gotha kam. — Ich wollt gern Geld drum geben, wenn das Kapitel von Wilhelm Meister aufgeschrieben wär, aber man brächte mich eher zu einem Sprung durchs Feuer. Diktiren könnt' ich noch allenfalls, wenn ich nur immer einen Reiseschreiber bei mir hätte. Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden, und meinem Zustand in diesem Augenblick, wo ich jetzt schreibe, ist ein Unterschied wie Traum und Wachen." Zu Weihnachten dieses Jahres erfreut ihn ein Besuch der Bechtoldsheims aus Eisenach. Im folgenden Jahre, 21. Juni, trifft er mit Dalberg bei einem Diner in Belvedere zusammen und zu Ende des Jahres ist er wieder in Erfurt bei ihm, von wo er an Frau von Stein schreibt: „Ich habe einen vergnügten Abend mit dem Statthalter zugebracht, er steckt voll Kenntnisse und Interesse für tausend Dinge. Nun wollen wir sehen, wie wir weiter kommen. An diesem rothen Tische hab ich Dir schon oft geschrieben. Schon seit sechs Jahren sind meine Gedanken oft in dieser Stube an Dich gerichtet gewesen. — Meinen neuen Roman „über das Weltall" (den er nicht ausgeführt hat) hab ich noch unterwegs durchgedacht und gewünscht, dass ich Dir ihn diktiren könnte. Es gäbe eine Unterhaltung und das Werk käme zu Papier." Den 29. März 1782 fährt er wieder zum Statthalter in Gesellschaft des Graf Werther'schen Ehepaares, welches dem Weimarischen Hofe einen Besuch abgestattet hatte, und von dieser Zeit finden wir Göthe und den Herzog öfter zusammen auf dem Wege über Erfurt nach Neunheiligen, dem Gute jenes Grafen. Seine Gemahlin war das Original zu der schönen Gräfin in Wilhelm Meister.

Ueber eine dieser Partien schreibt er an Frau von Stein: „Dieses zum Zeichen, dass die Fluthen bei Linderbach mich nicht verschlungen haben." Und Tags darauf berichtet er: „Der Statthalter hat schon wieder mit mir ein unendliches Gespräch angefangen. Das eigne Wesen eines Menschen, das ganz fremde Wirkungen aus sich hervorbringt, ist mir sehr merkwürdig." Den 3. April isst er in Eisenach bei Bechotldsheims zu Mittag.

Digitized by Google

Den 9. Juni ging der ganze Hof, auf Dalbergs Einladung, zum Frohnleichnamsfest nach Erfurt; Göthe entzog sich dieser Partie; dass er aber dieses Fest kannte und sehr schätzte, ersehen wir daraus, dass er auch das Weimarische Vogelschiessen nach dem Muster desselben heben und veredeln wollte. An seinen Freund Meyer schreibt er den 12. August 1805: „Ich habe manchen guten Einfall, wodurch nach und nach dieses Vogelschiessen, wie das Frohnleichnamsfest zu Erfurt, bunt, bedeutend und anziehend werden könnte.“ Eine eigenthümliche Mission, nämlich eine Dame, die Prinz Constantin, des Herzogs Bruder, in Paris kennen gelernt und mitgenommen hatte, wo möglich von dem Auftreten in Weimar abzuhalten, führte ihn ein Jahr darauf über Erfurt und Gotha nach Wilhelmsthal. „Mit dem Statthalter“, schreibt er, „habe ich mich angenehm unterhalten, er ist sehr gut und voll Verstand. Man trifft immer etwas neues bei ihm an.“ Auch diese Liebschaft des Prinzen Constantin bildete er in seinem „Wilhelm Meister“ nach in dem Verhältnisse Lotharios zu Lydien. Das Jahr 1784 führte ihn zu einem längeren Aufenthalte in Landtagsangelegenheiten nach Eisenach, wo er leider seine Freundin Bechtoldsheim krank antraf. „Es thut mir leid um sie“, schreibt er, „dass sie die ganze schöne Hofepoque auf dem Bette verpassen muss.“ Aber vom 20. Juni kann er melden: „Die Bechtoldsheim ist wieder besser, und gleich wieder so munter und so genüglich, wie Du sie kennst. Sie erzählt mir, was die Leute von mir sagen. Frau von Lichtenstein in G. hat ihr versichert: Qu'elle m'avait trouvé entièrement changé, que je n'étais pas seulement présentable partout mais même aimmable.“ Mannichfache Besuche Dalbergs in Weimar ziehen sich durch die folgenden Jahre, auch nachdem Göthe, dem Drange seines Herzens folgend, über die Alpen gegangen war, in jenes Land,

„Wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn.“

Doch selbst auf Sicilien sollte Göthe an Erfurt erinnert werden. Es war in Palermo am Ostersonntag 1787. Ich schildere dies kleine drollige Abenteuer mit seinen eigenen Worten: „Nachdem ich den Morgen zugebracht, die verschiedenen Kirchen zu besuchen und die Volksgesichter und Gestalten zu betrachten, fuhr ich zum Palast des Vicekönigs, welcher am obern Ende der Stadt liegt. Weil ich etwas zu früh gekommen, fand

Digitized by Google

ich die grossen Säle noch leer; nur ein kleiner munterer Mann ging auf mich zu, den ich sogleich für einen Maltheser erkannte. Als er vernahm, dass ich ein Deutscher sei, fragte er, ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wisse, er habe daselbst einige Zeit sehr angenehm zugebracht. Auf seine Erkundigungen nach der von Dacherödenschen Familie, nach dem Coadjutor von Dalberg, konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er sehr vergnügt nach dem übrigen Thüringen fragte. Mit bedenklichem Antheil erkundigte er sich nach Weimar. Wie steht es denn, sagte er, mit dem Manne, der zu meiner Zeit, jung und lebhaft, daselbst Regen und schönes Wetter machte? Ich habe seinen Namen vergessen; genug aber, es ist der Verfasser des Werther. Nach einer kleinen Pause, als wenn ich mich bedächte, erwiederte ich: „Die Person, nach der Ihr Euch gefälligst erkundigt, bin ich selbst.“ Mit den sichtbarsten Zeichen des Erstaunens fuhr er zurück und rief aus: da muss sich viel verändert haben! O ja, versetzte ich, zwischen Weimar und Palermo habe ich manche Veränderung gehabt.“ 1788 ging Dalbergs Bruder, der Musikkenner und Alterthumsfreund Friedrich von Dalberg, Domkapitular zu Trier, Worms und Speier, mit Herder nach dem von Göthe so eben verlassenen Italien; letzterer schrieb von Erfurt aus einen liebenswürdigen Brief an seine Weimarer Freunde. Den 6. Juni 1789 brachte der Herzog den Coadjutor mit sich nach Weimar zur Tafel, an der denn auch Göthe, obgleich er nach seiner Rückkehr aus Italien dem Hoftreiben sich immer mehr entfremdete, nebst Knebel und Wieland Theil nahm. In meinem Vortrage über „Schillers Beziehungen zu Erfurt“ habe ich schon der Bemühungen des Coadjutors um eine gesicherte Lebensstellung für Schiller Erwähnung gethan. Er wusste um das Herzensbündniss Schillers mit Charlotte von Lengefeld und es lag ihm daran, ihn auch mit seinem Freunde Göthe zu befreunden. In den Annalen vom Jahre 1794, in welchem bekanntlich erst jene denkwürdige Freundschaft zwischen Schiller und Göthe geknüpft wurde, berichtet Letzterer: „Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu grösserer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in grossem Ansehn und von ausgebreiteter Wirkung, leider solche,

Digitized by Google

die mich äusserst anwiderten; ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhasst, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreissenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. — Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen; und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt." Nachdem er denn ausgeführt, wie auch Schillers Don Carlos und sein Aufsatz „über Anmuth und Würde" nicht dazu hätten beitragen können, sie einander näher zu bringen, fährt er fort: „An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegen setzte, waren schwer zu widerlegen," Schöll, der Herausgeber der Briefe Göthes an Frau von Stein, meint nun, dass schon damals des Coadjutors mildes, aber vergebliches Zureden begonnen habe. Es ist immerhin möglich, doch gewann derselbe ein näheres Interesse für Schiller erst nach dessen Verlobung im November dieses Jahres. Den 9. August ist Dalberg wieder in Weimar; den 1. December begleitet Göthe den Herzog nach Erfurt zum Coadjutor, mit welchem Göthe am 2. und 3. in Weimar zur Tafel, am 4. mit dem Herzog und ihm in Jena, wo ihn aber Schiller nicht viel sprechen konnte, und am 5. vor Dalbergs Abreise, wieder in Weimar mit ihm und den Freundinnen aus Rudolstadt, Frau von Beulwitz und Fräulein Charlotte von Lengefeld, zur Tafel war. Zu Anfang des folgenden Jahres wurde denn auch wirklich Schillers Verbesserung und Verheirathung unter warmer Verwendung der Frau von Stein, thätigem Wohlwollen des Herzogs und freundschaftlichem Antheil Dalbergs erreicht. Hierauf erst näherte sich Göthe, jedoch sehr allmählig, dem Anziehungskreise Schillers. Den 12. Juni 1790, während der Herzog in Berlin war, langte die Herzogin von Curland in Weimar an, der zu Ehren die Herzogin am folgenden Tage einen glänzenden Hof gab, wozu auch Dalberg von Erfurt schleunigst berufen ward. Im Juli des folgenden Jahres besuchte Göthe auf der Reise nach Wilhelmsthal

Digitized by Google

zum Herzog den Coadjutor wieder in Erfurt und legte ihm seine Versuche über die Farbenlehre vor, die derselbe sehr theilnehmend aufnahm. In einem Aufsatz zur Farbenlehre vom Jahre 1817, „Schicksal der Druckschrift“ betitelt, berichtet Göthe: „Einen Freund und Gönner jedoch, welcher, während der Arbeit so wie nach deren Vollendung, treulich eingewirkt, muss ich an dieser Stelle rühmen. Carl von Dalberg war es, ein Mann, der wohl verdient hätte, das ihm angeborne und zugedachte Glück in friedlicher Zeit zu erreichen, die höchsten Stellen durch unermüdete Wirksamkeit zu schmücken, und den Vortheil derselben mit den Seinigen bequem zu geniessen. Man traf ihn stets rührig, theilnehmend, fördernd, und wenn man sich auch seine Vorstellungsart im Ganzen nicht zueignen konnte, so fand man ihn doch im Einzelnen jederzeit geistreich überhelfend. Bei aller wissenschaftlichen Arbeit bin ich ihm viel schuldig geworden, weil er das mir eigenthümliche Hinstarren auf die Natur zu bewegen, zu beleben wusste. Denn er hatte den Muth, durch gewisse gelenke Wortformeln das Angeschaute zu vermitteln, an den Verstand heranzubringen.“ Gewiss eine schöne Leichenrede auf den am 10. Februar dieses Jahres dahingeschiedenen Edlen. Vielleicht war es auch schon damals, dass Dalberg auf eine noch thätigere Weise in sein Studium der Farbenlehre eingriff, wie Göthe dies in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ (1800) anerkennt, indem er sagt: „Höchst undankbar würde es sein, wenn ich hier nicht diejenigen nennen wollte, die mich durch Neigung und Zutrauen förderten. Der Herzog von Weimar, dem ich von jeher alle Bemühungen eines thätigen und frohen Lebens schuldig geworden, vergönnte mir auch diesmal den Raum, die Musse, die Bequemlichkeit zu diesem neuen Vorhaben. Der Herzog Ernst von Gotha eröffnete mir sein physikalisches Cabinet, wodurch ich die Versuche zu vermannichfaltigen und ins Grössere zu führen in Stand gesetzt wurde. Der Prinz August von Gotha verehrte mir aus England verschriebene köstliche, sowohl einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen. Der Fürst Primas, damals in Erfurt, schenkte meinem ersten und allen folgenden Versuchen eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, ja er begnadigte einen umständlichen Aufsatz mit durchgehenden Randbemerkungen von eigener Hand, den ich noch als eine höchst

Digitized by Google

schätzbare Erinnerung unter meinen Papieren verwahre.“ Um so kürzer fertigt aber Göthe in derselben Schrift die beiden hiesigen Schottenmönche, den schon erwähnten Andreas Gordon und Bernhard Grant, der 1770 ein Buch: Praelectiones encyclopaedicae in physicam experimentalem herausgab, als erklärte Anhänger der Newton'schen Theorie ab. Auf jener Reise nach Wilhelmsthal benutzte er auch das physikalische Cabinet zu Gotha und vollendete den dritten Aufzug seines „Grosscophta.“

Ein neues Band wurde zwischen Göthe und Erfurt geschlungen durch seine Uebernahme der Direction des neuen Weimarischen Hoftheaters, welches seine Vorstellungen am 7. Mai 1791 begann. Doch nur wenige Vorstellungen zum Eintritt wurden in Weimar gegeben. Die Gesellschaft ging nach Lauchstädt, dann nach Erfurt, worauf sie im October wieder mit frischem Muthe nach Weimar zurükkehrte. In Erfurt wurden die Vorstellungen am 19. August mit einem Prolog und dem sehr beliebten Singspiel „das rothe Käppchen“ eröffnet, und an Neuigkeiten brachte man Ifflands „Elise von Valberg“ und das Lustspiel „Luftschlösser“ von Göthes späterm Schwager Vulpius, beide nach der Handschrift. Eine Tageseinnahme aus dem September (vielleicht von dem sogleich zu erwähnenden Don Carlos) belief sich auf 97 Thaler 12 Groschen. Es wurde nämlich hierauf die Aufführung des Don Carlos ins Werk gesetzt und persönlich von Schiller betrieben, der denselben einer abermaligen Redactien unterworfen. — Bei der Leipziger Aufführung hatte Schiller manche unangenehme Erfahrungen gemacht. Der dortige Darsteller des Königs, Brückl, ein Tyrann aus der Zeit der Haupt- und Staatsactionen, an das Extemporiren gewöhnt, hatte seine Rolle durchaus schlecht wiedergegeben, sie mit allerlei Zusätzen in seiner Manier geschmückt und verbessert. Besonders hatte er seine Reden durch vielfach wiederholtes: „Merkt Euch das!“ bekräftigt, von welchen Illustrationen der Dichter gewiss nicht sehr erbaut gewesen sein mag. Der Darsteller des Domingo (Hanke) war sogar ausgelacht worden. Dieser intrigante Mönch war jedoch von Schiller aus konfessionellen Gründen schon für das Leipziger Theater (wegen des katholischen sächsischen Hofes) in einen „Staatssecretär Perez“ verwandelt worden, und diesen Titel bekam auch die Rolle hier in Erfurt und später auch unter des freisinnigen Dalbergs Regie-

Digitized by Google

rung, in Frankfurt, über welche Schwäche sich die Freunde der Schiller'schen Dichtung nicht wenig ärgerten. Es musste nun dem Dichter bei diesem neuen Versuch, den Carlos auf die Bühne zu bringen, vor allen Dingen daran liegen, jene beiden Rollen so gut als möglich zu besetzen. Weimar besass zu der Zeit den Schauspieler Franz Fischer, zugleich Regisseur, welcher nach seiner Angabe den König schon gespielt hatte. Sodann machte der später als Mitglied des Wiener Burgtheaters berühmt gewordene Karl Krüger, ein talentvoller, tüchtiger Schauspieler, für dessen Ausbildung sich Göthe lebhaft interessirte — Anspruch auf die Rolle. Ein nicht uninteressantes, charakteristisches Schreiben des Letztern in dieser Angelegenheit an den Hofkammerrath Kirms, der die Finanzen des Theaters unter sich hatte, vom 14. September 1791, hat sich erhalten; es heisst darin: „Die Sache mit Don Carlos ist in vollem Gange. Gestern wurde ich zu Herrn Hofrath Schiller (der damals in dem Rumpel'schen Hause in der Michaelisstrasse wohnte) gebeten, wo kurz vorher Herr Fischer gewesen war, und annoncirte, dass er den König schon im Don Carlos gespielt hätte — Fischer den König! — O Narrheit!! — Der Hofrath Schiller entladete sich denn unter einem Schwall von Complimenten und Douceurs der Bitte, dass ich den Domingo übernehmen möchte — worauf ich antwortete, dass es mir herzlich leid thäte, ihm seine erste Bitte abschlagen zu müssen, indem ich mit Bewilligung der Ober-Direction keine Spitzbuben mehr spielte, zumal eine so kleine unbedeutende Rolle wie diese wäre. Ich würde jede andere Rolle mit Vergnügen übernehmen — ohnerachtet ich mit Recht Anspruch auf den König machen könnte. Hierauf sagte der Herr Schiller, dass es ihm sehr unangenehm wäre, dass sich Herr Fischer schon zum König angetragen hätte, weil er nicht die mindeste Figur noch Anstand zu dieser Rolle hätte, dass er aber mit ihm deshalb reden wollte, weil er doch als Regisseur zum besten des Ganzen jede andere Rolle übernehmen müsste — und so empfahl ich mich ihm. In der Assemblée bei dem Coadjutor sprach ich den Hofrath Schiller wieder. Da sagte er mir, dass der Coadjutor ihm so eben gesagt hätte, dass er es sehr ungern sähe, wenn Herr Heusser mitspielte und dass er es sich verbäte. Nun, sagte er, habe ich jetzt den besten Vorwand Herrn Fischer zu sagen, dass ich

Digitized by Google

gleich das Stück so austheilen müsste, dass es könnte auch so in Weimar besetzt bleiben. — Jetzt aber höre ich, dass Herr Heusser zum Hofrath Schiller gesagt hat, er möchte den Carlos noch nicht an Herrn Domaratius geben, weil er erst noch den Coadjutor nochmals um Erlaubniss bitten wollte. Nächstens den gänzlichen Beschluss der Geschichte des Don Carlos.“ Der angedeutete nächste Brief ist nicht mehr vorhanden; wie aber die Rollen bei dem am 25. September mit dem Don Carlos und einem Epilog gefeierten Schluss der Erfurter Aufführungen besetzt waren, erfahren wir aus dem Theaterzettel der ersten Aufführung desselben in Weimar am 28. Februar 1792. Dieser meldet unter andern folgende Besetzung: Philipp II. Herr Fischer, Don Carlos Herr Domaratius (Dalberg wird also wohl Schuld und Ursache gewesen sein, dass ein etwa projectirtes Engagement des Herrn Heusser nicht zu Stande kam); Antonio Perez (Domingo) Herr Krüger. Alexander Farnese, der Grossinquisitor, Prior und Ludwig Mercado kamen nicht vor; Domingo war Staatssecretär Antonio Perez geblieben, und — Herr Krüger spielte ihn trotz aller Protestationen. (Pasqué, Göthes Theaterleitung II., p. 71—75.) Im Juli des Jahres 1794 ist Göthe wieder in Erfurt, trifft dort den früheren französischen Kommandanten von Mainz, d'Oyré, als Emigranten, und lässt sich vom Coadjutor erzählen, dass die auf dem Petersberge verwahrten Klubisten unerträglich grob werden, sobald es den Franzosen wohl geht. In dem Verhältnisse Dalbergs zu dem Herzoge von Weimar war seit zwei Jahren eine Spannung eingetreten, die diesen jedoch nicht hinderte, seine Anerkennung über Dalbergs in diesem Jahre erschienene Briefe zur Beförderung der Humanität auszusprechen. „Ich freute mich,“ äussert Dalberg gegen Herder den 2. Juli 1794, „dass er so urtheilte; denn ich bin und bleibe seinen trefflichen Eigenschaften von Herzen ergeben.“ Immer näher wälzten sich während dessen des rauhen Krieges Horden, die bisher am Rhein getobt hatten. Göthes Mutter hatte schon ihre Werthsachen eingepackt und nach Langensalza geschickt, aber selbst ihre geliebte Vaterstadt Frankfurt zu verlassen, war sie nicht zu bewegen. Göthe suchte sich in diesen Zeiten trüber politischer Gährung die Unbefangenheit des Blicks und die künstlerische harmonische Weltanschauung zu bewahren, kann sich aber doch nicht enthalten,

Digitized by Google

in seinem Briefwechsel mit Schiller bisweilen besorgliche Nachrichten über die beiderseitige Heimath auszutauschen. In jenem Sinn schrieb er für Schillers Horen die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, die mit dem auf die französische Revolution bezüglichen Märchen von der schönen Lilie endigten. Während Mannheims Fall und der Rückzug der Kaiserlichen von der Lahn am rechten Rheinufer den fürchterlichsten Schrekken verbreitete und Hunderte von Wagen von Darmstadt nach Frankfurt flüchteten, hatte Göthe endlich diese schöne Dichtung vollendet, die er dem Freunde am 26. September 1795 mit den Worten übersandte: „Selig sind, die da Märchen schreiben, denn Märchen sind à l'ordre du jour. Der Landgraf von Darmstadt ist mit 200 Pferden in Eisenach angelangt und die dortigen Emigranten drohen sich auf uns zu repliiren. Der Kurfürst von Aschaffenburg wird in Erfurt erwartet.“

Der Herzog hatte unterdessen den Plan gefasst, Göthe auf einige Wochen nach Frankfurt zu senden, damit dieser von allem in der Nähe Vorgehenden, auch vom Fortgang der Friedensverhandlung in der Kaiserstadt ihn sofort unterrichte. Er schreibt ihm darüber am 9. October von Eisenach aus: „Die Sachsen sind in vollem Rückzuge; ich habe mich beim Kurfürsten Raths erholt, was nun geschehen werde. Frankfurt ist wohl auf gewisse Weise blokirt, aber es scheint in einem Zaubernebel zu liegen; denn alles Freundliche und Feindliche, Hin- und Herreisende, Waaren, Geld, Briefe u. s. w. geht unbewaffnet ein und aus, ohne angehalten zu werden. Graf Keller kam vor drei Tagen daher zurück. Ich hatte Dir schon gestern hier ein Quartier und für (Geheimerath) Fritschen bestellt; ich halte es offen und hoffe Dich morgen Abend oder übermorgen hier zu sehen. Jeder (als Frankenberg, der Koadjutor, mein Schwager etc.) approbiren sehr Deine Abschickung dahinunter. Ich habe auch dem Kurfürsten etwas Entferntes davon geschrieben, und ihm versprochen, Nachrichten zu verschaffen. Jeder glaubt, dass Jemand, der unten ist, gut sieht und hört, uns allen zur grossen Annehmlichkeit gereichen wird. Kurhessen scheint seine individuelle Neutralität halten zu wollen, aber eine Position zu nehmen. Der Kurfürst von Mainz hat Ideen zu einem Reichsfrieden, wenn auch der Kaiser nicht wolle. Alles dieses sollst Du schriftlich hier sehen. Dein Quartier ist im Anker hier be-

Digitized by Google

stellt. Leb wohl und komme bald! Wenn Du etwa in Gotha über Nacht bleiben willst, so erwarte ich Dich übermorgen.“ Göthe kam am bestimmten Tage nach Eisenach, aber die Absendung unterblieb. Als die Emigrirten, die in Schaaren von Mannheim nach Erfurt geströmt waren, dasselbe im November grösstentheils räumen mussten, nahm der Herzog sie in seine Landstädtchen zum Theil auf, worüber man sehr böse war, wie Schiller am 9. November an Humboldt meldet.

Göthes dritte Schweizerreise, auf der er den 3. August 1797 in Frankfurt ankam, führte ihn wieder durch Erfurt (31. Juli). In der Nähe unserer Stadt war ihm der Kessel merkwürdig, worin sie liegt. „Er scheint sich“, schreibt er, „in der Urzeit gebildet zu haben, da noch Ebbe und Fluth hinreichte, und die Unstrut durch die Gera heraufwirkte.“

Das Gastspiel Ifflands, des berühmten Schauspielers, der im April 1798 nach Weimar kam, zeigte Göthe im Gothaischen Reichsanzeiger, in den Erfurter Anzeigen, der Jenaischen Zeitung und dem Weimarischen Wochenblatt von Direktionswegen an, wobei er bemerkte: „Fremde, die an diesem Genuss theilnehmen wollen, würden allenfalls durch hiesige Bekannte vor ihrer Ankunft sich mit Billets zu versehen haben, weil nur eine bestimmte Anzahl von Personen in das Schauspielhaus Eingang findet.“

In diesem Jahre kam ein Ehepaar, welches sich Burgdorf nannte, nach Eisenach und wandte sich von da brieflich an Göthe nach Oberrossla, um eine Anstellung an dem Weimarischen Theater nachzusuchen. In Eisenach bestand zur Zeit ein Liebhabertheater, dessen Seele die Frau Geheime Räthin von Bechtoldsheim, Göthes Freundin, war. Unter andern stand dieser Bühne noch vor der dortige Landkammerrath Steinbrück, ein guter Bekannter von Kirms. Letzterer schrieb an Steinbrück unter Beischluss des Briefes von Burgdorf und bat zugleich in Göthes Namen, diese Leute anzusehen, ihnen, wenn sie ihm nicht anständen, sogleich eine abschlägige Resolution zu geben, oder, wenn sie hübsch und von ihr besonders etwas zu hoffen wäre, auf dem Liebhabertheater in Eisenach sich ein paar Scenen vorspielen zu lassen, um alles genau und besonders die Deutlichkeit ohne Affectation hören zu können. Als das Schreiben ankam, hatten die Burgdorfs Eisenach bereits verlassen.

Digitized by Google

Sie hatten während ihres dortigen Aufenthalts die Frau von Bechtoldsheim kennen gelernt und durch ihr vortheilhaftes Aeussere sowohl als ihre guten Manieren und gewiss interessanten Schicksale diese Dame für sich eingenommen. Frau von Bechtoldsheim hatte ihnen die besten Hoffnungen auf ein Engagement in Weimar gemacht, ihnen eine warme Empfehlung an ihren Freund Göthe eingehändigt und die beiden jungen Leute aufgefordert, ermuntert, direkt nach Weimar, zu Göthe, zu reisen, als der kürzeste, beste Weg, um zu dem ersehnten Ziele zu gelangen, sie auch mit einem Empfehlungsschreiben an denselben versehen. Kirms' Schreiben traf die Burgdorfs in Gotha, sie reisten nach Eisenach zurück, um sich von Steinbrück prüfen zu lassen. Die Probe fand in den Zimmern der Frau von Bechtoldsheim statt, „dieser Kennerin alles Schönen und selbst theatralischen Künstlerin", wie Steinbrück schreibt. Das Resultat derselben wurde von dieser Dame in folgendem Schreiben an Göthe mitgetheilt: „Ich habe Ihnen, lieber Geheimer Rath, vorige Woche ein paar junge Schauspieler empfohlen, die sich glücklich fühlen würden, bei Ihrem Theater engagirt zu werden. Sie reissten von hier ab, erhielten aber zu Gotha einen Brief vom Herrn Land-Cammerrath Kirms, der sie hier an Herrn Land-Cammerrath Steinbrück vor der Hand zurückwiess. In seiner Gegenwart und der einiger Liebhaber der theatralischen Kunst haben diese jungen Leute oben in meinem Zimmer einige Scenen abgelesen. Ihre Declamation ist richtig, ihr Sprachorgan angenehm, sie scheinen Beide eine feine Erziehung und Sinn und Gefühl für ihre Kunst zu haben. Von dem Grad ihrer Talente ist aber bey einer so oberflächlichen Probe gar nicht zu urtheilen. — Ich dächte, Sie hätten die Güte, sie zum wenigsten auf eine kurze Zeit kommen zu lassen. Sie machten auf so lange dieses Paar glücklich, und gefallen sie Ihnen nicht, so können Sie sie bald wieder los werden, indem sie ja schon halb und halb ein engagement bei der Gesellschaft haben, die jetzt zu Stade spielt, und Lust hat in 5 bis 6 Wochen hierher zu kommen. — Da ich in diesem Augenblick in Gesellschaft muss, so habe ich nur eilens diese Zeilen aufs Papier werfen können. Verzeihen Sie mein theurer liebenswürdiger Freund ihren ganz prosaischen Ton, die Momente drängen sich. Ich möchte den guten Leuten gerne nützlich seyn, und darüber habe ich sogar

Digitized by Google

vergessen müssen, Ihnen etwas von mir selbst, und von meiner alten unauslöschlichen Anhänglichkeit für Sie zu sagen. Ihre Julie."

Göthe las mit dem sicheren Blicke des erfahrenen Geschäftsmannes aus diesem Schreiben trotz aller Umschweife das Richtige heraus. Er schrieb an Kirms: „Wenn ich mich nicht in der Physiognomie des Bechtoldsheimischen Schreibens äusserst irre, so ist das liebe theatralische Paar wenig oder gar nicht zu brauchen. — Ich wollte wetten, die Frau ist noch auf keinem Theater gewesen und er ist ein Hasenfuss. In meinem Leben habe ich so oft bemerkt, dass Menschen, die sonst zuverlässig sind, gegen jemand, der eine Stelle zu vergeben hat, gar kein Gewissen haben. Man will die Leute anbringen und wir mögen nachher sehen, wie wir sie los werden." Kirms, als praktischer, ökonomischer Mann, war ganz Göthes Ansicht und das junge Schauspielerpaar wurde abschlägig beschieden. Aber die sogenannte Frau Burgdorf befand sich in einem Zustande, der ihr unfehlbar das Mitleid jeder Dame erwerben musste, und so mag ihnen wohl Frau von Bechtoldsheim heimlich nach dem oben von Göthe getadelten Grundsatz zugeredet haben, ihr Glück persönlich in Weimar zu versuchen. Mit dem älteren Empfehlungsschreiben der Frau von Bechtoldsheim an Göthe und einem neuen Briefe Steinbrücks versehen, brachen sie nach Weimar auf. Wirklich wurde die Frau Burgdorf, aber ohne ihren Mann, engagirt, worüber sie mit demselben in Händel gerieth. Dieser Skandal hatte zur Folge, dass beiden sogleich gekündigt wurde. In dem betreffenden Billet von Kirms heisst es dabei: „Was man für Sie, oder vielmehr für Ihre Frau, thun wollte, war gut gemeint und geschahe auf Verwendung der Frau von Bechtoldsheim, denn unser Theater ist besetzt und für Sie besonders kein Fach leer." Der weitere Verlauf dieser Angelegenheit, der mit einem öffentlichen Aergerniss endigte, gehört nur in sofern hierher, als er Erfurt betrifft. Nachdem nämlich das Pärchen endlich zu Göthes und Kirms grosser Freude Weimar geräumt hatte, sandte es von Erfurt aus zwei verschiedene Briefe nach Weimar. Der eine derselben war von Herrn Burgdorf, oder, wie er eigentlich hiess, Herrn von Wedell, an Kirms gerichtet und lautete: „Wohlgeborner Herr! So unglaublich es mir auch ist, so versichert mir meine Frau zu wiederholten Malen, dass Sie

Digitized by Google

die Triebfeder gewesen seyen, dass man sie mit so vieler Grossmuth entlassen habe. Man hat in der That nichts anderes gethan, als bey jedem anderen Individuum nach den Umständen, vielleicht noch ungleich stärker, hätte gethan werden müssen. Unterdessen gestehe ich, es ist weit über meine Erwartungen, da ich nach der Behandlung gegen mich alles fürchten konnte. Diese Grossmuth Herr Hofkammer Rath beschämt mich sehr und ich sage Ihnen um so aufrichtiger meinen herzlichsten Dank, da ich mit Vorsätzen in Weimar eintraf, die nicht anders als die schlimmsten Folgen für mich hätten haben können. Auch für Ihr damaliges Anerbieten, mich mit meinen Verwandten zu redressiren — das ich nicht beantwortete, weil es mir nicht aus der edelsten Absicht entstanden schien — danke ich innigst. Verhältnisse, deren Details viel Zeit fornähmen, erlauben mir nicht, jetzt davon Gebrauch zu machen." Der zweite Brief war von Frau Burgdorf, aller Wahrscheinlichkeit nach an Demoiselle Corona Schröter gerichtet, die gefeierte Schauspielerin und Sängerin, von Göthe in dem Gedicht „auf Miedings Tod" so schön verherrlicht, die man der Madame Burgdorf zur Lehrerin im Theatralischen gegeben hatte. Nach reichlichen dieser Dame gespendeten Lobeserhebungen kommt der hinkende Bote in diesem Schreiben nach. Ich lasse einige Stellen daraus zur Ergötzung folgen: „Der edle Elkan kleidete mich, als ich gleichsam nackend nach Weimar kam. Diesem Edelmuth bin ich 10 Thaler zu entrichten schuldig; keine Speise, keine Getränke, wird mir gedeihen, mich laben, so lange dieser Seelenfreund mich für undankbar hält." (Dieser Elkan war der Hof-Faktor und Agent des Hoftheaters [siehe über ihn Göthes schönes Gedicht auf Miedings Tod], ein Jude, der aber, wie wir sehen, nach der Lehre Jesu an dieser Dame Samariterdienste geübt hatte; zu dem Worte „Getränke" wäre zu bemerken, dass Madame Burgdorf zu ihrem ersten Debüt als Afanasia im Graf Benjowsky von Kotzebue sich durch geistige Getränke zu encouragiren versucht hatte, was ihr aber misslungen war.) „Ebenso", fährt sie fort, „verhält es sich mit dem uneigennützigen Italiener Pretari, der mir auf mein gutes Gesicht sechs Thaler lieh." Nachdem sie nun noch mehrere Schulden aufgezählt hat, die sie nach ihrer Anstellung „in Trippsdrill, wo der Bach über die Weide fliesst", sich abzusparen hofft, wendet sie sich an De-

Digitized by Google

moiselle Schröder mit den Worten: „Damit meine Feinde mir bei meiner Wiederanstellung in Weimar Nichts in den Weg legen können, so flehe ich Sie, meine zuckersüsse Seele, mein Honigseimichen, mit kindlicher liebevoller Zuversicht an, diese angezeigten Schuldposten für mich zu bezahlen und meine Ehre zu retten, wofür ich dankbarlichst ersterbe etc.“ Was aus dem edeln Paare weiter geworden, hat man nicht erfahren. (Pasqué, Göthes Theaterleitung 3, p. 181—247.)

Der Schluss des Jahrhunderts sollte in Weimar acht Tage lang festlich begangen werden; das Project zerschlug sich, doch wurden die Iphigenie von Gluck und Haydns Schöpfung aufgeführt. In Göthes Namen wurde Schiller vom Kapellmeister Kranz ersucht, die Partitur der letzteren von Dalberg zu besorgen.

Im Jahre 1802 erschien in hiesigem Verlage: Gita-Govinda oder die Gesänge Yajadeva's (soll heissen: Dschajadeva's) eines alten indischen Dichters. Die Uebersetzung war nach dem Englischen des Jones gemacht von dem Domherrn Friedrich Hugo von Dalberg, dem Bruder des Coadjutors. Göthe las dieses herrliche indische Liebesgedicht mit grosser Freude und bedauerte nur, wie er in einem Briefe an Schiller sagt, dem er dasselbe mittheilt, dass der zweite Theil desselben, in welchem der flatterhafte Gott Krischna reumüthig zu den Füssen seiner geliebten Hirtin Radha zurückkehrte, schon von Jones und nun noch mehr von Dalberg verstümmelt worden war. Freilich dem grossen Publikum gegenüber fand er später diese Aenderung gerechtfertigt. So äussert er sich in einem Aufsatz vom Jahre 1821, in welchem Jahre er sich durch Kosegartens Vermittelung noch mehr in die Welt der indischen Dichtung versenkte: „Uns Westländern konnte der würdige Uebersetzer nur die erste Hälfte zutheilen, welche die grenzenloseste Eifersucht einer Halbgöttin darstellt, die von ihrem Liebhaber verlassen ist, oder sich verlassen glaubt. Die Ausführlichkeit dieser Malerei bis ins Allerkleinste spricht uns durchgängig an; wie müsste uns aber bei der zweiten Hälfte zu Muthe werden, welche den rückkehrenden Gott, die unmässige Freude der Geliebten, den grenzenlosen Genuss der Liebenden darzustellen bestimmt ist!“ Und nun fährt er fort die Verstümmelung dieses herrlichen Gedichtes durch Jones und noch mehr durch Dalberg zu rechtfertigen. Wer diese

Digitized by Google

Perle indischer Poesie kennt, die uns jetzt durch eine meisterhafte Uebertragung Rückerts unverstümmelt vorliegt, wird diese philiströse Ansicht Göthes nicht theilen. Auch scheint Göthen sowohl wie Dalberg unbekannt geblieben zu sein, dass dieses Gedicht noch heute als Erbauungsbuch in Indien gelesen wird, da man frühzeitig anfing, demselben so wie dem Hohen Liede des Alten Testamentes eine mystisch-religiöse Deutung zu geben und unter Krischna, dem allliebenden Gott, unter Radha die nach der Vereinigung mit dem Göttlichen schmachtende menschliche Seele zu verstehen. Wir werden deshalb besser thun, uns an Göthes früheres Urtheil, welches er den 19. Februar 1802 in einem Briefe an Schiller fällt, zu halten. Er sagt darin: „das Englische der (es müsste heissen: des) Gita-Govinda habe ich nun auch gelesen und muss den guten Dalberg leider einer pfuscherhaften Sudelei anklagen. Jones sagt in seiner Vorrede: er habe dieses Gedicht erst wörtlich übersetzt und dann ausgelassen, was ihm für seine Nation unpassend geschienen habe. Nun lässt der deutsche Uebersetzer nicht allein nochmals aus, was ihm von dieser Seite bedenklich erscheint, sondern er versteht auch sehr schöne Stellen gar nicht und übersetzt sie falsch. Vielleicht übersetz ich das Ende, das hauptsächlich durch diesen deutschen Mehlthau verkümmert worden ist, damit der alte Dichter wenigstens in der Schöne vor Ihnen erscheinen möge, wie ihn der englische Uebersetzer lassen durfte.“ Uebrigens waren Göthen noch die äusserst mannigfaltigen Motive merkwürdig, durch die ein äusserst einfacher Gegenstand sich zu einem unendlichen erweitert.

Schiller las das Gedicht und wurde dadurch auch wieder zur Sacontala zurüchgeführt, die gleichfalls zuerst von Jones in das Englische, dann von Forster in das Deutsche übertragen worden war, und zwar las er sie in der Idee, ob sich nicht ein Gebrauch fürs Theater davon machen liesse, fand aber, dass dieses nicht möglich war.

Ich komme nun zu dem glanzvollsten Jahre in der Geschichte unserer Stadt, zu dem Jahre des Congresses 1808. Während desselben fand das denkwürdige Gespräch Napoleons mit Göthe Statt, welches wir nun näher zu beleuchten haben. Es ist dieses Gespräch von hoher Bedeutung, nicht etwa wegen der Aeusserungen Napoleons, die nichts Absonderliches enthal-

Digitized by Google

ten, auch nicht wegen der Antworten Göthes, die der Geissel Deutschlands, dem gefürchteten Imperator in den Tagen seines höchsten Glanzes gegenüber, nur mit diplomatischer Zurückhaltung gegeben werden konnten, sondern deshalb, weil die servile französische Nation erst jetzt sich veranlasst fand, mit Achtung von unserer Literatur zu sprechen, weil ihr grosser Kaiser die Koryphäen derselben seiner Beachtung gewürdigt hatte. Auch hat dieses Gespräch die Federn zweier Franzosen in Bewegung gesetzt. 1853 erschien die Brochüre: Entrevue de Napoléon I. et de Goethe von Sklower und 1861 im Correspondent ein Artikel von Blaze de Bury: Napoléon à Erfurth. L'entrevue avec Goethe et Wieland. Erstere Brochüre legt Göthes Aufzeichnung, die seinen Annalen einverleibt wurde, zu Grunde und giebt Anmerkungen und Erläuterungen dazu; ich thue dasselbe und erlaube mir noch einige weitere Betrachtungen daran zu knüpfen. Göthe schreibt: „Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Congress zu Erfurt ist von so grosser Bedeutung, auch der Einfluss dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, dass eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte."

Skizze.

September.

„In der Hälfte des Monats bestätigte sich die Nachricht von der Zusammenkunft der Monarchen in Erfurt.

Den 23. marschirten Französische Truppen dahin.

Den 24. kommt Grossfürst Constantin in Weimar an.

Den 26. Kaiser Alexander.

Den 27. die (Weimarischen) Herrschaften nach Erfurt. Napoleon kommt bis Münchenholzen entgegen.

Den 29. berief mich der Herzog nach Erfurt. Abends Andromache (von Racine) im Théâtre Français."

Die Ankunft Göthes in Erfurt machte eine solche Sensation, dass selbst der Moniteur ihr einen besonderen Artikel widmete, in dem es heisst: „Erfurt, den 2. October 1808. Unsere Stadt wird immer glänzender. Es scheint, die Höfe aller benachbarten Fürsten haben sich hierher begeben. Der Weimarische Hof hat den berühmten Göthe, den Minister des Herzogs, hierher geführt. Dieser Schriftsteller, der noch jung und dessen Ruf

Digitized by Google

schon so alt ist, wohnt pünktlich den Vorstellungen bei, welche die regulären Schauspieler Sr. Majestät des Kaisers und Königs geben. Er scheint vollkommen unsere Schauspieler zu schätzen und besonders die Meisterwerke zu bewundern, welche sie vorstellen.“ Wie wenig die Franzosen bis dahin von Göthe wussten, zeigt sich daran, dass der Moniteur ihn, der eben in sein 60. Jahr trat, zu einem jungen Manne machte.

„Den 30. bei dem Herzog grosse Tafel. Abends Britannicus (gleichfalls von Racine). Sodann bei Frau Präsidentin von der Reck grosser Thee. Minister Maret.

Der Minister Maret (Herzog von Bassano) wohnte in dem Hause dieser geistreichen Dame, bei der sich während des Congresses jeden Tag nach dem Theater Diplomaten und Militärpersonen zum Thee einfanden. Der Marschall Soult gehörte zu ihren Bewunderern und auch Napoleon zeichnete sie aus. Nach Thier's Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs IX, p. 318 hätte man sich auch bei der Fürstin von Thurn und Taxis, einer Schwester der Königin Louise von Preussen, wo der Kaiser Alexander öfter verweilte, versammelt. Auch Göthe und Wieland wären öfter dort gewesen.“

„October.

Den 1.

Lever beim Kaiser Napoleon.

Statthalterei (das jetzige Regierungsgebäude).

Treppe, Vorsaal und Zimmer.

Geschwirre durchaus.

Das allbekannte Local und neues Personal. (Man sieht, Göthe wollte eine Parallele ziehen. Wie oft hatte er die Assembleen des Coadjutors besucht, aber welcher Unterschied zwischen einer Cour bei Dalberg und einer solchen bei Napoleon!)

Gemisch. Alte und neue Bekannte.

Dichter als Prophet.

Scherzhaft angeregt. (Der Sinn dieser Notizen ist uns verloren gegangen.)

Der Fürst von Dessau (Göthes Gönner und Freund) blieb zur Audienz.

Viele versammelten sich im Geleitshause bei dem Herzog von Weimar.

Digitized by Google

Der Fürst (von Dessau) kommt zurück und erzählt eine Scene zwischen dem Kaiser und Talma, welche Missdeutung und Geklatsch veranlassen konnte."

Ueber diesen berühmtesten aller französischen Schauspieler spricht sich Göthe in einem Aufsatz vom Jahre 1828, „Französisches Haupttheater" betitelt, ausführlicher aus. Er weist nach, dass nach Talma's Tode die sogenannte klassische Bühne der Franzosen immer mehr veröden musste, da dieser bisher eigentlich jene herkömmlich gepriesenen Stücke erst zu beleben und gewissermassen immer neu zu erschaffen wusste. „So war denn", fährt er fort, „zuletzt Talma ganz eigentlich der Kloben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neuesten Welt an; sein Bestreben war, das Innerlichste des Menschen vorzustellen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war er nicht bemüht, jenes hypochondrische Stück auszubilden, das in der Arabischen Wüste spielt, um Gefühle und Gesinnungen auszudrücken, die einer solchen Oede gemäss wären.

Wir selbst waren Zeuge, mit welchem Glück er sich in eine Tyrannenseele einzugeisten trachtete (er spielte den Nero im Britannicus); eine bösartige, heuchlerische Gewaltthätigkeit auszudrücken, gelang ihm zum besten. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man lese, wie er sich mit einem Tiber des Chenier zu identificiren suchte, und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden."

„Ich speiste bei dem Minister Champagny. Mein Tischnachbar war Bourgoing, Französischer Gesandte zu Dresden."

Den 2.

„Marschall Lannes und Minister Maret mochten günstig von mir gesprochen haben. Ersterer kannte mich seit 1806. (Er hatte nach der Schlacht von Jena bei Göthe in Weimar in Quartier gelegen.) Ich wurde um 11 Uhr Vormittags zu dem Kaiser bestellt.

Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an zu verweilen.

Die Menge entfernte sich.

Präsentation an Savary und Talleyrand.

Ich werde in das Cabinet des Kaisers gerufen.

Digitized by Google

In demselben Augenblick meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird.

Ich zaudere desshalb.

Werde nochmals gerufen.

Trete ein.

Der Kaiser sitzt an einem grossen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nahe Daru, mit dem er sich über die Contributions-Angelegenheiten unterhält.

Der Kaiser winkt mir heranzukommen.

Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen.

Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagt er: Vous êtes un homme. Ich verbeuge mich.“

Auf diesen Ausspruch Napoleons that sich Göthe etwas zu Gute; als ihm Graf Reinhard (französischer Gesandte in Kassel) schrieb: „Von Ihnen soll der Kaiser gesagt haben: Voilà un homme! Ich glaub' es; denn er ist fähig dies zu fühlen und zu sagen,“ antwortete Göthe: „Also ist das wunderbare Wort des Kaisers, womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen. Sie ersehen daraus, dass ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das ecce homo; im ungekehrten Sinne auf mich angewendet worden; übrigens habe ich alle Ursache, mit dieser Naivetät des „Herren der Welt“ zufrieden zu sein.“

„Er frägt: Wie alt seyd Ihr?

Sechzig Jahr.

Ihr habt Euch gut erhalten.

Ihr habt Trauerspiele geschrieben.

Ich antworte das Nothwendigste.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun musste, einigermassen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in dem Lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war. Er sprach von mir, wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben; wenigstens erkannte ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung.

Er fügte sodann hinzu, dass ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaires Mahomet.

Der Kaiser versetzte: Es ist kein gutes Stück, und legte sehr umständlich auseinander, wie unschicklich es sey, dass der

Digitized by Google

Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den „Werther", den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle, und sagte: Warum habt ihr das gethan? Es ist nicht naturgemäss, welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte.

Ich hörte ihm mit heiterm Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln, dass ich zwar nicht wisse, ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, dass an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sey. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können."

Welche Stelle des „Werther" Napoleon mit seinem Vorwurfe gemeint habe, hat man sich lange vergebens zu errathen bemüht, da Göthe darüber ein hartnäckiges Schweigen beobachtete. Erst in den letzen Jahren seines Lebens theilte er dem Kanzler Friedrich von Müller das Geheimniss mit. Napoleon hatte die Vermengung der beiden Motive zu Werthers Selbstmord, der unglücklichen Liebe mit dem gekränkten Ehrgefühl getadelt. In der ersten Ausgabe des „Werther" vom Jahre 1774 heisst es nämlich p. 179: „Den Verdruss, den er bey der Gesandtschaft gehabt (seine Verweisung aus der adligen Gesellschaft des Grafen C.) konnte er nicht vergessen. Er erwähnte dessen selten, doch wenn es auch auf die entfernteste Weise geschah, so konnte man fühlen, dass er seine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielte, und dass ihm dieser Vorfall eine Abneigung gegen alle Geschäfte und politische Wirksamkeit gegeben hatte. Daher überliess er sich ganz der wunderbaren Empfind- und Denkensart, die wir aus seinen Briefen kennen, und einer endlosen Leidenschaft, worüber noch endlich alles, was thätige Kraft an ihm war, verlöschen musste. Das ewige einerley eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geschöpfe, dessen Ruhe er störte, das stürmende Abarbeiten seiner Kräfte, ohne Zweck und Aussicht, drängten

Digitized by Google

ihn endlich zu der schrecklichen That.“ Diese Stelle hatte schon Herder getadelt, und desshalb änderte sie Göthe 1786 folgendermassen um: „Alles, was ihm Unangenehmes jemals in seinem wirksamen Leben begegnet war — der Verdruss bei der Gesandtschaft, alles was ihm sonst misslungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in seiner Seele auf und nieder“ etc. Napoleon kannte nur eine Uebersetzung der ersten Ausgabe, die er auf seiner Expedition nach Aegypten mit sich geführt hatte, und die er 7 Mal gelesen zu haben versicherte, „wie ein Criminalrichter seine Akten“, meint Göthe. Göthe erinnerte sich also im Jahre 1808 weder an Herders Tadel noch an seine Aenderung vom Jahre 1786, was nicht zu verwundern ist, aber auch Napoleons Einwurf zeigt uns, wie bei den Franzosen nach dem ersten Erscheinen des Werther mehr Göthes Name als seine Werke bekannt waren.

„Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer, der die tragische Bühne mit der grössten Aufmerksamkeit betrachtet, und dabei das Abweichen des Französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.“

Nach Müllers Aufzeichnungen sagte Napoleon unter Anderm: „Das Trauerspiel müsste die Schule der Könige und der Völker seyn; das ist die erhabenste Stufe, die ein Dichter erreichen kann.“ Er forderte Göthe auf, den Tod Cäsars zu schreiben, aber in einer würdigeren und grossartigeren Weise als Voltäre. Man müsste in diesem Trauerspiel der Welt zeigen, wie Cäsar hätte das Glück der Menschheit machen können, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine grossen Pläne auszuführen. (Dieser Gedanke ist in der napoleonischen Familie allmälig zur fixen Idee geworden.) „Kommen Sie nach Paris“, so schloss er, „ich verlange es von Ihnen; dort werden Sie einen grösseren Kreis für Ihren Beobachtungsgeist finden; dort werden Sie grossartige Stoffe für Ihre politischen Schöpfungen finden.“

Dieser Vorschlag Napoleons schlug in Göthes Seele Wurzel. Er erkundigte sich bei Müller nach den Kosten einer Reise nach Paris, nach der dortigen Lebensweise und andern Dingen, und nur sein vorgerücktes Alter hielt ihn ab, sich in den Strudel dieser Hauptstadt des modernen Cäsarismus zu stürzen.

Digitized by Google

„So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Missbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.

Er wandte sich sodann wieder zu Daru, und sprach mit ihm über die grossen Contributionsangelegenheiten. Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als dreissig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt (die letzteren können wohl nur durch den Schmerz über die Zurückweisung seines allzu ungestümen Liebesdranges von Seiten der Frau von Stein, in welchem er einmal nach Erfurt zum Statthalter flüchtete, verursacht worden sein) und hatte Zeit zu bemerken, dass rechts von mir nach der Eingangsthüre zu Berthier, Savary und sonst noch Jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt.

Marschall Soult ward gemeldet.

Diese grosse Gestalt mit stark behaartem Haupte trat herein. Der Kaiser fragte scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen, und ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken.

Auch hier waren es noch die alten Tapeten.

Aber die Porträte an den Wänden waren verschwunden.

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalie gehangen, im Redoutenanzug, eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern alle.

Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich stand.

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemässigter Stimme zu mir sprach, fragte er, ob ich verheirathet sey? Kinder habe? und was sonst Persönliches zu interessiren pflegt. Eben so auch über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalie, dem Fürsten, der Fürstin und sonst. Ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muss ich überhaupt bemerken, dass ich im ganzen Gespräch die Mannichfaltigkeit seiner Beifallsäusserung zu bewundern hatte, denn selten hörte er unbeweglich zu; entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe und sagte Oui oder c'est

Digitized by Google

bien, oder dergleichen; auch darf ich nicht vergessen zu bemerken, dass wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: Qu'en dic Mr. Göt? Und so nahm ich Gelegenheit, bei dem Kammerherrn durch eine Geberde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne, die er bejahend erwiederte, und ich dann ohne weiteres meinen Abschied nahm.“

Den 3.

„Mancherlei Beredung wegen einer in Weimar zu gebenden Vorstellung. Abends Oedip.

Den 4.

nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters (zu einer Vorstellung der französischen Schauspieler).

Den 6.

grosse Jagd. Die französischen Schauspieler kommen an mit ihrem Director. Abends Tod des Cäsar. Minister Maret und Angehörige logirten bei mir.“

Nach dem Theater war Hofball, an welchem die beiden Kaiser Theil nahmen. Hier führte Napoleon auch wieder ein längeres Gespräch mit Göthe, desgleichen mit Wieland. Die schon erwähnte Frau von der Reck, geborne von Ingersleben, redete er hier folgender Massen an: „Ich hätte wahrlich nie geglaubt, dass es in Erfurt so schöne Frauen gäbe. Aber vielleicht sind Sie nicht aus Erfurt?“ „Nein, Majestät, ich bin aus Stettin.“ „Ach! also eine Preussin?“ „Ja, Majestät, und Preussin mit Leib und Seele.“ „Sehr gut! Man muss vor allen Dingen sein Vaterland lieben.“

Den 7.

„Marschall Lannes und Minister Maret. Umständliches Gespräch wegen der bevorstehenden Spanischen Expedition. Von der Jena-Apoldischen Jagd (wobei beide Kaiser das Schlachtfeld besichtigt hatten), alles zurück und weiter (nach Erfurt). Hofrath Sartorius von Göttingen und Frau sprechen bei mir ein.“

Den 14.

„Ich erhalte den Orden der Ehrenlegion. Talma und Frau und Minister Marets Secretär, de Borgne d'Idonville, finden sich bei mir zusammen.“

So waren denn beide grossen deutschen Dichter, von der französischen Nation freilich auf sehr verschiedene Weise aus-

Digitized by Google

gezeichnet worden; Schiller hatte das Ehrendiplom eines Citoyen de la république française erhalten, und Göthe war chevalier de la légion d'honneur geworden. Wie charakteristisch! In Weimar wurde auf diesen Congress eine Medaille von Facius gestochen und von den dortigen Technikern geschlagen. Der zweite Stempel dieser Münze stellte die Stadt Erfurt dar.

Hiermit enden Göthes Aufzeichnungen, die erst in den letzten Jahren seines Lebens seinen Annalen einverleibt wurden, und hiermit endet auch mein Vortrag. Ihn weiter auszuführen, würde vielleicht nicht ohne Interesse für die Biographie dieses ausserordentlichen Mannes sein, aber die Grenzen eines Vortrags ganz gewiss weit überschreiten. Göthe war 60 Jahre alt geworden, und wenn ihm auch das Glück noch weitere 23 Jahre eines rüstigen Greisenalters bescheerte, so konnte er doch dem unvermeidlichen Schicksal desselben, welches Schillers Attinghausen so rührend mit den Worten beklagt:

> Und so, in engerm stets und engerm Kreis,
> Beweg' ich mich dem engsten und letzten,
> Wo alles Leben still steht, langsam zu,
> Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name,

nicht ganz entgehen. Er war stabil geworden; die fröhlichen Wanderzüge durch Thüringen, die ihn so oft nach Erfurt führten, hatten längst aufgehört; zudem war Erfurt seit Dalbergs Weggang für ihn verödet und konnte ihm nur noch wehmüthige Erinnerungen bieten.

Herder war 1803, Schiller 1805, Wieland 1813, Dalberg 1817 und sein edler Gönner und Freund Karl August im Jahre 1828 von dieser irdischen Heimath abberufen worden. Wie der Held seines ersten Dramas, Götz von Berlichingen, nur darum so lange hatte leben müssen, um die Edlen, mit denen er verbunden gewesen war, vor sich in das Grab steigen zu sehen, so war auch er am Ende seiner langen Lebenslaufbahn verwaist, und wie Götz mit den Worten: „Himmlische Luft! Freiheit! Freiheit!“ verscheidet, so schloss sein Dichter den 22. März 1832 das leuchtende Auge mit den Worten: „Mehr Licht!“ Sein „Werther“ erschien 1774; es wird also in 5 Jahren ein Jahrhundert, seit sein Name der Weltgeschichte angehört; freuen wir uns, dass auch Erfurt ein Blatt in dem Kranze seines Daseins ist. Dass die Verehrung dieses Dichters bei uns nicht im

Digitized by Google

Abnehmen ist, beweist mir Ihre zahlreiche Theilnahme, für die ich herzlich danke; auch in unserer Stadt wird, des bin ich gewiss, sein Wort in Erfüllung gehn, womit er in dem herrlichen Gedicht „Künstlers Apotheose" den hienieden so vielfach geplagten Künstler auf den lohnenden Nachruhm verweist:

Auch nach dem Tode lebt er fort
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Wielands Beziehungen zu Erfurt.

Hochansehnliche Versammlung!

Indem ich Ihnen den dritten Dichter aus Weimars classischer Zeit in seinen Beziehungen zu unserer geliebten Vaterstadt vorführe, hoffe ich, dass Sie seine innigere Beziehung zu Erfurt, wo er seine Studien begonnen, dem er drei Jahre als Bürger angehört hat, für dessen Universität sein Auftreten als Professor von dem segensreichsten Erfolge war, für seine geringere Bedeutung als Dichter schadlos halten wird. Auch sein Name ist eng an den Namen unsers Dalberg geknüpft, den jeder Erfurter aus der guten, alten Zeit mit Liebe und Verehrung nannte, und ich darf daher hoffen, wenn ich Ihnen in einem meiner nächsten Vorträge das Leben dieses theuren Mannes, der für Erfurt und Weimar das verbindende Element war, vorführe, ein abgeschlossenes Ganze gegeben zu haben, welches Erfurt an die Blüthezeit unserer Nachbarstadt anknüpft, und uns einen, wenn auch bescheidenen, Antheil an ihrem Ruhme nehmen lässt.

Wielands Beziehungen zu Erfurt beginnen mit seinen Studienjahren. Nachdem er die Klosterschule zu Bergen in seinem 16. Lebensjahre verlassen hatte, ging er, gegen den Willen seiner Eltern, 1749 auf ein Jahr nach Erfurt, um unter der Leitung eines seiner Verwandten, des Professors Baumer, zunächst Humaniora zu studiren. Freilich war für des Leibes Nahrung und Nothdurft in Baumers Hause nicht sehr reichlich gesorgt,

Digitized by Google

denn Wieland schreibt einmal an Riedel: „Vergessen Sie die Satyre gegen Baumer nicht, den ich besser kenne, als Sie vermuthen, weil ich das Glück oder Unglück hatte, das ganze Jahr 1749 unter seinen Augen zu leben und an seinem Tische zu hungern (denn vom essen war nicht viel die Rede).“ Um so weniger aber fehlte es an Geistesnahrung, denn Baumer war nicht blos Mineralog, sondern auch Philosoph, und wirklich ein philosophischer und dabei witziger, satyrischer Kopf. (Gruber, Wielands Leben I., p. 24.) Gegen Bodmer äusserte Wieland: „Er (Baumer) lehrte mich viel Gutes und Böses in der Philosophie. Ich prüfte aber Alles, war eine Zeit lang Materialist und kam endlich auf die Spuren einer wahren Philosophie. Erst alsdann gefiel mir die (Leibnitzische) Theodicee, weil sie mit den Meditationen, auf die ich selbst gerathen war, oft coincidirte und ich verband ihre Lecture mit Bayle (Wörterbuch) und Brukkern“ (Geschichte der Philosophie). Letzteren Mann lernte Wieland später auch persönlich kennen. Es war die Wolfische Philosophie, welche Baumer ihm nach der damals beliebten mathematischen Methode vortrug, und Wieland war späterhin billig genug, zu erklären: dass man wenigstens sich selbst dabei verstanden, und es am Ende doch klare Vorstellungen gegeben habe. Noch als er nach Osmannstädt zog, besass er das Compendium, dessen er sich damals bedient, und in welches er sich Anmerkungen mit Bleistift beigeschrieben hatte. Der Poesie, die er schon im Knabenalter eifrig getrieben hatte, vergass er auch hier nicht gänzlich über der Philosophie, sondern fing ein episches Gedicht in Hexametern an, liess es aber, nachdem er schon einen ziemlichen Theil ausgearbeitet hatte, wieder liegen, weil das Sujet eine Götterfabel war (Gruber, p. 29 sq.). Akademische Freunde erwarb er sich in Erfurt nicht, weil er, wie er selbst schreibt, Niemand finden konnte, der Geschmack und Jugend in sich verband. Das grösste Verdienst, welches sich Baumer um seine dichterische Ausbildung erwarb, war, dass er ihm privatissime ein Collegium über Lebensweisheit las und dabei den Don Quixote zu Grunde legte. Die Bekanntschaft mit diesem Weltbuche hat Wieland seinem Verwandten und Lehrer Zeitlebens gedankt. „Daraus“, sagte er, „lehrte er mich zuerst Menschen- und Weltkenntniss. Er lachte darüber, wenn man glaubte, Cervantes habe blos die spanische Chevalerie darin

Digitized by Google

lächerlich machen wollen. Don Quixote und sein Sancho, sagte er, sind die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag Schwärmer oder Tölpel sein, wie es will. Ueber diesen vielseitigen Text liess sich denn herrlich kommentiren.“ Die Liebe zu diesem herrlichen Roman gab ihm im Jahre 1764 die Idee zu einem Seitenstücke ein, die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, dessen Helden der Kopf sich durch Feen-Romane verschoben hat. Als Professor in Erfurt las er gleichfalls einmal unter grossem Zulauf und Beifall über den Don Quixote.

Als Wieland 1760 Kanzleidirector in seiner Vaterstadt Biberach geworden war, war seine einzige Zerstreuung unter der drückenden Last von Akten neben der verstohlenen Beschäftigung mit den Musen der Verkehr mit seiner Jugendfreundin, der auch als Schriftstellerin bekannt gewordenen Sophie la Roche, die sich mit ihrem Gatten damals auf Schloss Warthausen in der Nähe von Biberach bei dem Grafen Stadion, la Roche's Pflegevater, der früher Kurmainzischer Grosshofmeister gewesen war, aufhielt.

Der Kammergerichts-Assessor von Loskant hatte Wieland in Biberach kennen gelernt, demselben von dem Plane des Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, gesprochen, die Universität zu Erfurt aus ihrer Versunkenheit zu retten und dabei geäussert, eine Professur zu Erfurt müsse ihm doch viel annehmlicher sein als seine jetzige Stelle. Nun hatte Wieland früher, als er noch frei war, freilich öfter erklärt, zu einer akademischen Professur hätte er nicht die geringste Lust, aber die Aussicht auf schriftstellerische Musse, die ihm bei seinen drückenden Amtsgeschäften jetzt doppelt wünschenswerth erschien, so wie der Gedanke, wieder in Verbindung mit der literarischen Welt zu kommen, besonders aber die neuerworbene Freundschaft Riedels, der nicht lange vorher eine Professur in Erfurt erhalten hatte, in der er sich trotz seines spärlichen Gehaltes von 300 Thalern, der aber für die damaligen Verhältnisse der Erfurter Hochschule schon sehr hoch war, sehr wohl gefiel, machten ihm den Aufenthalt in Erfurt jetzt wünschenswerth. Er äusserte daher gegen Loskant: wenn er irgend wo in der Welt eine akademische Stelle bekleiden wollte, so würde es in Erfurt sein. Mit der grössten Wärme ergriff jener dieses Wort, und liess nun nicht ab, bis Wieland darüber mit la Roche sprach, welcher

Digitized by Google

bald darauf Gelegenheit hatte, dies dem ersten Minister und Grosshofmeister Freiherrn von Grossschlag vorzutragen. Dieser Mann, dem Wieland in vielen seiner Briefe wohlverdiente Lobsprüche spendet, hatte Wieland zu Warthausen persönlich kennen gelernt, gehörte selbst zu denen, die dessen Schriften mit dem grössten Beifall aufnahmen, und war daher über diesen Vorschlag hoch erfreut, denn von dem Ruhme Wielands hoffte er viel für das Gelingen des für Erfurt gemachten Plans und schrieb im ersten Feuer deshalb sogleich an den Statthalter, Freiherrn von Breidbach, zu Erfurt. — „Wissen Sie auch, mein Liebster!“ schrieb Wieland an Riedel, „dass mir von einer gewissen Seite her (Notabene aus meiner hiesigen Nachbarschaft) vorläufige Anträge zu einer Professor-Stelle auf ihrer Akademie gemacht worden sind? Der Churfürst, sagt man, möchte Erfurt gern emporheben, hierzu muss man berühmte Leute haben; atqui Wieland etc. ergo .. Q. E. D. Was dächten Sie dazu? .. Doch ich will Ihnen die Zähne nicht lang machen. . . . Was thäte ich nicht, um bei meinem Riedel zu leben? Aber so viele Bande fesseln mich an den Platz, wo ich wirklich (d. h. gegenwärtig) rudre . . und rudern müsste ich doch zu Erfurt so gut als hier.“ Der damalige Statthalter war ein Lebemann, der sich durch die misslichen Verhältnisse der Universität den goldenen Schlaf nicht verscheuchen liess, sondern sie grösstentheils dem Regierungsrath Genau zuwies. Riedel stand bei beiden sehr gut angeschrieben, besonders sagte ihm der Hochheimer des Statthalters zu; da ihm sehr viel daran lag, Wieland nach Erfurt zu ziehen, so schilderte er ihm die hiesigen Verhältnisse im rosigsten Lichte. Und doch entschloss sich Wieland nicht so leicht, seine Heimath, seine Eltern und seinen Posten zu verlassen. Seine ökonomischen Verhältnisse waren von der Art, dass sie ihm die Aussicht gewährten, in einigen Jahren, von seinen Amtspflichten ungehindert, nach seinem Geschmacke zu leben; seine bürgerlichen Verhältnisse waren die friedlichsten, denn er hatte sich nach und nach das Zutrauen beider Religionsparteien erworben; seine häuslichen Verhältnisse machten seine stille Glückseligkeit vollkommen, besonders nachdem ihm eine Tochter war geboren worden und er über den Freuden der Paternität in der Wochenstube sogar die Musen vergessen hatte. Wenn er diese seine Lage bedachte, alle Familienverhältnisse, Eltern, Schwie-

Digitized by Google

gereltern und Frau berücksichtigte, besonders den Schmerz, den die Trennung seinem alten Vater verursachen würde, und dagegen erwog, dass seine neue Lage viele noch ungeahnete Unannehmlichkeiten für ihn herbeiführen könne, so bereute er, auf den Vorschlag einer Veränderung seiner Lage eingegangen zu sein. Ein Unangenehmes, welches er gleich voraussah, war die Magisterpromotion, wegen deren er Riedeln schrieb, er sei zu alt, um sich examiniren zu lassen und hasse Nichts so sehr als akademische Disputationen, und später: „Magister zu werden will sich für mich um so weniger schicken, als ich die Ehre habe Comes Palatii Caesarei zu seyn, und vermöge meines Diplomatis selbst fähig bin, Magister der freien Künste zu kreiren; welche zwar nur Magistri per bullam sind, aber doch immer unter Meister und Gesellen passirt werden müssen. Wäre es nicht allenfalls eine Höflichkeit, wenn mir die Fakultät ein kleines Präsent mit dem Diplome machte? . . . Doch das Beste ist gar nichts dergleichen.“ Und noch als seine Zusage hier schon angekündigt war, schrieb er: „Hier sind Leute, welche alles wissen wollen und behaupten, die Fakultät werde mich nicht admittiren, i. e. ich sey unfähig, das närrische Mäntelchen zu tragen, welches man, denke ich, ometis oder Gott weiss wie, nennet, wofern ich nicht zum Magister noster geschlagen worden. Schreiben Sie mir doch, was an der Sache ist. Muss es seyn — à la bonne heure, so werde ich, wie Don Quichote vor dem Wirth, von dem er zum Ritter geschlagen wurde, vor Ewr. Liebden niederknien, und nach Empfang so vieler Schläge als Sie wollen, und nachdem ich die Wache der Waffen, oder welche andere Busse Sie mir auflegen, prästirt haben werde, um die Collation dieses edlen Ehrenzeichens der gebenedeyten mantille (welche sich gegen das alte pallium philosophicum à peu près so verhält, wie sich unsere Magistri nostri gegen die alten Philosophen verhalten) aus Ihren magisterlichen Händen zu empfangen.“ Aber ungeachtet aller der Schwierigkeiten, die er sich vorstellte, zog doch der erste Schritt den zweiten nach sich (Gruber ib. p. 515). Riedel suchte nicht nur alle Hindernisse bei Seite zu schaffen, sondern sendete ihm auch einen von Erfurt ausgefertigten förmlichen Antrag zu, mit Anerbieten, die sich nicht so schlechthin von der Hand weisen liessen. La Roche rieth nun, an den Minister selbst zu schreiben, und Wie-

Digitized by Google

lands Brief an denselben ging wirklich am 26. Januar 1769 nach Mainz ab. Durch den Freiherrn von Grossschlag dem Kurfürsten unmittelbar empfohlen, wurde nun gegen die bisherige Gewohnheit, wo man den Erfurtischen Behörden den Vorschlag der neu zu berufenden Lehrer überlassen hatte, Wieland in Mainz zum Lehrer ausersehen, und dem Statthalter zu Erfurt nur die Vollziehung dieses Rufes übertragen, welche zu Anfange des Jahres 1769 vor sich ging. Indessen hatte Wieland schon früher, ehe die offiziellen Verhandlungen begannen, ohne Zweifel von Mainz aus, durch die Veranstaltung des Freiherrn von Grossschlag, Nachricht von den Absichten, die man seinetwegen hegte, bekommen; denn in einem Briefe an Gesner schreibt er schon unterm 17. September 1768 mit vieler Zufriedenheit von diesem an ihn ergangenen Rufe. Alle Umstände und Bedingungen, sagte er, sind so beschaffen, dass ich so viel als entschlossen bin, diesen Ruf anzunehmen. Man hat mir zu erkennen gegeben, dass man mich nur um meines Namens willen haben wolle, und dass man zufrieden sei, wenn ich komme, sollte ich auch gleich nichts anders thun, als da sein und machen, was mir selbst gefalle. — Dass Wieland indessen dieser Ansicht, nach welcher er bloss durch den Glanz seines Namens in Erfurt imponiren sollte, selbst nicht beitrat, sondern bei der Uebernahme des neuen Amtes sogleich die ernstlichen Absichten für ein thätiges Wirken in sich trug, erscheint aus der Fortsetzung jenes Briefes, wo er, mit Beziehung auf den Unterschied seiner Philosophie von den Lehrgebäuden der damals herrschenden Schulen, endlich sagt: „Ich verspreche Ihnen, mich so ganz leidlich aus der Sache zu ziehen, und vielleicht, ohne grosse Bewegungen und viele Maschinen zu gebrauchen, den Sachen eine andere Gestalt zu geben, als sie dermalen haben.“ Später wurde er wegen der Annahme des Rufes wieder schwankend. Im Februar wurde er denn wirklich zum Professor primarius der Philosophie ernannt und erhielt als solcher den Rang nicht nur über den neu berufenen, sondern auch über allen älteren Professoren in der philosophischen Facultät; dazu wurde ihm der Charakter eines Kurfürstlichen Regierungsrathes beigelegt. Seine Besoldung war nach den damaligen Verhältnissen der Universität eine ausserordentlich hohe; sie bestand in 500 Thalern in Geld (welche in der Folge auf 600 Thaler

Digitized by Google

erhöht wurden), dazu zwei Malter Korn, zwei Malter Gerste und vier Klaftern Holz. Wieland selbst fand diese Bedingungen ehrenvoll genug, um sie mit Vergnügen einzugehen, und der Statthalter berichtete unterm 27. Februar 1769 Wielands wirkliche Entschliessung in Ausdrücken, welche beweisen, was für einen hohen Werth man sowohl in Mainz als in Erfurt auf diese glänzende Erwerbung legte. Es heisst nämlich in diesem Berichte: „Der, unter der preiswürdigsten Vorsorge E. Kurf. Gnaden je mehr und mehr sich ausbreitende Ruf und Ruhm der hiesigen wiederum aufglänzenden Universität, hat nunmehro auch den, seiner vortrefflichen Schriften halben, weit und breit berühmten Kanzlei-Director der Kaiserl. freien Reichs-Stadt Biberach, Nahmens Christoph Martin Wieland, dahin bewogen, dass er die von mir angelegentlichst an ihn ergangene Vocation — laut unterthänigsten Original-Beischlusses, wirklich angenommen hat. Gleichwie nun diese glückliche Acquisition eines solchen ausbündigen gelehrten und schönen Geistes, der allhiesigen Akademie ein ganz besonderes neues Ansehen, Nutzen und Vortheil ohnfehlbar verschaffen wird, als geruhen E. K. Gnaden — — gedachtem Wieland das Decretum Professurae philosophiae primariae in unterthänigst vorberührter Masse huldreichst zu ertheilen u. s. w. — — wie ich denn auch, da der gegenwärtige Cursus academicus bald zu Ende läuft, dem Professor Riedel den Auftrag gethan habe, in dem nächstkünftigen Stück seiner gelehrten Zeitungen, diesen merkwürdigen Zuwachs von berühmten Gelehrten, der Welt im Voraus bekannt zu machen.“ Freund Riedel verfehlte denn auch nicht, bei dieser Gelegenheit wacker in die Posaune zu stossen. Unterm 3. März zeigte er das wichtige Ereigniss in der Erfurter Gelehrten Zeitung mit folgenden Worten an: „In dieser Zeitung habe ich noch keine so interessante und für alle, die sie lesen und nicht lesen, so wichtige Nachricht ankündigen können, als folgende: Derjenige unserer Teutschen Schriftsteller, mit dem wir am meisten gegen die Ausländer trotzen können, dieses vaste Genie, wie es der selige Meinhard nannte, der Verfasser der Natur der Dinge, der Sympathien, des Agathon, der komischen Erzählungen, des Don Silvio von Rosalva, des Musarion, des Idris, mit Einem Worte, Herr Wieland ist von Sr. Churfürstlichen Gnaden zum ersten Professor der Philosophie mit dem Charakter eines Regierungs-

Digitized by Google

raths und einem überaus ansehnlichen Gehalte ernennt worden. Er hat den Ruf angenommen und wird im Monat Mai seine Vorlesungen über Iselins vortreffliche Geschichte der Menschheit und über andre wichtige Bücher anfangen. Diese Acquisizion ist so beträchtlich, dass sie allein, wenn auch vorher nichts wäre gethan worden, unserer Universität einen Glanz verschafft, in welchem sie gegen ihre Schwestern stolz sein kann. Ich glaube, dass der Ton, in welchem ich diese Neuigkeit ankündige, nicht unschicklich ist, und es wäre kein Parenthyosus gewesen, wenn ich angefangen hätte:

Dicam insigne, recens, indictum
Adhuc ore alio.

Auswärtige Leser können nach dieser Nachricht urtheilen, mit welchen scharfsichtigen Blicken unser gnädigster Churfürst und sein erlauchter Herr Statthalter die Verdienste beurtheilen."

Aber schon regten sich auch Chicanen, zunächst von theologischer Seite. Riedel hatte gegen Wieland etwas davon verlauten lassen, und Wieland, der den Chicaneur schon kannte, und sich wunderte, wie es zugegangen, dass derselbe zur Belohnung aller Sottisen und Brutalitäten, die er der katholischen Kirche gesagt, zum Professor auf einer Churmainzischen Universität gemacht worden war, schrieb an Riedel, da er befürchten musste, man habe, wie das schon öfter geschehen war, seine Orthodoxie in Zweifel gezogen: „Ich bin kein Liebhaber von Händeln mit Baccalaureis Theologiae, und ich wüsste keine unangenehmere Situation zu erdenken, als unter übelgesinnten Schulfüchsen zu leben, welche immer auf Gelegenheiten, meinen Gedanken, Worten und Werken eine nachtheilige Deutung zu geben, lauerten. — Beruhigen Sie mich, wenn Sie können; wo nicht, so mögen uns die Götter gnädig sein; mit Anständigkeit können wir nicht mehr zurückgehen, und ich gesteh Ihnen mit Freuden, dass ich das Vergnügen, das ich von einem Leben mit Ihnen gehofft habe, ungern verlieren würde." Er hatte vor, sein Lehramt mit einer öffentlichen solennen Rede in deutscher Sprache zu beginnen, zu deren Thema er die Schilderung eines ächten Lehrers der Philosophie gewählt hatte, weil dieses Sujet, wie er an Riedel schrieb, ihm Gelegenheit gab, viel schöne Dinge und unter andern auch gewissen Herrn Magistern und Baccalaureis einige höfliche Wahrheiten zu sagen, wodurch sie

Digitized by Google

vielleicht bewogen werden dürften, ihn ungehudelt zu lassen.“ Riedel beruhigte ihn indess wieder, und Wieland traf nun die Vorkehrungen zum Austritt aus seinem bisherigen Amte und zur Abreise nach Erfurt. Man hatte auf ihn schon für das Sommersemester 1769 gerechnet, doch schrieb er gleich, dass es ihm vor Ende Mai nicht möglich sein würde einzutreffen. Gleichwohl wurde sein Name schon in den Lectionscatalog für dieses Semester gesetzt. Aus seinem bisherigen Amte entliess man ihn sehr ungern; er hatte sich den Dank aller seiner Mitbürger verdient. „Hier zu Lande“, schreibt er, „ist grosser Lärm über mein Fortgehen, und zu Biberach glaubt das Volk, welches mich liebte, dass Gog und Magog, als die Vorläufer des Antichrists, unmittelbar, so wie ich bey dem einen Thor ausziehe, bey dem gegenüberstehenden einziehen werden. Unsäglich ist der Unwille, den die guten Leute über ihre Herren haben, weil man mich, wie sie meinen, nicht gehen lassen sollte.“ Die Umzugskosten verlangte er, und zwar in Form eines praenumerando zu bezahlenden Reisegeldes, vergütet; dieser Punkt wurde dadurch erledigt, dass sein Anstellungsdecret vom 1. Januar datirt wurde. Er bat Riedel, die Fracht für zwei Kisten, die er unter dessen Adresse nach Erfurt vorausschickte, für ihn auszulegen. „Ich supponire“, schreibt er diesem, „dass Ihnen diese Vertraulichkeit nicht zu ungelegener Zeit kommt; denn ich weiss aus eigener ehemaliger Erfahrung, dass es Augenblicke geben kann, wo die letzte Drachme eines Philosophen aus dem Beutel ausgeflogen ist. Sollten wider besseres Verhoffen Ew. Liebden sich um selbige Zeit in diesem Umstande befinden, so hoffe ich, man werde keine Schwierigkeiten machen, Ihnen von meiner Geldbesoldung das schon verfallene erste Quartal auszuzahlen, wozu allenfalls Gegenwärtiges Ihnen statt einer förmlichen Vollmacht dienen kann, soll und mag!“ Ferner wollte er wissen, wie viel für ein Collegium privatum von den Studenten bezahlt werde, und wie viel sich allenfalls damit gewinnen lasse. Er sei ein Familienvater, der auf solche Dinge sehen müsse. Riedel fand den Gedanken, privatim zu lesen, für Erfurter Verhältnisse sonderbar, doch Wielands ernstliche Absicht war, seine Stelle nicht, wie man ihm angeboten hatte, als eine Sinecure zu betrachten, sondern das Mögliche zu thun, um, nach seinem Ausdruck, Erfurt über andere Stabula Academica

Digitized by Google

zu erheben. Der wichtigste Punkt aber war für ihn, als einen häuslichen Mann, die Wohnungsfrage. Er wünschte eine bequeme Wohnung, da er alle seine Bequemlichkeiten haben müsse, wo möglich in der Nähe Riedels. „Ad bene vivendum", schrieb er, ist ein bequemes Haus, nach meiner Philosophie, nebst einer weich gepolsterten Ottomane ein unentbehrliches Stück." Riedel bot ihm an, mit in sein Haus zu ziehen, und Wieland ging mit Entzücken darauf ein. Er brachte sein ganzes Personal, seine Frau, sein Töchterchen, die nachmalige Frau des Professor Reinhold in Jena, eine Köchin, einen Famulus und ausserdem den Sohn seiner Jugendfreundin, Fritz La Roche mit, der ihm zur Erziehung übergeben war. Dafür verlangte er etliche in einander gehende Zimmerchen, je mehr je lieber, z. B. eins für sich, eins für seine Frau, ein Schlafzimmer, ein Bibliothekzimmerchen, ein Zimmerchen für den jungen La Roche, eine Kindsstube und einen mässigen Hörsaal, den sie allenfalls gemeinschaftlich haben könnten. Küche und ein paar Kammern versteht sich von selbst. Dieser Handel zerschlug sich aber, und Riedel schrieb von einem ganzen Haus mit 6 Stuben pro 50 Thaler Miethgeld inclusive der Meubeln etc. und von einem noch besseren, das aber erst künftigen December ledig werde. Wieland bat, letzteres für ihn sogleich mit Beschlag zu belegen, einstweilen aber ersteres auf ein halb Jahr zu miethen. Seine Meubeln verkaufte er in Biberach. Ferner wünschte er zu wissen, „ob Leute, wie Sie und ich, und wie unsere Weiber, nach Landessitte und Gewohnheit, verbunden sind, Figur in Kleidern zu machen, z. B. galonniret zu seyn, oder sich in Sammt oder köstlicher Leinwand zu kleiden, engageanten à triple étage von Brabanter Spitzen zu tragen und dergleichen mehr, welches alles ich von Herzen verabscheue, weil ich ein grosser Freund von Dukaten und Karolinen bin, und das Medium zwischen dem Cynischen Aufzug des Phanias (in seiner „Musarion") und dem theatralischen Aufzug eines Leipziger Kleinmeisters liebe. Indessen weil ein Philosoph sich trägt wie andere Leute, so wünschte ich auch über diesen Punkt voraus informirt zu sein." Endlich war er besorgt, wie ihn seine neuen Collegen, vor denen er so ausserordentliche Begünstigungen erlangt hatte, empfangen würden. „Ich hoffe, die Herren Häringsnasen erwarten keinen voluminösen Mann an mir; sie würden

Digitized by Google

sich sehr betrogen finden; denn ich sehe mehr einem Geist in einem ziemlich abgetragenen Luftgewand, als einem von den berühmten sieben Schwaben ähnlich. Dero Hochwürden Excellenz belieben Sie mich zu Gnaden zu empfehlen, und zu versichern, dass ich Ihnen sehr wenig von Dero Rheinwein wegtrinken werde.“ Ueber den collegialischen Punkt tröstete er sich jedoch bald. „Dass die Herrn Kollegen brummen werden“, schrieb er, „habe ich mir voraus eingebildet; und dass wir uns darum nicht viel bekümmern werden, ist auch gewiss; unsere Freundschaft, mein liebster Riedel, wird uns, bey einem ohnehin vorsichtigen Betragen, gegen alle Folgen des kollegialischen Neides sicher stellen. Sie werden mich durch Ihren Kredit bey dem Statthalter und ich Sie bey dem Herrn von Groschlag in quocumque casu so kräftiglich unterstützen, dass uns niemand nichts anhaben soll.“ So reiste er denn in der zweiten Hälfte des Mai über Nürnberg und Erlangen, wollte den 24. Mai in Coburg sein, von wo er Abends sieben Uhr weiter reisen, am folgenden Abend über Frauenwald und Ilmenau nach Arnstadt gelangen und den andern Tag mit Riedel zusammen seinen Morgenkaffee im Schlehendorn einnehmen wollte; er muss aber aufgehalten worden sein, denn seine Ankunft verzögerte sich bis zum ersten Juni. So war er denn glücklich in der Stadt der Brunnkresse, des Blumenkohls und der Puffbohnen angelangt. Ehe wir uns aber noch mit seinem Leben und seiner Wirksamkeit in Erfurt bekannt machen, müssen wir uns nach den damaligen höchst eigenthümlichen Verhältnissen der Erfurter Universität umsehen. Ich benutze dazu, zum Theil wörtlich, den trefflichen Aufsatz des Dr. Erhard: „Christoph Martin Wielands Leben in Erfurt. Nebst einigen seiner noch ungedruckten schriftlichen Arbeiten“ im zweiten Heft seiner Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte und das handschriftliche Gutachten Wielands an Dalberg aus dem Jahre 1778, wovon in einem künftigen Vortrage noch mehr die Rede sein wird.

Der Glanz der Erfurter Hochschule war schon seit Jahrhunderten verblichen, als der edle Kurfürst Emmerich Joseph, durch eine besondere Veranlassung angeregt, seine Aufmerksamkeit nach dem Zustande unserer Universität hinwandte. Der evangelische Prediger Christian Heinrich Vogel nämlich, ein Mann von grossem Scharfsinn und ausgebreiteten Kenntnissen,

Digitized by Google

aber auch ein ausgemachter Kampfhahn, bewarb sich, nachdem er von einer Dorfpfarre in unsere Stadt berufen worden war, zugleich bei dem Kurfürsten um einen seinen Neigungen entsprechenden Lehrstuhl. Er hatte den günstigen Zeitpunkt getroffen, denn schon längst hatte sich das Bedürfniss nach einer genügenderen Vertretung der evangelischen Theologie an unserer Hochschule fühlbar gemacht. Trotz der von mehreren Mitgliedern der katholisch-theologischen Facultät und selbst von der Regierung zu Erfurt (die damals noch aus lauter katholischen Räthen bestand) dagegen erhobenen lebhaften Widersprüche ging Emmerich Joseph darauf ein und beschloss zugleich eine ausgedehntere Verbesserung der Erfurter Universität. Dass dieselbe nicht durchgreifend war, sondern vielmehr nach einigen Jahren, als die neuangeworbenen guten Kräfte, Wieland, Schmid, Riedel, Bahrdt, die Universität wieder verlassen hatten und der edle Kurfürst im Jahre 1774, wie man behauptete, in Folge gereichten Giftes, aus dem Leben geschieden war, um so rascher ihrem gänzlichen Verfalle entgegen ging, war die Schuld des damaligen Statthalters Freiherrn von Breidbach-Büresheim, der sich um die Universität nicht kümmerte, und seines in Universitätssachen allmächtigen Regierungsrathes Genau. Die mannichfachen Uebelstände, an denen unsere Hochschule damals krankte, sind in kurzem folgende: Zunächst die Verschiedenheit und die Eifersucht der Confessionen, die selbst dem Kurfürsten die Hände band. Denn wie konnte er, ohne sich den Hass seiner Glaubensgenossen zuzuziehen, als katholischer Reichsfürst für die Hebung des protestantischen Unterrichts an seiner Universität sorgen? Wenn Emmerich Joseph hochherzig genug war, dies doch zu thun, so erschwerte ihm wiederum die protestantische Confession die Durchführung seiner wohlgemeinten Pläne. Denn da bisher das evangelische Religions- und Kirchenwesen zu Erfurt ganz unabhängig von der Einwirkung des Kurfürstlichen Hofes bestanden hatte, so fürchteten Viele, dass die unmittelbar von dem Kurfürsten und dessen beauftragten Behörden ausgehende Ernennung evangelisch-theologischer Professoren für die evangelische Glaubens- und Gewissensfreiheit von nachtheiligen Folgen sein möchte; ja, dies ging so weit, dass der Senior Besler die vom Kurfürsten ihm freiwillig zugedachte Ernennung zum Professor primarius

Digitized by Google

des evangelischen Collegiums geradezu ablehnte und sich nicht bewegen liess, das für ihn bereits ausgefertigte kurfürstliche Decret anzunehmen (Erhard p. 75). Unter solchen Umständen war die Errichtung, ja auch nur die Anbahnung einer evangelisch-theologischen Facultät, die für das fernere Bestehen der Hochschule eine gebieterische Nothwendigkeit war, und die deshalb auch Wieland in seinem Gutachten unbedingt fordert, eine Sache der Unmöglichkeit. Doch geschahen wenigstens einige Schritte nach diesem Ziele. Denn während es vorher nur einen Professor der Theologie augsburgischer Confession gegeben hatte, der gewissermassen als Mitglied der Universität betrachtet, aber vom Stadtrath ernannt wurde, und weder seine Vorlesungen im Lectionskatalog ankündigte, noch sonst bei der Universität, als Corporation, bestimmte Rechte ausübte, so hatte schon der Kurfürst Johann Friedrich Karl 1756 den evangelischen Predigern Bohn und Mosche die Erlaubniss zu akademischen Vorlesungen gegeben, aber er hatte sich doch nicht entschliessen können, sie zu akademischen Professoren zu ernennen. Jetzt wurde wenigstens, im Jahre 1767, ein evangelisches Collegium gebildet, dessen erste Professoren Johann Balthasar Schmidt, Pfarrer an der Kaufmannskirche, und oben erwähnter Vogel, damals Frühprediger und nachher Pfarrer an der Predigerkirche, waren, zwei Zionswächter comme il faut, die durch ihre übel angebrachte Streitsucht den guten Absichten des Kurfürsten, die Universität zu heben, diametral entgegen wirkten. Nicht minder schlimm sah es um die katholisch-theologische Facultät aus, die zwar alle Einkünfte und Rechte genoss, aber Nichts dafür leistete, sondern ihre Professuren als Pfründen betrachtete. Wieland stimmte daher im oben erwähnten Gutachten dafür, den meisten derselben zwar das Recht, Vorlesungen zu halten, zu belassen, ihnen aber die Professuren zu entziehen, da „von ihren Verdiensten und Lehrgaben nicht viel Vortheilhaftes bekannt sei.“ „Vielleicht“, fügt er hinzu, „dürfte hierbei die Bemerkung nicht überflüssig sein, dass, laut der Erfahrung, gerade die Mitglieder der theologischen Facultät es waren, welche bei vielen Gelegenheiten den kurfürstlichen auf das Wohl der Universität hinzielenden Absichten und Verordnungen am meisten widerstrebten.“ Der bedeutendste unter ihnen, im guten wie im schlimmen Sinne, war der Augustiner Pater Jordanus Simon, der Riedeln, als er

Digitized by Google

in Wien eine Stelle erhielt, wegen Freigeisterei bei dem dortigen Hofe denuncirte und mit Schuld an seinem Unglück wurde. Noch schlimmer aber als in der theologischen Facultät sah es in der philosophischen aus, die eine ganz eigenthümliche Verfassung hatte. Hier besonders herrschte ein entsetzlicher, philisterhafter Zunftgeist, der, indem er auf veraltete alberne Facultätsrechte hielt, die nächste Pflicht des academischen Lehrers, nämlich selbst in der Wissenschaft fortzuschreiten und die academische Jugend darin zu fördern, ganz aus den Augen setzte. Sie bestand aus sechs ordentlichen und vier ausserordentlichen Professoren, die sich in drei Collegia theilten. Keiner derselben wurde von dem Landesherrn besoldet, wenn ihm nicht etwa wegen eines Nebenamts, oder aus einer besonderen Begünstigung, eine persönliche Gehaltszulage angewiesen war; keiner wurde auch von dem Landesherrn ernannt; sondern die Facultät hatte ihre bestimmten Einkünfte, welche sie selbst verwaltete, und woraus ihre Mitglieder, ohne Einschreiten irgend einer landesherrlichen Behörde, ihre sehr spärlichen Gehalte empfingen; bei einer eintretenden Vacanz aber wurde von den Mitgliedern des Collegiums, zu welchem der ausgeschiedene Professor gehört hatte, ein neuer erwählt und von der Facultät in pleno, wenn keine erhebliche Einwendung gegen ihn zu machen war, aufgenommen. Das eine Collegium, communisticum genannt, war seit geraumer Zeit an die Geistlichen des Schotten-Klosters, Benedictiner-Ordens, gekommen, die es immer mit ihren Ordensbrüdern besetzten, und der Universität zwar einmal an dem P. Andreas Gordon einen Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und Verdiensten, sonst aber meistens nur Leute von sehr beschränktem Geiste, mittelmässigen Kenntnissen und einseitiger Anhänglichkeit an das alte scholastische System, gegeben hatten. An eine planmässige Vertheilung der verschiedenen in die philosophische Facultät gehörigen Wissenschaften zum Behuf der Vorlesungen, war schon lange nicht mehr zu denken, sondern jeder Professor kündigte an, was ihm gefiel; und da die geringe Anzahl von Lehrern unmöglich das ganze weitläufige Feld von Kenntnissen, welche man in der philosophischen Facultät zusammen zu fassen gewohnt ist, erschöpfen konnte, da man überdies bei der Wahl eines neuen Lehrers nicht sowohl auf dessen Fähigkeiten für ein bestimmtes Lehrfach, als auf persönliche Ver-

Digitized by Google

bindungen zu sehen gewohnt war, da man endlich bei den so unter allen Begriffen geringen Einkünften der Professoren dieser Facultät (das eigentliche Lehramt trug nämlich 30—50 Thaler ein) nicht einmal mit Billigkeit erwarten konnte, dass ein Mann sich diesem Amte mit ungetheilten Kräften widmen sollte, vielmehr, aus demselben Grunde, nicht selten Professoren der höhern Facultäten in dieser gleichzeitig eine Stelle einnahmen, und die letztere, wie sich leicht denken lässt, mehrentheils nur als Nebensache behandelten, so ist wohl einzusehen, dass es hier grosse Lücken geben musste, deren Ausfüllung dringend nothwendig war, wenn die Universität wirklich ein Ganzes, und nicht ein blosses Stückwerk sein sollte. (Erhard p. 79.) Hier also hätte zunächst eingegriffen und die ganze Verfassung der Facultät zeitgemäss umgestaltet werden müssen; dies aber wollte man nicht thun, und so blieb die ganze Verbesserung nur Flickwerk, ja die neuen Uebelstände wurden nach einiger Zeit schlimmer als die alten. Man stellte nämlich neben den alten Facultäts-Professoren neue kurfürstliche Professoren an, welche nun zwar ihren Platz unter den Professoren der Philosophie, aber keinen Antheil an den Befugnissen der philosophischen Facultät im engern Sinne erhalten konnten. Zunächst hatte man sein Augenmerk auf den berühmten Darjes, damals Professor in Frankfurt an der Oder, gerichtet, aber Professor Nunn machte geltend, dass Darjes' Ruhm im Sinken wäre, dass für das Geld, was er forderte, 800 Rthlr., drei andere Lehrer angestellt werden könnten (er hätte nach Erfurter Verhältnissen auch zwanzig sagen können, sie waren nur leider darnach), und hintertrieb glücklich die Anstellung dieses verdienstvollen Mannes. Dagegen brachte er einen andern, noch sehr jungen Mann in Vorschlag, von dessen Thätigkeit das neu beginnende Heil der Universität und besonders die Aufnahme der Philosophie erwartet wurde; dies war der aus Vieselbach gebürtige damalige Privatdocent zu Jena, Friedrich Just Riedel, dessen Berufung nach Erfurt denn auch alsbald erfolgte und mit Freuden angenommen wurde. Riedel war, nach Erhards Schilderung, kein Mann von tiefer, umfassender Gelehrsamkeit, aber er besass eine vielseitige Bildung, die Gabe, sich Alles mit Leichtigkeit anzueignen, und eine grosse Gewandtheit des mündlichen und schriftlichen Vortrags. Durch seine Theorie der schönen Wissenschaften und noch einige klei-

Digitized by Google

nere Schriften hatte er sich bereits in der gelehrten Welt nicht unvortheilhaft bekannt gemacht, und durch dies Alles, so wie durch eine grosse Regsamkeit und eine Begierde sich auszuzeichnen und die Anstalt, an welcher er arbeitete, in Ruf zu bringen, war er allerdings ein brauchbarer Mann; aber man ging schon an sich zu weit, wenn man in ihm das Hauptwerkzeug für die Wiedergeburt der Universität erwartete; man beging überdies den Fehler, es ihn gleich vom Anfange zu deutlich merken zu lassen, und dadurch sein ohnehin nur allzu grosses Selbstgefühl bis zu einem unerträglichen Dünkel zu steigern; und man hatte zu leicht über seinen keineswegs empfehlenswerthen moralischen Charakter hinweg gesehen. Der unglückliche Wahn, in einer ungeregelten Lebensart eine nothwendige, wohl gar rühmliche Eigenschaft des Genies zu erblicken, hatte, bei der Sucht, sich als ein Genie auszuzeichnen, auch ihn ergriffen, und sein Lebenswandel gab auch dem nicht allzu strengen Sittenrichter manchen gegründeten Anstoss, der auf die öffentliche Meinung um so nachtheiliger wirken musste, je mehr die allgemeine Aufmerksamkeit gerade auf die neu angestellten Lehrer gerichtet war, und der den Ton auf der Universität um so mehr verdarb, je mehr unter den Erfurter Studirenden ohnehin eine ungewöhnliche Rohheit und Zügellosigkeit sich regte, die durch die wenige Behutsamkeit, mit welcher man damals, um die Frequenz zu vermehren, Ankömmlinge von fremden Universitäten aufnahm, noch bedeutend vermehrt wurde; zumal da Riedel sich unter den Studirenden grossen Eingang zu verschaffen wusste, und mit ihnen auf sehr vertraulichem Fusse lebte. Dabei war Riedel, eben so wenig wie in seiner Lebensordnung, bedenklich in der Wahl seiner Mittel, um zu Ansehen und Einfluss zu gelangen, und verschmähte nicht die unrühmlichsten, wenn sie nur zu dem vermeinten Ziele führten. Die Neigung, sich in allerlei Händel zu mischen, besass er in hohem Grade. Bei dem Regierungs-Rath Genau wusste sich Riedel bald in solches Ansehen zu setzen, dass er dessen entschiedener Liebling und fast einziger Rathgeber wurde; und da er sich auch bei dem Statthalter selbst, als ein guter Tischgesellschafter und wackerer Zecher, beliebt machte, so kam es in kurzem dahin, dass die Leitung der Universitäts-Angelegenheiten, dem grössten Theile nach, von ihm ausging. Da nun Riedel ein entschiedener Anhänger des berühm-

Digitized by Google

ten gelehrten Klopffechters Klotz war, so suchte er natürlich diesen Einfluss zu benutzen, um der Klotzischen Schule, mit der es sonst nirgends recht fort wollte, in Erfurt eine Stätte zu bereiten. Klotz selbst, den man gar zu gern dabei gehabt hätte, nahm zwar einen Ruf nach Erfurt nicht an; dagegen wurde aber die Berufung Lessings, den man damals sehr leicht, wenn auch nicht eben ganz wohlfeil, hätte nach Erfurt ziehen können, zeitig abgewandt; denn die ausgebreitete, gründliche Gelehrsamkeit und der verdiente Ruhm dieses grossen Mannes kam natürlich dagegen, dass er Klotzens Gegner war und diesen in seinen antiquarischen Briefen derb auf das Haupt geschlagen hatte, nicht in Betrachtung, wohl aber wusste Riedel noch einige junge, in der gelehrten Welt entweder noch gar nicht oder doch nicht sehr vortheilhaft bekannte Männer von seiner Bekanntschaft nach Erfurt zu verpflanzen, die entweder aus Klotzens Schule hervorgegangen waren, oder doch mit diesem in Verbindung standen, und dabei vor der Hand mit geringen Anerbietungen vorlieb nahmen (Erhard p. 84). Riedel bekam 300, Meusel anfänglich 200, und Bahrdt 100 Thaler Besoldung; Herel und Schmid übernahmen ihre Lehrämter vor der Hand ganz ohne Gehalt. Der beste unter den neu angestellten Professoren war der Historiker Meusel, der eine Zierde für Erfurt wurde. Wielands Beziehungen zu ihm schienen nicht die erfreulichsten werden zu wollen. Meusel hatte ihn durch eine Recension beleidigt, als Wieland noch in Biberach war. „Es ist mir leid, mein Liebster," schrieb Wieland in Folge dessen an Riedel, „dass Sie zu Erfurt einen Kollegen haben, der ein Schöps ist . . . Sehen Sie, ob Sie ihn, seiner Schöpsheit ungeachtet dahin bringen, aus Gefühl seiner Unwürdigkeit Respect für Sie zu haben, wo nicht, nun so gebe ich ihn Preis; scheeren Sie ihn, soviel Sie können und mögen." Und obgleich Riedel ihn begütigen wollte, war sein verwundeter Autorenstolz doch nicht sobald zu beruhigen. „Herr Meusel mag gutherzig sein," schrieb er, „und Alles, was Sie wollen; aber er soll Ihnen sein kritisches Geschmier vorher in die Korrektur geben, ehe er's in die Druckerei schickt, oder, welches noch besser wäre, er soll sein Hirnchen etliche Sommer durch reifer werden lassen, ehe er von Büchern urtheilt, öffentlich urtheilt, die er nicht versteht. Seyn Sie indessen ruhig, weder dieser, Meusel, noch irgend ein anderer Kritikaster ist mir gut genug,

Digitized by Google

ihm vor der Welt nur die kleinste Miene zu machen.“ Meusel wusste sich trotzdem Wielands Achtung später zu erwerben, und stand mit ihm auch nach Wielands Weggange von Erfurt in freundlichem und geschäftlichem Briefwechsel, da Wieland ihn zur Mitarbeit am Mercur einlud, die Meusel annahm. Aber ein gefährliches Subject hatte man unter den neuen Professoren mit nach Erfurt gezogen: den in der Folge so berüchtigten Theologen Karl Friedrich Bahrdt, den Kotzebue in einem Pasquill „Bahrdt mit der eisernen Stirn“ zubenamste, und der, als er später in Giessen seine „neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen“ schrieb, durch Göthe's bekannten Prolog dazu in die Unsterblichkeit eingeführt wurde. Wegen seines zügellosen Lebenswandels seiner Professur zu Leipzig entsetzt, flüchtete er nach Halle zu Klotz, mit dem er früher entzweit gewesen war, jetzt aber sich wieder aussöhnte. Seiner Empfehlung besonders verdankte er den Ruf nach Erfurt, wo man selbst nicht bestimmt gewusst zu haben scheint, was man eigentlich mit ihm wollte. Als seine Nominal-Professur wurden die biblischen Alterthümer angegeben; indessen verstieg er sich gleich anfangs in alle Theile der Philosophie und Theologie, ohne (wie ihn sein grosser Widersacher, der Pastor Mercatorum Schmidt, beschuldigte) sich mit dem grauen Alterthum eben viel zu befassen. Mit dem äussern Anstrich von Gelehrsamkeit, ohne gründliche, gediegene Kenntnisse, locker in seinen Grundsätzen und leichtfertig in seinem Betragen, in jugendlichem Dünkel über alle die älteren Männer, die er hier vorfand, weit erhaben, und nur darauf bedacht, sich, es gehe auch wie es wolle, durch auffallende Neuerungen in möglichster Geschwindigkeit berühmt zu machen, war er gerade der Mann, der noch fehlte, um Erfurt völlig zu verwirren, und man muss gestehen, dass er diesen Beruf reichlich erfüllte. An Riedel schloss er sich im Umgange vorzüglich an, und man kann wohl sagen, dass von diesen beiden Männern der eine, was an dem andern noch zu verderben war, vollends verdarb (Erhard p. 85). In der Abendgesellschaft, an der auch Wieland Theil nahm und zu welcher auch die Professoren Baumer, Schorch, Turin und Jordan Simon gehörten, wurde er von Riedel mit den Worten eingeführt: „Hier habt ihr den Braten.“ Es dauerte nicht lange, so war er mit den beiden hiesigen Pastoren, die zugleich seine Kollegen waren, in dogmatische

Digitized by Google

Händel verwickelt, weil er, Anfangs ohne alle Befugniss, da er nur Professor in der philosophischen Facultät war, theologische Vorlesungen hielt. Dies hielten die neu angestellten evangelischen Professoren der Theologie ihren Rechten für nachtheilig, und trugen darauf an, dass ihm diese unbefugten Vorlesungen untersagt würden; allein er wusste sich von der theologischen Facultät zu Erlangen die theologische Doctorwürde zu verschaffen und brachte es zugleich bei dem Statthalter dahin, dass ihm förmlich erlaubt wurde, als Professor Theologiae designatus, theologische Vorlesungen zu halten. Es konnte nicht fehlen, dass man auf diese Vorlesungen sein Augenmerk richtete, und, da sie des Anstössigen genug boten, sie zum Zielpunkt seiner Angriffe machte. Dies geschah jedoch von Seite der Pastoren Schmidt und Vogel auf eine so taktlose Weise, dass Bahrdts Ansehen bei den vorurtheilsfreien Gebildeten, wie bei Wieland mehr zu-, als abnahm. Um seinen Gegnern desto empfindlicher zu schaden, liess Bahrdt eine Bittschrift an den Kurfürsten gelangen, worin eine Anzahl Studirender (die aber, wie sich bei genauerer Untersuchung ergab, zum Theil in Erfurt gar nicht existirten, oder doch von der ganzen Sache nichts wussten) über die Verfolgungen und Bedrückungen klagten, die Bahrdt in Erfurt ganz unschuldig und aus blossem Neid erdulden müsse, und wodurch er genöthigt werde von Erfurt wegzugehen, weshalb sie baten, der Kurfürst möge doch ja nicht zulassen, dass die Universität diesen geschickten und unentbehrlichen Mann verliere. Dies bewirkte für den academischen Senat ein sehr heftiges Straf-Decret; und als dieser, um seine Unschuld darzuthun, die sämmtlichen in der Sache verhandelten Acten (gegen den Willen der Regierung) an den Kurfürsten einsandte, wurden die Mitglieder desselben in eine Strafe von 100 Thalern verurtheilt, die sie, ohngeachtet aller Vorstellungen, gemeinschaftlich erlegen mussten. Auswärts aber machte man, sobald die Sache allgemein kundig wurde, von Bahrdt's Irrlehren noch weit mehr Aufhebens, als sie wirklich verdienten, und, gleich als ob nun schon die ganze Universität damit angesteckt wäre, verboten mehrere der benachbarten Fürsten ihren Unterthanen, in Erfurt zu studiren. Um dieselbe Zeit hatte Vogel eine theologische Encyklopädie herausgegeben, und Bahrdt, nicht zufrieden, dies Buch in den ihm zugänglichen Journalen herabzuwürdigen, gründete auch

Digitized by Google

auf einige, aus dem Zusammenhange gerissene, falsch ausgelegte und in dieser Gestalt den Katholiken anstössige einzelne Worte, einen Plan, dem Verfasser zu schaden, indem er ihm auf diesem Wege von der Regierung die bittersten Verweise zuzog, gegen die sich Vogel zwar standhaft vertheidigte, aber dennoch aus Verdruss sein theologisches Lehramt niederlegte. Da aber sowohl Riedel als Bahrdt, ungeachtet aller Begünstigungen, die sie erfuhren, doch in Erfurt ihre Absichten nicht ganz erreichten, so dachten sie darauf, ihr Glück anderweit zu versuchen. Beide verliessen Erfurt im Jahre 1771. Riedel erhielt einen Ruf nach Wien, den er mit den glänzendsten Erwartungen annahm; Bahrdt, nachdem er sich auf verschiedenen Universitäten vergebens um einen Ruf bemüht hatte, fand endlich ein Unterkommen in Giessen, wo aber auch nicht lange seines Bleibens war. Riedel starb zu Wien im Irrenhause, Bahrdt als Privatlehrer in Halle, während er eben mit dem Plane umging, auf seinem Weinberge eine Bierwirthschaft anzulegen. Ausser Riedel, Meusel und Bahrdt hatte man noch Johann Friedrich Herel und Christian Heinrich Schmid berufen. Mit Herel konnte Wieland in kein freundschaftliches Verhältniss kommen, da er ihn wegen seines schmutzigen Geizes hasste; mit Schmid dagegen, der noch vor Wieland Erfurt verliess, um eine Professur der Poesie und Beredtsamkeit zu Giessen anzunehmen, knüpfte er durch Meusel wegen des Mercurs Verbindungen an.

Bald sollte sich nun zeigen, dass halbe Massregeln vom Uebel sind. Die neuen Professoren, zum Theil hochfahrende Brauseköpfe, die sich durch ihre geselligen Talente beim Statthalter und dem Regierungs-Rath Genau sehr in Gunst gesetzt hatten, suchten auf jede Weise ihre Verachtung gegen die alten Professoren an den Tag zu legen, schrieen diese insgesammt als unwissende, beschränkte Köpfe aus und betrugen sich ganz so, als ob sie allein der wahre Kern und die neuen Schöpfer der Universität wären, die alten hingegen nur vornehm mitleidige Seitenblicke verdienten, und bei der weiteren Ausbildung der Universität gar keine Stimme hätten. Die alten Ordnungen und guten Gebräuche der Universität schienen für sie nicht vorhanden zu sein; denn aufgefordert, sich bei der Universität gehörig immatriculiren und bei der Facultät, welcher sie zugetheilt waren, nostrificiren zu lassen, weigerten sie sich dessen und

Digitized by Google

glaubten durch ihre Berufung aller weiteren vermeintlich unnützen Ceremonien überhoben zu sein. Die Klage, die der academische Senat darüber höhern Orts anbrachte, half diesem Nichts, da man ein zu günstiges Vorurtheil für die neuen Professoren hatte. Andrerseits gingen auch die alten Professoren ihrestheils zu weit, indem sie jede, an sich unschuldige Neuerung als staats- und religionsgefährlich zu verschreien suchten und desshalb ein förmliches Aufpassersystem einführten. Genug, es wurde Iliacos intra muros et extra gesündigt. Von Seiten der jüngeren Professoren Riedel und Bahrdt kam dazu nun noch der Unfug, den sie in den Journalen, zuerst in dem Klotzischen, sodann in der von Riedel herausgegebenen Erfurter gelehrten Zeitung trieben; auch liessen sie noch manche kleine Schriften ausgehen, welche bestimmt waren, in der Welt Lärm zu machen. Der Erfolg hiervon war auch in so fern erwünscht, als nun auf einmal im Auslande viel von Erfurt gesprochen wurde, doch war dieser Ruhm ziemlich zweideutig. Am schädlichsten wirkten ein paar satyrische Schriften, die Bibliothek der elenden Scribenten und die scurrilischen Briefe, in welchen mehrere, zum Theil des Spottes nicht werthe, sondern sehr verdienstvolle und achtungswürdige, Erfurtische und auswärtige Gelehrten auf die hässlichste und boshafteste Weise beleidigt und lächerlich gemacht wurden. Diese Schriften erregten die widrigste Sensation in ganz Deutschland und veranlassten von Mainz aus eine Criminal-Untersuchung, die indessen in Erfurt, als man dahinter kam, dass Riedel und Bahrdt die vornehmsten Urheber jener Schriften gewesen waren, durch die Verwendung ihres unermüdlichen Beschützers Genau, bald wieder unterdrückt wurde, ohne zu einem Resultate zu führen. Noch schlimmer aber, als diese collegialischen Zwistigkeiten waren die Mittel, die der Regierungs-Rath Genau anwandte, um sie, wie er meinte, zu heben. Da die neuen Professoren nun einmal seine entschiedenen Lieblinge waren, so wandten sich seine Massregeln nur gegen die alten und man hörte daher mehrmals von ihm die Drohung, die alten Professoren sollten durch exemplarische Züchtigung einiger aus ihrer Mitte schon zahm gemacht werden. An dem Professor Nunn, einem einsichtsvollen und praktisch tüchtigen Mediciner, den er, und wohl nicht mit Unrecht, für seinen Hauptgegner hielt, ging diese Drohung in Erfüllung. Als Genau mit dem Statthalter,

Digitized by Google

der Nunn sehr begünstigte, in Mainz war, brachte er es hinter dessen Rücken bei dem Kurfürsten durch seine Vorstellungen dahin, dass Nunn durch ein Kurfürstliches Decret seiner Lehrämter bei der medicinischen und philosophischen Facultät, ohne Anführung einiger Gründe und ohne die geringste Entschädigung entsetzt und das Decret eiligst nach Erfurt abgesandt wurde, ehe der Statthalter nachkam. Und gerade Nunn war es gewesen, durch dessen Vorschub Riedel nach Erfurt gekommen war. So würden denn die neuen Zustände bald noch heilloser geworden sein, als die alten waren, hätte man nicht Wieland zur Seite gehabt, der durch sein Ansehen den zweideutigen Ruf der Erfurter Universität hob und der Regierung als treuer Rathgeber zur Seite stand. Aber auch er sollte bald erfahren, dass er ein paar Jahrhunderte nach der guten alten Kurmainzischen Zeit nach Erfurt gekommen war.

Wielands Professur in Erfurt.

Ein Vortrag, gehalten bei der Versammlung der deutschen Alterthumsforscher in Erfurt, den 21. September 1868.

(Dieser Vortrag, zuerst gedruckt im Correspondenzblatt des Gesammt-Vereins der deutschen Alterthums-Vereine, wird hier mit Genehmigung der Redaction, um drei Beilagen vermehrt, wieder abgedruckt.)

Hochansehnliche Versammlung!

Am 1. Juni des nächsten Jahres sind 100 Jahre verflossen, seit der Sänger des Oberon durch die Mauern unsrer Stadt einzog. Gern habe ich meinen Vorsatz, diesen Tag abzuwarten, um ihn durch einen Vortrag über Wielands hiesige Wirksamkeit auszuzeichnen, aufgegeben, als mir der ehrenvolle Auftrag von unserm Local-Comité zu Theil ward, die Versammlung deutscher Alterthumsforscher mit einer Abhandlung aus der Geschichte unsrer Vaterstadt zu bewillkommnen, für die ich mir hiermit auf eine kurze Zeit Ihr geneigtes Gehör erbitte.

Wieland langte, wie schon erwähnt, am 1. Juni 1769 hier in Erfurt an und stieg zunächst im Gasthofe zum Schlehendorn ab

Digitized by Google

(dem jetzigen Rheinischen Hof), wo er von seinem Freunde, dem Professor Riedel bewillkommt wurde. Von Hitze, Staub und andern Unannehmlichkeiten der Reise war er so gänzlich erschöpft, dass er, wie er selbst sagt, „einem Ritter von der traurigen Gestalt um einen grossen Theil ähnlicher sah, als einem der sieben Weisen.“ Er musste acht Tage lang noch in dem Gasthofe wohnen bleiben, ehe er die durch Riedel für ihn gemiethete Wohnung beziehen konnte. Aber diese Wohnung, obgleich sie sehr geräumig war, behagte ihm wenig, so dass er sich sogleich vornahm, sie nach einem halben Jahre, denn auf so lange hatte er sie nur gemiethet, bis die andere bessere Wohnung frei wurde, wieder zu verlassen. Ausser Frau und Kindern brachte er noch eine „etwas betagte Jungfrau“, Fabiane mit Namen, welche beinahe 20 Jahre in Diensten seiner Familie war, und die er den Phönix der Hausverwalterinnen nannte, einen jungen Burschen, den er zum Kanzlei-Dienst in Biberach erzogen hatte und als „animal scribax“ benutzte, und den ältesten Sohn seiner Jugendfreundin, Fritz La Roche mit, den er wie ein Vater liebte und dessen Erziehung er übernommen hatte. Er liess ihm durch einen Studenten Unterricht im Latein, Geschichte und Geographie geben, der Pater Erhard Grant, ein Schottenmönch und Kollege Wielands an der Universität, erbot sich ihm die Anfangsgründe der Geometrie zu lehren, Klavier- und Harfen-Unterricht kam bald darauf hinzu und Wieland selbst unterrichtete ihn täglich 2 Stunden. Der Knabe wünschte ein Zimmer für sich zu haben, wozu in der bisherigen Wohnung kein Platz war. Die neue bequemere Wohnung mit Garten im Gasthofe zum Schwan in der Gotthardtstrasse, die Riedel gleichfalls schon gemiethet hatte, sollte ihm auch diese Bequemlichkeit bieten. Aber freilich war sie sehr theuer; sie sollte ganze 82 Reichsthaler jährlich kosten. In seinem Anstellungs-Decret, datirt: Mayntz den 2ten Jan. 1769, war sein Gehalt auf 500 Rthlr. an Geld, nebst zwey Malter Korn, zwey Malter Gersten und 4 Klaftern Holtz angegeben. Aber trotz des Zuschusses an Holz klagt er über die bedeutende Ausgabe, die ihm neben der Miethe die Feuerung verursachte, denn er hatte ein Auditorium für wenigstens 100 Personen und 4 bis 5 Zimmer im Winter zu heizen. „Ausserdem“, schreibt er, „ist noch das Bier ein dummer Artikel, es ist schlecht und theuer.“ Den Donnerstag nach seiner

Digitized by Google

Ankunft gab der Statthalter Frhr. v. Breidbach ein Diner ihm zu Ehren und erwies ihm, ebenso wie der Regierungs-Rath Genau, den Wieland „den Atlas unsers academischen Globi“ nennt, die grösste Aufmerksamkeit, so dass er mit seinem Loose im Ganzen sehr zufrieden war. Der Beginn seiner Vorlesungen war von Riedel schon für den Mai angekündigt worden; er fand aber erst den 3. Juni früh 8 Uhr unter grosser Theilnahme der academischen Jugend, deren Anzahl ungefähr 300 betrug, statt. Er eröffnete sein Lehramt mit Vorträgen über die Geschichte der Menschheit nach einem bekannten Werke von Iselin über diesen Gegenstand. Späterhin hielt er Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, las über die allgemeine Theorie der schönen Künste und erklärte einige Lustspiele des Aristophanes und die Briefe des Horaz. Auch gab er eine historisch-kritische Uebersicht der besten griechischen, lateinischen, italienischen, französischen und englischen Schriftsteller (Döring, Wielands Leben p. 52). Unter seinen Kollegen verkehrte er nur mit den von der Regierung zum Zweck der Hebung der Universität neu angestellten, Riedel, Herel, Meusel, Bahrdt und Schmid, von den alten Facultäts-Professoren, die aus Neid über die viel besser dotirten von der Regierung neu geschaffenen Stellen, besonders aber die Wieland'sche, deren Gehalt für die Verhältnisse der Erfurter Academie ein ganz exorbitanter war, den guten Absichten der Regierung, wo sie konnten, entgegen arbeiteten, hielt er sich fern. Anfangs besuchte er die Mittwochs-Gesellschaft, wo jene jungen Professoren verkehrten, doch zog er auch von dieser sich bald zurück, da das gemüthliche häusliche Leben in seiner neuen Wohnung zum Schwan ihm hinlänglichen Ersatz für die Freuden der Gesellschaft bot. Besondere Freude machte ihm sein ältestes Töchterchen Sophie, die nachmalige Frau des Professors Reinhold in Jena. Er schreibt über sie: „Der kleine Engel hat die Gabe zu gefallen von der Natur bekommen. Sie hat, so jung sie noch ist, etwas so Interessantes in ihrer Miene und in ihrer kleinen Figur, dass sie Einem bei dem ersten Anblick das Herz stiehlt. Riedeln traten vor Rührung Thränen in die Augen. Er sagte, sie sey das wahre Ideal eines liebenswürdigen Kindes — und in der That: es ist so. Die Leidenschaft, die ich für dieses Kind habe, ist über allen Ausdruck.“ Er fühlte sich immer am glücklichsten, wenn „diese Mitteldinger

Digitized by Google

von Aeffchen und Engelchen", wie er seine Töchter nennt, um ihn spielten. Eine solche Schadloshaltung hatte er aber auch nöthig, um die vielfältigen Plackereien, denen er in seinem neuen, ganz eigenthümlichen Verhältniss ausgesetzt war, geduldig zu ertragen, denn ausserdem dass er, wenigstens im Winter-Semester von 1769—70 wöchentlich 4 Tage, jeden Tag 2 Stunden Vorlesungen hielt, wie er denn überhaupt einer der thätigsten Professoren an der hiesigen Universität war, und dass er, theils aus geistigem Bedürfniss, theils aber auch zur Erhaltung seiner heranwachsenden und sich vermehrenden Familie eine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit entfaltete und entfalten musste, wurden ihm allmählich noch mehr academische Obliegenheiten übertragen. Durch Kurfürstliches Decret vom 20. September 1769 wurde er „in Betracht seiner Höchst Ihren gnädigst bekannten guten Einsichten, Fähig- und Geschicklichkeiten" zum ausserordentlichen Beisitzer des hiesigen Concilium academicum mit Sitz und Stimme und gleichzeitig zum Mitglied der Kurfürstlichen Kommission zur Hebung der Universität ernannt, wobei ihm eine Verbesserung seines Gehaltes in Aussicht gestellt wurde. Man hegte von Seiten der Regierung das Zutrauen zu ihm, dass er durch seinen Tact, seine Parteilosigkeit und sein Ansehen die Händel unter den Professoren, besonders die verdriesslichen Zänkereien in Glaubenssachen, beizulegen wissen würde. Jedoch, was selbst dem humanen Kurfürsten Joseph Emmerich und dem eben so toleranten und vorurtheilslosen Statthalter Dalberg nicht gelingen wollte, wie hätte dies ein Professor durchsetzen sollen, auf den die meisten seiner Kollegen mit neidischen Augen blickten, der durch seine bisher erschienenen Schriften den hiesigen Zionswächtern schon so manche Handhabe zur Chicane wegen religiöser Freidenkerei bot, und der nicht nur aus Ueberzeugung, sondern um seiner ferneren Existenz als Dichter willen sich bald genöthigt sah, selbst energisch Partei gegen diese Dunkelmänner zu ergreifen. Schon vor seiner Ankunft hatte ihm ein katholischer Baccalaureus der Theologie Händel zu bereiten gesucht; es dauerte nicht lange, so war eine förmliche Cabale gegen ihn und einige andere neuere Professoren im Gang; an der Spitze des Complottes stand der Professor der Medicin, Nunn, der durch einen Machtspruch der Kurfürstlichen Regierung in Folge dieser Intriguen seiner academischen Aemter entsetzt

Digitized by Google

wurde. Aber die Intriguen dauerten fort. Zu Anfang des Jahres war ein Student Schwarz beim academischen Concil der Gotteslästerung angeklagt worden. Wieland gab hierüber folgende schriftliche Erklärung zu Protocoll:

(Protokolle der Erfurter Universität 1770 p. 110 sq.)

Schriftlich statt mündliches Votum ad Protocollum consilii academici de 10. Jan. 1770.

Da ich durch vorgefallene unaufschiebliche Geschäfte verhindert worden dem letztmals abgehaltenen Consilio academico beyzuwohnen, nachhero aber vernommen, dass unter andern auch eine ab anonymo quodam anhängig gemachte Denunciation ctra den allhiesigen Studiosum Medicinae Schwarz in pto. Denunciat. Blasphemiar. vorgekommen, hiervon auch und was deshalben resolviret worden auf mein an Hrn. Rectorem Magnif. dirigirtes Ersuchen, per Extract. Protoc. Consilii academici de 10 curr. m. ct a. des mehrern berichtet und certificiret worden: als finde mich bewogen in Betreff besagter Denunciations Sache mein Votum wie nachstehet ad Protocollum Consilii academici zu geben mit den gez. Ansuchen, dass selbiges in extenso dem Protocoll einverleibet und nachdem solches geschehen mir davon extractus in forma legali zugestellet werde.

So bedauerlich mir und jedem wohlgesinnten überhaupt seyn muss, einen unsrer den Wissenschaften obliegenden academischen Bürger eines so abscheulichen Verbrechens als die Gotteslästerung an sich selbst und nach ihren gräulichen Folgen ist, angeschuldet zu sehen; um so viel bedauerlicher vernehme ich dass diese Denunciation einen Studiosum betrift, welcher gleich den Anfang meines hieselbst angetretenen öffentlichen Lehramts, nicht nur durch seine vorzügliche Fähigkeiten und sowohl in Sprachen als einigen Theilen der Philosophie bereits erlangte Geschicklichkeit mir zu seinen Vortheile bekannt worden, sondern auch durch seine Lernbegierde und privatim mehrmals bezeugte rechtschaffene Denkungsart mir eine so günstige Meinung von ihm beyzubringen gewusst hat, dass ich, zumal nach mehrfältig erhaltenen glaubwürdigen Zeugnissen seiner guten Aufführung kein Bedenken getragen, in Rücksicht auf seine kümmerlichen Umstände und Mittellosigkeit, ihm nicht nur selbst gutes

Digitized by Google

zu beweissen, sondern auch vor einiger Zeit ihm zu Fortsetzung seiner Studien, die Unterstützung eines auswärtigen hohen Patrons zu verschaffen.

Ich mache diese Umstände um so mehr hiermit bekannt, als sich den Vernehmen nach Leute sich finden sollen, welche auf den vorgeblichen wiewohl Wahrheitswiedrigen Umstand, dass „besagter Denunciat Schwarz bey Niemanden als bey mir Collegia gehöret habe," einen ganz besonderen viel bedeuten sollenden accent gelegt und allen Ansehen nach nicht zu wissen scheinen, dass so wie keine Gesellschaft kein Stand und kein Orden in der Welt so ansehnlich und respectable ist, in denen sich nicht auch unwürdige faule und des Abschneidens würdige Glieder befunden hätten, und vielleicht noch auf diesen Tag befinden, also auch von Socrates dem Vater der achten (sic) Philosophie an bis dato wenige oder Keine öffentliche Lehrer existiret haben, welche sich des Glücks hätten rühmen können, unter ihren Schülern und Zuhörern Keinen Alcibiades und Critias gehabt zu haben. Schwarz ist nicht nur mein Zuhörer gewesen, sondern er hat auch Wohlthaten von mir empfangen. Aus meinen Unterricht hat er die häufigste Gelegenheit gehabt in der tiefsten Ehrfurcht vor Gott und der Religion bestärkt, und von der Abscheulichkeit und strafwürdigsten Thorheit, deren sich die Verächter und Spötter der Religion schuldig machen aufs gründlichste überzeigt zu werden: — Und meine Wohlthaten haben ihm so mehr zu einer lebhaften Aufmunterung dienen können sich in allen Stücken einer unsträflichen Aufführung zu befleisigen, da er sie allein meiner von seinen guten Eigenschaften gefassten Meinung zu danken hatte. Desto schlimmer für ihn, wenn er beydes gemissbraucht, und durch eine execrable Heucheley mich und seinen auswärtigen hohen Gönner hintergangen haben sollte! Ein Umstand welcher im Fall er des ihm angeschuldeten abscheulichen Verbrechens würcklich schuldig erfunden werden sollte, gewiss nicht zu Erleichterung seiner Schuld dienen würde.

Obwohlen ich nun nicht umhin Kan, hier pflichtmässig zu erinnern, dass der notorischen Rechten nach, der Delator seinen wahren Namen dem judicio hätte bekannt machen und sich hierinnen der klaren Vorschrift der Gesetze zu fügen um so mehr hätte angehalten werden sollen als gar nicht abzusehen ist war-

Digitized by Google

um er bey redlich, Gottesfürchtigen und gewissenhaften Absichten Ursache haben sollte sich zu scheuen. So bin ich gleichwohlen nichts desto weniger der Meinung, dass in vorliegenden Falle hinlängliche Ursache vorhanden sey, diese Denunciations Sache ex officio gründlich untersuchen zu lassen, und will dahero meo voto hiermit darauf angetragen haben: dass fordersamst all dasjenige was zu gründlicher Herstellung des processus informativi erforderlich ist mit genauester Beobachtung aller Legalitaet in der Maasse vorgenommen werden solle, womit man in den Stand gesetzt werde, befindenden Umständen nach zur Inquisition selbsten; und daferne der denunciirte stud. Schwarz des angeschuldeten schweren Verbrechens mit Urtel und recht schuldig erkannt würde, zu dessen condigner Bestrafung nach Maasgabe der Peinlichen Rechte fürschreiten zu können.

dat. Erfurt, den 12. Jan. 1770.

M. C. Wieland. Elect. regim. Consil. Philos. Prof. publicus primar. Cons. acad. Ass. extraord.

Wir ersehen aus diesem Schriftstück, wie sehr sich Wieland das geistige und leibliche Wohl seiner Zuhörer angelegen sein liess. Auch war er der beliebteste und gesuchteste von allen hiesigen Professoren der damaligen Zeit. Seinem Rufe besonders hatte man es zu verdanken, dass die Frequenz der Universität sich in überraschender Weise hob, und seine Schuld war es nicht, dass sie noch während seiner Anwesenheit wieder sank. Er durfte mit vollem Rechte gegen Gleim bekennen: „ich bin beinahe der einzige, unter uns gesagt, an dessen Munde die studierende Jugend hängt.“ Talentvolle Studenten, besonders solche, die wie er sich den schönen Wissenschaften widmeten und die Schriftsteller-Laufbahn einschlugen, unterstützte er so weit er konnte mit seinen beschränkten Mitteln und mit seinem Einfluss, besonders bei seinem wohlhabenden Freunde Gleim in Halberstadt. Der bedeutendste unter diesen war der bekannte Verfasser des Ardinghello, Wilhelm Heinse, Sohn eines Predigers aus Langewiesen in Thüringen. Er hatte Sinngedichte verfasst, für welche ihm Wieland in Leipzig einen Verleger suchte. Da er keinen fand, der das verlangte Honorar zahlen wollte, so wandte er sich an Gleim mit der Bitte, seinen Einfluss zu diesem Zwecke zu verwenden. Es gelang Gleim, und die Sinngedichte

Digitized by Google

wurden 1771 in Halberstadt gedruckt. Wieland hoffte ihm durch Professor Clodius eine Hofmeisterstelle in Leipzig zu verschaffen, da ihm dies aber nicht gelang, empfahl er ihn an Georg Jakobi als Erzieher seines jüngern Bruders. Auch dieser Plan schlug fehl, und ein abenteurender Hauptmann von der Goltz nahm von hier aus Heinse mit auf Reisen. Dieser Abenteurer vergiftete Heinses Talent (Gödeke, Grundriss p. 676). Als Heinse 1773 seinen „Enkolp, aus dem Satirikon des Petron übersetzt, mit Anmerkungen" erscheinen liess, schrieb Wieland an Gleim: „Was sagen Sie zu dem abscheulichen Frevel, den Heinse durch seinen Enkolp wider unsre Göttin Kalokagathia und Ihre Grazien begangen hat? Hätte der Unglückliche nur das von Petron übersetzt, was ehrliche Leute lesen können, und hätte dies desto besser gemacht und polirt, so hätte er ein gutes Werk gethan! — Aber nun, — und seine unausstehlichen Noten! — seine öffentlich profitirte Asotie! — Der Elende!" Noch härter sprach er sich über die durch Gleim ihm handschriftlich übersandten Stanzen desselben Verfassers aus: „Es ist viel schöne Poesie in diesen Stanzen; der Mensch hat eine glühende Phantasie, er schreibt aus der Fülle einer äusserst erhitzten Sinnlichkeit; daher sind seine Gemälde kräftig und warm bis zum Brennen — aber, auch blos als Dichter betrachtet, ist sein Geschmack noch sehr ungeläutert, seine Imagination üppig, sein Geist wild und ausschweifend. — Der Mann hat den Socrates immer im Munde, und denkt und schreibt, wie nur ein Mensch schreiben kann, in welchem die Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. — Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mir ekelt, diesen Satyr von Grazien reden zu hören, ihn, der nicht weiss, nicht fühlt, dass die Keuschheit eine Grazie ist." Aber Gleim hatte nun einmal die Schwachheit, alle jungen Talente unter seinen Schutz zu nehmen; es kam zum Streit und beinahe zum Bruch zwischen den beiden Freunden. Zwar wegen des Enkolp hatte sich Heinse gegen Wieland entschuldigt: „Das Abscheulichste darinnen ist von der schänderischen Hand des Herrn Hauptmanns, der stündlich an meiner Seele, wie ein Lavater und Jacob Böhme des Priapus, arbeitete. Die Uebersetzung wird mir so lange ich lebe ein Aergerniss seyn." Aber Gleimen überbrachte er eine schriftliche Anklage gegen Wieland, wie Gleim sich äusserte: „dem Anschein nach voll gerechtesten

Digitized by Google

Zorns — er habe Wieland nach Erfurt zurückgeführt und ihn wegen dasiger Vorfälle zur Rede gestellt etc.“ Entrüstet antwortete Wieland: „Um Heinse habe ich von dem Augenblick an, da ich ihn durch Riedeln kennen gelernt, bis zum letzten, da er Abschied von mir nahm, Gutes verdient. Ich verlangte und erwartete nie, dass er mich dafür lieben sollte. — Bedenken Sie um des Himmels willen einen Augenblick meine Situation mit diesem jungen Menschen, und sagen Sie, ob es mir gleichgültig sein konnte, was für einen Eintritt er in die Welt machte, denken Sie an seine Laidion zurück, dann an seinen Enkolp — und dann sagen Sie, ob es mir möglich seyn konnte, besser von ihm zu denken? — Fühlt er, dass ich ihm Unrecht gethan habe, so entschuldige er mich. Aber berechtigt ihn diess zu einem insolenten, trotzigen Ton gegen mich? Ist diess alles, was ich um die Welt und um ihn selbst verdient habe?“ Wenn auch Wielands Erbitterung gerecht war, so lässt sich doch nicht leugnen, dass es gar nicht anders kommen konnte, wenn ein heissblütiger talentvoller Jüngling in der Manier des, zwar in seinen Sitten strengen, aber in seinen Schriften frivolen Wieland dichtete. — Hierbei sei noch erwähnt, dass er auch einen andern Schriftsteller, Werthes, dessen Uebersetzung des Gozzi Schiller zu seiner Turandot benutzte, hier in Erfurt kennen lernte, da er sich auf einer Rundreise zu den schönen Geistern Deutschlands befand, und an Gleim und Jacobi empfahl.

Je vertrauter er aber mit den Studenten verkehrte, mit desto grösserer Entschiedenheit wandte er sich von seinen Collegen, den Professoren des alten Instituts ab. Schon im October 1769, kurze Zeit, nachdem er seine neue bequeme Wohnung im Schwan bezogen hatte, schrieb er an Gessner: „Wolle der Himmel nicht, dass meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit! — Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute! Bona verba quaero! was für ein Thaumaturge müsste ich seyn. Das wäre alles, was eine Kolonie von Lavater, die zu uns käme, zu unternehmen wagen möchte — Leute, welche Glauben haben, tun Berge zu versetzen.“ Als er von Bodmer angegangen wurde einem Philosophen, Namens Leonhard Meister, an der hiesigen Universität eine Stelle zu verschaffen, antwor-

Digitized by Google

tete er diesem: „Unglücklicher Weise ist unser Kurfürst über die hiesige Stadt und Universität nicht so sehr Herr, dass er von dem Gesetz dispensiren könnte, welches die Reformirten von allen hiesigen Aemtern ausschliesst; sonst bliebe mir einige Hoffnung, Herrn Meister dereinst hieher zu bringen, wiewohl die philosophische Facultät dermahlen stark und mehr als überflüssig besetzt ist. — Fragen Sie mich nicht mit welchen Leuten! — Grösstentheils mit solchen, deren Nahmen wir nicht einmahl kannten, ehe ich hierher kam, welche aber auch, jure talionis, ebensowenig davon wussten, dass ein Bodmer oder Wieland in der Welt sey. An Herrn Meister könnt' ich hoffen, einen unverdrossenen und rüstigen Gehülfen zu finden in der herkulischen Arbeit, die Barbarei, die Pedanterie, die Cabalen und den verwünschten Geschmack am Mittelmässigen, die in dem nördlichern Theile von Deutschland noch herrschen, zu bestreiten.“ „Warum, warum kann Wieland nicht mit denen leben, die er liebt?“ So klagt er später: „Warum muss er unter Ostrogothen, Slaven und Magistris nostris leben!“ Und endlich versteigt er sich in seinem Unmuth sogar zu der für unsere Stadt nichts weniger als schmeichelhaften Schilderung: „Ich bin oft in ganzen acht Tagen keine Stunde lang ich selbst, und hier in Erfurt gehe ich vollends nach und nach zu Grunde. Niemahls, niemahls, mein Freund, haben die Grazien dieses freudenleere Chaos von alten Steinhaufen, winklichten Gassen, verfallenen Kirchen, grossen Gemüsse-Gärten, und kleinen Leimhäusern, welches die Hauptstadt des edlen Thüringerlandes vorstellet, angeblicket; dass sie jemahls, in der ungeheuren Ebne, in welcher uns Herr Riedel den Amor, wie eine Stecknadel in einem Fuder Heu suchen lässt, getanzt haben sollten, daran ist gar nicht zu denken. Ich wüsste um ganz Erfurt keine Gegend, die sich zu einem Rundetanz schickte, es müsste denn ein Hexentanz sein.“ Er empfand also hier genau dasselbe, was Schiller in Jena empfand, seit er sich der Poesie wieder zugewandt hatte: dass das academische Leben den Musen nicht günstig ist, und beide führte ein gütiges Geschick nach der benachbarten Musenstadt. Aber Wieland war noch unglücklicher daran als Schiller, denn seine heitre Muse erregte das Aergerniss der hiesigen Zopfgelehrten. Es ist hier der Ort von seiner schriftstellerischen Thätigkeit in Erfurt zu reden. Den 2. October 1769 schrieb er an Gleim:

Digitized by Google

„Wollte Gott, Sie hätten nur die Hälfte der Musse, die ich hier habe. Ich weiss nicht, wie Sie mit der Art, wie ich die meinige anwende, zufrieden seyn werden. Vergangenen August, den ganzen Monat hindurch, hatte mich eine philosophische Laune angewandelt, welche mit der Yorikschen etwas Aehnliches hat, ohne Nachahmung zu seyn. Da schrieb ich einen *Σωκράτης μαινόμενος* (Anspielung auf den *Ἡρακλῆς μαινόμενος* des Euripides), oder Dialogen des Diogenes nach einer alten Handschrift, ein Werklein von 12 Bogen Manuscript. Riedel behauptet, es sey das beste, was ich noch geschrieben habe, und beinahe möcht' ich's glauben." Er verkaufte das Manuscript für 50 Ducaten an Reich in Leipzig. Im October desselben Jahres hatte er die 6 ersten Gesänge des „Neuen Amadis" fertig, die er den 8. December an Gleim schickte mit der Bitte, das Manuscript Niemand weiter als Jacobi in die Hände zu geben. Wenn dieses Werk erst vollendet wäre, wollte er „der Hogarthischen Dichtart," wie er sie nennen möchte, entsagen, und sich, wenn er jemahls wieder dichtete, mehr seiner Neigung zum schönen Idealischen und seinem Herzen überlassen, wenn anders die Philosophie, die ihn aus den zaubrischen Hainen, wo Amor in einen irrenden Ritter verkleidet, mit den Grazien, in irrende Prinzessinnen verkleidet, spielte, — zu sich hinaufwinkte, sich seiner nicht bemächtigte." So drohte also sein Lehramt seine dichterische Ader versiechen zu lassen und die schönste und reichste Ausgeburt seines Genius, den Oberon, im Mutterleibe zu erwürgen. „Meine Muse", schreibt er den 8. December an Gleim, „ruht diesen ganzen Winter aus; dafür arbeite ich desto fleissiger in Prosa, denn ich lebe fast gänzlich für mich selbst, und finde, ausser meinem kleinen Museo, kein Vergnügen nach meinem Geschmack. — Ich werde also unvermerkt ein Vielschreiber, sofern Sie mir nicht bald entgegen rufen: oho! jam satis est!" — Trotz dieser Vielschreiberei aber liess er sich nur sehr ungern auf Recensionen und literarische Händel ein, wozu ihm doch durch seine jüngern Collegen, besonders Riedel und Schmid, die sich erst einen Namen zu erwerben hatten und dies auf besagte Weise am schnellsten erreichen zu können glaubten, vielfache Gelegenheit geboten war. Er recensirte für den Jahrgang 1769 der Erfurter Gelehrten Zeitung nur die Uebersetzung des Lucian von Waser, deren Lectüre ihm Vergnügen

Digitized by Google

gewährt hatte und wohl seine eigene Uebersetzung mit angeregt haben mag. Eine in diesem Jahre projectirte Schrift: „Reise in's Land der Ideen“ ist, so viel ich weiss, nicht erschienen. Aber im Jahre 1770 erschienen ausser dem Diogenes noch folgende Werke: „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen“, „Combabus, eine Erzählung“, „Die Grazien“; im Jahre 1771: „Der neue Amadis“ und „Aurora“. Das umfangreichste und für seine fernern Lebensschicksale bedeutendste Werk war der „Goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian“, an welchem er seit 1770 arbeitete und welches 1772 im Druck erschien. Den 6. Juli 1772 schreibt er an Gleim: „Meine Muse, — ist was sie allezeit gewesen ist, eine launenhafte, grillenfängerische, eigensinnige Sultanin, welche nie thut, was ich gern haben möchte, und nichts thun kann, als was ihr der Geist capriccio eingiebt. Ueberdies stellen Sie sich vor, dass ich schulmeistern und Compilationen machen, den zweiten Theil der Sternheim (eines Romans seiner Freundin Sophie La Roche) emendiren, die Musarion und den Don Sylvio ausfeilen, und den dritten und vierten Theil der Könige von Scheschian schreiben soll, und alles dies binnen einer bestimmten Zeit, und unter tausend Zerstreuungen.“ Gleichwohl wurde er, trotz dieser vielfachen Beschäftigungen, einige Zeit darauf durch Joh. Benj. Michaelis „Epistel an Herrn Gleim“ so in Harnisch gebracht, dass er in die hiesige Zeitung eine „Recension der Michaelischen Scarteque“ einrücken wollte, worin er, wie er den 6. September an Gleim schreibt, seinen Unmuth über den bübischen Muthwillen dieses Cynikers auf eine sehr nachdrückliche Art zu erkennen geben wollte. „Dem Herrn Michaelis rathe ich sich in Acht zu nehmen und mich nicht zu reitzen, dass ich ihn nicht ecrasiren helfe. Man hat dadurch, dass man ein bischen Witz und die Gabe zu reimen und nichts zu essen hat, nicht gleich einen Freybrief, sich über alle Egard's hinweg zu setzen, und sich alles für erlaubt zu halten, was einem die poetische Wuth eingibt. Wenn Ihnen dies hart tönt, so bejammre ich den Excess Ihrer Güte: Ich kann und will nicht so gut seyn; ich will nicht kaltsinnig zusehen, dass ich als ein öffentlich avouirter Freund von Gleim und Jacobi, vom Publico mit einem Menschen wie Michaelis, mit einem hirnlosen Spassmacher und tändelnden

Digitized by Google

Poetaster in Eine Klasse gesetzt werde.“ Aber Michaelis war einmal ein Protégé Gleims, und Wieland musste zu Kreuze kriechen, um nicht durch diesen poetischen Lump die Freundschaft seines theuren Gleim, der nun einmal die liebenswürdige Schwäche hatte, verlotterte Talente zu unterstützen, zu verlieren. Für den Jahrgang 1772 unsrer hiesigen Gelehrten Zeitung liess er sich endlich auch engagiren und recensirte Sulzers Theorie der schönen Künste. Die Nothwendigkeit, sich gegen die mannichfachen ärgerlichen Angriffe zu wehren, die sowohl er selbst als der unter seiner Aegide herausgegebene Roman seiner Freundin erfuhren, hatte ihn dazu gebracht. Ueberhaupt hatte er hier in vollem Masse auch die Schattenseiten des schriftstellerischen und gelehrten Lebens kennen lernen, so dass er bisweilen ganz hypochondrisch wurde, um so mehr als er durch seine Vermögensumstände gezwungen war, schriftstellerischen Erwerb zu suchen. Er fürchtete, dass seine Augen unter diesem Uebermass von Arbeit leiden möchten. „Es ist wahr,“ schreibt er an die La Roche, „ich lese und schreibe Tag und Nacht, erstens weil mir das Freude macht, und zweitens weil ich muss.“ Und später äussert er gegen dieselbe: „Ich gestehe Ihnen, theure Freundin, dass mich das Schriftsteller-Handwerk geradezu anekelt, und dass die dura necessitas (so schreibt Wieland immer statt dira) in der ich mich befinde, mich alle Jahre drucken zu lassen, mich zuweilen so peinigt, dass sie mir das Leben unerträglich macht.“ Aber seine Werke fanden in seiner nächsten Umgebung keinen Anklang oder wurden, wie schon erwähnt, sogar verdächtigt. Zwar hatte der Diogenes dem Statthalter recht wohl gefallen, der ihm zum Zeichen seines Wohlwollens einen Fasan und einige Flaschen vortrefflichen Asmannshäusers schickte, aber die Orthodoxen waren um so schlechter damit zufrieden. Es verlautete, dass sie unter der Hand ihre Klagelieder schon an den Statthalter gebracht hatten, und Wieland erwartete, dass sie „ein noch jämmerlicheres Miserere zu Mainz anstimmen würden.“ „Wenn ich ruhig leben wollte,“ ruft er aus, „müsste ich meinem Geist und meinem Humor, meiner Philosophie und meiner Denkart, meiner Liebe zur Litteratur, meinem Geschmack, kurz, meinem ganzen Ich entsagen, wie man in der Taufe dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen entsagt.“ Als dann sein „Combabus“ und „Die Grazien“ erschienen, sah er bald ein,

Digitized by Google

wie er sich selbst ausdrückt, „dass man, um solche Werke zu schreiben, nicht Professor in Erfurt sein dürfe, denn man glaubt hier seit undenklicher Zeit, dass die Schwerfälligkeit des Geistes, die man gewöhnlich Gravität nennt, eine wesentliche Eigenschaft eines academischen Docenten ist und man kann oder will nicht sehen, dass ein Schriftsteller, der für das Publicum und die Leute von Geist schreibt, nicht schreiben darf wie ein Schulmeister.“ So fing er denn an, sich nach einer Veränderung seines Aufenthalts umzuthun. Sein Diogenes hatte in Wien Beifall gefunden, der Fürst Kaunitz gehörte zu seinen Bewunderern und wünschte ihn dort zu haben, wusste aber nicht recht, was er mit seinem Protestantismus anfangen sollte. Durch seinen „Goldenen Spiegel“ hoffte er dort bei dem humanen Kaiser Joseph II. einen solchen Eindruck zu machen, dass dieser ihn trotz seiner Religion in seine Nähe zöge. Ja er hatte einzelne Stellen dieses Werkes sogar auf einen solchen Eindruck berechnet. Gleim wollte ihm einen Ruf nach Halle verschaffen, aber Wieland fürchtete ihn nicht annehmen zu können, da er die Professur der Eloquenz hätte mit übernehmen müssen, aber sein Latein so weit vergessen hatte, dass er weder fertig noch gut Latein schrieb. Die Erfurter Universität gerieth in Folge der Halbheit der zu ihrer Hebung getroffenen Massregeln noch während Wielands Anwesenheit wieder in Verfall, so dass seine Einnahmen sich verringerten, der Kreis seiner Freunde sich lichtete. Riedel ging 1771 nach Wien, wohin Wieland hoffte ihm folgen zu können, Bahrdt war in demselben Jahre auf Semlers Vorschlag als Prediger und vierter Professor der Theologie nach Giessen berufen worden, wohin Schmid im folgenden Jahre gleichfalls abging. Wieland wandte seinen ganzen Einfluss, aber vergeblich, an, um Bahrdt in Erfurt zu halten. Unser städtisches Archiv besitzt einen interessanten Brief Wielands an das Concilium academicum, den Herr Archivrath Beyer aufgefunden und mir gütigst mitgetheilt hat. Er ist datirt vom 18. April 1771 und lautet so: *)

---

*) Von mir in Jahns Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1869 zuerst zum Druck gebracht, wird dieser Brief mit Genehmigung des Verlegers hier wiederholt.

Digitized by Google

P. P.

Ich weiss meinem ohnlängst bereits ad Protocollum Concilii Academici dictierten Voto das D. Bahrdtische Dimissions-Gesuch betreffend *) erhebliches beyzufügen.

D. Bahrdt ist ein Mann von vorzüglichen und seltnen Talenten; ein berühmter und beliebter Schriftsteller und ein vortreflicher Docent. Verschiedene von den angesehensten Theologis A. C., welche in Rücksicht seiner ganz unpartheyisch sind, schätzen ihn hoch, und sprechen seine Schriften von der angeschuldeten Heterodoxie gänzlich frey. Alles dies hat seine Richtigkeit, und ist eben so gewiss, als zuverlässig man sich darauf verlassen kan, dass unsrer seit kurzem wieder jämmerlich zerfallenden Academie mit orthodoxen Dummköpfen und unberühmten Sauertöpfischen Ketzermachern nicht wird geholfen werden und also auf die Meynungen solcher Leute wenig reflexion zu machen ist. Ich zweifle auch keineswegs daran dass D. Bahrdts Abgang von hier der Academie wenigstens ad tempus schädlich seyn werde, oder vielmehr würcklich schon schädlich sey. Die Frage also, ob es nicht besser gewesen wäre ihn unter annehmlichen Bedingungen hier zu behalten, beantwortet sich von selbst. Diese Bedingungen aber zu bestimmen, stehet nicht in der Gewalt des Concilii academici. Einer Hochlöbl. Churfüstl. Regierung muss am besten bekannt seyn, wieviel man zu dem grossen Werke die Erfurtische Universitaet in Aufnahme zu bringen, Aufwand machen kan und will. Sollte inzwischen Hr. D. Bahrdt mit einer Jährl. Besoldung von 300 biss 400 Rthlr. zu erkauffen seyn, so dächte ich dass er nicht zu theuer erkauft würde. Gleichwohlen aber möchte diesenfalls unumgänglich nöthig seyn, die Händel, welche die hiesigen Theologi und Prediger Hr. Pf. Schmid und Hr. D. Vogel mit ihm angefangen haben und welche besagter D. Vogel zu grössestem Nachtheil der Universität (des ihm insinuirten oberherrlichen Verbots unangesehen) in einer unlängst publicirten ärgerlichen Schmähschrift öffentlich fortgesetzt hat, auf eine solche Art zu finalisiren, wodurch zugleich die gekränkte Existimation des Hr. D. Bahrdt und die

*) Ich habe dasselbe in den betreffenden Protokollen nicht auffinden können. Boxberger.

Digitized by Google

angeschwärzte Ehre der Universität selbst vor den Augen der ganzen Welt Genugthuung erhalte. Leute welche dem Instituto Academico durch die Bosheit ihres Willens eben so sehr als durch die Stupidität Ihres Gehirns verderblich sind, müssen von demselbigen abgeschnitten werden, wenn Männer, die uns Ehre machen, bleiben und aufgemuntert werden sollen, ihre Talente zur Beförderung desselben zu sacrificiren. Jedoch wird weder die Ausrottung der haeretificae pravitatis noch die Zurückberuffung des D. Bahrdts hinlänglich seyn, den abgezielten gemeinnützlichen und patriotischen Zweck zu erhalten, wenn nicht ohne Zeitverlust darauf gedacht wird, einen Theologum Primarium Aug. Conf. in der Person eines Mannes von längst entschiedenem Ruhm der Gelehrsamkeit und Orthodoxie anhero zu beruffen. Doch dieser Punkt nebst mehrern andern, welche die Frage betreffen, wie dem imminirenden gänzlichen Zerfall unsrer Academie noch, wo möglich, vorgebauet werden könne, sind res altioris indaginis und bleiben der erleuchteten Ermessung einer Hochlöbl. Churfürstl. Regierung in geziemendem Respect anheimgestellt.

Erfurt, den 18. April 1771. C. M. Wieland.

Wieland sah immer mehr ein, dass trotz seiner trefflichen Leistungen als academischer Docent eine Universitäts-Professur doch nicht eine solche Lebensstellung wäre, in der er sich ganz hätte glücklich fühlen können. Er wünschte, wie er an Gleim schrieb, „je bälder je lieber von dieser Ruderbank befreit zu werden. Wissen Sie was das Klügste wäre? Mein Agathon sollte mir so viel eintragen, dass ich in Sokratischer Mittelmässigkeit, weder arm noch reich, aber in Musse leben könnte; dann wollte ich in die Nachbarschaft meines Gleims ziehen und den Rest meines Lebens mit Ihm und seinen Freunden verleben, der Philosophie, den Huldgöttinnen, der Freundschaft und mir selbst leben und der glücklichste Sterbliche seyn.“ Wirklich hatte ihm das Schicksal ein ähnliches Loos zugedacht. Er hatte durch die Vermittelung Dalbergs die Bekanntschaft des Grafen Görtz, des Weimarischen Prinzenerziehers, gemacht und wurde von diesem der Herzogin Amalia vorgestellt. Was der Goldene Spiegel in Wien hatte bewirken sollen aber nicht bewirkt hatte, das that er in Weimar: er verschaffte ihm den ehrenvollen Po-

Digitized by Google

sten eines Prinzenerziehers, der in jeder Hinsicht seinen Talenten sowie seinen Wünschen mehr entsprach als ein academisches Lehramt. Der Umgang mit geistreichen Frauen wie Julie Bondely und Sophie La Roche, der Verkehr mit dem hochgebildeten Grafen Stadion auf dessen Gute in Warthausen hatte ihn zum Umgang mit fürstlichen Personen geschickt gemacht. Was er auf dem academischen Lehrstuhl zu Erfurt vor einigen Dutzend zum Theil roher Studenten nicht hatte leisten können, das leistete er jetzt in Weimar in vollem Masse als Erzieher eines Einzigen, aber dieser Einzige war Karl August. Was er als solcher gewirkt hat, ist weltbekannt. Er verschaffte der deutschen Literatur Eingang und Achtung in den höchsten Kreisen der Gesellschaft und schenkte in Karl August der deutschen Nation einen Fürsten, dessen Jugend mit der Philosophie der Grazien genährt war, deren Umgang er von dieser Zeit an nicht entbehren mochte. Durch Wieland wurde Karl August, der ihn sich selbst zum Erzieher von seiner Mutter ausgebeten hatte, zugleich der August und Mäcen der deutschen Dichterheroen, als welchen Göthe ihn pries. Den 17. September 1772 schreibt er an Riedel: „Ich bin nun zum letztenmal in Erfurt, liebster Freund! im Begriff, meine sarcinas und sarcinulas zu kolligiren und in drey Tagen à dato dieser wundervollen Hauptstadt Thüringens und ihrem uralten Musensitz auf ewig, so Gott will, den Rücken zu kehren.“ Der heutige Tag des Jahres 1772 ist also der erste Tag seines Amtsantrittes in unsrer Nachbarstadt. Als er im 80. Jahre seines Lebens nach einem in heiterer Muse verbrachten Alter die Augen schloss, widmete ihm Göthe die bekannte schöne Leichenrede in der Trauerloge, die mit den Worten beginnt: „Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stünde mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln, dieses Finstere müsste sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und muntern Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen

Digitized by Google

seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniss dienen, dass derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäss auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey.“ Was Göthen nicht vergönnt war, ist mir zu Theil geworden. Es war mir gestattet, in diesen durch den Zauberstab der Herren Petersen und Kruspe festlich geschmückten Räumen diese ehrwürdige Versammlung von dem Wirken Wielands an unserer Universität zu unterhalten. Lassen Sie den heitern Geist dieses liebenswürdigen Dichters den Vorsitz bei unserer Festfreude führen und sein Sie uns nochmals in diesem in Göthes Sinne und Wielands Geiste ausgeschmückten Saale herzlich willkommen!

Beilage I.

Wielands Anstellungsdecret.

(Protocolle des Conc. ac. von 1769, p. 50 sqq.)

Nachdem der Hochwürdigste Fürst und Herr, Herr Emmerich Joseph, des heiligen Stuhls zu Mayntz Ertzbischoff, des heiligen römischen Reichs durch Germanien Ertzkanzler und Churfürst auch Bischoff zu Worms etc. unser gnädigster Herr den bisherigen Cantzley Directorem der Kaiserl. freyen Reichs Stadt Bibrach, Christoph Mart. Wieland, in mildester Rücksicht dessen höchst Ihro angerühmten gründlichen Gelehrsamkeit und sonstigen vortrefflichen Eigenschaften die Professuram Philosophiae primariam bey Dero Universität zu Erfurt mit einem jährlichen Gehalt ad 500 Thlr. an Geld, nebst zwey Malter Korn, zwey Malter Gersten und 4 Klaftern Holtz zu Conferiren, sodann ihme das Regierungsraths Praedicat beyzulegen gnädigst geruhet haben; Als wird ihme Wieland zu seiner dazu erforderlichen Legitimation Vorstell- und Verpflichtung gegenwärtiges gnädigstes Decret in Urkund ihrer Churfürstl. Gnaden höchst eigen-

Digitized by Google

händigen Unterschrift, und beygedruckten Dero geheimden Cantzley Innsiegel hiermit zugestellet.

Mayntz, den 2ten Jan. 1769.

Decretum . zur Profess. Philosoph. primaria zu Erfurt für Christoph Martin Wieland.	Emmerich Joseph Churfürst (L. S.) lectum et publicat. in Cons. acad. pleno Erfurt den 5. Jul. 1769.

Beilage II.

Decretum zum Extraordinairen Assessorat Stelle bey dem Cons. acad. für den Reggs. Rath Christ. Wieland.

(Protokolle des Cons. acad. 1769 p. 87, für Riedel p. 86.)

Nachdem mahlen der Hochwürdigste Fürst und Herr, Herr Emmerich Joseph, des heiligen Stuhls zu Mayntz Ertz Bischoff, des heiligen römischen Reichs durch Germanien ertz Cantzlar und Churfürst, Bischoff zu Worms, unser gnädigster Herr, den Regierungsrath und Professorem primarium Philosophiae zu Erfurt M. Wieland in Betracht seiner Höchst Ihro gnädigst bekannten guten Einsichten fähig und Geschicklichkeiten als Assessorem extraordinarium des dortigen Consilii academici cum sessione et voto aus eigner höchsten Bewegung gnädigst zu ernennen geruhet haben, als wird demselben gegenwärtiges Decretum zu seiner legitimation Vorstell und Verpflichtung in Urkund Ihro Churfürstl. Gnaden höchster Hand Unterschrift und beygedruckten Dero geheimden Cantzley Innsiegels hierüber ertheilet.

Steinheim, den 20. Sept. 1769.

Emmerich Joseph, Churfürst (L. S.)

Beilage III.

(ib. p. 102.)

Actum in Consilio academico pleno, Erfurt, den 22. November 1769. Praes. Dm. Rect. Magn. et Dnis. Assessor: Leslie, Keppler, Spitz, Henne, Turin, Nonne, Luther, Baumer, Erhardo Grant, Hadelich, Wieland, Riedel.

Digitized by Google

Acto wurden der Hr. Regierungsrath Wieland und Hr. Prof. Riedel wegen denen ohnlängst vermöge gnädigsten Chfr. Decretis erhaltenen extraordinairen Assessor Stellen bey den Consilio academico, gewöhnlicher massen verpflichtet.

Wieland's letzte Beziehungen zu Erfurt.

Verehrte Versammlung!

In meinem letzten Vortrag verliess ich Wieland, als er im Begriff war, aus unserer Vaterstadt nach dem benachbarten Weimar überzusiedeln. Wenn der Aufenthalt eines so bedeutenden Dichters, wenn sein Wirken an unserer Universität, welches derselben einen, freilich nur vorübergehenden, neuen Glanz verlieh, von Interesse für unsern Verein sein muss, so dürfen auch die späteren Beziehungen dieses Mannes zu unserer Vaterstadt nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Wieland war den 20. September 1772 in Weimar angekommen, um dort sein Amt als Erzieher, besonders des Erbprinzen Karl August anzutreten. Derselbe wurde den 3. September 1775 mündig, von welcher Zeit an Wieland also seines Amtes entlassen gewesen wäre und mit einer Pension von 600 Thaler und dem Hofrathstitel, wie es ausgemacht war, sich hätte müssen abfinden lassen. Aber eine so geringe Pension reichte nicht hin, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, und so griff er, gleich nach dem Antritt seines Amtes, nach einem Mittel, zu welchem unter Andern auch Schiller fünf Mal in seinem Leben gegriffen hat, ohne dass es ihm ein einziges Mal so geglückt wäre, wie es Wieland gleich das erste Mal gelang, zu dem Mittel nämlich, ein literarisches Journal herauszugeben. Dieses Journal war der deutsche Mercur. Wir Zöglinge des 19. Jahrhunderts, deren Interesse grösstentheils durch die Tagespolitik oder, wenn es hoch kommt, durch die sentimentalen und zum

Digitized by Google

Theil scandalösen Novellen und mit allerhand Sticheleien gegen das Bestehende gewürzten Artikeln der „Gartenlaube“ absorbirt wird, können gar nicht mehr begreifen, welche Macht damals die Literatur besass. Alles öffentliche Interesse wandte sich damals der Literatur zu, und Göthe hatte sehr Recht, wenn er als Theaterdirector sich am meisten vor der Belesenheit seines Publikums in der Journalistik fürchtete:

Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle.
Und was das allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.

Freilich war es mit Wielands Publicum wie mit dem Theater-Publicum Göthe's:

Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.

Doch zum Herausgeber einer solchen belletristischen Zeitschrift eignete sich eben Wieland ganz vortrefflich, während Schiller immer viel zu grosse Ansprüche an das lesende Publicum machte und deshalb nothwendig scheitern musste. Unsre grossen Dichter Göthe und Schiller mussten freilich die Flachheit des Urtheils, wie sie sich durch die Menge ästhetischer Zeitschriften, die im vorigen Jahrhundert im Schwange war, allmählich eingebürgert hatte, energisch bekämpfen, doch ist es andrerseits eben so unbestreitbar, dass ohne dieses durch die ästhetischen Zeitschriften geweckte und genährte Interesse unsere grossen Dichter nimmermehr die Rolle hätten spielen können, die sie wirklich gespielt haben; die ästhetische Zeitungs-Literatur spielte damals eine eben so gefährliche Rolle, wie die politische in unsern Tagen. Zum Redacteur einer ästhetischen Zeitung war nun Wieland wie geschaffen. Die Gefälligkeit und Leichtigkeit seiner Sprache, wohl auch bisweilen die Indecenz seiner Stoffe hatten seinen Dichtungen und damit der deutschen Literatur überhaupt, den Zutritt in die höchsten Kreise der Gesellschaft verschafft; die Weichlichkeit, ja, man könnte sagen die weibische Energielosigkeit seines Characters, erweckte ihm Enthusiasmus selbst für das mittelmässigste Geistesproduct, wenn es in seinen Kram passte; genug, er war wie kein Anderer geeignet,

Digitized by Google

der Führer der literarischen Meute zu werden, die eine Zeit lang durch ihre Feder die deutsche Aesthetik beherrschte. Dazu kam nun, dass Göthe im Jahre 1775, Herder im Jahre 1776, Schiller im Jahre 1787 nach Weimar kamen, denen allen dreien Wieland sich bald anbequemte, und die er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit bald zu Mitarbeitern des Merkurs machte. Und so kam es denn, dass sein Blatt, da ihm schon ein gegründeter literarischer Ruf in ganz Deutschland voranging, bald das erste wurde, und ihm als Aussteuer für seinen Schwiegersohn, den Professor Reinhold in Jena diente, dem er jährlich 400 Thlr. von dem Ertrage desselben zahlte, während er selbst gegen 1000 Thlr. davon einnahm. Dieses Blatt allein gründete seine Zukunft in Weimar, aber es war auch zunächst dasjenige Bindemittel, welches ihn auch nach seiner Entfernung an Erfurt knüpfte. Er hatte unter seinen jüngeren Collegen in Erfurt doch mehrere geistreiche Leute kennen gelernt, deren Geisteskräfte er sich für seinen Merkur nicht verloren gehen lassen wollte. So schrieb er also den 8. Januar 1773 an Meusel: „Unsern Freund Schmidt zu Giessen (seinen früheren Collegen zu Erfurt) würde ich selbst schriftlich anlangen, wenn ich nicht seine und meine Zeit schonte. Quod fieri potest per pauca etc. Versichern Sie ihn meiner ganzen Ergebenheit und meiner Dankbarkeit für seine Geneigtheit, in meinem Merkur zu arbeiten. Nur bitte ich, dass er seine Mitarbeiterschaft (wenigstens das erste Jahr durch) ein vollkommenes Geheimniss unter uns dreyen seyn lasse. Bücher von Anno 72 können noch recensirt werden. Mit Recensionen von Gedichten und Schauspielen werde ich unsern Freund nicht behelligen. Hingegen sollen mir Recensionen von Lindners, Büschings, Hurds, Mauvillons von Ihnen benannten Werken, it. von Sophiens Reise (von Hermes) etc. willkommen seyn. Ich ersuche den lieben Mann, uns aus dem besten Fasse einzuschenken; und weil er selbst eine unleserliche Hand schreibt, seine Stücke hübsch copiert und unfrankirt an mich einzuschicken, weil ich postfrey bin. Das Honorarium soll so ehrenfest seyn, dass es auch den Copistenlohn tragen soll. Ich kann noch nichts gewisses versprechen, aber Sie kennen mich, und dies ist genug. Empfehlen Sie dem Freunde Schmidt, dass er so viel möglich seine Manier verbergen, und diejenigen, die er in eigner Person laugen würde, im Merkur nur mit seiner leichten Plai-

Digitized by Google

santerie abfertigen soll. Ich möchte gerne gründliche Kritik, aber nicht schwerfällig; scharf, aber nicht zu beissend; lebhaft aber decent; kurz, reifes Urtheil und guten Ton. Herr Schmidt kann seyn, was er will. Er hat ein treffliches Genie, Geschmack, Feinheit und eine Menge Kenntnisse. Ich wünschte wohl von seiner Hand ein recht fein ausgearbeitetes kritisches Sendschreiben über das dermalige Barden-Unwesen, wenn er anders diess Unwesen für eben so abgeschmackt und schädlich hält als ich. Kretschmann und Denis möchte ich wohl geschont, aber doch nicht ganz leer ausgehen sehen. Beide könnten Nationaldichter seyn, wenn sie wollten. Für wen aber schreiben diese Leute jetzt? Wer liest sie? Fingal war ein göttlicher Mann; aber wer den Bardenton im Jahr 1773 anstimmt, naviget Anticyram! Für unser Zeitalter singen diese Herren nicht, diess ist klar; für wen also? Für die Nachkommen? — ich dächte doch nicht, dass wir uns grosse Hoffnung zu machen hätten, unsre Enkel in Picten, Celten, Cherusker u. s. f. verwandelt zu sehen etc. Communiciren Sie diess Geschreibsel, wenn Sie wollen, unserm Freunde, aber unter der absoluten Bedingung, dass er es sogleich verbrenne.“ So weit Wieland; ich habe geglaubt, dieses so vernünftige Urtheil über das Unwesen der Barden-Literatur trotzdem, dass er es zum Feuertode verurtheilt hat, hier bei dieser Gelegenheit noch einmal vortragen zu müssen. Es war Wieland gelungen, Meusel als Berichterstatter im historischen Fach und Schmidt als solchen im Fache der schönen Literatur zu gewinnen, aber es fehlte ihm noch ein tüchtiger Mann, dem er das nämliche Amt im philosophischen Fache auftragen konnte, und dazu hatte er besonders zwei Candidaten im Auge: Professor Johannes Müller in Schaffhausen, den bekannten und durch Schiller unsterblich gewordenen Verfasser der Schweizer Geschichte, und seinen ehemaligen Kollegen Professor Lossius. Der treueste unter seinen Correspondenten für den Merkur blieb Meusel; Johannes Müller liess ihn im Stich, um so mehr musste er sich an Lossius halten. Aber es waren noch innigere Beziehungen, die ihn auch nach seiner Uebersiedelung nach Weimar wenigstens an die Umgebung von Erfurt fesselten. Es ist hier der Ort, seines Verhältnisses zu Frau Julie von Bechtolheim zu Eisenach, geborne von Keller, zu erwähnen, jener Dame, die durch ihren Geist sowohl wie durch ihre

Digitized by Google

Schönheit alle Männer bezauberte. Wenn es mir einst gestattet sein sollte, wozu Herr Graf Keller in Gotha mir Aussicht gemacht hat, einen Einblick in das Archiv der gräflich Keller'schen Familie zu thun, so zweifle ich nicht, dass sich daraus noch sehr interessante Beiträge zu der Biographie Göthe's und Wieland's ergeben würden. Eines Besuches Göthes und Wielands in Stedten zu Anfang des Jahres 1776 habe ich in meinem früheren Vortrag über „Göthes Beziehungen zu Erfurt" bereits erwähnt; es bleibt mir hier nur übrig, die Schilderung wiederzugeben, die Wieland von dem Eindrucke entwirft, den die oben erwähnte Dame damals auf ihn machte. Er schreibt im Jahre 1808 an eine deutsche Fürstin: „Frau von Bechtolheim, nach deren Daseyn Sie sich erkundigen, lebt und florirt noch als Wittwe ihres mütterlichen Oheims, des vor etlichen Jahren verstorbenen Kanzlers Bechtolheim in Eisenach, dass es eine Lust ist, sie zu sehen, und dass man ihr es kaum übel nehmen könnte, wenn sie zuweilen vergässe, dass seit ihrer eigentlichen Blüthezeit wenigstens 36 Jahre verstrichen sind. Ihro Durchlaucht wissen vermuthlich, dass sie die Psyche ist, an welche ich vor 32 Jahren ein Gedicht: die erste Liebe genannt, addressirte, worauf sie sich noch jetzt viel zu Gute thut, wiewohl der Hauptinhalt eigentlich der Dame Sophie La Roche galt — welche im Jahre 1750 meine erste Liebe, aber ich freylich nicht die ihrige war. Vor 20 Jahren konnte wohl nichts natürlicher seyn, als dass ein selbst liebenswürdiger junger Mann von feinem Sinn und exaltirter Imagination — wiewohl sein Herz sich damals bereits in einer sonderbaren Lage befinden mochte, — sich in Julie von Bechtolheim, die eher einer Sylfide als einer Erdentochter gleich sah, ein wenig verlieben musste. So etwas könnte noch jetzt einem 75jährigen Altvater begegnen, wenn er das Glück oder Unglück hätte, mit dieser Zauberin unter Einem Dache zu leben. Sie macht, wie Ihro Durchlaucht wissen werden, mit vieler Leichtigkeit sehr artige französische und deutsche Verse, und vor 35 Jahren (allenfalls auch noch vor 25) war sie eine Tänzerin, die es mit den herculanischen hätte aufnehmen können."

Mit dem 3. September des Jahres 1775, als an seinem 24. Geburtstage, hatte Karl August die Regierung angetreten und war somit Wieland in das Privatleben zurückgetreten. Doch blieb er als Hofrath noch in beständiger Verbindung, zwar nicht

Digitized by Google

mit dem jungen Hofe, der jetzt unter Göthe's Leitung seinen Jugendrausch ausschwärmte, aber um so mehr mit der verwittweten Herzogin. Da ausserdem sein „Mercur" ihn von Nahrungssorgen frei hielt, so konnte es für ihn nicht zweifelhaft sein, wie er sich einem Antrage Dalbergs gegenüber zu verhalten hätte, der im Jahre 1778 bei ihm anfragte, ob er sich wohl bereit finden lassen würde, für ein bedeutendes Gehalt die Stelle eines Directors der hiesigen Universität zu übernehmen, und somit in das academische Lehrfach zurückzutreten. Wielands Antwort verdient hier um so mehr angeführt zu werden, als das höchst interessante Manuscript, welches sich in unserm städtischen Archiv befindet, noch nicht veröffentlicht ist. Dasselbe ist freilich von der Hand des Archivars Erhard geschrieben, jedoch mit Wieland's Namen unterzeichnet, so dass anzunehmen ist, dass Erhard von Wieland herrührende Materialien benutzt hat. Letzterer antwortete also auf Dalbergs Antrag Folgendes:

„Euer Hochwürden Gnaden und Reichsfreiherrliche Excellenz haben durch den ehrenvollen Auftrag, welcher mir auf Dero hohen Befehl durch Herrn Dr. Froriep zugeschrieben worden ist, mich zwar in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, indem ich in meine Einsichten und Kräfte keineswegs das unbezweifelte Vertrauen setzen darf, eine Aufgabe von eben so grosser Wichtigkeit als weitem Umfange, so gründlich und umsichtig, als es die hohe Würde der Sache verdient, und die Ew. Excellenz schuldige Hochachtung erfordert, erschöpfen zu können. Nur die Aufmunterung, welche darin liegt, von Ew. Excellenz, als einem Manne, der auch ohne den Vorzug seines hohen Standes und Berufs unter Teutschlands Ersten glänzt, zur Lösung einer so grossen Aufgabe aufgefordert zu werden, konnte mir Muth geben, die Schüchternheit zu überwinden, welche eben die Grösse dieser Aufgabe bei mir hervorbringen musste. Um so mehr aber fühlte ich mich verpflichtet, jeden Gegenstand auf das sorgfältigste zu prüfen, jede Uebereilung in der Auffassung, Beurtheilung und Darstellung der Sachen auf das strengste zu vermeiden, und überhaupt um so gewissenhafter und umsichtiger, so weites meine Kräfte und Kenntnisse irgend gestatteten, zu Werke zu gehen, je mehr ich Ursache habe, die Ueberlegenheit und Schärfe der Einsichten des edlen Staatsmannes, der die Arbeit von mir fordert und dessen Prüfung sie zunächst bestehen soll,

Digitized by Google

ehrend anzuerkennen. Diese nothwendige Sorgfalt verursachte jedoch zugleich die Verzögerung meines gehorsamsten Gutachtens, die mir um so unangenehmer sein muss, als ich dadurch Gefahr laufe, bei Ew. Excellenz einige Zweifel gegen meine unbegrenzte Dienstbereitwilligkeit zu erregen, und wegen deren ich daher Ew. Excellenz hochgeneigte Entschuldigung ganz gehorsamst erbitte. — Ew. Excellenz hochverehrlicher Wunsch und Auftrag betraf zuerst die Erörterung dieses höchst wichtigen Umstandes: Wie und durch welche Mittel der Universität Erfurt aufzuhelfen sey, um sie aus ihrem gegenwärtigen erschlafften und gesunkenen Zustande zu einer höheren Blüthe, zweckmässigen, kräftigen und gemeinnützigen Wirksamkeit und allgemeinen Achtung bei der gelehrten Welt zu erheben?

Ew. Excellenz haben mich ganz richtig beurtheilt, wenn Sie überzeugt sind, dass ich, ohngeachtet die Zeit meines unmittelbaren persönlichen Wirkens zu Erfurt nur kurz war, doch noch mit voller Liebe an Erfurt und an dem hohen Erzstifte Mainz überhaupt hange, und gern seinen Angelegenheiten einen Theil meiner Zeit und meines Nachdenkens widme. Ob Ew. Excellenz in Ansehung meiner Befähigung zu einer genügenden Beantwortung gerade dieser Frage mich nicht zu vortheilhaft beurtheilt haben, lasse ich dahin gestellt sein und bitte nur gehorsamst, im Fall das Resultat Ihren Erwartungen nicht ganz entsprechen sollte, hochgeneigt zu erwägen, dass ich nun über sechs Jahre von aller unmittelbaren Theilnahme am Universitätswesen ganz ausgeschlossen bin. Meinerseits glaube ich jedoch alles gethan zu haben, was meine fortgesetzten Bekanntschaften in Erfurt selbst, so wie meine literarischen Verbindungen ausserhalb Erfurt, und meine Kenntniss des gegenwärtigen Zustandes der teutschen Literatur und namentlich des teutschen Universitäts-Lebens überhaupt, mir irgend möglich machten.

Ob und eventualiter unter welchen Bedingungen ich wohl geneigt sein möchte, mein vormaliges Amt als Professor primarius Philosophiae zu Erfurt auf's neue, und damit zugleich das Amt eines beständigen Directors der dortigen Universität zu übernehmen?

Ich glaube, dass hier der schicklichste Ort ist, auf diese Frage einzugehen, wobei ich jedoch auf Ew. Excellenz gnädige Verzeihung rechne, wenn die Beantwortung derselben verneiDigitized by Google

nend ausfällt. Ich erkenne ganz die hohe Ehre, welcher diese Anfrage mich würdigt, und gestehe, dass der Wirkungskreis, zu dem sie mir die Aussicht öffnet, reizend genug ist, um mein Urtheil für eine schleunige Annahme jenes grossen Anerbietens zu bestechen; um so mehr darf ich mir schmeicheln, dass Ew. Excellenz der Selbstprüfung und Selbstüberwindung Gerechtigkeit widerfahren lassen, die es mich kostete, ohne mich nur auf Bedingungen und Unterhandlungen einzulassen, die reizende Aussicht mir selbst sogleich zu verschliessen. Ew. Excellenz haben das Recht, Gründe meiner Entscheidung zu fordern, und dieses sind folgende:

Seit sechs Jahren und darüber aus dem in seiner Dauer für mich ohnehin nur kurzen academischen Leben ganz ausgeschieden, und an ein uneingeschränktes otium literarium gewöhnt, würde es mir nicht nur für meine Person sehr schwer fallen, mich wieder an die strenge Regelmässigkeit des Universitäts-Lebens zu gewöhnen, sondern gesetzt auch, dass es meinem redlichen und eifrigen Bestreben gelingen sollte, diese Schwierigkeit zu überwinden, so fürchte ich doch, dass damit in der Hauptsache für den Zweck meines Wirkens wenig gewonnen werden dürfte, indem es dabei nicht ohne Nachtheil für die von mir erwartete öffentliche Thätigkeit abgehen könnte. Ich würde durch die Uebernahme eines academischen Lehramtes meine Wirksamkeit als Schriftsteller, welche die teutsche Nation mit ihrem Beifall beehrt, sehr beschränken und dabei doch wahrscheinlich dem in meine Person gesetzten höchsten Zutrauen als Lehrer nicht genug entsprechen können. Ew. Excellenz kann ich im engsten Vertrauen gestehen, dass nur diese Betrachtung mich abgehalten hat, unter höchst annehmlichen Bedingungen ein Lehramt auf der Universität Jena, dessen Erlangung nur von meinem Willen abhing, anzunehmen. Wenn dies nun schon von dem einfachen Lehramte gilt, was soll ich erst von dem weit wichtigern und schwierigen Posten eines Universitäts-Directors sagen? Die mit demselben, besonders nach Lage der Universität Erfurt, nothwendig verbundenen Geschäfte würden mich in ein ganz neues Feld führen und mir Anstrengungen auflegen, denen meine Kräfte in keiner Hinsicht gewachsen und die natürlichen Eigenschaften meines Gemüthes durchaus nicht angemessen sind. Die allgemeine Einsicht in das Wesen und den Gang

Digitized by Google

der Universitätsgeschäfte reicht hier nicht hin; hier gilt es in allen einzelnen, oft sehr verwickelten Fällen augenblicklich den rechten Weg zu treffen, das rechte Mittel zu wählen, die verschiedenen, zum Theil ganz widerstrebenden Interessen zu vereinigen, bald mit Sanftmuth und Klugheit, bald mit Ernst und Eifer einzugreifen, hier zu belehren, dort zu warnen, hier aufzumuntern, dort zu zügeln, hier bestehende Rechte zu bewahren, dort verjährte Vorurtheile zu bekämpfen und auszurotten — mit einem Worte, hier gilt es, so viel und mancherlei zu thun und zu dulden, dass ein so wenig erfahrener, so wenig in solchen Verhältnissen geübter und des Geschäftslebens kundiger Mann, wie ich, gewiss bei dem ersten Versuche scheitern würde. Ew. Excellenz haben mir zwar, allzu wohlmeinend und schmeichelhaft, zu erkennen geben lassen, dass Sie von dem Ruhme meines Nahmens, den ich das Glück gehabt habe, vielleicht weit über mein Verdienst zu erlangen, schon eine günstige Einwirkung auf die Universität und deren Mitglieder erwarten; allein erlauben Sie mir, mit aller Hochachtung für Ew. Excellenz erleuchtete Einsichten und mit allem dem erlaubten Stolz, wozu Dero günstige Meinung mich berechtigt, doch jene Annahme zu bezweifeln. Wenn auch mein Nahme das Glück hat, dem teutschen Publicum und der gelehrten Welt nicht ganz gleichgiltig zu sein, so ist man doch gewohnt, ihn sich in ganz andern Verbindungen zu denken, als die herkömmliche Verfassung unserer Universitäten sie darbietet, und er könnte von dieser Seite vielleicht mehr schaden als nützen. Endlich erlaube ich mir noch die Bemerkung, dass die Dankbarkeit gegen meinen gnädigsten Herzog und Herrn, der mir mehr Freund als Gebieter ist und mich weit über mein Verdienst in eine Lage gesetzt hat, wo ich so gut wie unabhängig, in den schönsten Umgebungen der Natur, der Wissenschaften und der Freundschaft, nur mir selbst und meinem Genius leben kann, mir jede Unterhandlung wegen eines anderweitigen Unterkommens verbietet."

Die Vorschläge, die nun Wieland in seinem weitläufigen Manuscripte zur Hebung der Universität macht, gehören nicht hieher; ich bemerke nur, dass er an seiner Stelle seinen früheren Kollegen, den Amtmann und Professor Rumpel zum Director der Universität vorschlägt, und dass er in Anbetracht der eigenthümlichen Erfurter Verhältnisse den Professoren zwar jedes

Digitized by Google

Gewerbe, aber mit Ausnahme des Biereigenrechtes entzogen wissen will. — Wieland blieb also in beschaulicher schriftstellerischer Musse in Weimar, und es verschwindet aus seinem Briefwechsel auch jede Spur eines Verkehrs mit der Aussenwelt; nur strahlte auch auf ihn ein Abglanz jener Tage zurück, in welchen in unserer Vaterstadt die Geschicke der Welt verhandelt wurden, ich meine die glänzenden Tage des Erfurter Congresses im Jahre 1808.

Wenn ich früher über Göthe's Empfang bei Napoleon im jetzigen Regierungsgebäude geredet habe, so ist hier der Ort, als Seitenstück dazu Wieland's Unterredung mit dem gefürchteten Beherrscher Europas auf dem Weimarischen Hofballe und im Erfurter Regierungsgebäude zu erwähnen. Auch hier bin ich in der glücklichen Lage, Wielands eigene Worte benutzen zu können. Er schreibt nämlich an eine deutsche Fürstin den 13. October 1808:

„Natürlicherweise wissen Sie, was alle Welt weiss, und wovon alle öffentlichen Tageblätter voll sind, dass die Stadt Erfurt seit dem Ende des vorigen Monats die Scene einer der ausserordentlichsten Begebenheiten unsrer wundervollen Zeit ist — einer Zusammenkunft von zwey Kaisern, vier Königen, acht regierenden und nicht regierenden Herzogen und einer unzählbaren Menge deutscher, französischer und russischer Matadors und Magnaten, um wo möglich aller Fehde ein Ende zu machen und Asträa mit ihrem ganzen wohlthätigen Gefolge vom Himmel auf die Erde zu komplimentiren. So etwas wenigstens musste es seyn, wiewohl freylich, ausser den beyden Hauptpersonen und ihren trautesten Ministern, kein Mensch — selbst die Könige nicht ausgenommen — wussten, was eigentlich der Gegenstand und Zweck einer so bruyanten und brillanten, nie erhörten Zusammenkunft war. — Am 6. d. M. kamen alle diese Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen nach Weimar, wo zu ihrem Empfang, wie leicht zu erachten, alles unter und über sich ging. Der französische Kaiser hatte, um die Fête vollständiger und ausserordentlicher zu machen, auch seine Comediens ordinaires von Erfurt herüber kommen lassen, und auf ein grosses Treibjagen und ein grosses Diner an drey Tafeln folgte la mort de Cesar von Voltaire, und auf diesen ein glänzender Ball. Ich, der sich von jeher, so viel ich nur immer vermochte, von

Digitized by Google

den Erdengöttern fern hielt, hatte mir (trotz meiner Begierde den ausserordentlichen Mann unsrer und, meines Wissens aller Zeiten, in der Nähe zu sehen) — vorgenommen, nicht bey Hofe zu erscheinen, weil ich mir's zum Gesetz gemacht habe, von meinem seit mehreren Jahren unvermerkt erhaltenen Vorrecht vor andern meines Standes und Rangs, niemals einen eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Diessmal ging ich sogar so weit, dass ich eine Einladung, beym Ball zu erscheinen, die ich schon früh morgens von der Herzogin erhalten hatte, unter Vorschützung meiner Gesundheit, welche solche Abweichungen von meiner gewöhnlichen Lebensart nicht mehr ertragen könne, abgelehnt hatte. Aber N. fragte zweymal nach mir und schien verwundert, da er mich im Schauspiel in einer seynem Sitze ziemlich nahen Loge gesehen hatte, mich nicht beym Balle zu sehen. — Diess liess mir die Herzogin wissen etc. und nun war kein anderer Rath, als mich in den Hofwagen, der mir geschickt wurde, zu setzen und — in meinem gewöhnlichen accoutrement, . . . eine Calotte auf dem Kopfe, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln (übrigens anständig kostümirt) im Tanzsaal zu erscheinen. Kaum war ich etliche Minuten da gewesen, so kam N. von einer andern Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf in's Auge fasste. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und (wie man zu sagen pflegt) wegzuhaben, in einem höhern Grade besessen, als N. Er sah, dass ich meiner leidigen Celebrität zu Trotz, ein schlichter, anspruchloser, alter Mann war, und da er (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher seyn konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, dass der Mann, der mit mir sprach, ein grosser Monarch zu seyn sich bewusst war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seines gleichen, und (was noch keinem andern meines gleichen widerfahren war) an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu grossem Erstaunen aller Anwesenden, unter welchen es zwar an Neugierigen nicht fehlte,

Digitized by Google

die sich aber doch aus Respect zu weit entfernt halten mussten, um von allem dem, was er mit mir redete, mehr als einzelne Worte aufschnappen zu können; daher denn auch von dem, was er mich gefragt und ich geantwortet haben soll, und wovon allerley Sagen im Publiko herumgehen, kein wahres Wort ist. Da ich ein sehr ungeübter, schwerzüngiger französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, dass er gerade in der Laune viel zu sprechen war, und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm. — Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, dass ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freyheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Seine Majestät mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. Allez donc, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez, bon soir. — Meine Fürstin erräth ohne Zweifel, dass ich sehr vergnügt nach Hause kam, diesen seltenen Erdensohn so nahe, so lange und in einem so milden Lichte gesehen zu haben. Dem ungeachtet that ich nicht, was zehn Tausend andere an meiner Stelle für ihre Schuldigkeit gehalten, oder auch aus vermeinter Klugheit gethan hätten. Ich erschien am folgenden Tage nicht in seinem Vorzimmer und that wohl daran. — Der folgende Freytag und Sonnabend verstrich unter Geschäften und Zerstreuungen, die mich an kein Briefschreiben denken liessen. Dafür hatte ich den ganzen Sonntag dazu bestimmt, meiner Fürstin Rapport abzustatten. Allein die Götter haben's anders beschlossen. — Sonntag Morgens erhielt ich eine Einladung von dem Fürsten Primas und meinem Herzog, unverzüglich nach Erfurt zu kommen und bey dem erstern zu Mittag zu speisen. Hier machte ich, entre autres, eine sehr oberflächliche Bekanntschaft avec S. A. le prince de Benevent, autrement le ministre Talleyrand. Die Götter wollten aber nicht, dass wir einander näher kennen sollten; denn er war nicht zu Hause, als ich ihm am folgenden Tage aufwarten wollte. Abends sah und hörte ich meinen Gräuel an Voltaires Mahomed und an der unnatürlichen, monotonischen Deklamation und der mehr als tragischen Wuth, womit die Akteurs die leidenschaftlichen Scenen spielten und wodurch sie ihre französischen Zuhörer (mit wenigen Ausnahmen) in Ecstase setzen. Moi je croyais voir et

Digitized by Google

entendre des possedés, des vrais Demoniaques, et je souffrais mort et martire. Nach dem Schauspiel brachte ich den Rest des Abends bis Mitternacht bey der Präsidentin von Reck in grosser, sehr vermischter, aber sehr interessanter Gesellschaft zu. Hier machte ich die persönliche Bekanntschaft des einzigen in meinen Augen wirklich grossen Schauspielers unter den Comédiens ordinaires de Sa Majesté, den ich zu Weimar im Tod Cäsars als Brutus sah, nnd der mich dort hatte besuchen wollen, aber nicht angenommen werden konnte. Je parle du célèbre Talma que v. A. connaît peut-être par elle-même. C'est an des français les plus aimables et les plus modestes, que j'ai vu en toute ma vie, tres instruit, rempli d'esprit, et de bon sens et du goût.

Montag Morgen erhielt ich eine Invitation, mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Se. Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in kurzem mit deutschen und französischen Altessen, Excellenzen und cordons de toute couleurs, welche alle eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuner nämlich) entweder als Zuschauer beyzuwohnen, oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertirt, beyde Kaiser befänden sich im Kabinet des französischen in Conferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz wir antischambrirten sammt und sonders, ein paar schöne Herzoginnen von Würtemberg so gut, wie wir andern, bis 12 Uhr, ohne dass die Thore des Paradieses aufgehen wollten. Die gemeinsame Noth der langen Weile nöthigte die Anwesenden, Hülfe bey einander zu suchen, und so gebrach es mir denn nicht an mannigfaltiger Unterhaltung, wenn man die in einer kaiserlichen Antischamber vorfallenden Versuche dieser Art so nennen kann. Mir ging es dabey vielleicht am leidlichsten. Die immer höflichen und artigen Franzosen empressirten sich, sehr artig gegen mich zu seyn und ihre Altesse und Excellenz mit meiner Celebrität au Niveau zu setzen, — und nach und nach folgten auch die deutschen Altessen und Excellenzen diesem rühmlichen Beispiele etc.

Um meiner verehrten Fürstin nicht, wider meine Absicht, eine zu grosse Portion der vorzimmerlichen Langeweile, die ich

Digitized by Google

seit 30 und mehr Jahren in so reichlichem Masse nicht genossen hatte, mitzutheilen, überhüpfe ich, vermittelst der übrigen Etcetera alles, was ich noch aus diesen drey merkwürdigen Stunden meines Erdenlebens erzählen könnte. Genug, um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar andern, mir Unbekannten, in das Kabinet hereingewinkt. Seine Majestät sassen in der Mitte des Zimmers an einer kleinen, mit fünf oder 6 Schüsseln besetzten table-ronde, allein versteht sich, und liessen sich ein dejeuné à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermuthlichen Hunger proportionirten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein getulischer Löwe, der seit drey Tagen gefastet hat, sein dejeuné verzehren. Dazwischen wurde eben so hastig ein halb Duzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bey ganz sonderlicher Laune zu seyn schien, adressirte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier- oder fünfmal, eine unbedeutende kurze Frage. Sein Bruder, der König von Westphalen, war einer von den Umstehenden und blieb zurück, nachdem wir übrigen entlassen waren. Er sah aus, als wenn er sich nicht sehr über die Rolle freute, die er spielte. Ich hatte nöthig, die anderthalbstündige Konversation unter vier Augen, womit N. mich am letzten Donnerstag begünstigt hatte, in mein Gedächtniss zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten — zumal, da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimulirt hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sagte, dass er nicht so freundlich und graziös gegen mich gewesen wäre, als ich es in diesem Augenblick nur wünschen konnte. Gewiss ist übrigens, dass er schon seit Sonntag (dem 9.) nicht mehr in der heitern und erfreulichen Stimmung war, worin er sich Donnerstag und Freytag zu Weimar befunden hatte, — was auch die Ursache davon seyn mochte.

Am 11. kehrte ich von Erfurt zurück, kam aber, weil ich bis gegen Mittag auf die Postpferde hatte harren müssen, erst um halb drey an. An diesem und am folgenden Tage war, allerley Abhaltungen wegen, wieder nicht an's Briefschreiben zu denken. Ich vertröstete mich selbst auf den Donnerstag: aber

Digitized by Google

da ich mich eben an den Schreibtisch setzen wollte, siehe, da wurde ich, sehr unerwarteter Weise, von einem mit dem kaiserlichen Wappen besiegelten Brief in grossmächtigem Format von dem Minister Secretaire d'Etat, Maret, überrascht, welchen ich meiner Fürstin hier (zur beliebigen Vergleichung des heutigen französischen diplomatischen Styls mit dem an deutschen Höfen in ähnlichen Fällen üblichen Kanzleystyl) in Abschrift mittheile, mit flehentlicher Bitte, ihn ja nicht aus Ihrer Hand kommen, oder Abschrift davon nehmen zu lassen. Denn ich möchte ihn um Alles nicht in irgend einem deutschen oder französischen Blatt durch meine Schuld abgedruckt lesen."

So weit Wieland. Es war der Orden der Ehrenlegion, der ihm so wie Göthen vom Kaiser zugeschickt worden war. Fünf Jahre hat er sich dieser wohlverdienten Auszeichnung erfreut; zur Zeit des Völkerfrühlings, wo Napoleon keine Gnadengaben mehr auszutheilen hatte, nahm er sie mit sich in das Grab.

Moritz in Erfurt.

Vortrag, gehalten im Erfurter Alterthums-Verein am 16. Februar 1869.

Verehrte Versammlung!

Die Lebensgeschichte des merkwürdigen Mannes, mit dessen Aufenthalt in Erfurt ich Sie heute zu unterhalten gedenke, dürfte nur wenigen von Ihnen genauer bekannt sein, da sein im vorigen Jahrhundert viel gelesener Roman „Anton Reiser" heutzutage so ziemlich in Vergessenheit gerathen ist. Seine „Götterlehre der Alten" ist mir neulich in einer neuen Bearbeitung zu Gesicht gekommen. Gestatten Sie mir also, dass ich zunächst jenen merkwürdigen psychologischen Roman charakterisire, den ich meiner Schilderung seines Erfurter Aufenthaltes zum Theil wörtlich zu Grunde lege und Ihnen dann eine kurze Uebersicht

Digitized by Google

seines Lebens, besonders seines Verhältnisses zu Schiller und Göthe, gebe.

Der Roman „Anton Reiser“ erschien zu Berlin in den Jahren 1785—90 in 4 Bänden. Er war, wie Gödeke sagt, einer der letzten autobiographischen Romane, und vielleicht der beste. Man erkennt in demselben deutlich den Einfluss von Göthe's Werther. Dieses Wühlen in dem eignen Herzen, welches man, nach Göthes Ausdruck im Werther, pflegte wie ein krankes Kind, und dem man allen Willen liess, finden wir auch im „Anton Reiser“. Dass der Roman die eignen Lebensschicksale des Verfassers darstellen sollte, erklärte dieser selbst in der Vorrede zum 2. Bande, wo er sagt:

„Um fernern schiefen Urtheilen, wie schon einige über diess Buch gefällt sind, vorzubeugen, sehe ich mich genöthigt, zu erklären, dass dasjenige, was ich aus Ursachen, die ich für leicht zu errathen hielt, einen psychologischen Roman genannt habe, im eigentlichsten Verstande Biographie, und zwar eine so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens, bis auf seine kleinsten Nüancen, ist, als es vielleicht nur irgend eine geben kann.“ Und in der Vorrede zum dritten Bande heisst es: „Mit dem Schluss dieses Theils heben sich Anton Reisers Wanderungen, und mit ihnen der eigentliche Roman seines Lebens an. Das in diesem Theil enthaltene ist eine getreue Darstellung der Scenen seiner Jünglings-Jahre, welche andern, denen diese unschätzbare Zeit noch nicht entschlüpft ist, vielleicht zur Lehre und Warnung dienen kann. Vielleicht enthält auch diese Darstellung manche, nicht ganz unnütze Winke für Lehrer und Erzieher, woher sie Veranlassung nehmen könnten, in der Behandlung mancher ihrer Zöglinge behutsamer, und in ihrem Urtheil über dieselben gerechter und billiger zu seyn!“

Und wirklich hat Moritz, der später selbst Pädagog wurde und sich die Liebe seiner Schüler in hohem Grade erwarb, seinen Roman besonders für Pädagogen äusserst interessant gemacht. Man muss es selbst nachlesen, wie er pietistisch erzogen, später zu einem frommen Hutmacher in die Lehre gethan und dort unter dem Vorwande der Ertödtung des Fleisches so kasteit wurde, dass aller Lebensmuth aus seinem jungen Herzen schwand, dann, „weil der Teufel doch einmal seinen Sitz in ihm

Digitized by Google

aufgeschlagen hatte," aus der selig machenden Gemeinschaft seines frommen Lehrherrn entlassen und, Behufs seiner Vorbereitung zur Confirmation in die Stadtschule zu Hannover geschickt wurde, wo er durch seine guten Anlagen die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog, durch einen Zufall dem Pastor M., der ihn confirmiren sollte, näher bekannt und von diesem dem Prinzen empfohlen wurde, der ihn zu unterstützen versprach, wie er dann das Gymnasium zu Hannover besuchte, mit Freitischen, schlechter Wohnung und Kleidung sich kümmerlich behelfen musste, dadurch in der Achtung seiner Mitschüler, seiner Lehrer und zuletzt seiner selbst, so weit sank, dass nicht viel fehlte, dass er ein Verbrecher geworden wäre, wie er sich zuletzt so zur Qual wurde, dass er seinem Leben ein Ende machen wollte, wovon ihn, den vom Frost und Fieber durchschauerten, nur die durch den Gedanken an die warme Stube und die frische Blutwurst, die er bei seinem Hauswirth, einem Fleischer, finden würde, wieder angefachte thierische Lebenslust zurück hielt. Die Lectüre von Göthes Werther und besonders von Shakespeare hob ihn einiger Massen aus seiner Gesunkenheit, er bekam Gelegenheit, sein Talent zur Poesie geltend zu machen und gewann eine leidenschaftliche Neigung für das Theater, die durch den Verkehr mit seinem Schulkameraden Iffland genährt wurde; er beschloss Hannover zu verlassen und sich bei Eckhof, den er in Weimar zu finden glaubte, für die Bühne zu engagiren. Er hatte in Hannover einen Namensvetter, den er Philipp Reiser nennt, (Moritz' eigener Vorname war Philipp) und der aus Erfurt gebürtig war, kennen gelernt, an den er sich bald innig anschloss. Von diesem liess er sich den Weg bis nach Erfurt beschreiben und wanderte dann, mit einem Ducaten Reisegeld versehen, an einem schönen Sonntagsmorgen im Frühling wohlgemuth aus Hannovers Thoren.

Dieses ereignete sich von dem Jahre 1757 an, wo er den 12. September zu Hameln geboren wurde, bis 1776. Seine Wanderung und sein Aufenthalt in Erfurt sind nun der Inhalt des 4. Bandes, der uns in der Folge beschäftigen wird. Die Lust, Schauspieler zu werden, trieb ihn wieder aus unserer Stadt und damit schliesst sein Roman ab. Sein Schüler und Freund Klischnig gab im Jahre 1794 unter dem Titel „Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser,

Digitized by Google

als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrath Moritz“ einen „fünften und letzten Theil“ dieses Romans heraus. Das Schicksal wollte nicht, dass er Schauspieler würde; er studirte mit Unterstützung der Herrenhuter-Gemeinde in Wittenberg, ging dann als Lehrer an das Basedow'sche Philanthropin zu Dessau, wurde 1780 Lehrer in Potsdam, dann zu Berlin am grauen Kloster. Seine Sehnsucht nach Veränderung, die ihm das Alltägliche immer als schal erscheinen liess, trieb ihn auch von hier fort. Als ihm der Urlaub zu einer Reise verweigert wurde, nahm er seinen Abschied, und wurde später in Berlin am Kölnischen Gymnasium angestellt. Sein Anfangs kärglicher Gehalt nöthigte ihn zu schriftstellern: er redigirte einige Zeit lang die Vossische Zeitung und recensirte für dieselbe Schillers Jugenddramen in sehr missgünstiger Weise. Eine Recension von „Cabale und Liebe“ hat Herr v. Maltzahn in seiner Ausgabe dieses Stückes in der Hempelschen Bibliothek wieder abdrucken lassen. Auf einer Reise durch Deutschland, die er im Jahre 1785 mit seinem Freunde Klischnig machte, nahm ihn der Buchhändler Göschen in Leipzig, Schillers und Göthes Verleger, mit nach Gohlis, wo er mit Schiller persönlich bekannt wurde. Er hatte zunächst eine Auseinandersetzung mit ihm wegen der erwähnten Recensionen, aber da Moritz ein ehrlicher Mann war, und Schiller schon in der höheren und reineren Atmosphäre seines Don Carlos lebte, so verständigten sie sich bald, und Schiller las dem neuen Freunde das neue Product seines dramatischen Genius vor. Auf dieser Reise kamen sie auch durch Erfurt, wo sie das Gartenhäuschen des Regierungsraths Springer, wo er gewohnt, das Karthäuserkloster, bei dessen Anblick er so oft geschwärmt hatte, und den Schlossberg (?) besuchten und dem Coadjutor von Dalberg ihre Aufwartung machten.

Moritz gab sich nicht umsonst den Namen Reiser. Schon längst trieb ihn die Sehnsucht nach Italien. Er wurde mit dem Buchhändler Campe darüber einig, dass dieser ihm 150 Thlr. auf die Beschreibung seiner Reise vorschoss. Im Jahre 1786 trat er dieselbe an. In Italien wurde er mit Göthe bekannt und befreundet. Dort ging ihm der Gedanke auf, eine Götterlehre der Alten mit besonderer Berücksichtigung ihrer plastischen Kunstwerke zu schreiben; er arbeitete fleissig daran und Göthe und dessen Freunde förderten durch ihre Gespräche das Werk.

Digitized by Google

Aus den Gesprächen mit Göthe ging auch das Werk über die bildende Nachahmung des Schönen hervor, welches im Jahre 1788 bei Campe erschien. Dieses Werk, meint Göthe, habe deshalb einiges geschichtliches Interesse, um daraus zu ersehen, was für Gedanken sich in jener Zeit vor ihnen aufthaten, welche, späterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet, mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammen trafen. Auch auf Schiller, der damals seine „Künstler" dichtete, machte das Werkchen Eindruck, er fand unendlich viel darin, das in die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Daseins eingreift, und das sowohl durch seine absolute Wahrheit, als hie und da auch durch seine Individualität und Paradoxien interessirt. Er nahm sich des Buches gegen Knebel an, und dies öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunst, meinte er, habe vielerlei bei ihm entwickelt und auf die Künstler besonders einen glücklichen Einfluss gehabt. Nebenher verfiel Moritz in Italien auf die Etymologie und auf die Prosodie, an welchen beiden Studien Göthe gleichfalls Antheil nahm, besonders fand er sich durch seine Unterredungen mit Moritz über die Prosodie in der Uebertragung seiner Iphigenia aus der rythmischen Prosa in jambische Verse gefördert. Bei der Zurückkunft von einem Spazierritt nach der Mündung der Tiber im Anfange des Decembers hatte Moritz das Unglück, auf dem glatten Pflaster durch einen Sturz mit dem Pferde den linken Arm zu brechen und musste lange Zeit das Bett hüten. Mehrere Deutsche nahmen sich seiner bei diesem traurigen Zufall auf's freundschaftlichste an, am thätigsten aber Göthe. Dafür hegte aber auch Moritz schon seit dem Erscheinen des Werther eine grenzenlose Verehrung für unsern grossen Dichter. Was Bruder Martin sagt, als er Götz von Berlichingen gesehen hat: Es ist eine Wollust einen grossen Mann zu sehen", das empfand er beim ersten Anblick Göthes. Er rechnete es daher zu den glücklichsten Schicksalen seines Lebens, dass es ihm vergönnt war, nach seiner Zurückkunft aus Italien, im December 1788, sich eine Zeit lang in Weimar bei Göthe aufhalten zu dürfen. Durch diesen wurde er dem Herzog vorgestellt. Auch erneuerte er hier die Bekanntschaft mit Schiller. Schiller schrieb darüber an Caroline von Beulwitz: „Diese Woche hat mich Moritz besucht, und mir eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft,

Digitized by Google

weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen sind. Von Göthe ist er nun ganz durchdrungen und enthusiasmirt. Dieser hat ihm auch seinen Geist mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, dass er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geistes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet stark in sich, wie schon sein Reiser beweist, der einen Menschen voraussetzt, der sich gut zu ergründen weiss. Seine Ideen bringt er zu einer anschaulichen Klarheit. Was ihn interessirt, ist ernsthaft und von Gehalt. Er scheint sehr an sich selbst zu verbessern. Von Göthe spricht er mir zu panegyrisch. Das schadet Göthe nichts, aber ihm. Jetzt gefällt er mir durchgängig besser als vor seiner italienischen Reise; da schien er mir zu sehr den starken Geist zu affectiren. Ich würde viel Vergnügen von seinem Umgang haben, wenn er hier wohnte. In Rom fand er meine Thalia; und einige ähnliche Empfindungsarten, die im Sonnenwirth (in meinem „Verbrecher aus Infamie") ausgestreut sind und mit seinem Reiser übereintreffen, überraschten ihn sehr." Und später schreibt er: „Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius *) Spuren enthalten sind, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im grossen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Resultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er ausserordentlich klare und erwärmende Begriffe." Lotte mochte gern wissen, ob Moritz es laut sagte, dass Anton Reiser seine eigene Geschichte wäre, oder nur denen, die er näher kennte, worauf Schiller den 3. Januar 1789 antwortete: „Sie wollten wissen, ob Moritz sich überhaupt für seinen Anton Reiser gehalten lassen will? Aus der Art, wie er davon spricht, sollte ich's fast glauben, und überhaupt ist er der Mensch nicht, der in solchen Dingen an sich hält. Er ist Philosoph und Weltbürger, dem es gar nicht einfällt, sein eigenes Ich zu schonen, wo es darauf ankömmt, der Wahrheit und Schönheit zu huldigen." Durch den Herzog von Weimar ward Moritz dem preussischen Staatsminister von Heinitz empfohlen und durch diesen als Professor der Theorie der schönen Künste und Alterthumskunde bei der Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften in Berlin angestellt. Auch erhielt er den Hofrathstitel und wurde Mitglied der Berliner Akademie. Im Jahre 1792 verheirathete er sich,

*) In den „Philosophischen Briefen".

Digitized by Google

lebte aber nur kurze Zeit mit seiner Gattin glücklich. Sein unruhiges Gemüth, seine allzugrossen Anforderungen, die er an die Freuden dieses Lebens stellte, machten ihn unglücklich, und sein Missmuth trübte die Heiterkeit seiner Gattin, die ihn endlich verliess, um zu ihren Eltern zurückzukehren. Moritz, der sich schuldig fühlte, reiste ihr nach und brachte es zu einer Versöhnung, deren er aber nicht mehr lange sich erfreuen sollte. Er ward ein Opfer der Schwindsucht, die ihn den 26. Juni 1793 im 36. Lebensjahre dahinraffte. Eine ungerechte Schilderung seines Charakters in Schlichtegroll's Nekrolog der Deutschen veranlasste Schiller zu dem Xenion:

Vieles hast du im Leben, du armer Moritz, gelitten;
Anakus sei dir gerecht, Schlichtegroll war dir es nicht.

So viel glaubte ich voraus schicken zu müssen, um für die Schilderung seiner Reise und seines Aufenthaltes in Erfurt Ihre Theilnahme zu gewinnen.

Es war, wie gesagt, im Frühling des Jahres 1776, als Moritz an einem Sonntage von seinem Freunde, den er Philipp Reiser nennt, Abschied nahm und mit einem Dukaten in der Tasche zum Wanderstabe griff, um Eckhof in Weimar seine Dienste anzubieten. So wie er die Thürme von Hannover aus dem Gesicht verloren hatte und mit schnellen Schritten vorwärts ging, athmete er freier, seine Brust erweiterte sich — die ganze Welt lag vor ihm — und tausend Aussichten eröffneten sich vor seiner Seele. So wie nun die Hitze des Tages sich legte, die Sonne sich neigte, und die Schatten der Bäume länger wurden, verdoppelte er seine Schritte und machte denselben Nachmittag die drei Meilen bis Hildesheim ununterbrochen, wie einen Spaziergang; auch betrachtete er es völlig wie einen Spaziergang; denn er war nun in Hildesheim so gut wie in Hannover zu Hause. Einen Pass besass er natürlich nicht, aber es gelang ihm die Miene eines Spaziergängers anzunehmen; er schlenderte, mit einer Gerte spielend, langsam über die Brücke, und da er überdies in seidenen Strümpfen ging, so hielt ihn Niemand in diesem Aufzuge für einen Reisenden, der über 40 Meilen zu Fuss zu wandern im Begriff ist; er gelangte unangefochten in die Stadt. In dem Gasthofe, worin er einkehrte, empfing und bewirthete man ihn nach seiner Kleidung, und er hatte nicht den Muth es von sich abzulehnen, sondern liess es sich gefallen,

Digitized by Google

dass man ihm ein Abendessen zubereitete, ein Bett zum Schlafen anwies und ihm am andern Morgen seinen Kaffee brachte. — Den trank er noch in Ruhe und las im Homer dazu, als er auf einmal wie aus einer Art von Betäubung erwachte, da er sich lebhaft vorstellte, dass er mit seiner Baarschaft nicht nur auf der Reise ausreichen, sondern auch an Ort und Stelle noch etwas davon übrig haben musste. Er bezahlte schnell seine Zeche, die ihn um nicht weniger als den sechsten Theil seines ganzen Vermögens ärmer machte; erkundigte sich nach der Strasse, die auf Seesen führte, und wanderte mit sorgenvollen Gedanken und schwerem Herzen aus dem Thore von Hildesheim.

Es war noch früh am Tage. Der Weg führte ihn durch eine angenehme Gegend, wo Wald und Flur miteinander abwechselten, und der Gesang der Vögel ihm entgegen tönte, indess die Morgensonne auf die grünen Wipfel der Bäume schien. So wie er nun schneller vorwärts ging, erheiterte sich auch wieder sein Gemüth, und der Gedanke, dass er ja nur seine ganze Nahrung auf Brod und Bier einzuschränken, auf der Streu zu schlafen und niemals wieder in einer Stadt zu übernachten brauchte, um länger als einen Monat unterwegs sein und doch noch etwas übrig behalten zu können, gab ihm eine Empfindung ohne Gleichen; er fühlte sich nun beinahe wie ein Wesen, das über alle irdische Sorgen hinweggerückt ist; er lebte deswegen auch ungestört in seiner Ideen- und Phantasienwelt, so dass dieser Zeitpunkt, bei allem anscheinenden Ungemach, einer der glücklichsten Träume seines Lebens war. Als nun der Mittag herannahte, so kehrte er in einem Dorfe in einem geringen Wirthshause ein, wo er ohnedem ausser Bier und Brod auch für Geld nichts hätte haben können. Es machte ihm nun unbeschreiblich Vergnügen, dass er für wenige Pfennige ein so grosses Stück schwarzes Brod erhielt, welches ihn den ganzen Tag gegen den Hunger sicher stellte. Er brockte sich einen Theil davon in's Bier und hielt auf die Weise das erste Mittagsmahl nach seinen eigenen strengen Gesetzen, von welchen er von nun an während der Reise nicht abging. Dann eilte er aus der dumpfen Gaststube in's Freie und las unter einem Baume in der Odyssee, weil ihm dies von der Lectüre von Werthers Leiden her zur Sitte geworden war und er es jetzt erst recht liebte, sich mit dem Länder und Meere durchirrenden Odysseus

Digitized by Google

zu vergleichen. Seine Reiseroute von Hildesheim ging über Salzdethfurth, Bockenem und Seesen auf Duderstadt, von wo er dann über Mühlhausen geradezu nach Erfurt und von dort auf Weimar gehen wollte, welches das Ziel seiner Wünsche war. Er spielte schon unterwegs auf seinen Wanderungen alle die Rollen in Gedanken durch, die ihn dereinst mit Ruhm und Beifall krönen und seinen mannichfaltigen Kummer belohnen sollten, bis er endlich auf dem Felde, wo er sich ganz allein glaubte, mit Beaumarchais (im Clavigo) laut zu toben und mit Guelfo (in Klingers Zwillingen) zu rasen anfing. Guelfo war seine Lieblingsrolle; dann kamen Hamlet, Lear, Othello an die Reihe. Dann wollte er auch die Schwingen seiner Poesie entfalten und sich damit die Zuneigung aller Herzen gewinnen. Bald hätte diesen dichterischen Plänen eine Flintenkugel ein schnelles Ende bereitet; er ging dicht bei Seesen einen Fussweg, der ihn von der Strasse ab über eine Wiese führte, wo gerade ein Scheibenschiessen war. Da fühlte er eine Kugel ihm dicht vor dem Kopfe vorbeisausen, während dass Alles ihm zuschrie, er solle von dort weggehen. Das Wandern war ihm schon so leicht geworden, dass der Boden unter ihm eine Welle schien, auf dem er sich hob und sank, und dass er so von einem Horizont zum andern sich fortgetragen fühlte — er verhielt sich bloss leidend, und immer stieg eine neue Sonne vor seinem Blick empor. Nur die Mittagseinkehr in der dumpfen Gaststube war ihm zuwider, und er dachte schon daran, sich auch von dieser zu befreien, als er einmal über ein Kornfeld ging, und ihm die Jünger Christi einfielen, welche am Sonntage Aehren assen. Er machte sogleich den Versuch, eine Handvoll Körner aus den Aehren herauszustreifen. Indess aber blieb das Nahrungsmittel doch immer mehr ein Zeitvertreib, als dass es ihm eigentlich das Einkehren hätte ersparen sollen. — Das Angenehme dieses Nahrungsmittels lag vorzüglich in der Idee davon, welche den Begriff von Freiheit und Unabhängigkeit noch vermehrte. Er mochte auch der Worte Timons bei Shakespeare gedenken:

> Eu'r grösster Mangel ist, euch mangelt Speise;
> Wesshalb der Mangel? Wurzeln hat die Erde,
> In Meilenumfang springen hundert Quellen,
> Der Baum trägt Eicheln, Sträucher rothe Beeren;
> Natur, die güt'ge Hausfrau, breitet aus
> Auf jedem Busch ein volles Mahl. Was mangelt?

Digitized by Google

Ohnweit Duderstadt kehrte er in einem Dorfe ein, dessen Wirth ihn fragte, ob er ein Jurist sei, welches in diesen Gegenden die gewöhnliche Benennung für einen Studenten ist, weil die Theologen grösstentheils in Klöstern studiren und schon als Geistliche betrachtet werden. Der Mann erzählte ihm von vielen sogenannten Juristen, die bei ihm logirt hätten, und Moritz liess ihn dabei, dass er auch im Begriff sei nach Erfurt zu gehen, um dort zu studiren. Alle dergleichen Unterredungen, die an sich unbedeutend gewesen wären, erhielten in Moritz' Idee einen poetischen Anstrich, durch das Bild von dem homerischen Wanderer, welches ihm immer vor der Seele schwebte, und selbst die Unwahrheiten in seinen Reden hatten etwas Uebereinstimmendes mit seinem poetischen Vorbilde, dem Minerva zur Seite steht und wegen seiner wohl überdachten Lüge Beifall zulächelt. Er gelangte durch Worbis und kehrte den Abend in Orschla ein, um den andern Morgen von dort aus nach der Reichsstadt Mühlhausen seinen Weg fortzusetzen. Als er an den Gasthof kam, stand eine Menge Leute vor der Thüre, unter denen sich der Schulmeister des Orts befand, welcher ihn mit den Worten anredete: esne litteratus? (ob er nicht ein Gelehrter wäre?) Moritz bejahte dies wieder in lateinischer Sprache, und auf Befragen, wohin er ginge, sagte er wieder: er ginge nach Erfurt, um dort die Theologie zu studiren; denn dies schien ihm immer das sicherste zu sein.

Während der Zeit standen die Bauern umher und horchten zu, wie ihr Schulmeister mit dem fremden Studenten lateinisch sprach. Moritz ging nun in die Stube und legte zu noch mehrerem Beweise, dass er ein Litteratus sei, seinen Homer auf den Tisch, welchen denn auch der Schulmeister gleich kannte und den Bauern auf deutsch sagte, dass das der Homer wäre. Mit Moritz aber fuhr er immer fort Latein zu sprechen, so gut es gehen wollte, wobei denn viel Komisches mit unterlief; da er sehr viel von seinem gelehrten Unterricht sprach, so fragte ihn Moritz, ob er denn auch mit seinen Schülern die Kirchenväter läse? worüber er erst ein wenig in Verlegenheit gerieth, sich aber doch bald wieder fasste und sagte: alternatim (abwechselnd). Als er von Moritz Abschied nahm, warnte er ihn vor den preussischen Werbern in diesen Gegenden. Da es am andern Morgen regnete, so hatte Moritz gleich in Orschla Gelegenheit, sich

Digitized by Google

von der Richtigkeit dieser Warnung zu überzeugen. Ein kaiserlicher Unteroffizier kam in die Gaststube und suchte ihn zu werben, so dass er seine höchst sonderbaren Documente, die aber, weil sie lateinisch geschrieben waren, dem Schulmeister wieder einen gewaltigen Respect einflössten, vorzeigen und die Leute durch die nachdrücklichen Vorstellungen überzeugen musste, dass es wirklich sein Vorsatz sei, in Erfurt zu studiren, wovon ihn Nichts in der Welt abbringen könne. Der Schulmeister sagte ihm auf lateinisch, wenn er morgen früh auf Mühlhausen zureiste, so würde ihm der Wirth von diesem Gasthofe begegnen, der auch lateinisch spräche und verreist gewesen sei, um die Seinigen (suos) zu holen. Den andern Morgen begleitete ihn der Unteroffizier zu seinem grossen Schrecken nach Hähnichen zu eine Anhöhe hinauf und erneuerte seinen Werbeversuch, von dem er erst abstand, als Moritz ihm versicherte, dass er auch von keinem Andern sich würde anwerben lassen. Damit ging der Werber fort, und Moritz begegnete auch bald einem buckligen Manne, der zwei Schweine vor sich hertrieb und ihn lateinisch anredete, weil er ihn für einen Studenten hielt. Dies war der Gastwirth aus Orschla, wovon der Schulmeister gesagt hatte, dass er die Seinigen (suos) holte, welcher aber Schweine (sues) geholt hatte, die der Schulmeister in Orschla nach der zweiten Declination declinirt und dadurch zu den Seinigen erhoben hatte.

Sobald sich nun Moritz wieder im Freien sah und Niemand gewahr wurde, der ihm aufgelauert hätte, so war ihm dies ein unerwartetes Glück — die Gefahr aber, welcher er entronnen war, machte doch, dass er im Gehen sehr ernsthaft über sein künftiges Leben nachdachte. Er erwog, dass es ihm bei allen Leuten ein ehrliches Ansehen gab, wenn er sagte, dass er auf die Universität gehen und studiren wolle. Die Idee war ihm auch selber nicht zuwider; dies dauerte aber nur so lange, bis die Coulissen mit den Lichtern in seiner Einbildungskraft wieder hervortraten, und alle andern Aussichten weichen mussten. Bald aber rief ihn die Misere des gewöhnlichen Lebens aus seinen Träumen wach; seine Schuhe drohten zu zerreissen. Da ausserdem der Himmel mit einem neuen Regengusse drohte, so kehrte er in einem einsamen Jägerhause ein, dessen Bewohner ihn sogleich freundlich nöthigten an ihrem Mittagsmahle Theil zu neh-

Digitized by Google

men und auch, da es nicht aufhörte zu regnen, die Nacht dort zuzubringen. Den andern Tag ging der Förster in das Holz und Moritz besah sich seine Bibliothek, in welcher er auch ein Erfurtisches Wochenblatt fand, „der Bürger und der Bauer", wo der Bauer im thüringischen Dialect sprach, und der Bürger ihm in hochdeutscher Sprache antwortete. Gegen Mittag erreichte er die Reichsstadt Mühlhausen, wo ihm, wie er gewarnt war, die meiste Gefahr von den Werbern drohte. Doch gelang es ihm wieder wie in Hildesheim als Spaziergänger glücklich durch's Thor zu kommen. Durch die Stadt eilte er so schnell wie möglich, erkundigte sich nach dem Thore, aus welchem der Weg nach Erfurt geht, und verdoppelte seine Schritte, so oft er etwas einer Soldatenkleidung Aehnliches nur von fern erblickte. Je näher er nun dem Ziele seiner Reise kam, desto weiter hätte er es gern weggewünscht, um noch länger in seinen Träumen schwelgen zu können, wäre nur der Zustand seines Fusswerks nicht so übel gewesen. In Langensalza hielt er sich nicht auf, sondern suchte noch den nächsten Ort zu erreichen, wo er übernachten wollte. Zum Glück fand sich hier ein Schuster, der für wenige Groschen den Schaden an seinen Schuhen heilte. Nun ging er also rasch auf Erfurt zu. — So wie er gekleidet war, durfte er nun vor Jedermann erscheinen, und so hatte er wieder Muth und Zutrauen zu sich selber. In dem letzten Dorfe vor Erfurt liess er sich einen Trunk Bier geben. In dem Gasthofe war es sehr lebhaft. Man bemerkte schon die Nähe der Stadt, aus welcher sich viele Einwohner hier befanden, unter denen auch ein Gelehrter war, mit dem die andern von seinen Werken sprachen. Von diesem Dorfe aus bekam denn Moritz endlich die Stadt Erfurt zu Gesichte, mit dem alten Dom, den vielen Thürmen, den hohen Wällen und dem Petersberge. Das war nun die Vaterstadt seines Freundes Philipp Reiser, wovon ihm dieser so viel erzählt hatte. Auf dem Wege nach der Stadt zu waren Kirschbäume gepflanzt. — Die Höhe der Mittagssonne hatte sich schon gelegt — die Leute gingen vor den Thoren spazieren — und als Moritz auf diesem Wege an Hannover zurückdachte, so war es ihm auch gerade, als habe er von dort bis hierher einen leichten Spaziergang gemacht, so klein däuchte ihm nun der Zwischenraum, den er zurückgelegt hatte. Eine so grosse Stadt wie diese hatte er nun noch nicht gesehen; der

Digitized by Google

Anblick war ihm neu und ungewohnt; er kam durch die breite und schöne Strasse, welche der Anger heisst und konnte sich nicht enthalten, noch ein wenig in der Stadt umherzugehen, ehe er seinen Stab weiter setzte; denn er wollte noch bis zum nächsten Dorfe gehen, das auf dem Wege nach Weimar liegt. Bei diesen Wanderungen durch die Strassen von Erfurt kam er in eine der Vorstädte und kehrte, weil es noch nicht spät war, in einem Gasthofe ein. Hier sass der Wirth, ein dicker Mann, am Fenster, und Moritz fragte ihn, ob die Eckhof'sche Schauspieler-Gesellschaft noch in Weimar wäre? Nichts! antwortete er, sie ist in Gotha! Moritz fragte weiter, ob Wieland noch in Erfurt wäre? Nichts! antwortete jener wieder, er ist in Weimar! Das „Nichts!" sprach er jedesmal mit einer Art von Unwillen aus, als ob es ihn verdrösse, Nein! zu sagen. Und dies harte Nichts in der Antwort des Wirths verrückte auf einmal Moritz' ganzen Plan. Nach Weimar war eigentlich sein Sinn gerichtet — da, glaubte er, würden sich unerwartete Combinationen finden — er würde da den angebeteten Verfasser von Werthers Leiden sehen. — Und nun klang auf einmal Gotha statt Weimar in seinen Ohren. Er liess sich aber auch dies nicht irren, sondern stand eilig auf, um sich noch denselben Abend auf den Weg nach Gotha zu begeben und im nächsten Dorfe zu übernachten. Ehe die Sonne unterging, hatte er Erfurt schon wieder im Rükken, und ehe es ganz Nacht wurde, erreichte er noch das erste Dorf auf dem Wege nach Gotha. — Der Dom und die alten Thürme von Erfurt machten nun ein neues Bild in seiner Seele, das er mit sich heraustrug, und das ihn zur Wiederkehr in diesen Ort einzuladen schien. Er kam nun am andern Morgen, mit einem Gulden in der Tasche, durch das alte Thor von Gotha in eine etwas dunkle Strasse, die er hinaufging, und bald zur rechten Seite den Gasthof zum goldnen Kreuze ansichtig wurde, wo er denn einkehrte, weil dieser Gasthof ihm keiner von den glänzendsten zu sein schien. Hier schlief er zum ersten Male wieder in einem Bett, und als ihn Eckhof am andern Morgen sehr gut aufnahm und an den Bibliothekar Reichardt Behufs eines Engagements verwies, der ihn zwar weniger gut aufnahm, ihm aber auch Hoffnung machte, glaubte er schon am Ziel seiner Wünsche zu sein, ass an der Wirthstafel zu Mittag und überschritt dadurch zum ersten Mal den Bestand seiner

Digitized by Google

Kasse. Aber wie gross war sein Schrecken, als ihm Reichardt nach einigen Wochen eröffnete, er könne nicht engagirt werden und selbst sein Anerbieten als Volontair zu dienen ausschlug! Eckhof suchte ihn zu trösten und rieth ihm, die Barzantische Truppe in Eisenach aufzusuchen, vielleicht würde sich später leichter ein Engagement bei ihm finden. Hierdurch einigermassen aufgeheitert, machte sich Moritz sofort auf den Weg nach Eisenach, stand aber dort wie angedonnert, als er hörte, dass die Barzantische Truppe an eben diesem Tage nach Mühlhausen abgereist sei. Seine wenigen Habseligkeiten hatte er in Gotha gelassen, und als er den andern Morgen seine Zeche in Eisenach bezahlte, blieben ihm von seinem ganzen Vermögen noch 5 oder 6 Dreier übrig, womit er auf die Wartburg (Moritz schreibt immer Wartenburg) stieg und von da die weite und schöne Gegend vor sich übersah. Fest entschlossen, dem Schicksal zum Trotz die Barzantische Truppe auch in Mühlhausen aufzusuchen, die wenigen Dreier, die ihm noch übrig waren, bloss zu Schlafgeld anzuwenden und bei Tage sich von den Wurzeln auf dem Felde zu nähren, brach er von Eisenach wieder auf, war aber so erschöpft, dass er zu dem Marsche nach Gotha 3 Tage brauchte, und auch moralisch so gesunken, dass er einem Pfarrer, der ihn in sein Haus nöthigte, eine erlogene Geschichte erzählte, von der er sich selbst einzubilden suchte, sie sei wahr. Man sieht, er ging mit starken Schritten auf den Strolch zu. Uebrigens erzählte ihm dieser Pfarrer, dass vor ein paar Jahren auch so zu Fusse und wohlgekleidet ein reisender Gelehrter hier durchgekommen, der sich mit ihm unterhalten, er habe sich den Tag im Kalender bemerkt und zweifle fast nicht, dass es der Doctor Barth gewesen sei. Wegen seines Degens hielt er Moritz für einen Freimaurer. Am Abend des dritten Tages kam er wieder in dem nächsten Dorfe vor Erfurt an und brach den andern Morgen mit einem Handwerksburschen, dem gegenüber er sich für einen Schuhknecht ausgab, zum zweiten Male nach Erfurt auf. Er fühlte seine Kniee wanken, und seine Müdigkeit nahm so sehr bei jedem Schritte zu, dass er in diesem Augenblick das einförmigste und abhängigste Leben sich gerne hätte gefallen lassen, wenn sich ein ruhiger Aufenthalt ihm dargeboten hätte. Sein Gefährte schien seinen Kummer zu merken und suchte ihm Muth und Trost einzusprechen, als sie, schon nahe

Digitized by Google

vor Erfurt, an einen kühlen und klaren Quell kamen, der dem Handwerksburschen schon bekannt war, und wo sie bei der drückenden Hitze beide ihren Durst löschten. Als nun die alten Thürme von Erfurt wieder aus dem Thale emporstiegen, und Moritz nun hoffnungslos dahin zurückwanderte, wo er noch vor Kurzem mit dem jugendlichen Schimmer der ersten Hoffnung ausgereist war, so fiel es ihm sonderbar auf, dass sein Gefährte auf einmal zu ihm sagte: er glaube nicht, dass Moritz ein Schuhknecht sei, sondern halte ihn für einen Studenten, der auf der Universität in Erfurt studiren wolle. Dies Wort gab seinen Gedanken eine ganz neue Richtung, die Furcht vor dem Marsche nach Mühlhausen bei gänzlicher Mittellosigkeit und Erschöpfung der Kräfte kam dazu, um ihm dieses neue Ziel noch reizender und ehrenvoller erscheinen zu lassen. Sie kehrten in einem Gasthofe ein, wo Moritz dem Durst nicht widerstehen konnte und für die letzten 9 Pfennige, die er noch übrig hatte, sich Bier geben liess. Er war in ein dumpfes Hinbrüten versunken und schlief zuletzt ein. Als er erwachte, fragte ihn der Wirth, ob er nicht ein fremder Student sei. Als dies bejaht wurde, erzählte der Mann, gleichsam als ob er um Moritz' Zustand gewusst hätte, dass der jetzige Prorector der Universität, der Abt vom Benedictiner-Kloster auf dem Petersberge, ein äusserst menschenfreundlicher Mann sei; bei ihm würde er gewiss eine gute Aufnahme finden. Moritz' Entschluss war bald gefasst; er stieg den befestigten Petersberg hinauf, und die Wachen liessen ihn ungehindert durch. Der Prälat fragte ihn mit grosser Leutseligkeit, ob er katholisch sei oder sich zur Augsburgischen Confession bekenne? Als Moritz das Letztere bejahte, erklärte er, dass er ihm zwar keine bestimmte Aussicht auf Unterstützung machen könnte, als er aber hörte, dass Moritz aus Hannover wäre, wies er ihn an einen Landsmann, den Doctor Froriep, der an der Kaufmannskirche wohnte, und drückte ihm ein Stück Silbergeld in die Hand mit den Worten: er möchte mit diesem kleinen Mittagsmahl vorlieb nehmen. Moritz fühlte sich durch die freundliche Miene und den Ton des Prälaten Günther und durch die erhaltene Gabe wie neugeboren, und war beinahe bis zu Thränen gerührt. Er ass in einem Speisehause zum ersten Male wieder etwas Warmes zu Mittag und machte sich gleich nach Tische auf, um den Doctor Froriep aufzusuchen. Er traf diesen,

Digitized by Google

als er eben in das Collegium gehen wollte; Froriep nahm ihn als seinen Landsmann freundlich auf und führte ihn mit sich in seinen Hörsaal, wo die Studenten schon mit den Hüten auf den Köpfen sassen, welches für Moritz ein ganz ungewohnter Anblick war, um so viel mehr, da er merkte, dass man sich über ihn aufhielt, weil er nicht auch bedeckt blieb. Er sah sich also nun auf einmal in Erfurt, in dem Hörsaale eines Professors, mitten unter Studenten sitzen, da er am Morgen eben dieses Tages noch weiter nichts als das offne Feld, das er durchwanderte, zu seinem Aufenthalt vor sich sah. Der Doctor Froriep las Kirchengeschichte, wobei auch manche lustige Anekdote mit unterlief, die das Auditorium aufmunterte und von den Musensöhnen oft mit einem schallenden Gelächter begleitet wurde. Dies Alles war Moritzen noch wie ein Traum. Er erinnerte sich an die Jahre seiner Kindheit, wo ihm der Hörsaal der Schule schon heilig war, und jetzt fand er sich auf einmal in einem akademischen Hörsaale, über dem nun nichts Höheres mehr war. Auch diesem neuen Gönner erzählte er eine zum Theil erlogene Geschichte, die dieser zwar nicht ganz glaubte, doch kam er dadurch auf die Idee, dass Moritz ein Sohn angesehener Eltern wäre, mit denen er sich entzweit hätte, und deren Namen er nur verschwiege. Zunächst besorgte er Tisch und Wohnung für ihn und gab ihm ein paar Zeilen an den Abt Günther mit, der ihn auf Frorieps Bitte umsonst als Student immatrikuliren würde. Dieser willigte auch ohne Schwierigkeit ein und fertigte ihm sogleich die Matrikel aus, wobei er ihm die akademischen Gesetze gedruckt übergab und deren Befolgung durch einen Handschlag sich angeloben liess. Diese Matrikel, worauf stand: Universitas perantiqua, die Gesetze, der Handschlag, waren für Moritz lauter heilige Dinge, und er dachte eine Zeit lang, dies wolle doch weit mehr sagen, als Schauspieler zu sein. Er stand nun wieder in Reihe und Glied, war ein Mitbürger einer Menschenklasse, die sich durch einen höhern Grad von Bildung vor allen übrigen auszuzeichnen streben. Durch seine Matrikel war seine Existenz bestimmt, kurz, er betrachtete sich, als er wieder vom Petersberge herunterstieg, wie ein anderes Wesen. Dem Doctor Froriep überreichte er seine Gedichte, die er die Nacht vorher aufgeschrieben hatte, und machte auch mit diesen weit mehr Glück, als er erwartet hatte. In Erfurt war nämlich das Studium der

Digitized by Google

schönen Wissenschaften noch etwas Seltenes, und dem Doctor Fröriep war es lieb, einen mehr zu haben, der in diesem Fache den andern einigermassen zum Beispiel diente. Er wurde zu einem stud. med. bei einem Fechtmeister einquartirt, der zugleich die Besorgung des Freitisches für die Studenten hatte. Aber Moritzens Glückseligkeit war, wie immer, nicht von langer Dauer. Wirklicher und eingebildeter Kummer verbitterte ihm bald seine neue Existenz. Der Mangel an Wäsche machte ihn blöde und schüchtern, und weil deshalb seine Commilitonen ihn nicht sehr achteten, so fing er wieder an sich selbst zu verachten. — Der Fechtmeiser wies ihm nun ein bleibendes Quartier bei einem Studenten Namens R . . . an, bei dem er auch auf der Stube wohnen musste, und der sogleich eine Wochenschrift mit ihm gemeinschaftlich herausgeben wollte, weil er sich von Moritz' Dichter- und Schriftstellertalent schon grosse Vorstellungen gemacht hatte. Moritz dachte auch bald einen Plan zu einer Wochenschrift aus, welche sich mit einer Satyre auf diese Art Schriften anheben, und „die letzte Wochenschrift" heissen sollte; als aber sein neuer Stubengenosse merkte, dass er kein Geld bei sich führe und auch keine sehr bestimmte Aussicht habe, welches zu erhalten, fing er an ziemlich kalt gegen ihn zu werden und rieth ihm für's erste seinen Degen zu versetzen, welches Moritz that und nun auf einmal wieder freundlichere Blicke erhielt; denn der Herr R . . ., der ein sehr ordentlicher Mann war, wollte bei ihrer beiderseitigen litterarischen Unternehmung nicht gerne Auslagen machen. Sie gingen nun beide hin zu einem Buchdrucker in Erfurt, Namens Gradelmüller (Moritz nennt ihn blos G., Herr Stadtrath Herrmann hat den Namen ermittelt) und brachten den Plan ihrer neuen Wochenschrift zum Vorschein. Dieser stellte ihnen aber sehr nachdrücklich vor, wie misslich ein solches Unternehmen, und wieviel sicherer es sey, seine Aufsätze in ein Blatt zu geben, welches schon einmal bekannt und beim Publikum beliebt wäre, wie z. E. die Wochenschrift „der Bürger und der Bauer", welche er selbst herausgab, und die von Betteljungen in den Bierhäusern zu Erfurt herumgetragen wurde. Dies war also eben der Bürger und Bauer, den Moritz auf seiner ersten Wanderung bei dem Jäger nicht weit von Mühlhausen vorgefunden hatte, und zu dessen Mitarbeiter er nun nebst seinem Stubengenossen von dem Verleger und Heraus-

Digitized by Google

geber erwählt wurde. Beide mussten nun den Abend bei dem Buchdrucker speisen, und es wurden Rettig und eine Art sehr harter länglicher kleiner Käse, die in Erfurt gewöhnlich sind, aufgetragen, wovon die beiden Mitarbeiter unaufhörlich assen, während die Frau des Buchdruckers manchmal dazu sehr sauer sah. Aber es erfolgte kein Honorar für die gelieferten Aufsätze, und damit erkaltete auch das Interesse seines Stubenburschen für Moritz, und er suchte ihn nach Verlauf von 8 Tagen schon wieder in einem andern Logis unterzubringen. Dies war auf der Kirschlache (so schreibt nämlich Moritz durchgängig und wohl mit Recht) in der Wohnung eines Brauers, wo noch ein Student logirte, und der Sohn im Hause ebenfalls die Schule besuchte. Hier bekam Moritz nun wiederum kein Zimmer für sich allein, sondern musste, sowie der andere Student, mit der Familie zusammen wohnen. — Das Haus aber hatte eine angenehme Lage — es stand in einer Reihe kleiner Häuser, vor denen ein schmales Gewässer vorbeifliesst, dessen diesseitiges Ufer mit Bäumen bepflanzt ist. Es war also keine ganz eingeengte Strasse, sondern das vorüberfliessende Wasser und selbst die Kleinheit der Häuser trugen dazu bei, dieser Gegend der alten Stadt ein freies, ländliches Ansehen zu geben. Hinter dem Hause war gleich die alte Stadtmauer, von welcher man die Aussicht nach dem Karthäuser-Kloster hatte. Die Mauer war oben zum Theil mit Gras bewachsen, und an verschiedenen Orten halb eingefallen, so dass man bequem hinaufsteigen und alsdann die grosse Pläne von Gärten, womit Erfurt noch innerhalb seiner Mauern umgeben ist, übersehen konnte. Während dieser Zeit erhielt nun Moritz auch den ordentlichen Freitisch von der Universität und die Idee des ruhigen Bleibens setzte sich so sehr in ihm fest, dass er den Plan fasste, hier einmal Docent zu werden. Gegen seinen Aufenthalt in Hannover hatte er doch immer erstaunlich viel gewonnen. Wenn er auf den Wällen von Erfurt um die Stadt spazieren ging, so fühlte er lebhaft, dass er durch eigne Anstrengung sich aus seinem unerträglichen Zustande gerissen und seinen Standpunkt in der Welt aus eigner Kraft verändert hatte. Wenn er dann die Glocken von Erfurt läuten hörte, so wurden allmählig alle seine Erinnerungen an das Vergangene rege. — Seine Wohnung auf der Kirschlache schien auch gerade dazu gemacht zu sein, um seine Einbildungskraft

Digitized by Google

auf's neue wieder zu fesseln. Die Aussicht über die Gärten nach dem Karthäuserkloster hin hatte nämlich so etwas Romantisches, das Moritz unwiderstehlich anzog und seine Blicke auf jenen stillen Sitz der Einsamkeit heftete, nach welcher er eine heimliche Sehnsucht empfand. Die hohe Mauer, welche das Karthäuser-Kloster umschliesst, das Thürmchen auf der Kirche, die einzelnen Häuschen, die innerhalb in einer Reihe nach einander stehen, und wovon jedes durch eine Mauer vom andern abgesondert, ein eigenes Fleckchen zum Garten hat, dies alles macht einen sehr interessanten Anblick, und diese Höhe der Mauer, diese einzelnen Häuser und diese Gärtchen dazwischen bezeichnen sehr auffallend und bedeutend die Einsamkeit und Abgeschiedenheit der Bewohner dieses Orts. So oft die Glocke auf dem Thürmchen angezogen wurde, tönte sie in Moritz' Ohren wie die Sterbeglocke aller irdischen Wünsche und Aussichten in die Zukunft dieses Lebens. Denn hier war nun das Ziel von allem — nie durfte der Fuss des Eingeweihten wieder aus dem Bezirk dieser Mauern treten — er fand hier seine immerwährende Wohnung und sein Grab. Das Geläute der Karthäuser wird noch mehr durch die Art, mit der es geschieht, und durch seine Langsamkeit traurig und melancholisch. So wie nämlich die Karthäuser sich auf dem Chor versammeln, thut jeder nach der Reihe einen Zug an der Glocke und nimmt darauf seinen Platz ein, bis alle, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, hereingetreten sind. Durch dieses Geläute, auf welches er zuweilen in der stillen Mittagsstunde, zuweilen um Mitternacht, oder am frühen Morgen lauschte, wurde er nach und nach mit der Idee, Karthäusermönch zu werden, so vertraut, und sie wurde ihm so lieb, dass er sie manchmal um die angenehmsten Aussichten in das Leben nicht hätte vertauschen mögen. Ohnweit der Kirschlache war ein angenehmer Spaziergang, wo zwischen grünem Gebüsch im Thale sich ein klarer Bach ergoss. Die Aussicht war rund umher gehemmt und man befand sich in einer reizenden Einsamkeit. Hier brachte Moritz manche Stunde auf dem grünen Rasen am Ufer des Baches zu und dachte über sein Schicksal nach. Um diese Zeit schloss er Freundschaft mit einem Studenten O . ., der seinen Freund Philipp Reiser noch in Erfurt gekannt hatte, und beredete ihn, an einem Sonntage mit ihm in die Karthäuser Kirche zu gehen. Da diese Kirche

Digitized by Google

ausser den Karthäusern selbst fast von Niemand besucht wird und keine Gemeinde dazu gehört, so ist hier weder Kanzel, noch Stühle oder Bänke, sondern nichts als die leeren Wände und der flache Boden, welches dieser Kirche bei dem dämmernden Lichte, das von oben dureh die Fenster fällt, ein sehr ernstes und melancholisches Ansehn giebt. O . . und Moritz knieten ganz allein an einem Pult vor dem Chore, als die weissgekleideten Mönche einer nach dem andern hereintraten und jeder sich bückend seinen Zug an der Glocke that. Sie setzten sich an ihre Pulte auf dem Chor und stimmten ihren Bussgesang in tiefen, traurigen Tönen an — bald standen sie auf und sangen Hymnen, die traurig zurück erschallten; dann fielen sie auf ihr Angesicht und flehten in tiefen klagenden Tönen um Erbarmung. Ganz an dem einen Ende des halben Zirkels stand ein Jüngling mit blassen Wangen von ausnehmend schöner Bildung. Moritz konnte seine Augen nicht von den seinigen wenden, die er andachtsvoll gen Himmel schlug. O . . kannte diesen Unglücklichen, der in den Orden der Karthäuser getreten war, weil der Blitz seinen Jugendfreund an seiner Seite erschlagen hatte — und Moritzen schwebte das Bild dieses Jünglings von nun an beständig vor der Seele. Halbe Tage brachte er auf der alten Mauer hinter seiner Wohnung zu und sehnte sich in den Bezirk jener stillen Mauern hin, die seiner Meinung nach eine ganze Welt mit allen ihren Täuschungen und Blendwerken ausschlossen. Mit jenem Jüngling wollte er dort verblühen und dem Grabe zuwelken — dort wollte er selber sein einsames Gärtchen bauen, — den sanften Strahl der Abendsonne in seiner Zelle begrüssen und allen irdischen Wünschen und Hoffnungen entronnen mit Ruhe und Heiterkeit dem Tode entgegen sehen. In dieser Stimmung machte er auch auf den alten eingefallenen Mauern hinter seiner Wohnung ein Gedicht auf die Glückseligkeit der Karthäuser. Aber alle diese frommen Vorsätze schwanden wieder, als O . . nach einigen Tagen zu ihm kam und ihm mittheilte, dass die Studenten in Erfurt Willens wären, eine Komödie zu spielen und Moritz eine Rolle zugedacht hätten. Das aufzuführende Stück war „Medon, oder die Rache des Weisen" von Professor Clodius in Leipzig, und ist bekannt durch den Spott, den Göthe und sein Leipziger Freundeskreis über dasselbe ausgossen. Moritz sollte die Rolle der Clelie, der Geliebten des Medon,

Digitized by Google

übernehmen, weil sich an seinem Kinne noch die wenigste Spur von einem Barte zeigte und weil auch seine Länge als Frauenzimmer eben nicht auffiel, da der, welcher den Medon spielte, von einer fast riesenmässigen Grösse war. Jetzt traten in Moritz' Phantasie auf einmal die Coulissen und der Lampenschimmer wieder in den Vordergrund, er warf sich mit ganzem Eifer auf seine Rolle und spielte sie auch zur Zufriedenheit der Zuschauer. Ebenso gern hätte er aber auch einmal in Doctor Frorieps Prediger-Collegium auf der Kanzel auftreten mögen, um seine Deklamation hier hören zu lassen. Dieses Collegium bestand aus einer Anzahl Studenten, die sich in der Kaufmannskirche, in Gegenwart des Doctor Froriep und der übrigen Studenten bei verschlossenen Thüren im Predigen übten. Er hatte sich schon ein Thema ausgedacht, worin er die Schönheiten der Natur, den Wechsel der Jahreszeiten mit poetischen Farben schildern, und mit den glänzenden und schimmernden Aussichten in die Ewigkeit auf eine pathetische Weise seine Predigt beschliessen wollte. Allein es kamen immer Hindernisse dazwischen, dass ihm dieser Wunsch in Erfurt nicht gewährt wurde. Er rückte nun auch in die Wochenschrift „der Bürger und der Bauer" von Zeit zu Zeit Gedichte ein, wodurch sein Name als Schriftsteller unter den Erfurter Bürgern bekannt wurde. Dabei besorgte er Correcturen für den Buchdrucker Gradelmüller und wurde durch diesen mit einem Gelehrten bekannt, dem Doctor Sauer, einem Armenarzte, der, bei grossen Vorzügen des Geistes und Herzens, aber zu wenig Zutrauen zu sich selbst, sich auf ähnliche kümmerliche Weise durch Correcturen und Schriftstellerei ernähren musste. Dieser Mann hatte für Gradelmüller eine Wochenschrift geschrieben unter dem Titel „Medon, oder die drei Freunde", wovon ein Jahrgang herausgekommen war. Während er selber dramatische Arbeiten von vielem Werth in seinem Pulte liegen hatte, die er nicht wagte zum Vorschein zu bringen, musste er für einen vornehmen Herrn in Erfurt mit aller Sorgfalt und Correctheit eines Copisten ein Trauerspiel für Geld abschreiben, um mit dem Abschreiberlohn wiederum einige Tage lang sein Leben zu fristen. Auch in dem medicinischen Fache hatte er schon eigene vortreffliche Ausarbeitungen geliefert, die aber das Unglück hatten, sich unter der Menge zu verlieren und ebenso wie ihr Verfasser von den Zeitgenossen nicht bemerkt zu werden. Und

Digitized by Google

während er nun seine übrigen medicinischen Ausarbeitungen in seinem Pulte verschlossen hielt, musste er die Schrift eines französischen Arztes, der nach Erfurt kam und besser als der Doctor Sauer sich wusste bemerken zu machen, in's Lateinische übersetzen, um von dem Uebersetzerlohne zu leben und für seine hülflosen und armen Kranken neue Arzneimittel zuzubereiten. Auch gab er in die mehrfach erwähnte Wochenschrift zuweilen Aufsätze und Gedichte, unter denen eines auf die freigewordenen Amerikaner Moritzen vorzüglich schien. Er trieb mit Moritz mit grossem Eifer Englisch, weil er die in dieser Sprache geschriebenen medicinischen Werke nutzen und dann auch durch Uebersetzungen aus dem Englischen Geld erwerben wollte. Dabei war er sehr genügsam und pflegte oft zu Moritz zu sagen: Wer in Erfurt zu Etwas kommen wolle, der müsse nur lange Zeit ausharren und die Geduld nicht verlieren. Als aber nach einigen Jahren endlich ein besserer Stern seinem Leben zu lächeln schien, war seine Lebenskraft gebrochen und er sank auf die Bahre. — Für Moritz aber eröffneten sich wieder fröhliche Aussichten, denn die Studenten kamen auf den Einfall, noch eine Komödie aufzuführen, weil sie an diesem Vergnügen nun einmal Geschmack bekommen hatten. Die Stücke, die man wählte, waren „der Argwöhnische“ und „der Schatz“ von Lessing; in dem ersten erhielt Moritz wiederum zwei Frauenzimmer-Rollen und in dem andern die des Maskarill, und nun war sein Schauspielercredit unter den Studenten schon so befestigt, dass man es als eine Gefälligkeit von ihm ansah, wenn er diese Rollen übernehmen wollte. Während der Vorbereitungen zu dieser zweiten Aufführung fing Moritz zu gleicher Zeit eine Abhandlung über, oder eigentlich eine Satyre gegen die Empfindsamkeit an, der er doch selber so sehr ergeben war. Sie sollte besonders gegen die vielen affectirten Nachahmungen von Werthers Leiden gerichtet sein und er wollte mit derselben zuerst als Schriftsteller auftreten. Ein Goldgulden, den er von einem Hannöverschen Buchhändler für früher gelieferte Neujahrswünsche erhielt, riss ihn aus einer Menge kleiner Verlegenheiten, so dass er einige glückliche Tage verlebte und auch in die Zukunft keine trüben Aussichten hatte. Auch fand er einen neuen Freund in Erfurt, einen Studenten Namens N . ., aus Hamburg gebürtig, der bei dem Doctor Froriep im Hause wohnte, welcher ihm eine Abschrift

Digitized by Google

von Moritz' Gedichte „das Karthäuserkloster" gezeigt hatte. Dies wurde nun eine Freundschaft gerade von der empfindsamen Art, wogegen Moritz eine Abhandlung zu schreiben im Begriff war. Oft lagerten sich diese beiden Freunde am Abhange des Steigerwaldes, von welchem man die Stadt Erfurt mit ihren alten Thürmen und ihrem ganzen Umfange von Gärten kann liegen sehn. Da hinauf gehen die Erfurter häufig spazieren, machen sich auch wohl oben selbst ein kleines Feuer an und kochen sich den Kaffee, um die patriarchalischen Ideen wieder zu erneuern. N. fand einen vorzüglichen Gefallen daran, Moritzen Klopstocks Messias ganz vorzulesen, wovon sie beide entsetzliche Langeweile verspürten, die sie sich aber nicht zu gestehen wagten; besonders litt der arme Moritz darunter, der verdammt war zu hören und über das Gehörte entzückt zu sein. Er besuchte auch fleissig die Universitäts-Bibliothek, wo er einen besonderen Gefallen daran fand, des Du Halde Beschreibung von China zu studiren, und sehr viele Zeit damit verschwendete. Nun erschien Martin Millers „Siegwart", eine Klostergeschichte, eine Wertheriade von der empfindsamsten Art, in drei Bänden, die die beiden Freunde mit grosser Langeweile lasen, sich aber die tiefste Rührung heuchelten. Zuletzt wollte Moritz die ganze Geschichte in ein historisches Trauerspiel bringen, womit er seinen Geist abmarterte, und als es ihm nicht gerathen wollte, versank er, wie in solchen Fällen immer, in eine solche Schwermuth, dass ihm das Leben zur Qual wurde. Dabei wurde seine äussere Lage mit jedem Tage drückender, weil die gehoffte Unterstützung aus Hannover nicht erfolgte und seine Hausleute ihn immer mehr mit schelen Blicken ansahen, je mehr sie inne wurden, dass er weder Geld besitze, noch welches zu hoffen habe. Sein Frühstück und Abendbrod, was er hier genoss, war er nicht mehr im Stande zu bezahlen, und man liess ihn deutlich merken, dass man nicht länger Willens sei, ihm zu borgen; da man also keinen Nutzen von ihm ziehen konnte und er überdem ein trauriger Gesellschafter war, so war es natürlich, dass man seiner los zu sein wünschte und ihm die Wohnung aufkündigte. So wenig auffallend dies nun an sich war, so tragisch nahm es Moritz. Der Gedanke des Lästigseins und dass er von den Leuten, unter denen er lebte, gleichsam nur geduldet wurde, machte ihm wiederum seine eigene Existenz verhasst. Er wollte

Digitized by Google

noch an diesem Tage wieder aus Erfurt gehen, und tausenderlei romanhafte Ideen durchkreuzten sich in seinem Kopfe, worunter eine ihm besonders reizend schien, dass er in Weimar bei dem Verfasser von „Werthers Leiden“ wollte Bedienter zu werden suchen, es sei unter welchen Bedingungen es wolle; dass er auf die Art, gleichsam unerkannter Weise, so nahe um die Person Desjenigen sein würde, der unter allen Menschen auf Erden den stärksten Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatte. Er ging vor's Thor und blickte nach dem Ettersberge hinüber, der wie eine Scheidewand zwischen ihm und seinen Wünschen lag. Dann ging er zu Froriep, um Abschied zu nehmen, dieser aber nahm ihm das Versprechen ab, wenigstens heute und morgen noch nicht abzureisen. Darauf streifte er in den einsamsten Gegenden von Erfurt umher, in der Gegend des Karthäuserklosters, wohin er sich nun im Ernst, wie nach einem sichern Zufluchtsorte sehnte und wehmüthig nach den stillen Mauern blickte. Dann irrte er weiter umher, bis es Abend wurde, wo der Himmel sich mit Wolken überzog und ein starker Regen fiel, der ihn bald bis auf die Haut durchnässte. Der Fieberfrost, welcher sich nun zu den innern Unruhen seines Gemüths gesellte, trieb ihn in Sturm und Regen umher, bei altem Gemäuer und durch einsame öde Strassen; denn in seine bisherige Wohnung zurückzukehren, daran konnte er den Gedanken nicht ertragen. Er stieg die hohe Treppe zu dem alten Dom hinauf, band sich ein Tuch um den Kopf und suchte sich unter altem Gemäuer eine Zeit lang vor dem Regen zu schützen. Vor Müdigkeit fiel er hier in eine Art von betäubendem Schlummer, aus dem er durch einen neuen Regenguss und durch das Getöse des Windes wieder erweckt wurde und auf's neue durch die Strassen irrte. Die Aehnlichkeit seiner Lage mit der des alten König Lear tröstete ihn einigermassen. Er kehrte wieder zu dem alten Dom zurück, der nun schon eröffnet war und wo die Chorherren sich zur Frühmette bei Licht versammelten. Hier setzte er sich auf eine Bank nieder und war so wenigstens vor dem Regen geschützt. Als der Tag angebrochen war, kehrte er mit ruhigerm Gemüthe aus dem Dom zurück und begegnete seinem Freunde N., der ihm freundschaftliche Vorwürfe machte. Dieser brachte ihn wieder nach seiner alten Wohnung, suchte ihn dort den Leuten in einem andern Lichte darzustellen und tilgte die

Digitized by Google

geringe Schuld seines Freundes. Moritz bedang sich nun aus, um allein sein zu können, einen Verschlag auf dem Boden des Hauses zu beziehen, wohin man ihm auch ein Bett gab, und wo er nun wieder, ganz sich selbst gelassen, ein paar nicht unangenehme Wochen zubrachte. Er würde sogar glücklich gewesen sein, hätte er sich nicht wieder mit einem Gedicht über die Schöpfung abgequält, dessen ganzen ersten Gesang die Schilderung des Chaos bilden sollte, welches er, um es beschreiben zu können, sich selbst als eine trügerische Schöpfung vorstellte, die im Nu wieder zum Traum und Blendwerk wurde.

Jetzt schien denn endlich der Zeitpunkt gekommen, wo er das ergreifen konnte, was er noch immer für die eigentliche Bestimmung seines Lebens hielt, den Schauspielerstand. — Die Sp . . sche Truppe kam nach Erfurt uud erhielt Erlaubniss, auf dem Ballhause zu spielen, wo auch die Studenten ihre Komödien aufgeführt hatten. Er engagirte sich, ohne Jemand Etwas davon zu sagen, bei dem Prinzipal dieser Truppe und sollte in einigen Tagen in den „Poeten nach der Mode“ in der Rolle des Reimreich auftreten. Aber gerade jetzt musste er eine Bemerkung machen, bei der ihm zu Muthe wurde wie Einem, den des Satans Engel mit Fäusten schlüge: er bemerkte, dass ihm der Verlust seines Haares drohte. Er eilte in dieser Noth zu seinem treuen Freunde, dem Doctor Sauer, der ihm zur Erhaltung seiner Haare wieder Hoffnung machte, und so fand er sich denn am Abend, wo die „Poeten nach der Mode“ aufgeführt werden sollten, hinter den Coulissen ein, sein Name stand an diesem Tage schon auf dem Komödienzettel an allen Ecken mit angeschlagen. Als das Schauspiel bald angehen sollte, kam sein Freund N. auf das Theater und machte ihm die bittersten Vorwürfe; Moritz liess sich durch Nichts stören. Da erschien auf einmal ein Bote, welcher dem Prinzipal verkündigte, dass der Doctor Froriep sogleich zum Statthalter fahren und Beschwerde über ihn führen würde, wofern er es wagte, dem Studenten, dessen Name auf dem Komödienzettel gedruckt stände, das Theater betreten zu lassen; Verlust seiner Concession, hier zu spielen, würde die unausbliche Folge davon sein. Der arme Prinzipal war in gewaltiger Verlegenheit, wie er nun gleich die erledigte Rolle wieder besetzen sollte, da man schon auf dem Heuboden zum Anfange trommlte, bis sich ein Schauspieler erbot, die Rolle des

Digitized by Google

Reinreich mit gewohnter Routine nach dem Souffleurkasten zu spielen. Moritz aber durchrannte wieder alle Strassen bei dem stürmischen und regnerischen Wetter, bis er gegen Mitternacht auf einer bedeckten Brücke vor Mattigkeit sich niederwarf und eine Weile ausruhte, worauf er wieder umherirrte, bis der Tag anbrach. Am andern Tag liess ihn der Doctor Froriep kommen und redete ihm wie ein Vater zu, und das beruhigte ihn einigermassen, bis ihn nach einigen Tagen der härteste Schlag traf, den er noch immer zu vermeiden hoffte, er musste sein Haar verlieren. Der Gedanke, nunmehr in einer Perücke, welches unter den Erfurter Studenten ganz etwas Ungewöhnliches war, erscheinen zu müssen, war ihm unerträglich. Mit dem wenigen Gelde, was er noch übrig hatte, ging er an das äusserste Ende der Stadt, wo er sich in einen Gasthof einquartirte, in welchem er aber nur schlief und des Abends sich etwas Bier und Brod gegeben liess, um desto länger mit seinem Gelde zu reichen. Bei Tage ging er grösstentheils in öden Gegenden umher, suchte, wenn es regnete, in den Kirchen Schutz und brachte auf die Weise beinahe vierzehn Tage zu, in welcher Zeit Niemand wusste, wo er geblieben war, bis endlich denn doch einer seiner Freunde ihn ausspähte und er auf einmal von N., O., W. und noch einigen, die sich für ihn interessirten, in dem Gasthofe unvermuthet überrascht und über seine Entfernung ihm freundschaftliche Vorwürfe gemacht wurden. Er konnte nun sein Haar vor der Stirn über die Perücke etwas überkämmen, so dass es aussah, als wenn er eignes Haar trüge, und er entschloss sich, wieder unter Menschen zu gehen. Der gutmüthige W. sprach gleich mit seinem Oheim, dem damaligen Regierungsrath und Professor Springer in Erfurt, und stellte ihm Moritz' Zustand und sein Bedürfniss einer einsamen Wohnung lebhaft vor. Springer überliess ihm sein Gartenhäuschen. Dort hatte er die schönste Aussicht über einen Theil der aneinandergrenzenden Gärten, welche ganz Erfurt umgeben. Hier hätte er glückliche Tage verleben können, wenn die Leiden der Poesie ihn nicht wieder gequält hätten, die zuerst mit einem Briefe an Philipp Reiser anfingen, der ganz im Werther'schen Stile abgefasst war. Es kam darin unter andern die Stelle vor: Wenn ich denn manchmal so dasitze an dem kleinem Oefchen und mir selbst meinen Thee koche u. s. w. Um diese Stelle aber schreiben zu können, schaffte er sich erst

Digitized by Google

einen Theetopf an und lieh sich eine Tasse, und weil er kein Holz im Hause hatte, kaufte er sich Stroh, welches man in Erfurt zum Brennen braucht, um sich seinen Thee selbst zu kochen, womit er erst zu Stande kam, nachdem er vor Rauch beinahe erstickt war.

Endlich war das Gedicht über das Chaos so weit gediehen, dass folgende beiden Hexameter, die er aus der Bibel nahm, ihn aus einer Hölle von Begriffen erlösten:

Auf dem stillen Gewässer rauschte die Stimme des Ew'gen
Sanft daher und sprach: es werde Licht! und es ward Licht.

Aber nun war auch sein Interesse für das Gedicht dahin, und er verfiel auf einen andern noch fürchterlichern Stoff: auf den Tod. Er hatte schon den Titel recht schön hingeschrieben, aber klare Ideen wollten ihm trotz aller Mühe nicht zufliessen, so dass er endlich in eine Art von Lethargie und völligem Lebensüberdruss verfiel. Er warf sich eines Abends mit den Kleidern auf's Bett und blieb die Nacht und den ganzen folgenden Tag in einer Art von Schlafsucht liegen, aus der ihn ein Bote von seinem Gönner, dem Regierungsrath Springer, weckte, dessen Frau ihm ein Schittchen zum Geschenk übersandte. Mit diesem Schittchen schloss er sich vierzehn Tage ein und ass nur spärlich davon, um desto länger zu reichen und der unwiderstehlichen Schlafsucht, die sich seiner bemächtigt hatte, einmal völlig Genüge zu leisten. Dabei verflossen ihm die letzten acht Tage unter wonnigen Träumen; die erschlafften Kräfte des Geistes erholten sich wieder und seine Phantasie malte ihm die Zukunft wieder in heitern Farben. Als der Rest des Schittchens verzehrt war, stand er gegen Abend auf und ging ins Theater, wo die dramatisirten Leiden des jungen Werther gegeben wurden. Diese verunglückten auf eine seltsame Weise, da der Schauspieler, der den Werther spielte, wie die beiden verrosteten Pistolen versagten, sich mit einem Brodmesser zum Schrecken aller Zuschauer Rock und Weste durchstach, nichts desto weniger aber sein Freund Wilhelm hereinstürzte und, wie es in seiner Rolle stand, pathetisch ausrief: Gott! ich hörte einen Schuss fallen! Aber Moritz's Entschluss, Schauspieler zu werden, stand einmal fest. Er hörte, dass in acht Tagen die Schauspieler von Erfurt abreisen und nach Leipzig gehen würden. Er machte seinen Freunden seinen Entschluss bekannt, mit ihnen abzureisen, wo-

Digitized by Google

bei N. besonders bedauerte, dass sie nun im künftigen Frühling nicht wieder auf dem Steigerwalde den Klopstock würden lesen können, brachte dem Regierungsrath Springer den Schlüssel zu dem Gartenhause wieder und nahm von dem Doctor Froriep Abschied. Beide Männer behandelten ihn auch jetzt noch auf die schonendste Art und entzogen ihm ihre Freundschaft nicht; Moritz musste sich mit Gewalt gegen die Vorwürfe seines Gewissens verstocken, dass er diesen Männern mit Undank lohnte.

Die Sp..sche Truppe war die letzten Wochen wegen Mangels an Einnahme in die bitterste Armuth gerathen; der Director Sp. reiste mit der Garderobe allein nach Leipzig voraus und die Mitglieder mussten selbst zusehen, wie sie den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Moritz machte sich denn auch denselben Nachmittag, wo er Abschied genommen hatte, zu Fuss auf den Weg, und sein Freund N. geleitete ihn zu Pferde bis nach dem nächsten Dorfe, wo N. am künftigen Sonntage predigen wollte.

Nachdem sie im Gasthofe eingekehrt waren und sich noch einmal aller der seligen Scenen erinnert hatten, die sie genossen haben wollten, wenn sie am Abhange des Steigers Klopstocks Messias zusammen lasen, machte sich Moritz wieder auf den Weg und N. begleitete ihn noch eine ganze Strecke hin, bis es dunkel wurde. Da umarmten sie sich und nahmen auf die rührendste Weise von einander Abschied, indem sie sich zum ersten Male Bruder nannten; Moritz pilgerte nun wohlgemuth gen Leipzig, fand aber dort die Gesellschaft in grosser Bestürzung, denn der würdige Principal hatte gleich bei seiner Ankunft in Leipzig die Theatergarderobe verkauft und war mit dem Gelde davon gegangen.

Hiermit schliesst Anton Reiser. Waren auch die Wohlthaten, die Moritz in Erfurt genossen hat, zunächst weggeworfen, so waren sie es doch nicht für die Zukunft; er hat seinen Undank nicht beschönigt, was ihm Ehre macht; Ehre aber auch den würdigen Männern, die sich so freundlich um ihn bemühten, dem Abt Günther, dem Doctor Froriep und dem Regierungsrath Springer. Friede ihrer Asche!

Digitized by Google

Berichtigung und Nachtrag.

Zu Seite 128. Ueber die Verhandlungen Wielands mit der Herzogin Amalie wegen Uebernahme der Erziehung des Erbprinzen Karl August habe ich mir aus dem Weimarischen Archiv Folgendes notirt:

W. schreibt den 22. März 1772 an die Herzogin über die Prinzipien, die bei der Erziehung des Erbprinzen zu beobachten sein möchten, ebenso den 13. April 1772 über das Glück der Grossen; ob eine Frau eine starke Seele haben müsse; über die Aeusserung der Herzogin, dass sie, wenn sie von vorn anfangen könnte, ihre Prinzen anders erziehen würde, und über den scheinbaren Mangel an Offenherzigkeit beim Erbprinzen. Den 9. Juli machte die Herzogin W. den Vorschlag, die beiden Prinzen ein halb Jahr in der Philosophie zu unterrichten. W. antwortet den 12., dass er keinen Urlaub würde bekommen können, oder dass man wenigstens sehr ungern daran gehen würde, dass er sich nicht so lange von seiner Familie trennen könne, dass er diese Zeit für zu kurz halte, und dass der Erbprinz einen Philosophen zum Erzieher brauche. Den 19. Juli antwortet er auf einen Brief vom 17., worin die Herzogin ihm die Erziehung des Erbprinzen angeboten hatte; er fürchtet, dass die Kurmainzische Regierung ihn nicht loslassen werde; auch will er, seiner Familie wegen, Bedingungen stellen.

Digitized by Google

Ueber

einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke

aus dem 15. Jahrhundert.

Ein Beitrag zur Bibliographie der älteren deutschen Literatur und zur vergleichenden Sagenkunde

von

Wilh. Freih. v. Tettau.

Ein in dem Archiv der Marienkirche zu Erfurt befindlicher Sammelband in klein Quart, gebunden, der Zeit seiner Entstehung entsprechend, in mit gepresstem Leder überzogenen Holzdeckeln mit messingnen Clausuren, ist desshalb von grossem Interesse, weil er einige noch im funfzehnten Jahrhunderte in Erfurt gedruckten Schriften enthält, die von keinem Bibliographen erwähnt werden und höchst wahrscheinlich Unica sind. Schon die Innenseiten der Deckel enthalten zwei Merkwürdigkeiten, zwei, leider beschädigte, noch aus ebendem Jahrhunderte herrührende Kunstdrücke, der eine, geschrotete Arbeit, mit der auf einem Throne sitzenden Maria, die das Christuskind auf dem Schoosse hält und vor welcher der h. Nicolaus kniet, mit den Worten: Monstra tu esse mariam auf einem Spruchbande, der andere, ein Holzschnitt mit dem vor dem Hirsche knieenden h. Hubertus oder Eustachius.

Die in dem Bande enthaltenen Schriften sind zunächst: die Histori des Königs Appoloni. Gedruckt zu Ulm durch Hans Zainer 1499, eine schon bekannte (Panzer d. Annalen I. p. 243. nr. 481. Hain repertorium nr. 1299) Ausgabe des oft gedruckten Volksbuches, dem hier die vier ersten Blätter fehlen; sodann eine Anweisung Fische und Vögel zu fangen mit dem Titel: „dass Buchlein sagt wie man fisch vnd vogel fahen soll. Mit den henden vnd auch sunst mit vil bewerten recepten vnd punckten vnd ist geteilt in xxvij Capitel dy her nach folgent vnd

Digitized by Google

sagt auch zum letzten in welcher tzeit vnd monat im gantzen jar ein ieglicher visch am besten ist.“ Darunter ein Holzschnitt, von dem in dem vorliegenden Exemplar der untere Theil abgerissen ist. Die Schlussschrift lautet: Getruckt zu Erffordt. Anno dni M cccc xcviij. Der ungenannte Drucker ist unzweifelhaft Hans Sporer, wie nicht nur die Uebereinstimmung der Typen mit den in andern Druckwerken von ihm angewendeten, sondern auch der Umstand ergiebt: dass von dem Genannten in dem nämlichen Jahre eine Schrift gedruckt ist, die offenbar ein Seitenstück zu der vorliegenden bildet: Ein wahrhafftig Büchlein, gar nutzlich zu hören: zu manchen sachen darin zu lernen von der edel tugend vnd krafft wegen dy an den edlen stainen synt: das manchen menschen zu hilff mag kumen der ir tugent lernt zu versten auss diessem Büchlein. Gedruckt zu Erffort In sant Pauls pfar zu den weissen billigen Berge. Anno Domini 1498. 10 Bll. in 4to (Panzer d. Annal. I. p. 234 nr. 453. Zusätze S. 87.) — — Die hier vorliegende 6 Bll. enthaltende Schrift ohne Seitenzahlen, Custoden und Signaturen, ist bis jetzt den Bibliographen unbekannt geblieben, eben so wie die in dem Bande nun folgenden fünf poetischen Erzählungen, von denen demnächst ausführlicher gesprochen werden soll. —

Auf die letzteren folgen die Visionen des Ritters Tundalus, ein im funfzehnten Jahrhunderte häufig in lateinischer, deutscher und niederländischer Sprache gedruckter mystisch-ascetischer Roman (Panzer d. Annalen I. S. 72. 86. 212. 291. Hain repert. nr. 15540—15549). In dem vorliegenden Exemplare scheint das Blatt mit der Schlussschrift zu fehlen. Es lässt sich daher auch nicht mit völliger Sicherheit bestimmen, ob dasselbe einer der bereits bekannten Ausgaben angehört. Anscheinend ist dies nicht der Fall; wenigstens stimmt es, wenn auch der Wortlaut des Titels derselbe ist, doch in der Art, wie die einzelnen Zeilen abgetheilt sind, mit keiner derselben überein.

Den Schluss des Bandes bildet ein gleichfalls öfters im 15. Jahrhundert gedrucktes Buch, der Lucidarius oder Elucidarius, eine Art Encyclopädie in Form eines Dialogs zwischen einem Meister und seinem Schüler. Von der deutschen Bearbeitung dieser ursprünglich von dem Presbyter Honorius Augustodinensis verfassten Schrift zählt Panzer in den deutschen Annalen nicht weniger als 16, Hain (Repert. nr. 8803—8815) 13 noch im

Digitized by Google

15. Jahrhundert gedruckte Ausgaben auf; unter den ersteren ist auch eine: Erfurt bei Wolfgang Schenck 1505; die hier vorliegende ist aber nicht darunter befindlich und bis jetzt unbekannt. Die Schlussschrift derselben lautet: C. H. von S. M cccc xcvij. eine Abbreviatur, die unzweifelhaft durch Conrad Hist von Speyer, der im letzteren Orte, im Anfange des 16. Jahrhunderts als Drucker erscheint, erklärt werden muss, da eine 1502 gedruckte Schrift: Regiment, wie man sich für der pestilenz erhalten und helfen soll, die Schlussschrift trägt: Geenndet am St. Blasiustag von C. Hist von S. (Panzer Zusätze S. 96). In Erfurt ist das Werkchen sicher nicht gedruckt, vielmehr stimmen die dazu verwendeten Typen mit dem vorerwähnten Druck von den Visionen des Tundalus überein, so dass, da auch die sonstige Ausstattung beider Schriften die nämliche ist, die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass sie aus derselben Druckwerkstatt hervorgegangen.

Was die übrigen Schriften des Sammelbandes betrifft, so ist, eben so wie bei dem einen schon erwähnten der Druckort: Erfurt und der Drucker: Hans Sporer von Nürnberg. Derselbe hat sich zwar mit vollem Namen in keiner von ihnen, mit dem Vornamen nur in einer genannt, und sich in den übrigen lediglich nach seiner Wohnung: „bei St. Pauls Pfarre in dem weissen Lilienberge“ bezeichnet, aber dennoch kann über die Identität kein Zweifel obwalten, denn in dem 1499 erschienenen Buche: Ein bewert Kunstbuchlin das den menschen gar nutzlich zu haben ist vil sachen darin zu lernen, lautet die Schlussschrift: Gedrucket zu Erffordt durch Johansen Sporer tzu den wissen Lilgen berge bey sant Pauls pfarr (Panzer, Zusätze S. 89 nr. 474c). Ausführlichere Nachrichten von diesem Drucker stehen in der Buchdruckergeschichte von Erfurt, mit welcher der Stadtrath Herrmann beschäftigt ist, zu erwarten. Ich kann mich daher hier auf einige kurze Bemerkungen beschränken. Dass Hans Sporer aus Nürnberg herstamme, ergiebt sich aus der Schlussschrift des Buchs von Sancta Anna von 1495, wo er sich Hans Buchdrucker von Nürnberg nennt (Panzer d. Annal. I. S. 218 nr. 400). Ursprünglich war er Holzschneider, (Murr. Chronolog. Verzeichn. d. Nürnberg. Formschneider im Journal zur Kunstgesch. II. S. 134 cf. ib. 155), oder wie man es, da das Hauptgeschäft dieser Künstler damals im Illuminiren der Holzschnitte bestand, gewöhnlich nannte: Briefmaler, gewesen. Als solcher

Digitized by Google

hatte er 1473 die ganz in 24 Holztafeln in Folio geschnittenen Ars moriendi herausgegeben (Panzer l. c. S. 72. Falckenstein, Gesch. der Buchdruckerk. S. 23). Die Schlussschrift lautet hier: Hans sporer hat diss puch pruff-moler 1473. Der Druckort ist nicht angegeben, wahrscheinlich war er Nürnberg. Panzer (Zusätze S. 81) vermuthet: dass dieser Hans Sporer der Vater des Buchdruckers gewesen sei; es ist aber nicht der mindeste Grund zu einer solchen Annahme vorhanden. Später, wie Falckenstein (l. c. S. 152) glaubt, seit 1487, wandte sich Sporer der Buchdruckerkunst zu. Im Jahre 1487 erschien von ihm zu Bamberg ein „Fisirbüchlein" (Sprenger Aelteste Buchdruckergesch. v. Bamberg S. 20 und 41) sowie 1491: Ein wunderliche und erschröckliche hystori von einem grossen wüttrich genannt Dracole wayda (ibid. S. 57) und 1493 eine Reihe von kleinen Schriften, fast durchgängig dieselben, die später von ihm in Erfurt wieder gedruckt worden, so: des Ritter Morgeners Walfahrt, Vom König im Bade, Die Historie von dem Grafen im Pfluge (Sprenger l. c. S. 59. 60. Panzer l. c. p. 207). Die Schlussschriften lauten hier bald: Von Meister Hansen Puchtrucker zu Bamberg hinter sant Martinskirchen (Panzer l. c. S. 207 nr. 365. S. 208 nr. 369), bald: Meister Hans Briefmaler zu Bamberg gesessen in der Frauengasse hinder sent Martein (ib. nr. 368), auch: Meister hans hinter sant Martein (ib. nr. 367 u. 372), oder: Gedruckt zu Bamberg hinter sant merty (ib. nr. 366) endlich auch bloss: Gedruckt zu Bamberg (l. c. nr. 370. 371. cf. ibid. p. 192 nr. 324). Panzer wollte zwar früher (l. c. p. 207 u. 209) diesen Meister Hans mit Hans Bernecker, der allerdings zu derselben Zeit eine Druckerei in Bamberg besass, identificiren, indem er hierin Denis (Supplem. Maitt. p. 308 nr. 2525 u. s. w.) folgt, hat dies aber später (Zusätze S. 81) implicite wieder zurückgenommen. Auch widerspricht jener Annahme der Umstand: dass Hans Bernecker in den Schlussschriften seiner Druckwerke stets zusammen mit Marx Ayrer genannt wird, seine Wohnung nicht hinter St. Martin, sondern: in der Zinckenwerth hatte (Panzer Ann. p. 201. 209) und erst seit 1493 druckte (Sprenger l. c. S. 20. 21).

Im Jahre 1495 tritt Hans Sporer in Erfurt als Buchdrucker auf; er soll sogar schon 1494 an diesem Orte ein Gedicht von der heiligen Maria gedruckt haben (Panzer Zusätze S. 81). Sprenger l. c. erzählt auf Grund eines Berichts in der fränki-

Digitized by Google

schen Chronik des Lorenz Friess, dass ein von Hans Sporer gedrucktes Spottlied auf den erfolglosen Versuch des Herzogs Albrecht von Sachsen, seinen Sohn Friedrich zum Coadjutor von Würzburg wählen zu lassen, das in Folge einer Klage des Herzogs auf kaiserlichen Befehl überall aufgekauft und verbrandt sei, jenen genöthigt habe, von Bamberg zu entfliehen. In Erfurt wohnte er zuerst: Zu dem Einsiedler bei St. Veit (Sprenger l. c. Falkenstein l. c. S. 124. Panzer l. c. S. 218. 220. Zusätze S. 81). Von den dort gedruckten Schriften hat er vier mit Hans Buchdrucker von Nürnberg, die beiden andern mit: Meister Hans Sporer unterzeichnet. Der weisse Lilienberg hinter St. Pauls Pfarre erscheint erst 1497 als seine Wohnung; er war es auch noch 1500, wo in demselben ein Büchlein von bewerter Ertzney der pferde, Herzog Ernsts Ausfahrt (Panzer Zus. S. 92) und der weiter unten näher zu erwähnende zweite Abdruck von des Ritters Morgener Walfahrt erschienen. Um diese Zeit scheint Sporer aber gestorben zu sein, oder sein Geschäft aufgegeben zu haben, indem später bei ihm erschienene Druckwerke nicht bekannt sind. Er kann sein Gewerbe übrigens nur in geringem Umfange betrieben haben, da keine einzige grössere Schrift aus seiner Presse hervorgegangen ist. Alle von ihm sowohl in Bamberg als Erfurt gedruckten Bücher, mit alleiniger Ausnahme von zwei 1500 erschienenen, deren eine $4\frac{1}{2}$, die andere 5 Bogen enthielt, waren nur einen bis drei Bogen stark und bestanden in Schriften, die nicht für die Gelehrten, sondern für das Volk bestimmt waren. Dem entsprechend sind sie fast sämmtlich mit Holzschnitten versehen, die unzweifelhaft von Sporer selbst, der ja von Hause aus Holzschneider war, angefertigt sind. Es hat sogar den Anschein, als wenn diese Kunst auch später ihm die Hauptsache geblieben, und er den Typendruck nur damit verbunden, um seinen Holzschneidearbeiten einen leichteren und sicherern Absatz zu verschaffen. Seine Drucksachen haben daher auch begreiflicher Weise keine Aufnahme in die wissenschaftlichen Sammlungen jener Zeit gefunden, ein Umstand, aus dem es sich hinreichend erklärt, dass sie zu den grössten bibliographischen Seltenheiten gehören, und theilweise, wie namentlich die fünf kleinen Schriften, welche nun näher erwähnt werden sollen, so viel sich hat ermitteln lassen, nur in einem einzigen Exemplar bis auf unsere Zeit gelangt sind.

Digitized by Google

Die Königin von Frankreich, die vom Marschall verläumdet ward.

Der Titel lautet: „Die Kunigin von Frankreich, dy der marschalk gegen dem Kunig versagen wart, Um das sy nit seins willen was. In regnbogens langen Don.“ Darunter ein Holzschnitt, auf dem vorn der auf der Jagd befindliche König, im Hintergrunde die mit dem Zwerge im Bette liegende Königin und der Marschall, welcher aus der Thür des Schlosses heraustritt. Die Schlussschrift lautet: „Gedruckt zu Erffort. In sant Pauls pfar zu dē weissē liligenberge. Anno domini 1x98.“ Das Werkchen enthält 10 Blätter, deren letztes auf der Rückseite unbedruckt ist, und hat Signaturen aber keine Blatt- oder Seitenzahlen. Ausser dem Titelholzschnitt finden sich noch 15 in den Text eingedruckte Holzschnitte, sämmtlich sehr roh gearbeitet.

Verfertigt ist das Gedicht, wie schon der Titel angiebt, in des Regenbogen langem Ton, einem dreiundzwanzigzeiligen Gesätz (Strophe) die aus zwei s. g. Stollen zu vier Zeilen und einem Abgesang von 15 Zeilen besteht, dem vierten gekrönten Tone des meisterlichen Hortes, von dem v. d. Hagen Minnesinger IV. 639 ausführlich handelt, der auch ibd. p. 935, eben so wie Wagenseil (von der Meistersänger holdseliger Kunst Anfang etc.) und Eschenburg (Denkmäler alter Dichtk. S. 347) die dazu gehörige Singweise mittheilt. — Dergleichen Strophen sind 15 vorhanden, so dass das ganze Gedicht 315 Verse hat.

Der Inhalt ist nachstehender:

Der König von Frankreich hatte eine schöne tugendhafte Gemahlin. Sein Marschall, der grosse Macht besass, warb um ihre Liebe; da sie ihn abwiess, so beschloss er sich zu rächen. Als eines Morgens der König zur Jagd geritten war, nahm der Marschall einen schlafenden Zwerg und legte ihn in das Bette der gleichfalls noch schlafenden Königin, ohne dass eins von beiden erwachte. Er selbst eilte zum Könige und klagte bei diesem die Königin des Treubruchs an. Derselbe begab sich sogleich nach Hause und tödtete, als er jene Beide im Bette neben einander schlafend fand, den Zwerg sofort, indem er ihn an die Mauer schleuderte und wollte auch die Königin umbringen lassen. Der Herzog Leopold, der dies vernahm, beschwor ihn jedoch, dies nicht zu thun, damit er nicht ohne Erben bleibe, indem die Königin sich gesegneten Leibes befand. Er schlug

Digitized by Google

vor, diese an einen fremden Ort zu senden, und dort unter die Obhut eines frommen alten Dieners zu stellen, und, wenn sie erst dem Könige einen Erben geboren, darüber Entscheidung zu treffen: ob Tod oder ewige Verbannung ihr Loos sein solle. Herzog Leopold, der von der Unschuld der Königin überzeugt war, hoffte, dass es ihm inzwischen gelingen werde, den gegen sie gesponnenen Verrath ans Licht zu bringen. Der König liess sich erweichen; doch befahl er, so schmerzlich es ihm auch war, sich von ihr zu trennen, sie nach ihrer Niederkunft zu tödten. Sie wurde einem frommen alten Ritter übergeben, der dem Herzoge gelobte, ihrer treu wahrzunehmen. — Während jener mit der Königin durch einen wilden Wald zog, wird er von dem Marschall, der aus Besorgniss, dass seine Schandthat kundbar werden könne, schnell nachgeeilt war, überfallen und ermordet. Der Königin gelang es jedoch, während des Kampfes in das Dickicht zu entweichen und sich so dem Marschall zu entziehen. Nachdem sie drei Tage im Walde umhergeirrt, nur mit Kräutern und Wurzeln ihr Leben fristend, trifft sie einen Köhler, dem sie ihr Leid klagt und der sie freundlich aufnimmt und in dessen Hütte sie eines lieblichen Knäbleins genass. Sie übergiebt hierauf dem Köhler fünf Goldgulden, die sie bei sich hatte, und schickt ihn nach Paris, um alle zu weiblichen Handarbeiten nöthigen Werkzeuge und verschiedene farbige Seidenbänder zu kaufen, empfiehlt ihm dabei aber möglichste Eile und die tiefste Verschwiegenheit, damit nicht ihr Aufenthalt entdeckt werde. Vermittelst der eingekauften Gegenstände verfertigte sie schöne Arbeiten, durch deren Verkauf sie sich die Mittel zum Unterhalt für sich und ihr Kind verschaffte.

Der alte Ritter hatte einen Hund bei sich gehabt, der ihn auch nach dem Tode nicht verliess, sich täglich nach der Stelle begab, wo jener ermordet worden, und die Wunden des Erschlagenen leckte, dann aber nach dem königlichen Schlosse lief und den Marschall, wenn er ihn irgend erspähen konnte, mit Gebell und Beissen anfiel. Herzog Leopold, dem das Benehmen des Hundes aufgefallen war, folgte ihm einst nach in den Wald und gelangte so zu der Leiche des alten Ritters. Als bald nachher der König an der Tafel sass, ihm gegenüber der Marschall, fand sich wieder der Hund ein, biss diesen so gewaltig, dass er ihm ein Stück Fleisch ausriss, und flüchtete dann in den Schoss des

Digitized by Google

Herzogs. Der Marschall fordert von dem Letzteren die Auslieferung des Hundes. Aber Herzog Leopold erklärte nun dem Könige: dass der Hund ihn zu seinem Fürsprecher erwählt und ihm mitgetheilt habe, dass der Marschall an dem Tode seines Herrn schuldig, dass er ihm sogar die Stelle gezeigt, wo dieser ermordet worden, und dass er bereit sei, den Beweis hierüber zu führen. Viele Herzoge, Fürsten und Freie, denen der Tod des alten Ritters nahe gegangen, folgten nun dem Hunde, als derselbe sich wieder in den Wald begab, und gelangten so zu der Leiche. Diese wurde darauf mit Procession aus dem Walde geholt und feierlich bestattet, der Marschall aber wurde auf Antrieb des Herzogs Leopold genöthigt, im Zweikampf mit dem Hunde seine Unschuld darzuthun, wobei er zu seinem Schutze einen armlangen Knüttel erhielt, während der Hund blos auf seine Zähne verwiesen blieb. Dieser trug zwar manchen harten Schlag davon, fasste zuletzt aber seinen Gegner an der Kehle, warf ihn zu Boden und würde ihn umgebracht haben, wenn nicht der König dem Kampfe Einhalt zu thun geboten hätte. Der Marschall bekannte nun alle seine Missethaten und musste dafür die Strafe des Rades erleiden, nachdem er zur Richtstätte geschleift worden.

Als der König so die Unschuld seiner Gemahlin erkannt, war er von tiefer Reue und innigem Schmerze erfüllt. Er sandte in alle Lande hinaus, um sie aufzusuchen und verhiess demjenigen reichen Lohn, der sie wieder brächte. Drei Jahre lang blieb jedoch alle Mühe erfolglos. Um die Zeit schickte aber die Königin den Köhler wieder nach Paris, um eine von ihr verfertigte Arbeit zu verkaufen. Eine Krämerin, der er solche zum Kauf antrug, erkannte sofort, dass niemand anders als die Königin die Verfertigerin gewesen sein könne, eilte sogleich zum Könige und theilte diesem ihre Entdeckung mit. Der vorgeforderte Köhler leugnet zwar anfangs, musste aber, da die Arbeit keinen Zweifel liess, zuletzt die Wahrheit bekennen, wobei er nur für das Leben der Königin bat. Der König lässt sich von ihm sofort nach seinem Häuschen führen; der Köhler erbittet sich die Erlaubniss voran zu gehen. Die von ihm benachrichtigte Königin, die noch immer ihr Leben bedroht glaubt, ergreift die Flucht, wird aber vom Könige ereilt, der ihr dann eröffnet, wie sie nichts von ihm zu fürchten habe, er vielmehr schon lange

Digitized by Google

um sie Angst und Sorgen getragen, und sich nie wieder von ihr trennen wolle. Er springt vom Pferde, umschliesst sie mit seinen Armen, herzt und küsst sie. Bald wird auch das Söhnlein aufgefunden, das die Mutter, weil es ihr zu schwer geworden, bei der Flucht hatte zurücklassen müssen. Der König brachte nun Beide heim; es wurde mit aller Pracht eine neue Hochzeit ausgerichtet, mit Ringstechen und Turnier, die vierzehn Tage währten und zu der von nah und fern Vornehme und Geringe herbeiströmten. Alle die gekommen waren, wurden mit Speise und Trank freigehalten, so dass männiglich den König und die Königin priesen. Auch der Köhler ward reich belohnt und mit einer Grafschaft beliehen. Der König, nachdem er sich nochmals von dem Köhler, seinem lieben Gevatter — denn dieser hatte das Königskind aus der Taufe gehoben — Alles auf's Genaueste hatte wiederholen lassen, befahl die Geschichte niederzuschreiben.

Der Schluss der Erzählung: —

> Hiermit endet sich dies neue Gedicht,
> Und ist in einem gemeinen Ton gemacht,
> Doch neu in der Historie nicht,
> Sondern wie vor in Sprüchen ist gedacht. —

ergiebt: dass derselben eine ältere Bearbeitung zu Grunde liegt, und zwar eine nicht strophische, denn eine solche ist unter den „Sprüchen" zu verstehen (Uhland Schriften z. Gesch. d. Dichtung u. Sage II. S. 465), während der „gemeine Ton" sich auf die Umgestaltung in eine auf den gesangsweisen Vortrag berechnete strophische Form bezieht.

In der That hat auch eine Bearbeitung der ersteren Art existirt; sie ist noch jetzt nicht nur in einer grossen Anzahl von Handschriften (v. d. Hagen Gesammtabenth. I. S. 52. III. S. 778—780, Massmann Kaiserchronik III. S. 907) unter verschiedenen Titeln — Von der Kuniginn von frankreich wie ez ir erging — dis ist der Kunig von Frankreich — von dem hunt von Frankreich — die königin von Frankreich und der ungetriuwe marschalk — das ist der kunigk von franckhreich vnd sein fraw gar mynnigkleich die so jämerklich verraten ward von jrem pozen marschalkh — auf uns gelangt, sondern auch mehrfach (Graff Diutiska III. S. 378—397. Meyer und Mooyer Altdeutsche Dichtungen S. 52—62, v. d. Hagen l. c. I. S. 162—187) gedruckt.

Digitized by Google

Die Handschriften so wie die Abdrücke enthalten zwar verschiedene Recensionen und im Einzelnen mancherlei Abweichungen, wie sich schon daraus ergiebt: dass der Abdruck bei Graf aus einer Wiener Handschrift 753, der bei Meyer 702, der bei v. d. Hagen 678, die Berliner Handschrift 691 Verszeilen enthält *), der Gang der Erzählung ist aber in allen der nämliche und stimmt im Allgemeinen auch mit dem in der vorliegenden Bearbeitung überein, nur dass die letztere, die noch nicht halb so viel Verszeilen enthält wie die kürzeste von jenen, sehr erheblich zusammengezogen ist, was freilich ihre Bestimmung, gesangsweise vorgetragen zu werden, nöthig machte.

Die wesentlicheren Abweichungen des Liedes von der älteren Bearbeitung bestehen darin: dass der Herzog Leopold in der letzteren Herzog von Oesterreich und Oheim des Königs genannt wird, dass derselbe dem alten Ritter, der die Königin zu geleiten hat, das ausdrückliche Versprechen abnimmt, diese nicht zu tödten, dass die Angabe: dieselbe sei drei Tage im Walde umhergeirrt, fehlt, der Köhler von ihr zehn Gulden erhält, nicht blos um Seide verschiedener Farben, sondern auch Lebensmittel einzukaufen, dass Herzog Leopold nicht bereits den Leichnam des Ritters gefunden hat, als der Hund in des Königs Gegenwart den Marschall anfällt, die Leiche überhaupt gar nicht aufgesucht und daher auch nicht gefunden und bestattet wird, so dass also der Antrag des Herzogs auf einen gottesgerichtlichen Zweikampf zwischen dem Marschall und dem Hunde ziemlich wenig motivirt erscheint; dass jener sich nur mit grossem Widerstreben zum Kampfe versteht, nachdem er besiegt worden, aber ein sehr ausführliches Sündenbekenntniss ablegt (V. 421—441 und V. 470—476 des Abdrucks bei v. d. Hagen); dass der König, nachdem die Krämerin ihre Entdeckung ihm mitgetheilt, sich in Begleitung des Herzogs Leopold in deren Laden begiebt, um den Köhler abzuhören, der mit der Arbeit aus England gekommen zu sein anfangs behauptet, und erst, als der Herzog sich dafür verbürgt, dass der Königin kein Leid geschehen solle, die Wahrheit gesteht; dass endlich nach der Rückkehr jener an den Hof bloss die Taufe ihres Sohnes statt-

*) Die Varianten sind vollständig von v. d. Hagen l. c. I. S. 522—533 verzeichnet.

Digitized by Google

findet, von einer wiederholten Hochzeitsfeier, Ritterspielen u. s. w. aber nicht die Rede ist, wie denn überhaupt die strophische Bearbeitung, während sie sich sonst auf die Thatsachen beschränkt und alle Gegenreden fortlässt, doch gegen den Schluss ausgeführter ist, wie ihr Vorbild. Die Abänderungen, welche der Verfasser von jener vorgenommen, muss man beinahe durchgehends als Verbesserungen ansehen, namentlich gilt dies von denen, welche sich auf die Auffindung der Leiche des alten Ritters und deren feierliche Bestattung beziehen.

Man hat angenommen: dass auch der bekannte nürnbergische Meistersänger, Hans Rosenplut, genannt der Schnepperer, von welchem ausführlicher zu sprechen sich noch weiter unten Gelegenheit darbieten wird, den gleichen Gegenstand in einer poetischen Erzählung: von dem ungetreuen Marschall, behandelt habe, da eine solche sich in einer, Rosenplut'sche Gedichte enthaltenden Handschrift der hamburgischen Stadtbibliothek (Cod. chart. 4. S. 3—24) vorfindet (Petersen Gesch. d. Hamb. Stadtbibliothek S. 247). Die Richtigkeit dieser Annahmen muss aber bezweifelt werden. Der gedachten Handschrift sind erst von späterer Hand die Worte: Rhythmi vet. german. circa finem sec. XV. vel initium XVI. a Johanne Rosenplut dicto Schnepperer compositi, beigefügt. Wie wenig zuverlässig diese Angabe sei, geht schon daraus hervor, dass die dichterische Thätigkeit Rosenpluts keinesweges in den Schluss des funfzehnten oder den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, sondern in die Jahre 1431—1460 fällt (Keller Fastnachtspiele III. S. 1079). Die Handschrift enthält allerdings auch einige Gedichte dieses Meistersängers, daraus kann man aber noch keinesweges schliessen, dass Alles, was darin Aufnahme gefunden, ihm zugehöre, vielmehr befinden sich einige Gedichte darin, in denen sich ausdrücklich andere z. B. Hans Rosner (Nr. 8 Von dem der vil handwerck kunde und dennoch unglück jm zustunde) und Heinr. Teichner (N. 9 Von der wellt lauff) als Verfasser namhaft machen. Rosenplut hat die Gewohnheit, sich am Schlusse seiner Gedichte selbst zu nennen, und dies geschieht auch in denen der Hamburger Handschrift, die ihm wirklich angehören, so in Nr. 3 Die Hochzeit des Kunigs von Engellant und Nr. 6 Vom pfarrer der zu fünff male starb, dagegen kommt sein Name in dem hier in Rede stehenden Gedichte nicht vor, wie sich denn

Digitized by Google

dasselbe auch in keiner anderen Handschrift und keinem Druckwerke, welche die Arbeiten Rosenpluts enthalten, findet. Anscheinend ist die Bearbeitung der Erzählung von dem ungetreuen Marschall in der Hamburger Handschrift die nämliche, welche aus einem Wiener Manuscript in Graffs Diutiska abgedruckt ist, da die von Keller (l. c. III. S. 1431) mitgetheilten Anfangs- und Schlusszeilen der ersteren ziemlich wörtlich mit denen der letzteren übereinstimmen.

Der Verfasser der hier uns vorliegenden Bearbeitung ist eben so wenig wie der ihres nicht strophischen Vorbildes bekannt und wird auch schwerlich zu ermitteln sein. Sie selbst giebt weder in dieser Beziehung noch in Betreff der Zeit der Abfassung einen Anhalt. Nur versteht es sich, dass sie, da sie in einer von Regenbogen erfundenen Strophe und als diese sich bereits allgemeinen Eingang verschafft hatte, abgefasst ist, in eine spätere Zeit fallen muss, als die Regenbogens. Allerdings ist der hieraus sich ergebende Anhalt noch immer etwas unsicher, da die Lebensperiode des genannten Meisters bald in das Ende des 13. Jahrhunderts (Uhland l. c. II. S. 320 III. S. 203) oder um 1300 (v. d. Hagen und Büsching Literarisch. Grundr. S. 475), bald in den Anfang des 15. Jahrhunderts (Gervinus Gesch. d. deutsch. Litter. II. 154. Ettmüller Litteraturgesch. S. 269) gesetzt wird; doch kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, dass Regenbogen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt habe, da in einem seiner Gedichte des Kaisers Ludwig des Baiern als eines Lebenden gedacht wird.

Die Sprache der vorliegenden Bearbeitung ist die am Schlusse des 15. Jahrhunderts üblich gewesene, doch kann hieraus noch kein unbedingter Schluss auf die Zeit der Abfassung gezogen werden, da der Drucker, der seine Arbeit nicht für die Gelehrten, sondern für das grössere Publikum bestimmt hatte, jedenfalls dafür Sorge getragen haben wird, dass sie nicht in einer damals nicht mehr allgemein verständlichen Sprache an das Licht trete. Ihre Abfassung ist wohl nicht später als in den Anfang des 15. Jahrhunderts zu setzen, wo, nachdem die höfische Dichtung allmählich ganz verstummt war, das Volk wieder anfing der Poesie seine Pflege zuzuwenden und damit begann, bereits vorhandene Stoffe in die seinen Bedürfnissen entsprechende Form umzugiessen, ein Verfahren, von dem uns ein zweites Bei-

Digitized by Google

spiel weiter unten begegnen wird. Läge zwischen der Abfassung des Gedichts und dessen Druck eine längere Zeit, so würde unzweifelhaft der Reim häufiger verwischt sein, wie jetzt der Fall ist.

Eine Handschrift von demselben existirt, so weit sich hat ermitteln lassen, nicht — ein Umstand, der gleichfalls die obige Annahme unterstützt — sonst würde aus dieser vielleicht ein bestimmter Anhaltspunkt für die Entstehungszeit gewonnen werden können; dagegen ist das Gedicht im 16. Jahrhundert mehrfach gedruckt; Weller (Annal. II. S. 200. 201) führt vier Ausgaben auf; der Titel lautet hier: das lied von der Kunigin von Frankreych die der falsch marschalk den Kunig übergab, da sie mit wolt seyns willen pflegen. In des Regenbogen langen Ton. Aus dem 15. Jahrhundert sind andere Ausgaben als die vorliegende nicht bekannt, so dass diese also die älteste sein würde.

Der Inhalt der Erzählung schliesst sich einerseits an die Sagen von Frauen, welche von ihren Gatten verstossen wurden, weil ein Verräther, dessen Liebeswerbung sie zurückgewiesen, sie verläumdet und der Untreue bezüchtigt hatte, die dann in der Wildniss, in der sie Zuflucht gefunden, eines Kindes genesen, und endlich, nachdem ihre Unschuld erkannt worden, mit dem Gatten wieder vereinigt werden, während der Verräther die gebührende Strafe erhält, wie wir ihnen in der Genovefa, der Crescentia, der Florentia, dem Kaiser Octavian, der Tochter des Reussenkönigs u. s. w. in grösserer oder geringerer Uebereinstimmung wieder begegnen, *) andererseits an die durch Thiere

*) Ueber diesen ganzen Sagenkreis vergl. v. d. Hagen Ueber die Schwanensage (Abhandl. d. Berl. Academ. d. Wissensch. 1846) S. 564 fgg. Ders. Gesammtabenth. I. p. CI., Massmann Kaiserchronik III. S. 893—917, besonders aber Svend Grundtvig in der Einleitung zu den von ihm mitgetheilten, auf den fraglichen Sagenkreis bezüglichen dänischen, isländischen und faröischen Volksliedern (Danmarks gamle folkeviser. Kiöbhn. 1853 I. S. 177—213) Grundtvig glaubt: dass die Sage, die er gewissermassen als ein weibliches Seitenstück zur männlichen Josephssage ansieht, ursprünglich mehreren germanischen Stämmen, so namentlich den Franken und Longobarden gemeinsam gewesen, dann sich über Deutschland verbreitet, von hier aus in England, Dänemark, den Faroen und Island Eingang gefunden, in allen diesen Ländern mit wirklichen historischen Personen verbunden worden sei, zuletzt aber jede historische Anknüpfung aufgegeben habe.

Digitized by Google

an den Tag gebrachten Mordthaten, wie sie sich auch in den Kranichen des Ibycus, den durch Rebhühner entdeckten Judenmord (Boners Edelstein Nr. 6), den Raben, welche die Mörder des h. Meinrad verrathen (E. v. Bülow zur Nachfolge Christi. Novellensamml. S. 191) u. dergl. m. finden. In der hier vorliegenden Benutzung dieses Stoffs tritt nur das Eigenthümliche hinzu, dass der Mörder durch einen Zweikampf mit dem entdeckenden Thiere überführt wird. Es ist dies die allbekannte und bis auf die neueste Zeit vielfach bearbeitete Erzählung von dem Hunde des Aubry, die sogar nicht ohne Einfluss auf die literarischen und theatralischen Zustände Deutschlands geblieben, da ihre Inscenesetzung es war, welche Göthe veranlasste, von der Leitung des Weimarschen Hoftheaters zurückzutreten.

Die Erzählung gehört ihrem Ursprunge nach in den epischen Sagenkreis des nördlichen Frankreichs, dem von Karl dem Grossen und seinen Paladinen, denn der König, welcher seine Gattin verstösst, ist kein Anderer als Karl der Grosse selbst. Schon in sehr früher Zeit hat die Poesie sich dieses Stoffes bemächtigt. Alberich, Mönch im Kloster Troisfontaines in der Diöcese Lüttich, ein Geschichtsschreiber des 13. Jahrhunderts — er schrieb sein Chronicon 1239 und legte 1246 die letzte Hand daran (Willmann in Pertz Archiv X. S. 179) — fährt (Chronicon e manuscript. nunc prim. editum a G. G. Leibnitio. Lips. 1696 zugleich Th. I. Abth. 2 von dessen Access, hist. pag. 105), nachdem er zuvor auf Grund einer Angabe von Alcuin erwähnt: dass Karl der Grosse auf Anmahnung seiner Mutter die Tochter des Longobardenkönigs Desiderius geheirathet, dieselbe aber nach einem Jahre aus unbekannten Gründen wieder verstossen und Hildegard, aus einem der edelsten Geschlechter Schwabens entsprossen, heimgeführt, welche ihm drei Söhne, Karl, Pipin und Ludwig geboren habe, so fort: „Ueber die Verstossung der erstgenannten Königin, welche den Namen Sibilla führte, ist von französischen Sängern ein sehr schönes Gedicht gemacht worden, von einem sehr hässlichen Zwerge *), der die Veranlassung zur Vertreibung der Königin gegeben hat, von Aubry (Albericus)

*) Bei Albericus steht vano, wohl nur durch einen Schreib- oder Druckfehler, statt: nano.

Digitized by Google

dem Ritter von Montdidier (Montis-Desiderii), welcher sie geleiten sollte, von dem Tode des Verräthers Macaire (Macharius), von dem Jagdhunde jenes Aubry, der den obengenannten Macaire in Gegenwart Karls zu Paris in einem wunderbaren Zweikampfe besiegte; von Galleran, Bachar und eben diesem Macaire, wie sie schmachvoll durch die Strassen geschleift und mit dem Tode am Galgen belegt wurden; von einem bäuerischen Eseltreiber Namens Warocher, der die obengenannte Königin in bewundernswürdiger Weise in ihre Heimath brachte; von dem berüchtigten Räuber Grimard (Girimardus), mit dem sie unterweges zusammentrafen; von einem Einsiedler und dessen Bruder Richard (Richerus), Kaiser von Constantinopel, dem Vater der genannten Königin; von dem Zuge, den der Kaiser mit seinen Griechen nach Frankreich unternahm; von Sibillens Sohn, Ludwig genannt, dem der Herzog Naimes (Naaman) seine Tochter Blanchefleur zur Gattin gab, und wie Karl der Grosse auf dem Bergschloss Guidomar (Widomarum) von Ludwig und den Griechen belagert wurde; von der Wiederaussöhnung der Königin mit Karl, was übrigens unrichtig ist, von dem Tode der sechs Verräther aus dem Geschlechte Ganelons, von denen die beiden obengenannten, Macaire und Galleran zu Paris umkamen, zwei vor den Thoren von Guidomar, darunter Amaugis (Almagius) und zwei im Schlosse selbst, und vielem Anderen, was sich noch in diesem Romane findet und zum grossen Theile grundfalsch ist. Denn dies Alles, wenn es auch ergötzen und die Hörer bald zum Lachen, bald zu Thränen bewegen mag, kann doch, weil es sich zu weit von der Wahrheit entfernt und nur um des Gewinnstes willen so verfasst ist, nicht gutgeheissen werden."

Die Chanson de geste, von welcher Alberich hier einen Auszug giebt, scheint zwar vollständig nicht mehr vorhanden zu sein, man irrt aber sicher nicht, wenn man annimmt, dass das auf einem Pergamentblatte, welches auf dem Deckel eines Johannes de Lyra aufgeklebt war, entdeckte Fragment, das von Reiffenberg (Mouskes I. p. 611—614) und hiernach von Wolf (Ueber die beiden niederländisch. Volksbücher S. 8—12) mitgetheilt ist, demselben angehöre. Nicht nur stimmt die Sprache, die auf den Anfang des 13. Jahrhunderts weist, aus welchem letzteren den Schriftzügen nach auch das Manuscript stammt, zu dieser Annahme, sondern es kommen auch die in demselben auftretenden

Digitized by Google

Personen mit den von Alberich genannten überein — Karl der Grosse — dessen Gemahlin Sibille — Richer *), Kaiser von Constantinopel, deren Vater — Louys, ihr Sohn — Varocher, der Eseltreiber, der sie ihrem Vater zuführt — Grimard, der Räuber, mit dem sie unterwegs zusammentreffen — der Einsiedler, Kaiser Richers Bruder. Wenn Sibille in dem Fragmente sagt, sie sei nur Ein Jahr bei Karl gewesen, so stimmt auch dies genau zu dem Berichte Alberichs; die Schlussworte von jenem:

Or m'en a fors gitée par dit de losengier
Par les maus traitors cui diex doinst encombrier
Les parent Ganélon que Dieu n'orent ains chier

klingen fast so, als wenn Alberich seine „proditores de genere Ganelonis" wörtlich ihnen entnommen habe. Das Fragment enthält zwar gerade die Hauptbegebenheit, die uns zur Vergleichung mit dem deutschen Gedichte besonders interessiren würde, die Verstossung der Königin, nicht, sondern beschränkt sich auf die Vorfälle bei dem Zuge von Ungarn nach Constantinopel — das Zusammentreffen Varochers und der Königin mit dem Räuber Grimard und dem Einsiedler — aber es reicht dies vollkommen aus, um die Identität mit der von Alberich erwähnten Chanson de geste darzuthun, und zu dem Schlusse zu berechtigen: dass auch in den nicht auf uns gelangten Abschnitten eine gleiche Uebereinstimmung stattgefunden haben werde. **)

Jeder etwa mögliche Zweifel hierüber wird dadurch beseitigt, dass wir ein spanisches und ein niederländisches Volksbuch besitzen, die offenbar im Wesentlichen nur eine Bearbeitung jener epischen Dichtung enthalten, mögen sie nun unmittelbar, oder wie Wolf (Neueste Leistungen S. 158) ohne dringenden

*) Die Namen Richer, Varocher und Grimard sind in dem Fragment nur durch die Anfangssylben: Rich., Var. und Gri. bezeichnet; die mittelalterlichen Handschriften begnügen sich aber nicht selten damit, die Eigennamen nur bei dem ersten Vorkommen voll auszuschreiben, ein Verfahren, was namentlich bei den französischen Abschreibern sehr gewöhnlich war.

**) Auch Wolf (Niederländ. Volksbuch I. S. 183 fgg.) hat schon angenommen, dass das Fragment der von Alberich erwähnten Chanson de geste angehöre, die in jenem erhaltenen Stellen mit den bezüglichen Abschnitten des spanischen und des niederländischen Volksbuchs zusammengestellt, und deren beinahe wörtliche Uebereinstimmung nachzuweissen gesucht.

Digitized by Google

Grund vermuthet, durch Vermittelung eines französischen Prosaromans *) daraus geschöpft sein, und die ihrerseits, abgesehen davon, dass die Eigennamen theilweise hispanisirt sind, bezüglich eine holländische Färbung erhalten haben, vollkommen mit dem erhaltenen Fragment der chanson de geste und dem Auszuge derselben bei Alberich übereinstimmen **), so dass der Inhalt des ersteren auch in seinen übrigen Theilen dadurch genau bekannt wird. Da Ferd. Wolf von dem spanischen Volksbuche, der Hystoria de la reyna Sebilla in den: Neuesten Leistungen

*) Dass die spanische Uebertragung der Sibillensage erheblich früher erfolgt sei als deren Erscheinen im Druck (Sevilla 1532. Burgos 1551. ibid. 1553. Valladolid 1623) ergiebt sich daraus: dass sich eine noch dem 14. Jahrhundert angehörige Handschrift derselben: Cuenta del Emperador Carlos Maynes de Roma et de la buena Emperadriz Sebilla, in der Bibliothek des Escurial befindet (Pascual de Gayangos in dem seiner Ausgabe des Amadis vorgesetzten: Catalogo razonado de los libros de caballerias p. LXXXIII). Die Umarbeitung ihrer Heldengedichte in Prosaromane durch die Franzosen selbst erfolgte aber erst im 15. Jahrhundert (Rosenkrauz Gesch. d. Poesie Th. II. S. 138. vergl. auch Dunlop Gesch. d. Prosadichtung übertr. von Liebrecht S. 63. 64).

**) Wenn v. d. Hagen (Gesammtabenth. I. S. CXI. die Hauptabweichung des spanischen Romans von Alberichs Auszug aus dem französischen Heldengedichte darin findet, dass die lombardische Königstochter in eine griechische Kaisertochter verwandelt sei, so beruht dies auf einem Missverständnisse. Alberich unterscheidet zwischen der wirklichen Geschichte, für deren Gewährsmann ihm Alcuin gilt, und der Chanson de geste. Nur nach jener ist Karls Gemahlin die Tochter des Longobarden-Königs Desiderius, dagegen wird in der von ihm gegebenen Uebersicht des Inhalts des Heldengedichts gleichfalls Kaiser Richer von Constantinopel als der Vater Sibillens genannt. Es fragt sich aber doch: ob Alberich sich nicht in einer anderen Beziehung eine Verwechselung hat zu Schulden kommen lassen, denn nicht die von Karl verstossene Tochter des Desiderius ist die Sibille der Sage, vielmehr ist jene die Nachfolgerin von dieser in der Reihe von Karls Gemahlinnen. In dem Roman de Charlemagne, der als eine Arbeit des Girard d'Amiens sich giebt, wird nämlich erzählt: dass Galiena, die, wie weiter unten gezeigt werden wird, mit Sibille identisch ist, da sie den letzteren Namen bei ihrer Taufe empfing, bald, nachdem sie Karl einen Sohn geboren, gestorben sei. Nach einem Jahre des Witthums habe Karl aus Staatsrücksichten die Tochter des Longobardenkönigs Didier geheirathet, die er demnächst aber ebenfalls aus Gründen der Politik wieder verstossen habe. Weiter unten wird noch eine andere Verwechselung, der Alberich sich schuldig gemacht, erwähnt werden.

Digitized by Google

der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte S. 124—156, von dem niederländischen aber in: Ueber die beiden wiederaufgefundenen niederländischen Volksbücher von der Königin Sibille und von Huon von Bordeaux, Wien 1857 (auch in den Denkschriften der kaiserl. Academie der Wissensch. Philosoph. hist. Klasse Bd. VIII. S. 180—282) genaue Analysen gegeben hat, so kann ich mich auf eine Mittheilung des Inhalts, so weit er zu dem hier vorliegenden Liede in unmittelbarer Beziehung steht, beschränken.

Als Karl der Grosse einst mit seiner Gemahlin, der Königin Sibille, und seinen Vasallen zu St. Denis ein grosses Fest beging, fand sich ein zwerghafter Ritter von auffallender Hässlichkeit ein, der dem Könige seine Dienste anbot. Dieser fand Wohlgefallen an ihm und nahm ihn mit sich nach Paris. Als Karl sich einst früh Morgens auf die Jagd begiebt und seine Gemahlin noch schlafend zurücklässt, schleicht sich der Zwerg in das offengebliebene Schlafgemach und nähert sich mit lüsterner Begierde der reizenden Schläferin, die darüber erwacht und, als jener so kühn ist, ihr Liebesanträge zu machen, so in Zorn geräth, dass sie ihm einen Backenstreich versetzt, der ihm drei Zähne kostet. Der Zwerg ergreift nun zwar die Flucht, beschliesst aber sich zu rächen. Als der König, von der Jagd heimgekehrt, den Verlust der Zähne wahrnimmt, behauptet jener, sie bei einem Falle eingebüsst zu haben. Noch in der nächsten Nacht schleicht er sich wieder in das königliche Schlafzimmer und verbirgt sich dort hinter einem Teppich, bis der König sich noch vor Tagesanbruch vom Lager erhebt, um sich zur Frühmette zu begeben. Der Zwerg nimmt nun dessen Stelle ein, entschläft aber selbst, zwischen Furcht und Begierde schwankend, bevor er noch seine frevelhafte Absicht ausgeführt. Als der König bei der Rückkehr aus der Kirche beide so beieinanderliegend findet, ist er ausser sich vor Wuth, und ruft seine Vasallen hinein, damit sie Zeugen des entweihten Ehebettes sind und über den Frevel richten. Unter ihnen ist auch das Geschlecht der Verräther, Ganelon und seine Sippen, die Mainzer, namentlich Macaire, der stets süsse Worte im Munde, aber boshafte Ränke im Herzen hatte. Dieser heuchelt tiefe Betrübniss und Entrüstung und räth dem Könige, die auf frischer That ertapp-

Digitized by Google

ten Verbrecher den Feuertod erleiden zu lassen. Ihm stimmen die Uebrigen seines Geschlechtes bei. Nachdem der König demgemäss den Befehl ertheilt hat, die Königin und den Zwerg dem Flammentode zu übergeben, säumen Macaire und seine Genossen nicht, jenen zur Ausführung zu bringen und richten mit eigenen Händen den Holzstoss zu. Vergeblich ruft Sibille das Mitleid ihres Gatten unter Betheuerung ihrer Unschuld an, selbst ihre Bitte: wenn man einmal sie verderben wolle, doch um des Kindes willen, das sie unter dem Herzen trage, bis nach dessen Geburt ihr Leben zu fristen, bleibt unerhört. Alle Zuschauer werden bei dem Anblicke der schönen, in Thränen schwimmenden Frau tief gerührt, aber der König verharrt in seinem Zorn und keiner wagt es, diesem Einhalt zu thun. Schon lodern die Flammen des Holzstosses, da erscheinen noch im letzten Augenblicke der ehrwürdige Herzog Naimes, Almerich von Narbonne und Wilhelm von Schottland, werfen sich dem Könige zu Füssen und bitten ihn um Gnade, indem sie auf den unersetzlichen Verlust hinweisen, den Karl selbst und das Reich erleiden würden, wenn das Kind, das die Königin unter dem Herzen trage, zu Grunde gehe. Sie schlagen vor, diese zu verbannen. Der König wird hierdurch wenigstens bewogen, den Vorfall näher zu untersuchen. Als aber der Zwerg, die Wahrheit zu bekennen aufgefordert, auf Antrieb der Verräther, die ihm reichen Lohn zugesagt, erklärt: dass er trotz seines Widerstrebens der Königin habe zu Willen sein müssen, da entbrennt Karls Zorn von Neuem. Er lässt den Zwerg sofort in die Flammen werfen, der Königin aber gebietet er, durch das Ansehen und die Vorstellungen des Herzogs Naimes bewogen, nach Ablauf von vierundzwanzig Stunden sich in seinen Landen nicht mehr blicken zu lassen, widrigenfalls die über sie verhängte Todesstrafe sofort vollzogen werden solle. Ihr Jammern lässt ihn aber doch nicht ganz ungerührt, und er trägt daher dem Aubry de Montdidier, einem seiner treuesten und tapfersten Vasallen auf, Sibillen durch das Waldgebirge zu geleiten, von wo diese sich nach Rom zu begeben habe, um dem heiligen Vater ihre Sünden zu bekennen und dafür Busse zu thun.

Die unglückliche Sibille verlässt so, nachdem sie auf ein Maulthier gesetzt worden, den Hof, wobei Karl selbst der Thränen sich nicht enthalten kann, in der Gesellschaft Aubrys, der

Digitized by Google

wie immer seinen treuen Jagdhund bei sich hat. Als sie schon vier Meilen von Paris entfernt und in den Wald gelangt sind, werden sie von Macaire erreicht, der heimlich den Hof verlassen, sich wohl bewaffnet und beschlossen hat, die Königin zu zwingen ihm zu Willen zu sein, deren Begleiter aber, wenn er ihn daran sollte hindern wollen, zu tödten. Schon von weitem ruft Macaire den Wallern zu: sie möchten ihn erwarten; Aubry gehorchte in dem Glauben, der König wolle seine Gemahlin wieder zurückrufen; Macaire verlangt jedoch, dass Aubry die Königin ihm überlasse, um sein Gelüst an ihr zu befriedigen. Aubry erklärt aber, bis zum letzten Blutstropfen die Ehre der Gattin seines Herrn vertheidigen zu wollen, und auch diese beschwört ihn, sie nicht dem Verräther Preis zu geben. Als alle Drohungen Macaires erfolglos bleiben, rennt derselbe mit seiner Lanze den Gegner an, der diese zwar entzweihaut, aber in dem sich nun erhebenden Schwertkampfe trotz aller Tapferkeit und obwohl ihm sein Hund beisteht, doch zuletzt unterliegt, da er ohne alle Schutzwaffen, der Andere aber von Kopf bis zu Fuss wohlgewappnet, der Kampf daher ein zu ungleicher ist. Der Hund, den Macaire nun gleichfalls zu tödten sucht, flüchtet in den Wald, in welchen auch die Königin während des Kampfes entwichen ist. Macaire ist ausser sich vor Wuth, als er sich so um den Preis seiner Schandthat betrogen sieht, aber vergeblich durchsucht er nach allen Richtungen den Wald; er findet keine Spur von der Entflohenen und muss in ohnmächtigem Grimm über das Fehlschlagen seines Unternehmens sich, wie ein Dieb in der Nacht, heimlich wieder an den Hof zurückbegeben.

Die Königin war, ohne sich Rast zu gönnen, die ganze Nacht durch den Wald geritten; am Morgen stösst sie auf einen riesigen Bauern, von wildem Aussehn, mit Hundszähnen, struppig an Haar und Augenbrauen, unter denen ein grünes und ein schwarzes Auge sich zeigen, in grobem und schmutzigem Anzuge, der einen mit Holz beladenen Esel vor sich hintreibt. Der Eseltreiber, dem die Königin auf sein barsches Anrufen demüthige Antwort ertheilt und um Auskunft über den von ihr einzuschlagenden Weg bittet, ist verwundert, theils eine so schöne Frau bei Tagesanbruch im Walde zu treffen, theils über die auffallende Aehnlichkeit, welche dieselbe mit der von Karl zum Tode verurtheilten Königin Sibille hat. Da er seinen Unwillen über dies

Digitized by Google

Verfahren des Königs äussert, so giebt Sibille sich ihm zu erkennen, erzählt ihm ihre Lebensgeschichte, betheuert ihre Unschuld und bittet um seinen Beistand, damit sie binnen der gesetzten Frist das Gebiet des Königs verlassen könne. Der Bauer, der sich Warocher (im spanischen Roman: Baroquel) nennt, ist ausser sich vor Freude, seiner Königin Schützer werden zu sollen und schwört ihr, dass er sie nicht eher verlassen und in sein Haus zurückkehren werde, bis er sie zu ihrem Vater, dem Kaiser Richer von Constantinopel gebracht, der die ihr angethane Unbill rächen werde. Da die Königin über grossen Hunger klagt, so begiebt er sich mit ihr nach der unfern belegenen Stadt Verdun (Videuniz), während er seinen Esel allein nach Hause kehren lässt, bei dessen Ankunft Warochers Gattin nicht wenig erschrickt, da sie diesen für verunglückt halten muss.

Der Hund war, sobald er sich nicht mehr verfolgt sah, auf den Kampfplatz zurückgekehrt. Als er dort den entseelten Körper seines Herrn fand, dieser auch bei seinem Geheule und als er ihm die Wunden leckte, kein Lebenszeichen gab, scharrt er denselben in eine mit den Pfoten gekratzte Grube und legt sich auf ihn, um ihn vor Vögeln und Raubthieren zu sichern. Nachdem er so vier Tage und Nächte gelegen, nöthigt ihn der Hunger sich Nahrung zu suchen. Er begiebt sich in gewohnter Weise in den Palast, wo der König gerade mit seinem Hofe an der Mittagstafel sitzt. Als er aber an dessen Seite den Mörder seines Herrn erblickt, fällt er, seinen Hunger vergessend, diesen wüthend an, packt ihn an der rechten Schulter und beisst ihn so, dass derselbe vor Schmerz laut aufschreit. Zwar springen die Tischgenossen schnell auf und vertreiben den Hund durch Stockschläge, der König aber hatte denselben als den Aubrys erkannt, und schöpft um so mehr Verdacht, als ihn das lange Ausbleiben des letzteren so schon besorgt gemacht hatte. Der Herzog Naimes sucht ihn durch die Bemerkung zu beruhigen, dass man gerade durch den Hund Aufklärung über Aubrys Schicksal erlangen werde. Der erstere kehrt, vom Hunger getrieben, am nächsten Tage von dem Grabe seines Herrn in den königlichen Palast zurück. Macaire entflieht, so wie er ihn ansichtig wird; dessen Verwandte wollen den Hund todtschlagen, Herzog Naimes hindert sie aber daran und übergiebt denselben trotz des Widerspruchs und den Drohungen der Mainzer der

Digitized by Google

Obhut einiger Herren des Hofes; diese verfügen sich nun zum Könige, dem Naimes zu Gemüthe führt, wie der Hund, dessen Anhänglichkeit an seinen Herrn allgemein bekannt sei, und dessen Gefährte er auch gewesen, als jener die Königin geleitet, von welchen beiden man seitdem nichts erfahren, Niemandem ein Leid zufüge, als dem Macaire. Naimes schlug daher dem Könige vor, mit einer Anzahl auserwählter Begleiter dem Hunde zu folgen, der sie gewiss auf die Spur Aubrys bringen werde, dessen plötzliches Verschwinden einen so starken Verdacht auf Macaire werfe, dass er diesen für den Mörder jenes halten müsse.

Macaire leugnet zwar hartnäckig die That und bedroht den Herzog mit seiner Rache, weigert sich aber doch den König zu begleiten, als dieser dem Hunde folgt, der ihn und die übrigen Ritter denn auch zu der Stelle hinführt, wo er seinen Herrn eingescharrt, den er zu aller Erstaunen und Schmerz, denn sie erkennen die Leiche sofort als die Aubrys, wieder ausgräbt. Karl ist so aufgebracht, dass er schwört, nicht eher ruhen zu wollen, als bis er den Mörder entdeckt, und diesen dann, auch wenn es sein Günstling Macaire sein sollte, den Tod am Galgen sterben zu lassen. Die Leiche führt der König nach Paris und lässt sie dort ehrenvoll bestatten, den Hund befiehlt er gut zu verpflegen und zu bewachen, den Macaire aber lässt er in Gewahrsam nehmen. In einer Versammlung der Pairs und anderer angesehener Männer, der Karl den Fall vorträgt und die er auffordert das Urtheil zu sprechen, wird dann, so sehr Ganelon sich auch bemüht, alle Schuld von Macaire abzuwälzen und die übrigen durch Drohungen einzuschüchtern, auf den Antrag des Herzogs beschlossen, die Sache durch einen gottesgerichtlichen Kampf entscheiden zu lassen, wobei, da sich kein anderer Kämpe dem gefürchteten Macaire entgegenstellen werde, der Ankläger selbst, der Hund, seine Sache verfechten solle; um die Gleichheit des Kampfes herzustellen, habe sich Macaire blos mit einem Schilde und einem ellenlangen Knüttel zu bewaffnen und zu Fusse zu kämpfen; tödte er den Hund, so solle er alles Verdachtes ledig sein, wenn er unterliege, aber die von dem König über den Mörder verhängte Strafe erleiden. Karl bestätigt dies Urtheil und verkündet dasselbe dem vor ihn geführten Macaire.

Da des Letzteren Bemühungen, sich dem Gottesgerichte zu entziehen, erfolglos bleiben, so verabredet er mit seinen Stam-

Digitized by Google

mesgenossen, dass sie sich wohlbewaffnet bei dem Kampfe einfinden und, sobald er irgend in Gefahr gerathe, ihm zu Hülfe eilen, dann aber zugleich diese Gelegenheit benutzen sollten, um König Karl zu ermorden und Macaire an dessen Stelle auf den Thron zu setzen.

Sobald der König auf dem Kampfplatze erschienen ist, wird jener in die Schranken geführt, in welchen sich der Hund bereits mit dem Ritter, dessen Obhut er übergeben worden und der ihn an einem Halsbande zurückhält, befindet. Nachdem Karl noch männiglich bei schwerer Leibesstrafe verboten, sich auch nur mit einem Worte in den Kampf zu mischen, und Macaire in trotzigem Uebermuthe die ihm von einem Bischof zum Kuss dargebotenen Reliquien des h. Eustachius mit den Worten zurückgewiesen: zum Kampfe mit einem Hunde brauche er nicht Gottes und der Heiligen Hülfe — eine Aeusserung, die das allgemeine Murren der Anwesenden hervorruft — verlangt jener selbst, dass der Hund losgelassen werde, da er ihn mit einem Streiche zu Boden strecken wolle. Das treue Thier stürzt sich aber mit solcher Schnelligkeit auf den Mörder, dass es ihn, bevor er sich noch seiner hat erwehren können, an die Gurgel gepackt und sich dort eingebissen hat. Umsonst versetzt ihm Macaire einige so gewichtige Streiche, dass er blutend zu Boden sinkt; er springt auf's neue seinen Gegner an, reisst ihn zur Erde und zerfleischt sein Gesicht. Da ruft Macaire seine Verwandten zu Hülfe, aber dieselben sind durch Karls Drohung: Jeden, der sich in den Kampf mische, hängen zu lassen, eingeschüchtert, nur Ganelon bricht sich zu Pferde Bahn durch die Zuschauer und eilt mit gezücktem Schwert auf den Hund, der ihm aber dadurch, dass er sich hinter die Umstehenden verbirgt, glücklich entgeht. Der König, hocherzürnt über diese Verletzung seines Gebots, befiehlt, den Verräther Ganelon einzufangen, und verheisst dem, der ihn einbringt, hundert Pfund Silbers zum Lohn. Ganelon wird denn auch wirklich trotz seiner verzweifelten Gegenwehr und des Versuchs durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu entrinnen, nachdem ihm von der Menge jeder Ausweg versperrt worden, mit einem Knüttel niedergeschlagen und zum Könige gebracht, der ihn, ungeachtet der Bitten und Entschuldigungen der Mainzer, in sicheren Gewahrsam bringen lässt und die Fortsetzung des Kampfes befiehlt. Dieser endigt

Digitized by Google

denn nun mit dem vollständigen Siege des Hundes, der seinen Gegner an der Gurgel festgepackt am Boden hält, so dass Macaire zuletzt selbst den König um Gnade und Freimachung von dem Hunde anfleht. Herzog Naimes, Almerich von Narbonne und die übrigen Pairs eilen hierauf herbei, können aber nur mit Mühe den Hund entfernen. Der König will nichts von Gnade wissen; da Macaire nun selbst sieht, dass er dem Tode nicht mehr entrinnen könne, so bekennt er den ganzen Hergang; er und Ganelon werden hierauf an Rossschweife gebunden durch die ganze Stadt Paris geschleift; der Hund aber kroch, nachdem er seinen Herrn gerächt, zu dessen Grabe, legte sich auf dasselbe und starb so. Der König liess ihn unfern desselben ausserhalb des Friedhofes einscharren. —

Wenn in diesem ersten Theile des Gedichtes die Abweichungen von unserem Liede nicht sehr bedeutend sind, und sich im Wesentlichen darauf beschränken: dass dort der Zwerg sich aus eigenem Antriebe und um sich an dieser zu rächen, in das Bette der Königin stiehlt, während er hier das schuldlose Werkzeug der Rache eines Andern ist — eine Abänderung, die als eine entschiedene Verbesserung angesehen werden muss; — dass ferner dort der König sich auf die Verbannung der Königin beschränkt, hier aber nur deren Tod bis dahin hinausschiebt, dass ihre Niederkunft stattgefunden, dort der Verräther der Königin deshalb nacheilt, um sie zu zwingen, seiner Lust zu fröhnen — eine offenbare Inconsequenz, da bisher von einer Liebe Macaires zur Königin gar nicht die Rede gewesen — während er hier nur verhindern will, dass sein Verbrechen ruchbar werde; dort der König selbst dem Hunde folgt und die Leiche des Erschlagenen findet, hier aber der Herzog, der den Hund in seinen Schutz genommen, es ist, der die Entdeckung macht und dem Könige erst davon Kunde giebt, weicht der zweite Theil der Chanson de geste, in welchem die Schicksale der Königin und des von ihr geborenen Sohnes bis zur Wiedervereinigung mit dem Gemahl erzählt werden, vollständig ab. Er ist viel weitschichtiger und enthält nach Art der mittelalterlichen Prosaromane mancherlei andere Abenteuer. Unter diesen Umständen wird hier eine kurze Angabe des Inhalts genügen.

Die Königin gebiert erst, als sie auf dem Wege nach Constantinopel in Ungarn angelangt ist, einen Knaben, der nach dem

Digitized by Google

Könige dieses Landes, der ihn aus der Taufe hebt, den Namen Ludwig erhält, verfällt dann aber in ein langwieriges Siechthum, während dessen ihr Sohn an seines Pathen Hofe in allen ritterlichen Tugenden erzogen wird. Als sie endlich die Reise fortsetzen, überstehen sie glücklich einen Anfall von Räubern, deren einem, Grimard, weil er der Zauberkunst mächtig ist, Ludwig das Leben schenkt und den er in seinen Dienst nimmt. Nachdem sie dieser mit einem Einsiedler, dem Bruder des Kaisers von Constantinopel, also Sibillens Oheim, zusammengeführt und sie vermittelst seiner Zauberkünste und listigen Anschläge mit Nahrungsmitteln, Kleidern u. s. w. versehen, dabei auch einen Bauern seines Esels beraubt hatte — es ist dies derjenige Theil des Gedichts, von dem uns noch das Original erhalten ist — begiebt sich der Einsiedler mit den Uebrigen nach Rom, und, nachdem er den Papst für die Sache Sibillens gewonnen, in dessen Begleitung nach Constantinopel. Kaiser Richard überzieht mit einem grossen Heere die Länder König Karls; Almerich von Narbonne leistet zwar Anfangs den Griechen tapferen Widerstand, erkennt dann aber Ludwig, der sich ihm zu erkennen gegeben, als seinen rechtmässigen Herrn an und verlobt ihm sogar seine Tochter Blanchefleur. Warocher, der zuerst seine Heimath, wo ihn sein Esel eher erkennt als sein Weib, dann, als Pilger verkleidet, den Hof Karls besucht und zu seinem Schmerz dort wahrgenommen hat, dass der König noch immer den Verräthern, die die Ehre Sibillens verunglimpfen, Glauben beimisst, entführt jenem sein bestes Ross. Bei der Verfolgung geräth Karl selbst in Gefahr, in die Gewalt der Feinde zu fallen. Er muss auf das feste Schloss Hautefeuille flüchten, in welchem er nun von den Griechen belagert wird. Nachdem bei dieser Belagerung die meisten vom Verräthergeschlecht umgekommen, der bei einem Ausfalle gefangene Warocher durch die Zauberkünste Grimards wieder befreit worden, gelingt es endlich Sibillen, die darin den Rathschlägen des Papstes und Almerichs folgt, durch demüthige Unterwerfung und flehentliche Bitte das Herz Karls zu erweichen und seinen Starrsinn zu brechen. Dieser überzeugt sich von ihrer Unschuld, nimmt sie wieder zu sich, erkennt auch Ludwig als seinen rechtmässigen Sohn und Erben an. Nachdem dessen Vermählung mit Blanchefleur mit grösster Pracht gefeiert worden, Warocher aber, Grimard und wer sich

Digitized by Google

sonst um die Königin verdient gemacht, reichen Lohn empfangen haben, kehren der Papst und der Kaiser Richard in ihre Heimath zurück. Karl verlebte noch viele glückliche Tage in Eintracht mit Gattin und Sohn; nach seinem Tode aber regierte Ludwig das Reich mit Milde und Gerechtigkeit.

Das niederländische Volksbuch (Antwerpen c. 1515) schliesst sich im Gange der Erzählung so eng an das spanische, dass es zwar, wie die vielen unverändert beibehaltenen Worte darthun, unmittelbar aus dem Französischen übertragen, aber nach demselben Vorbilde gearbeitet sein muss wie dieses. Die nicht sehr wesentlichen Abweichungen beider Volksbücher sind von Wolf (Niederl. Volksb. S. 186—192) zusammengestellt. Sie beschränken sich, abgesehen davon, dass das niederländische gedrängter ist und alle entbehrlichen Episoden fortlässt, was den uns hier allein interessirenden ersten Theil betrifft, im Wesentlichen darauf: dass der Hund nicht an dem Kampfe zwischen Macaire und Aubry theilnimmt, dass er gewissermassen seinerseits den König auffordert ihm zu folgen, indem er an ihm hinanspringt und an der Schleppe seines Kleides zerrt, dass Macaire selbst den Zweikampf mit dem Hunde wünscht, da er nicht daran zweifelt, dass er den Sieg davon tragen werde, und dass Ganelons Bemühungen um Macaires Rettung nicht erwähnt werden. Etwas erheblicher sind die Abweichungen im zweiten Theile, die Namen stimmen aber auch hier überein, wenn sie auch in dem niederländischen Roman eine dem Idiom, in welchem er verfasst worden, etwas mehr entsprechende Form angenommen haben, wie z. B. aus dem Herzog Naimes des französischen Vorbildes und Jaimes des spanischen Volksbuchs ein Herzog James geworden ist.

„Diese Sage", bemerkt Wolf (Neueste Leistungen S. 155) „trägt auch in dieser späteren Bearbeitung wohl noch unverkennbar den Stempel der Aechtheit und ihres innern wesentlichen Zusammenhanges mit dem karolingischen Cyclus; in ihr treten uns die bekannten Personen in ihren altherkömmlichen Charakteren entgegen. Besonders ist auch hier der Kaiser Karl ganz so gezeichnet, wie in allen Romanen, die dessen Verhältniss zu seinen Vasallen schildern: aufbrausend, oft eigensinnig und sehr leichtgläubig; denn trotz hundertfachen Witzigungen lässt er sich immer wieder von den Verräthern leiten, die aber

Digitized by Google

dann, wenn er durch die äusserste Noth gedrängt zur Nachgiebigkeit gezwungen wird, die Zeche bezahlen müssen. Doch fehlt es unserer Sage auch nicht an eigenthümlichen Zügen und Charakteren, wozu man besonders das durch Baruquel" (Warocher) „und Guiomar" (Grimard) „der an Mangis erinnert, repräsentirte komische Element rechnen muss."

Das spanische Volksbuch ist seinerseits wieder unzweifelhaft für einige dramatische Bearbeitungen der Sibillensage, welche die dortige Litteratur aufzuweisen hat, Quelle geworden, so in der, jedoch wohl mit Unrecht, dem Franc. de Rojas beigelegten: Comedia famosa, los carboneros de Francia y Reina Sevilla, in der aber nur einige Grundzüge der Sage bewahrt sind, deren letzterer Einfachheit durch schlecht erfundene Verwickelungen und durch Einschiebung grotesker Scenen und Charaktere gänzlich verwischt ist — der Diener der Königin, Teodoro, ist hier derjenige, welcher eines Liebesverhältnisses mit derselben beschuldigt und in ihr Bette gelegt wird; der Verräther, hier blos Graf von Mainz (Conde de Maganza) genannt, bekennt, nachdem er von Sibillens Sohn, dem Infanten Louis, auf den Tod verwundet ist; der Hund kommt nicht vor, wahrscheinlich weil die damalige spanische Bühne einen geeigneten Darsteller aufzutreiben ausser Stande war — und in dem Schauspiel: La Reina Sibila, drama comico original en tres actos y en verso por D. Ramon de Valladares y Saavedra. Madrid 1846.

Wenn auch kaum ein Zweifel darüber obwalten kann, dass die von Alberich erwähnte Chanson de geste für alle Andern, die diesen Stoff behandelt haben, die unmittelbare oder mittelbare Quelle abgegeben hat, so kann sich doch fragen, ob dieser Stoff, namentlich der Theil desselben, welcher hier am meisten interessirt — die Ueberführung des Mörders durch einen Zweikampf mit dem Hunde des Ermordeten — von dem Verfasser der Chanson rein ersonnen oder schon vorgefunden und nur für seinen Zweck benutzt ist. Man könnte sich versucht finden, das Letztere anzunehmen, ja es nicht für unmöglich zu halten, dass irgend eine wirkliche Thatsache die erste Grundlage gebildet habe.

Wie bekannt der Gegenstand gewesen, ergiebt sich unter andern daraus, dass sich im Schlosse zu Montargis (Depart.

Digitized by Google

Loiret) ein den Kampf zwischen einem Ritter und einem Hunde darstellendes Wandgemälde befunden, von dem Montfaucon (Monumens de la monarchie franç. vol. III. p. 68) eine Nachbildung geliefert hat und das der Zeit König Karl V. entstammte. Es hat dies Veranlassung dazu gegeben, dass man den Vorfall selbst in die letztere Zeit, namentlich in das Jahr 1371 gesetzt hat, doch ist das Bild schon von Legrand d'Aussy (Fabliaux et contes I. 276. — Edit. 3 [1829] I. 324) mit der Erzählung Alberichs in Verbindung gesetzt.

Der Name: Macaire, für einen Verräther und Bösewicht ist ein typischer, in ähnlicher Weise, wie dies auch mit dem seines Vetters und Mitschuldigen Ganelon geschah (Reiffenberg Phil. Mouskes II. p. CC.). Unter andern führt jenen auch in dem altfranzösischen Gedichte vom Schwanenritter der Gehülfe und Kämpe der bösen Schwiegermutter, der fälschlich die Mutter des Schwanenritters des Ehebruchs bezüchtigt und zuletzt, von diesem im gottesgerichtlichen Zweikampf besiegt und zum Geständniss gezwungen, den Tod am Galgen erleidet und in dem: Le dit de Flourence de Rome (Jubinal Nouv. recueil des contes I. p. 88—117) der Seneschall. Eben so nennt der provenzalische Roman Fierabras neben Gaynelo (Ganelon) den Macari als Verräther, und in gleichem Verhältnisse erscheint Macario in dem italienischen Gedichte von der Roncevallschlacht: La Spagna. *)

*) Mit v. d. Hagen (Gesammtabenth. I. p. CVIII) anzunehmen: „dass der Name Macaire den namenlosen Marschall unseres Gedichts veranlasst habe", erscheint doch bedenklich, denn die Aehnlichkeit beider Worte ist doch nur eine sehr geringe und beschränkt sich auf die beiden Anfangsbuchstaben, sodann war es bei den Dichtern im Mittelalter aber auch allgemein üblich, als die treulosen Rathgeber der Fürsten deren Marschälle, Seneschalle oder Hofmeister — in englischen Gedichten die Stewarts — hinzustellen, wofür der Verfolg dieser Untersuchung noch mehrere Beläge ergeben wird. Vergl. auch Keller Li romans des sept sages. Einl. S. cc viij. Dess. Dyocletians Leben von Hans v. Bühel Einl. S. 60, wo deshalb die Erzählung: der König und des Seneschalls Frau mit der Geschichte von der Königin von Frankreich und dem ungetreuen Marschall zusammengestellt werden, obwohl beide im Uebrigen nichts mit einander gemein haben. — Auch in der Sage von Karl des Grossen Mutter, Berta, wie die Weihenstephaner Chronik solche erzählt — ein Gegenstand, auf den weiter unten ausführlicher zurückgekommen werden wird — ist Pipins Hofmeister der ungetreue Rathgeber desselben (Aretin Aelteste Sage S. 18).

Digitized by Google

Dass lediglich das von Alberich erwähnte Epos die Veranlassung dazu gegeben habe, dass die Geschichte von dem seinen Herrn rächenden Hunde und die Person des Mörders eine solche Popularität gewonnen haben, ist um so weniger glaublich, als man annehmen muss, dass jenes trotz der Nachahmungen und Ueberarbeitungen, die davon existiren, nicht sehr verbreitet gewesen sei, da sonst wohl mehr als ein einzelnes Blatt auf uns gelangt sein würde und es dann auch schwerlich dem Phil. Mouskes und Dav. Aubert, die in ihren grossen Compilationen kaum eins der zu ihrer Zeit umgehenden auf den Sagenkreis Karls des Grossen und seiner Paladine bezüglichen Gedichte unbenutzt gelassen haben, unbekannt geblieben sein möchte.

Man kann hiernach füglich annehmen, dass der Verfasser der Chanson de geste von der Königin Sibilla eine bereits im Volke lebende Erzählung von einem den Mord seines Herrn rächenden Hunde *), mag nun solcher eine wirkliche Thatsache

*) Als ein Belag dafür, wie verbreitet dieselbe gewesen, mögen hier nur einige ältere Schriftsteller genannt werden, die ihrer gedenken, und die ihre Kunde eben so wenig aus Alberich, wie aus dem fraglichen Chanson de geste oder dessen Nachahmungen geschöpft haben: Olivier de la Marche Livre des Duels. Par. 1586. p. 8—9°, wo schon auf alle Chroniken Bezug genommen ist. — J. C. Scaliger Exotericarum exercitat. Lib. XV. us de subtilitate ad Hier. Cardanum. Par. 1557. Exercit. 202 p. 272°. — Marc de Vulson de la Colombière Le Théatre d'honneur et de chevalerie. Par. 1648. T. II. p. 300—303. Chap. 23. Auch Le Grand d'Aussy l. c. bemerkt: Cette historiette se trouve répétée sérieusement dans beaucoup de livres, und wenn Montfaucon l. c. Gaillard Hist. de Charlemagne III. p. 488 u. a. m. die Begebenheit in die Zeit Karl V., das Jahr 1371, setzen und Saint-Foix (Oeuvr. compl. Par. 1778 T. III. Essais hist. sur Paris p. 181—189) den Hund für einen Zeitgenossen Philipp Augusts oder Ludwig VII. hält, so ergiebt sich schon hieraus: dass ihre Kenntniss des Vorfalls nicht aus der sagenhaften Geschichte Karls des Grossen herrühren kann. — Ein Seitenstück zu dem, den Mord seines Herrn rächenden Hunde findet sich in dem französischen Volksbuche Amys und Milles, nur dass hier ein Affe die Stelle des Hundes einnimmt. Es wird darin erzählt: dass Milles zwei Söhne, Anceaume und Florisell, unter der Obhut eines Affen hinterlassen, der, nachdem die Wittwe des Amys, Lubias, die Wittwe des Milles, Bellisant, getödtet, und dessen Kinder ins Meer hatte werfen lassen, am Hofe Karls des Grossen als Lubias Ankläger aufgetreten sei, und, nachdem die Pairs auf einen gottesgerichtlichen Kampf erkannt, auch den Kämpen Lubias besiegt habe, in Folge dessen dieser gehängt, Lubias aber verbrannt

Digitized by Google

zu Grunde gelegen haben oder nicht, verwendet habe, um daraus ein in den Kärlingischen Sagenkreis gehöriges Gedicht anzufertigen oder sie in ein solches einzuflechten — ein Verfahren, das zu jener Zeit bei den nordfranzösischen Dichtern sehr gewöhnlich war, und von welchem noch ein zweites Beispiel nachzuweisen sich weiter unten Gelegenheit darbieten wird. —

Der übrige Inhalt des Gedichts besteht theils in hier wieder benutzten bereits vorhandenen, auf Karl den Grossen bezüglichen Sagen, theils in freier Dichtung. Das letztere möchte namentlich von den Abenteuern der Königin und Warochers bei dem Zuge nach Constantinopel gelten. Welche häufige Verwendung von einer fälschlich verläumdeten, von ihrem Gatten verstosse-

---

worden sei. (Dunlop Hist. of fiction I. 437 sqq. übertrag. v. Liebrecht S. 134—137). Der Verfasser des Volksbuchs erzählt, dass dieser Kampf auf der Mauer des grossen Saales im Justizpalast zu Paris abgebildet gewesen sei, eine Angabe, deren Richtigkeit sich nicht feststellen lässt, da alle in dem gedachten Palast vorhanden gewesenen Gemälde und Sculpturen bei einer am 7. März 1618 stattgefundenen Feuersbrunst zerstört worden sind (Gaillard l. c. III. p. 490). — Grässe (die grossen Sagenkreise S. 352) und v. d. Hagen (l. c. I. S. CVII.) geben an: dass diese Geschichte auch häufig auf alten Teppichen abgebildet gewesen sei. Aus: Monmerqué et Michel Théatre franç. au moyen-age p. 218, worauf sie sich deshalb berufen, ergiebt sich dies jedoch nicht. Es ist hier zwar gesagt: dass die Geschichte von Milles und Amys — „si je ne me trompe" — den Gegenstand eines Teppichbildes abgegeben habe, und Weber (Metric. romances of the XIII., XIV. und XV. cent. Vol. I. p. LIV) bemerkt allerdings: „The story (of Amys und Amylion) was pourtrayed on the tapestry of Nottingham Castle in the time of Henry VIII.", es kann sich dies Bild aber unmöglich auf den Zweikampf des Affen bezogen haben, denn von diesem ist in dem von Weber mitgetheilten anglo-normannischen Gedichte eben so wenig wie in den übrigen älteren Bearbeitungen der Sage von Milles und Amys die Rede. Es wird daher auch wohl der in dem Schatze König Karl V. von Frankreich befindlich gewesene auf die Geschichte von Amis und Amie bezügliche Teppich (Monmerqué l. c.) schwerlich die Affengeschichte dargestellt haben. — Ob Wolf (l. c. p. 138) recht hat, wenn er sagt: dass der Verfasser des Volksbuchs von Milles und Amys offenbar unsere Sage geplündert habe, sie aber auf eine sehr ungeschickte Weise noch zu überbieten suche, indem er statt des Hundes einen Affen als Kämpfer einführe, oder ob nicht jener eine im Volke umlaufende Erzählung eben so unmittelbar verwendet habe wie der Dichter der Chanson de geste von der Königin Sibilla, mag dahin gestellt bleiben.

Digitized by Google

nen, in der Einöde von einem Kinde entbundenen und, nachdem ihre Unschuld erkannt worden, mit ihrem Gatten wieder vereinigten Fürstin von den mittelalterlichen Dichtern gemacht worden, ist bereits oben durch eine grosse Zahl von Beispielen dargethan. Mit Karl dem Grossen in Verbindung ist dieser Stoff nicht blos in der Erzählung von der Königin Sibille, sondern auch in der Sage von Hildegard, welche jener nach Alberich in Stelle der verstossenen Tochter des Longobarden-Königs Desiderius zur Gattin genommen, und auf die weiter unten zurückgekommen werden wird, gebracht worden.

Dass der Verfasser der Chanson de geste den Verräther Macaire zu einem Verwandten Ganelons macht und auch den letzteren in seine Erzählung hineinzieht, erscheint sehr natürlich, da die Mainzer einmal typisch in allen Kärlingischen Sagen das Verräther-Geschlecht abgeben mussten. Auch der Pseudo-Turpin lässt den Ganelon eine gleiche Todesart erleiden, wie hier geschieht, aber freilich zur Strafe dafür, dass er durch seinen Verrath den Untergang Rolands und des Frankenheeres bei Roncesvalles herbeigeführt hatte.

Die oben ausgesprochene Ansicht über die Entstehung des Gedichts von der Königin Sibilla macht es auch erklärlich, dass sich in dem zweiten Theile desselben fast noch öfter Anklänge an andere dem Kärlingischen Sagenkreise zugehörenden Dichtungen finden, wie in dem ersten. Wenn Warocher dem Könige sein bestes Ross entwendet, so findet dies in der Entführung des Bayard durch Reinald sein Seitenstück; in derselben Weise wie Grimard das Schwert Karls diesem unter dem Haupte wegstiehlt, sucht im Roman Fierabras (v. 2756—2762) der Spitzbube Malpi den Gürtel der Floripar zu entwenden; wie Warocher, als er seine Heimath besucht, von seinem Esel früher wiedererkannt wird wie von seinem Weibe, so erkennt in den Reali di Francia (Lib. IV. c. 24) den Buovo d'Antona sein Pferd Rondello eher als seine Gemahlin Drusiana, und in der Spagna des Sostregnio di Zanobi (Ginguené Hist. litt. d'Italie IV. p. 189—190) das Hündchen Karl den Grossen früher als die Königin. Man sieht, wie Jeder, der sich an die Bearbeitung eines Sagenstoffs machte, die Nachrichten, welche er innerhalb desselben vorfand, so benutzte oder modelte, wie es ihm gerade passte, ein Verfahren, das allerdings die Ermittelung der Entstehung

Digitized by Google

und ursprünglichen Gestalt der sagenhaften Ueberlieferungen sehr wesentlich erschwert.

In einem Punkte, aber freilich in einem nur nebensächlichen, schliesst sich übrigens das Gedicht von der Königin Sibille an die beglaubigte Geschichte an. Die erste Gemahlin von Karls Sohn, Ludwig, war wirklich eine Tochter des Aimery von Narbonne *), nur hiess sie nicht Blanchefleur, sondern Irmengard, welchen Namen im Gedichte ihre Mutter führt. Aber auch hier findet sich jenes in Uebereinstimmung mit andern des Kärlingischen Sagenkreises; denn auch in der Chanson de geste von Guillaume d'Orange (Publ. p. Jonckbloet. II. T. la Haye 1854) dem berühmten Sohne des Aimery von Narbonne, heisst des Letzteren Gattin Irmengard und die Tochter Blanchefleur, und auch Phil. Mouskes erzählt (l. c. T. II. p. 2 v. 12162—12164): Ludwig, der Sohn und Nachfolger Karls des Grossen, habe sich mit einer schönen Dame vermählt, der Tochter des Aimery von Narbonne, mit Namen Blanchefleur. — Eine zweite anscheinende Uebereinstimmung mit der wirklichen Geschichte, darin bestehend, dass eben so wie in der Königin Sibille auch in der Chronik von Weihenstephan (Aretin Aelteste Sage S. 81) Karl der Grosse mit einer Tochter des Kaisers von Constantinopel vermählt erscheint, bewährt sich bei näherer Prüfung als eine solche nicht, vielmehr kann, wie schon Aretin (l. c. S. 92) gezeigt hat, der Chronist hier eben so wenig auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch machen, wie in seinem Berichte über die Königin Berta; möglicherweise enthält jene Angabe einen Anklang an die Sibillensage.

Ob es ein zufälliges Zusammentreffen sei, dass in dem den Krieg Karls gegen die Sachsen behandelnden Gedichte, der

*) Alberich nennt zwar den Dux Naaman, d. h. den Herzog Naimes, oder wie er im spanischen Roman heisst, Jaymes, von Baiern, als Vater der Blanchefleur, die Volksbücher und der ganze Gang der Erzählung ergeben aber, dass dies ein Irrthum ist, wahrscheinlich dadurch herbeigeführt, dass im Gedichte Aubery von Narbonne und Herzog Naimes mehrfach unmittelbar nach einander genannt werden, so namentlich unter denen, welche die sofortige Vollstreckung des Todesurtheils an der Königin durch ihre Verwendung verhindern, und denen, welche den wüthenden Hund von dem von ihm zu Boden geworfenen Macaire losmachen.

Digitized by Google

Chanson de Saisnes des J. Bodiaux (v. Bodel Chanson des Saxons publ. p. Fr. Michel. Par. 1839. II. T.) und danach bei Mouskes (T. I. p. 384. 389) und Dav. Aubert (ibd. p. 608) der Vertraute der Königin Sibille von Sachsen, den sie von seinen Wunden heilt, den Namen Bérard de Mondidier führt, mag dahin gestellt bleiben. Diese Sibille, welche die handschriftliche provencalische Legende vom h. Honorat zur Tochter des Königs Aygolant von Toledo und, ausser zur Reyna de Saussueyna, auch zur Herrin der Grafschaften Anjou und Gascogne macht, tritt übrigens zu ihrer Namensschwester, der Gemahlin Karls des Grossen, dadurch in nähere Beziehung, dass sie nach dieser bei der Taufe den Namen Sibille erhalten haben soll, und die eine wie die andere Tochter eines Königs von Toledo ist. (La gran conquista de ultramar fol. CXXXIa col. 2.)

Man kann die Chanson de geste von der Königin Sibille von Frankreich gewissermassen als ein Seitenstück zu den Erzählungen von Berta mit den grossen Füssen, wie sie gewöhnlich heisst, oder mit dem grossen Fusse, wie sie heissen sollte, da die Verschiedenheit ihrer beiden Füsse in der Grösse das Erkennungszeichen bildet, ansehen; während diese davon handeln: wie Karl der Grosse selbst, nachdem vorher seine Mutter, um ihrer Ermordung zu entgehen, sich hat flüchten müssen, in einsamer Wildniss geboren wird, und was ihm bis dahin begegnet, dass er als der rechtmässige Sohn seines Vaters, des Königs Pipin, anerkannt wird, wird dort Alles dieses mit Bezug auf Karls Sohn, Ludwig, erzählt.

Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass jene Erzählungen, wenn auch nicht in der Art, wie sie in altfranzösischen Gedichten, namentlich in dem Roman de Berte aus grans piés des Adenes le Roy (herausgeg. v. P. Paris. Par. 1832) auf uns gelangt sind *), wohl aber in der Gestalt, wie sie sich in der deutschen Ueberlieferung in den Chroniken von Weihenstephan und des Ullrich Fütterer (Aelteste Sage über die Geburt und Jugend

*) Ueber die verschiedenen Behandlungen der Bertasage vid. Wolf Neueste Leistungen S. 43 fgg. Hinzuzufügen den hier aufgeführten Bearbeitungen ist: Gran conquista de ultramar Buch II. cap. 43 und Phil. Mouskes Chron. rimée v. 1968—2007. Vergl. auch Uhlands Schriften VII. S. 628—630. Schwegler Jahrbücher der Gegenwart 1843 S. 85 fgg.

Digitized by Google

Karls des Grossen, zum erstenmale bekannt gemacht von J. Ch. Frh. v. Aretin. Münch. 1803) finden, für den zweiten Theil des Gedichts von der vom Marschall verläumdeten Königin von Frankreich zum Vorbilde gedient haben. Wenigstens finden sich in beiden die auffallendsten Uebereinstimmungen. Berta, die verdrängte Gattin Pipins, gelangt, nachdem sie glücklich der von dem Hofmeister ihres Gatten beabsichtigten Ermordung entgangen ist, bei ihrer Flucht durch einen unwegsamen Wald zuerst zu einem Köhler, dessen Mitleid zu gewinnen ihr gelingt. Sie lebt hierauf in verborgener Stille in Waldeinsamkeit und beschäftigt sich damit, aus Goldfäden und Seide weibliche Handarbeiten zu verfertigen, welche ihr Hauswirth in die benachbarte Stadt trägt und dort an eine Krämerin verkauft. Dadurch verschafft sie sich ihren Lebensunterhalt. Diese Arbeiten sind es denn auch, die zur Entdeckung der Königin führen (l. c. S. 116). Der, welcher die Arbeit zum Verkauf gebracht, will auch hier anfangs nicht gestehen, wer die Verfertigerin gewesen sei. Als der Verrath endlich an den Tag gekommen, wird der Verräther an den Schweif von Pferden gebunden, durch die Stadt geschleift, der aber, der die Königin bei sich aufgenommen und ihres in der Wildniss gebornen Sohnes Gevatter geworden, reich belohnt.

Aus diesen Uebereinstimmungen, so bedeutend sie auch sein mögen, ist nun freilich noch nicht zu erweisen, dass die Weihenstephaner Chronik selbst eine Quelle für unser Gedicht gewesen sei, ja es ist dies nicht einmal wahrscheinlich; da aber auch jene unverkennbar nach einem französischen Vorbilde gearbeitet ist (Aretin l. c. S. 11. 12), so ist es möglich, dass dieses letztere gleichzeitig den Stoff zu unserem Gedichte hergegeben hat. Wenn König Pipin, wie in einem Briefe des Papstes Stephan III. (in Bouquet Recueil des historiens des Gaules et de la France T. V. p. 542—543) erwähnt wird, eine Zeitlang die Absicht gehegt hat, seine Gemahlin Berta zu verstossen und nur durch die Vorstellungen des Papstes davon abgehalten ist, so kann es nicht weiter auffallen, wenn das, was von dieser erzählt war, auf die von ihrem Sohne Karl wirklich verstossene Gattin übertragen wurde.

Gewissermassen eine Brücke zwischen der Sibillensage und den Erzählungen von Berta mit dem grossen Fusse bildet die Hildegardsage. Wie Sibille ist Hildegard die Gemahlin Karls

Digitized by Google

des Grossen — nach Alberich, wie schon oben erwähnt, diejenige, mit welcher er sich vermählte, nachdem er jene verstossen, — wie Sibille wird Hildegard fälschlich des Treubruchs von demjenigen, dessen Liebeswerben sie zurückgewiesen — hier ist dies Karls Stiefbruder Taland — angeklagt, und von ihrem Gatten, trotz aller Betheuerungen ihrer Unschuld, verstossen. Dagegen findet sich in dem Mittel, welches die anwenden, denen der Mord der Königin aufgetragen war, um einen scheinbaren Beweis zu liefern: dass sie den Auftrag vollzogen, eine auffallende Uebereinstimmung zwischen der Hildegard- und der Bertasage, denn in beiden werden die Schergen mit der Verstossenen in den Wald geschickt, um hier den Mord zu vollführen, in beiden ist es ein Hündchen, welches an deren Stelle getödtet wird, nur dass in der Hildegardssage dessen ausgestochene Augen, in der Bertasage dessen ausgeschnittene Zunge das Beweismittel für den wirklich vollzogenen Mord liefern sollen; — ob hierauf grosses Gewicht gelegt werden kann, ist freilich zweifelhaft, da der letztere Zug sich ganz übereinstimmend auch in der Genovefasage findet; — in beiden ist es endlich Schwaben, was die Oertlichkeit hergiebt, in der Bertasage die Gegend von Augsburg, in der Hildegardsage die von Kempen, dessen Abtei angeblich zum Danke für die Wiedervereinigung beider Gatten gestiftet worden ist. Ob Svend Grundtvigs Annahme: dass die Hildegardsage deutschen Ursprungs sei, genau zutreffe, muss dahin gestellt bleiben. Allerdings findet sich in älteren französischen Schriften keine Spur derselben (vergl. die litterarische Nachweisung in Wendunmuth von H. W. Kirchhof, herausgeg. v. Herm. Oesterley. Stuttg. 1869. Th. V. 75, der noch beizufügen ist: Grimm deutsche Sagen II. 102. Schreiber Rheinische Sagen S. 63 u. a. m.) Dagegen ist sie eigentlich doch nur eine Verpflanzung der Crescentia-, also einer romanischen Sage, in den Kärlingischen Sagenkreis nnd auf deutschem Grund und Boden (Massmann Kaiserchronik III. S. 910 fgg.)

Während man die Volksbücher von der Königin Sibille als ziemlich treue Uebertragungen der betreffenden Chanson de geste in spanische, bezüglich niederländische Prosa ansehen kann, existirt noch eine Anzahl von Dichtungen, die, wenn auch wohl unzweifelhaft, jene gleichfalls ihre Quelle gewesen, doch mehr

Digitized by Google

oder weniger den Stoff frei behandelt haben und daher auch, wenn auch grössere oder geringere, doch immer sehr wesentliche Abweichungen darbieten. — Dahin gehört zunächst eine Episode in einem cyclischen Gedichte aus dem Kärlingischen Sagenkreise, das sich handschriftlich in der Marcus-Bibliothek zu Venedig befindet, und von dem Ad. v. Keller (Romvart S. 42—77) etwa zweihundert Verse und sämmtliche Rubriken, Guessard (Bibliothéque de l'école des chartes IV. 3. p. 393—414) eine sehr sorgfältige Analyse mitgetheilt haben. Der übrige Theil des Gedichts, das einen grossen Theil aller von Karl umgehenden Sagen in sich aufgenommen hat, interessirt uns hier nicht. Die letzte Episode aber, zugleich der interessanteste Theil des ganzen Werkes, behandelt den gleichen Gegenstand wie der Chanson von der Königin Sibille. Er ist besonders unter dem Titel: Macaire. Ein altfranzösisches Gedicht. Wien 1864. (Altfranzösische Gedichte aus venezianischen Handschriften II.) von Ad. Mussafia herausgegeben, auch mit einer Uebertragung in die heutige französische Sprache versehen (Paris 1866. II Bde. 8.) erschienen. Die Sprache des Gedichts ist die Mischsprache, welche sich als Schriftsprache im 13. und 14. Jahrhundert ohne bleibenden Erfolg in Norditalien festzustellen suchte, deren Grundlage zwar das Französische ausmacht, in das sich aber überall Wörter und Formen der venezianischen und der lombardischen Mundart eindrängen (Mussafia l. c. S. VI—XVI). — Der Verfasser ist, wie man mit Bestimmtheit annehmen kann, einer jener französischen Jongleurs gewesen, welche im 13. und 14. Jahrhundert die norditalienischen Städte durchzogen und zuweilen zu einer förmlichen Landplage wurden, so dass wegen ihrer Fortschaffung eigene Erlasse ergingen. —

Die Episode stimmt dem Inhalte nach in ihrem ersten Theile mit dem Gedichte von der Königin Sibille ziemlich genau überein, nur dass die Königin den Namen Blanchefleur erhalten hat — so dass also, während in dem letzteren Gedichte der Name der Tochter: Irmengard, der Mutter beigelegt war, in der Episode der Name der Schwiegertochter: Blanchefleur, auf die Schwiegermutter übergegangen ist — und dass der Zwerg sich nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Befehl Macaires, der schon vorher mit seiner Liebeswerbung von der Königin zurückgewiesen ist und sich deshalb an derselben rächen will, in deren Bette

Digitized by Google

legt. — In dem zweiten Theile, der die Begebenheiten von dem Zusammentreffen der Königin mit Warocher bis zur Wiedervereinigung der Gatten erzählt, weicht aber die venezianische Handschrift sehr wesentlich von ihrem Vorbilde ab. Es mochte dem Verfasser von jener denn doch wohl so vorkommen, als ob Karl in diesem eine gar zu klägliche Rolle spiele. Er erscheint bei ihm erheblich edler. — Sogleich, nachdem er den Zwerg bei der Königin gefunden, sendet er Bérard de Montdidier — den wir oben als den Vertrauten der Königin Sibille von Sachsen in der Chanson de Saisnes kennen gelernt haben — nach Constantinopel, um dem Kaiser von dem Fehltritt seiner Tochter Kunde zu geben; der Kaiser fordert aber deren Rücksendung, um selbst ihre Schuld zu untersuchen. Nachdem Macaires Verrath und die Unschuld der Königin an den Tag gekommen, schickt Karl nochmals Bérard ab, um den Kaiser auch hiervon in Kenntniss zu setzen und ihm eine Geldsühne anzubieten. Der Kaiser glaubt aber die seinem Hause angethane Schmach nur mit Blut abwaschen zu können und erklärt daher Karl den Krieg. Als er sich später auf Anrathen seiner Vasallen eines andern besinnt und zur Annahme der angebotenen Sühne sich bereit erklärt, will Karl hierauf nicht mehr eingehen und besteht nun seinerseits auf die Entscheidung durch die Waffen. Der Kaiser versammelt in Folge dessen ein grosses Kriegsheer und zieht nebst der inzwischen zu ihm heimgekehrten Blanchefleur nach Frankreich. Vor Paris wird lange und blutig gekämpft. Den Knoten löst Warocher dadurch, dass er Ogier, mit dem er sich im Einzelkampfe gemessen, die bis dahin geheim gehaltene Rettung Blanchefleurs entdeckt. Hierauf erfolgt sofort die Versöhnung. Ludwig, der von der Königin nach ihrer Verstossung geborene Sohn, spielt hier eine wenig hervortretende Rolle; er ist auch, da seine Mutter nach ihrer Niederkunft nur noch wenige Wochen in Ungarn verweilt und sich dann gleich nach Constantinopel begeben hat, am Schlusse der Episode noch ein Kind. Es versteht sich daher, dass von seiner Vermählung nichts darin vorkommen kann. Der Name: Blanchefleur der Sibillendichtung wurde hierdurch verfügbar, und der Dichter hat ihn, wie angeführt, wahrscheinlich weil er ihm poetischer klang wie der: Sibille, für die Königin selbst verwendet. —

Es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass die Einheit durch

Digitized by Google

jene Abänderung sehr gewonnen hat, wie denn überhaupt in dem venezianischen Gedichte die Ereignisse sich ziemlich einfach abwickeln, während, wenigstens nach den Volksbüchern zu schliessen, in der ursprünglichen Dichtung die Handlung durch immer neue Abenteuer bis ins Ermüdende fortgesponnen wird. Auch die oben schon erwähnte Veränderung des Motivs, aus dem der Zwerg in das Bette der Königin geräth, enthält entschieden eine Verbesserung. Im Uebrigen steht aber an dichterischem Werthe die spätere Bearbeitung der älteren bedeutend nach. Mussafia erklärt selbst (l. c. p. IV): „man müsse zugeben, dass dem Compilator der venezianischen Handschrift alle Kunst zu erzählen gänzlich abgehe. Trotz seines Strebens nach Kürze, welche ihn dazu verleite, die Handlung aller ausschmükkenden Episoden zu entkleiden, mache er sich zahlreicher Wiederholungen schuldig. Und zwar wären es nicht die so natürlichen und wirksamen Wiederholungen der älteren Epik, vielmehr das Ringen eines armseligen Erzählers mit seinem Stoffe, dessen Fäden ihm jeden Augenblick aus der Hand schlüpften.“ — Es ist daher auch wenig wahrscheinlich, dass die vorehrwähnten Verbesserungen im Gange der Erzählung, namentlich in Betreff der dem Zwerge zugetheilten Rolle, zuerst seiner Erfindungsgabe zu danken sind, um so weniger, als wenigstens diese letztere sich auch in der deutschen Bearbeitung findet, die schwerlich die in der venezianischen Handschrift auf uns gelangte Redaction gekannt haben wird. Man muss daher annehmen: dass entweder die Volksbücher, um in ihrer beliebten Manier Abenteuer auf Abenteuer zu häufen, in dieser Beziehung von dem Original, wo ihnen die Sache zu einfach zu verlaufen schien, abgewichen sind *), oder dass zwischen diesen und der Compilation in der venezianischen Handschrift noch eine Bearbeitung gelegen, welche auch die nächste Quelle für die deutschen Gedichte gebildet hat, von der selbst aber sonst nichts auf uns gelangt ist.

*) Die Annahme, dass schon in der Chanson de geste Macaire aus Rache für verschmähte Liebe den Zwerg in das Bette der schlafenden Königin gelegt habe, scheint durch den Umstand eine Bestätigung zu erhalten, dass sich — wie schon oben angedeutet wurde — die Volksbücher einer offenbaren Inconsequenz schuldig machen, wenn sie berichten, dass Macaire, nicht damit sein Verrath unentdeckt bleibe, sondern um die Königin zu zwingen, ihm zu Willen zu sein, dieser nachgeeilt sei.

Digitized by Google

Die oben ausgesprochene Vermuthung: dass der Verfasser der von Alberich erwähnten Chanson de geste eine zu seiner Zeit umgehende Erzählung von einem Hunde, der seinen Herrn an dessen Mörder gerächt, in den Kärlingischen Sagenkreis, der ursprünglich nichts damit zu thun hatte, eingeflochten habe, gewinnet dadurch in hohem Grade an Wahrscheinlichkeit, dass wir die Sage von der fälschlich des Treubruchs angeklagten Gemahlin Karls des Grossen auch in Darstellungen besitzen, in denen die Geschichte von dem Hunde nicht vorkommt. Es ist dies namentlich in dem grossen cyclischen Gedichte, was den Namen: Karl Mainet führt, (Karl Mainet, zum ersten Mal herausgegeben von Ad. v. Keller, Stuttg. 1858) der Fall, in welcher grossen Compilation ziemlich aller damals in Deutschland bekannten Erzählungen aus dem Kärlingischen Sagenkreise, die betreffende Episode nach den Untersuchungen des Herausgebers (l. c. S. 841. 842) und K. Bartsch's (Ueber Karl Mainet S. 24 fgg.) das zweite selbstständige Gedicht bildet, welches von Blatt 216 v. 19 bis 293 v. 38 (S. 328—450) geht und bruchstücksweise auch im ursprünglichen Gedichte enthalten ist. (Lachmann Ueber drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte aus dem 12. und aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts in den Abhandlungen der philos. Klasse der Berliner Academie 1836. S. 159—190. cf. Gödecke Deutsche Dichtung im Mittelalter S. 698.)

Von einer Benutzung des mehrerwähnten Chanson de geste kann hier schon deshalb nicht die Rede sein, weil das deutsche Gedicht, wenn nicht älter (Bartsch l. c. S. 26 setzt es in den Schluss des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts, Lachmann l. c. zwischen 1190 und 1210), doch wenigstens jenem, das nach der Sprache des vorhandenen Bruchstücks zu urtheilen, etwa um 1225 entstanden sein wird, gleichzeitig ist. Das deutsche Gedicht beruft sich allerdings mehrfach auf eine französische Quelle, es folgt hieraus aber nur: dass eine ältere, diesen Gegenstand behandelnde französische Dichtung vorhanden gewesen sein muss, die nicht auf uns gelangt ist, die aber auch für die Darstellung in der Gran conquista de ultramar, auf welche weiter unten zurückgekommen werden wird, die Quelle abgegeben hat.

Der Inhalt der Episode im Karl Mainet ist nachstehender:

Karls Bannerträger, Morant von Rivere, wird von einem andern Ritter am Hofe, Rohart, angefeindet und eines ehebreche-

Digitized by Google

rischen Umganges mit Karls Gemahlin, Galia, bezüchtigt, ohne dass beide etwas davon ahnen. Die Königin verhehlt daher auch nicht ihre wohlwollende Gesinnung gegen Morant, als dieser sich bei ihr beurlaubt, um nach zehnjähriger Abwesenheit sein Haus zu besuchen. Unterweges lauern seine Feinde ihm auf, da er sie aber übel heimschickt, so treten sie nun als seine Ankläger bei Karl auf, der ihnen Glauben beimisst und auf ihren Rath Morant anscheinend freundlich einladet, an den Hof zurückzukehren. Dieser leistet auch der Einladung Folge und wird von der Königin herzlich bewillkommnet, was die Verräther dazu benutzen, Karl in seinem Verdachte zu bestärken. Als demnächst der Königin und Morant ihr angebliches Verbrechen vorgehalten wird, weisen beide die Anschuldigung auf das Entschiedenste zurück, jene unter Klagen und Jammern, dieser mit Entrüstung. Doch werden sie in Haft genommen und dem Letzteren wird auferlegt: sich durch einen gottesgerichtlichen Kampf mit dem Ankläger zu reinigen. Rohart, dem hiermit wenig gedient ist, verkleidet sich nun als Pilger, erscheint so am königlichen Hofe, wälzt neue Anklagen auf Morant und veranlasst hierdurch Karl, die sofortige Hinrichtung Galias und Morants anzubefehlen. Seine Neffen Roland und Baldewin wollen den Pilger für seine Schmähungen züchtigen, werden hieran aber von dem Könige verhindert. Nur mit Mühe wird dieser dahin gebracht, zu gestatten: dass Morant, nachdem derselbe seine Unschuld feierlich beschworen, sich im Kampfe dem Pilger gegenüber stelle. Bei diesem Kampfe stürzt der Letztere zu Boden, rafft sich aber, nachdem er den Teufel zu Hülfe gerufen, wieder auf und schlägt seinem Gegner dessen Schwert Durindart aus der Hand. Morant kämpft jedoch mit einem Steigbügel fort und schlägt Rohart abermals nieder. Als Beide auf dem Boden liegend mit einander ringen, bleibt dem Morant seines Gegners falscher Pilgerbart in der Hand, wodurch der Verräther entlarvt wird. *) Karl sieht nun beschämt ein, dass er zu leicht den

*) Auch hierzu findet sich in einem andern, die Jugendgeschichte Karls behandelnden Werke, dem Roman de Charlemagne des Girard von Amiens, ein Seitenstück. Hier ist es aber Karls Stiefbruder Heudry, der sich als Pilger verkleidet und mit einem falschen Barte einschleicht, um Verrath zu üben, jedoch erkannt und mit dem Tode bestraft wird (Bartsch Ueber Karlmeinet S. 11). — Der Name Morant erinnert an den

Digitized by Google

Anklägern Glauben beigemessen und bittet Galia um Vergebung, die diese ihm auch bereitwillig gewährt. Die Schuldigen werden an Rossschweife gebunden, geschleift und geviertheilt, Morant aber wird für die erlittene Unbill entschädigt und mit Galias Hoffräulein Florette vermählt.

So erheblich hiernach auch der Inhalt des Karl Meinet von dem der Königin Sibille abweicht, so kann doch kaum ein Zweifel darüber obwalten, dass die ursprüngliche Quelle beider eine und dieselbe ist. Dies ergiebt sich namentlich aus dem spanischen Prosa-Roman La gran conquista de ultramar (Salamanca 1503; die betreffende Stelle wieder abgedruckt bei Wolf Niederl. Volksb. S. 92—105 — Denkschriften der Wien. Academ. l. c. S. 269—282), der gewissermassen die Vermittelung zwischen jenen beiden bildet, und der gleichfalls auf eine französische Quelle verweist. (Wolf l. c. S. 7). Nach diesem Romane hat Karl, als er vor seinen Stiefbrüdern fliehen musste, sich heimlich mit Halia (Galia), der Tochter des Königs Haxen von Toledo, bei welchem er unter dem Namen Mainet in Begleitung seines Erziehers Morant de Ribera eine Zuflucht gefunden, verlobt. Nachdem er sein Reich wieder gewonnen und bei der Krönung in Aachen den Namen Karl Meinet empfangen, vergass er seine geliebte Halia nicht, sandte vielmehr Morant ab um sie zu holen. Diesem glückte es auch, sie vom Hofe zu Toledo zu entführen und wohlbehalten nach Frankreich zu bringen. Sie wurde nun getauft, wobei sie den Namen Sibille erhielt und Karl vermählte sich mit ihr.

Der Roman erzählt nun ferner (Wolf l. c. S. 103. Bartsch Ueber Karl Meinet S. 29), dass die Königin dem Grafen Morant, weil er sie so glücklich dorthin gebracht, ihre Gunst zugewendet und unbedingtes Vertrauen geschenkt, demgemäss auch bei jeder Gelegenheit ihr Wohlwollen gezeigt. Hieraus hätten einige Herren am Hofe, die ihn aus Neid hassten, Gelegenheit genommen, Morant eines Liebesverhältnisses mit der Königin zu beschuldigen. Karl glaubte ihnen in dem Grade, dass er jenem sein Wohlwollen entzog. Dies benutzten die Verläumder nun wiederum dazu, Morant den Zorn Karls so gefahrdrohend zu

des Morans, wie in dem Roman de Berte aus grans piés derjenige heisst, welcher die Ermordung Bertas verhindert, so dass auch hier wieder ein Anklang der einen Sage an die andere erscheint.

Digitized by Google

schildern, dass er sich entschloss, den Hof zu verlassen. Karl, der, als er das Beilager mit Sibillen vollzog, die Ueberzeugung gewann, dass er Morant Unrecht gethan, forderte diesen zur Rückkehr auf. Da derselbe sich jedoch aus Furcht dessen weigerte, warf Karl einen so schweren Groll auf ihn, dass er in seinem Herzen beschloss, ihm nie zu verzeihen. Nur mit grosser Anstrengung gelang es endlich Maynget von Paris, der zugleich mit Morant der Erzieher Karls und dessen Begleiter auf der Flucht nach Spanien gewesen war, diesen von dem Ungrunde seines Verdachts völlig zu überzeugen und eine Aussöhnung herbeizuführen.

Diese Darstellung ergänzt eine Lücke, die sich im Karl Meinet findet, indem man erst hieraus ersieht, worauf sich das Wohlwollen gründete, *) das Galia oder Sibille dem Grafen Morant gewährte; es hatte seine Veranlassung in den Diensten, die er seiner Herrin geleistet, indem er sie aus ihrer Heimath nach Frankreich entführte. Auch in dem Roman de Charlemagne des Girard von Amiens ist es Morant von Rivière, der Galienne (Galia) tauft und ihre Vermählung mit Karl vermittelt, und sich so wesentliche Verdienste um sie erwirbt.

Die Quelle des Karl Meinet d. h. das Gedicht, was mit einigen Abkürzungen und Umänderungen demselben einverleibt und von dem ein Fragment noch erhalten ist, wird jene Lücke nicht enthalten haben, der Compilator mochte sich aber wohl für berechtigt halten: die Veranlassung zu den freundschaftlichen Beziehungen zwischen jenen beiden als bekannt vorauszusetzen, da er in seiner ersten, allerdings aus einer andern Urschrift entnommenen Abtheilung, die Art, wie Karl seine Gattin Galia gewonnen, ausführlich erzählt hatte. Er vergass dabei aber, dass Morant hier nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt und zwar unter denen genannt wird, welche Karl nach Spanien begleiten, Letzterer es aber selbst ist, der die Entführung bewirkt, und sein Erzieher und väterlicher Wohlthäter den Namen David führt. —

---

*) Nur gelegentlich im weiteren Verfolg des Gedichts (239, 40—240, 11) wird im Karl Meinet der Verdienste gedacht, die Morant sich um Karl bei dessen Aufenthalt im Saracenenlande und bei der Gewinnung Galias erworben.

Digitized by Google

Aber auch in diesem Falle existirt eine Bearbeitung der Karlssage, welche eine Brücke bildet, die in dem italienischen Volksbuche Reali di Francia (Buch IV. cap. 14—47), in welchem Karl gemeinschaftlich mit seinem Erzieher Morando di Riviera seine Geliebte, die hier — ebenso wie in der gereimten Chronik von dem Kriege gegen die Albingenser des dem Anfange des 13. Jahrhunderts angehörenden Guillem von Tudela (Hist. d. l. croisade contre les heretiques Albigeois écrit. en vers provenc. trad. et publ. p. Fauriel. Par. 1837. cf. Fauriel Hist. d. l. poesie provenç. III. 464) und in Thomasins welschem Gast v. 1035 — Galeana heisst, entführt, was seiner Seits wieder mit einer Andeutung im Karl Mainet (240 v. 10. 11) übereinstimmt. —

Doch auch abgesehen von dem bisher Erwähnten giebt es noch eine Anzahl Umstände, welche auf eine Gemeinsamkeit der Quelle des Karl Meinet und der Erzählung von der Königin Sibille hinweisen. Karl befindet sich in St. Denis, als ihm von den Verläumdern die Untreue seiner Gattin berichtet wird (Wolf l. c. S. 125. Karl Meinet 224. 66); die Königin soll verbrannt werden (Wolf S. 127. Karl Meinet 262. 43), Almerique von Narbona tritt als Vertheidiger der Königin auf (Wolf l. c.), ebenso Almerich im Karl Meinet (253. 69); Auberin de Mondiser (Wolf S. 127) oder Doons von Mondesdier (Karl Meinet 240. 242) steht auf Seite derselben. Ein Zweikampf entscheidet in beiden Darstellungen, nur dass dort solcher zwischen dem Mörder und dem Hunde, hier zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten stattfindet. Die Schuldigen werden dort (Wolf S. 137) an Rossschweife gebunden und geschleift, hier (Karl Meinet 285. 14) von Pferden zerrissen. Auch selbst der Name des Helden im Karl Meinet — Morant — findet sich in der Königin Sibille, denn in dieser (Wolf S. 154) heisst ein Vasall Karls, der für die Königin Fürbitte einlegt, Graf Morante.

Doch mag zugegeben werden, dass neben diesen Uebereinstimmungen sich so erhebliche Abweichungen finden, dass es sehr schwer ist, einen Rückschluss auf die Gestaltung, welche die Sage in der ursprünglichsten Quelle hatte, zu machen. Die Gran conquista de ultramar würde uns hier vielleicht einen Leitfaden gewähren können, wenn deren Verfasser sich nicht darauf beschränkt hatte, aus dem ihm vorliegenden französischen Gedichte eine, wie schon Wolf bemerkt hat, etwas verwirrte Inhalts-

Digitized by Google

angabe zu entnehmen. Es scheint selbst, dass der Zug: dass die Ankläger den angeblichen Liebhaber schlafend in das Bette der Königin gelegt, sich im Buche, aus welchem der Verfasser der Conquista seine Notizen entnahm, gefunden habe, *) dieser bringt ihn aber so ausser allem Zusammenhange an, dass man nicht weiss, was man damit anfangen soll.

Nun existirt aber auch noch eine zweite Reihe von dem Kärlingischen Sagenkreise angehörenden Erzählungen, in denen die unschuldig des Treubruchs angeklagte Fürstin nicht die Gemahlin Karls des Grossen, sondern nur eine Verwandte von ihm ist; es sind dies die von Oliva, der Tochter oder Schwester Pipins, also der Schwester oder Tante Karls. Auch diese Sage ist in der wahrscheinlich am treuesten das ursprüngliche Original wiedergebenden Gestalt in einem spanischen Prosa-Roman, der Historia de Enrique fi de Oliva, Rey de Jherusalem, Emperador de Constantinoples. Sevilla 1498. 1533 und 1545, von dem gleichfalls Wolf (Neueste Leistungen S. 98—123) einen Auszug gegeben hat, erhalten. Es muss diese Sage zu seiner Zeit in Spanien sehr bekannt, und deren Held gewissermassen sprichwörtlich geworden sein, wie sich aus der Art schliessen lässt, wie derselbe in einem Dezir des Alfonzo Alvarez de Villa Sandino (Cancioneiro de Juan Alf. de Baena public. p. Franc. Michel. Leipz. 1860. T. I. p. 110) erwähnt wird.

Der wesentliche Inhalt des Romans, soweit er für die vorliegende Frage Interesse darbietet, ist folgender:

Pipin hat seine Schwester Oliva mit einem seiner treuesten Vasallen, dem Herzog von la Rocha, vermählt, theils um diesen dadurch für seine Dienste zu belohnen, theils um so die geliebte Schwester in der Nähe zu behalten. Der Graf von Köln, Tomillas, der Vater jenes Ganelon, durch dessen Verrath die zwölf Pairs umkamen, hatte aber schon vorher die Absicht gefasst, den Herzog zu seinem Eidam zu machen, und er gab jene auch jetzt noch nicht auf. Um sein Vorhaben ins Werk zu setzen, ladet er diesen und Oliva zu einem Besuche nach Köln. Die von der Hitze geplagte Herzogin lässt er statt des von ihr ver-

---

*) Algunos que lo dessamavan por embidia que le havian, levantaronle que el dormia con ella e rebolvieronlo con Carlos diziendo u. s. v.

Digitized by Google

langten Wassers einen vorher bereiteten Kräuterwein trinken, und als sie sich danach unwohl fühlt, sich zu Bette legen. Nachdem er deren Frauen aus dem Schlafzimmer entfernt, angeblich damit ihre Ruhe nicht gestört werde, legt er unter ihr Kopfkissen einen mit einer Zauberformel beschriebenen Zettel, welcher die Kraft hatte, dass Jeder, so lange jener unter seinem Haupte lag, in einem todtähnlichen Schlafe verblieb. Gleiches geschieht mit einem Landstreicher, Namens Aymar, den Tomillas zuerst mit einem Zauberringe, der die Kraft besass, dass Jeder, der seiner ansichtig wurde, dem, der ihn trug, Alles bewilligen musste, was er immer verlangen mochte, gezwungen hatte, sich entkleidet zur Herzogin in das Bette zu legen. Tomillas eilt hierauf zum Herzoge, theilt diesem mit: dass er seine Gattin in den Armen eines andern Mannes getroffen habe, und fordert ihn auf, sich selbst durch den Augenschein von der Wahrheit zu überzeugen. Dies geschieht. Sie finden die Herzogin und Aymar in tiefem Schlafe neben einander liegen, daneben die Kleidung des Landstreichers. Tomillas hält den Herzog ab, selbst sofort seine Schmach durch den Tod der Treulosen zu rächen, räth ihm vielmehr, sie in Ketten zu werfen und vor dem Könige anzuklagen: er seinerseits wolle den verwegenen Landstreicher, seinen Vasallen, für seine wahnsinnige Lüsternheit züchtigen. Er reisst denselben denn auch vom Lager und schlägt ihm sofort das Haupt ab. Bei dem heftigen Rucke war aber auch das Kopfkissen mit dem Zauberspruch aus dem Bette gefallen, so dass Oliva erwacht. Als sie eine Leiche und Tomillas mit blossem Schwerte neben sich sieht — der Herzog und die von diesem mitgebrachten Zeugen hatten bereits das Gemach verlassen — beklagt sie sich bitter gegen den Grafen: dass er durch den Mord eines vielleicht unschuldig Verfolgten, der ein Asyl gesucht, die ihr gebührende Achtung verletzt habe, Tomillas antwortet aber höhnisch: sie möge sich nicht um fremde Dinge kümmern, sondern sehen, wie sie sich selbst rechtfertigen könne, da ihr Gatte sie mit einem fremden Manne in Umarmung getroffen, und nur mit Mühe abgehalten sei, sogleich an ihr die Strafe zu vollstrecken; er müsse sie in dessen Auftrag verhaften, damit sie vom Könige gerichtet werde. Vergeblich ruft Oliva Gott und die heilige Jungfrau zu Zeugen ihrer Unschuld an. Tomillas lässt sie in Ketten werfen und in gefängliche Haft brin-

Digitized by Google

gen, betreibt dann auch die Hinkunft Pipins, der nur mit schwerem Herzen über seine geliebte Schwester Gericht zu halten sich entschliessen kann. So sehr auch die Aussagen der Zeugen sie belasten, beharrt doch die Herzogin bei der Betheuerung ihrer Unschuld und erbietet sich endlich, solche durch die Feuerprobe, als diese nicht angenommen wird, durch die Wasserprobe darzuthun, und, als auch die letztere verworfen wird, sich von dem höchsten Thurme der Stadt hinabstürzen zu lassen; wenn sie sich im mindesten verletze oder nur die Farbe des Antlitzes ändere, möge man sie für schuldig erklären. Aber auch hierauf will der König nicht eingehen, denn ihm scheint ihre Schuld durch die Aussagen unverwerflicher Zeugen erwiesen. Da bittet der mächtige und ehrwürdige Graf Jufre von Flandern, von Mitleid ergriffen, den König: eine der drei angebotenen Proben anzunehmen, zugleich drohend: dass er im Fall der Verweigerung mit allen seinen Mannen den Lehnseid aufkündigen werde. Nun entschliesst Pipin sich, seine Schwester zur Feuerprobe zu verstatten, welche diese demnächst auch besteht, indem sie in blossem Hemde durch den brennenden Holzstoss schreitet, ohne dass nur ein Haar ihres Hauptes oder ein Faden ihres Anzugs versengt wird. Oliva verlangt nun, dass ihre Unschuld, nachdem Gott selbst sie bezeugt, auch vom Könige und allen andern Anwesenden anerkannt und der an ihr verübte Verrath streng untersucht werde; aber Pipin beharrt in seinem Unglauben und überlässt es nur auf abermaliges Andringen des Grafen von Flandern dem Herzoge, seine Gattin zu sich zu nehmen und nach eigenem Ermessen mit ihr zu verfahren. Der Graf von Flandern, der hierin keine hinreichende Sicherheit für seinen Schützling finden kann, zieht es vor, die Herzogin in einem von ihm gegründeten Kloster unterzubringen und der Obhut der Aebtissin desselben zu übergeben. Trotz der Achtung und Liebe, die von der Letzteren und allen Nonnen Oliva zu Theil wird, kann diese doch die ihr zugefügte, straflos gebliebene Schmach und den geliebten Gatten nicht vergessen. Sie legt sich selbst die härtesten Bussen und Entbehrungen auf, indem sie Gott anfleht: ihren Gemahl zu beschützen, denselben von ihrer Unschuld zu überzeugen und sie wieder in Ehren mit ihm zu vereinigen.

Der zweite Theil des Romans beschäftigt sich nun, ähnlich wie der von der Königin Sibille mit der Geschichte des, hier

Digitized by Google

aber schon vor der Trennung beider Gatten geborenen Sohnes Enrique (Heinrich), der von dem Grafen von Flandern, in welchem die Personen des Herzog Naimes und des Warochers der Sibillensage vereint sind, erzogen, einen Kreuzzug unternimmt, dabei König von Jerusalem und des ganzen Morgenlandes, dann auch Eidam des Kaisers von Constantinopel und dessen Thronfolger wird, und zuletzt seine inzwischen wieder vereinigten Eltern, die von Tomillas und selbst von König Pipin hart bedrängt werden, befreit, und den Verräther straft, der wie Macaire von vier Pferden zerrissen wird.

Schon Wolf (l. c. S. 121) hat die Bemerkung gemacht: dass der Roman anscheinend aus zwei verschiedenen Massen bestehe, deren eine, welche die Geschichte der Oliva enthalte, sich wohl auf eine ältere Sage gründen möge, *) während die andere, die Erzählung von Heinrichs Kreuzzug und Gelangung auf den Kaiserthron von Constantinopel, sicher ein späterer Zusatz und nichts Anderes sei, als die mit Fabeln durchwebte Geschichte von dem Kreuzzuge des Grafen Heinrich von Flandern, des zweiten lateinischen Kaisers von Constantinopel.

Wolfs Vermuthung findet ihre Bestätigung durch eine noch vorhandene altfranzösische Chanson de geste: Roman de Doon l'Alemans qui fut de la Roche, in welchem Olivas Sohn den Namen Landri führt und die, wenn dieser auch schliesslich durch seine Vermählung mit Salamandrine, der Tochter des Kaisers Alexander von Constantinopel, Herrscher dieses Reiches wird, doch in dem zweiten Theile der Erzählung vollständig von dem spanischen Romane abweicht, namentlich von einem von Olivas Sohne unternommenen Kreuzzuge, der einen sehr wesentlichen Theil von jenem bildet, nichts enthält. Das französische Gedicht, das bis jetzt noch ungedruckt und nur in einer der Harleyanischen Bibliothek entstammenden Handschrift des brittischen Museums auf uns gelangt ist, und von dem C. Sachs (Beiträge

*) In der Note LXX. zum Cancioneiro des Baena (II. p. 301) wird zwar behauptet: allem Anscheine nach sei der in Rede stehende Roman ein spanisches Originalwerk, es kann aber kaum einem Zweifel unterliegen, dass er, wenigstens seinem ersten Theile nach, aus einer französischen Quelle stammt. Wäre jenes der Fall, so würde er schwerlich schon in so früher Zeit in Nordeuropa bekannt gewesen sein, wie er es — was weiter unten gezeigt werden wird — in der That war.

Digitized by Google

zur Kunde altfranzösischer, englischer und provenzalischer Litteratur. Berl. 1857 S. 2—10) Beschreibung und Auszug geliefert hat, dürfte sich zur ursprünglichen Bearbeitung der Olivasage eben so verhalten, wie der Macaire der venezianischen Handschrift zur Chanson de geste von der Königin Sibille, und der spanische Roman ist daher auch hier besser geeignet, auf den Inhalt der ersten Quelle einen Rückschluss zu gestatten, wie das französische Gedicht. Dass die Geschichte, die dessen Gegenstand bildet, schon vor ihm bearbeitet sei, sagt der Verfasser des Doon l'Alemans ausdrücklich, nur sei dies, wie er behauptet, in unrichtiger Weise geschehen.

v. 2403. cil autre jugleor qui de Doon vos dient
assez en ont chanté, mas il ne sceuent mie.

Die Handschrift, die dies Gedicht enthält, stammt aus dem 15. Jahrhundert. Sachs bemerkt selbst (l. c. S. 9): dass im Anfange desselben — und dieser ist es, der uns hier zumeist interessirt — zwei verschiedene Recensionen durch einander gingen, indem vielfach zwei auf einander folgende Tiraden fast denselben Inhalt hätten.

Abgesehen davon, dass im spanischen Roman der Name des Herzogs, welcher von Pipin mit Oliva vermählt wird, nicht angegeben ist, derselbe vielmehr nur nach seiner Besitzung der Duque de la Rocha heisst, das französische Gedicht ihm aber den vollen Namen: Doz oder Doon l'Alemans Duc de la Roche beilegt, stimmen beide Bearbeitungen im Eingange ziemlich überein. Die Schwester Pipins heisst dort Oliva, hier Olive, der Verräther dort Tomillas, hier Tomiles; in beiden ist er Graf von Köln, dort der Vater, hier der Oheim Ganelons; dort will er seine Tochter Aldigon, hier seine Schwester Andegour mit Doon vermählen. Der Sohn dieser beiden führt dort den Namen Malindre, hier den Malingre. Im Einzelnen finden sich jedoch auch mancherlei Verschiedenheiten, meist nicht zum Vortheil des französischen Gedichts. Namentlich spielt in diesem der Herzog eine noch viel kläglichere Rolle wie im Roman und schwankt noch viel mehr zwischen der Liebe zu Oliva und der Ueberzeugung von ihrer Schuld hin und her. Insbesondere fehlt hier auch die Benutzung des Zettels mit der Zauberformel und des magischen Ringes, die das Beisammenliegen der Herzogin und des Landstreichers im Bette von jener im spanischen Roman so

Digitized by Google

gut motiviren, gänzlich. Tomiles hat gegen den Herzog behauptet: er habe dessen Gattin mit einem jungen Manne bei einander liegend gefunden, und erst als der Herzog, empört, ihn der Lüge zeiht, verleitet er durch allerlei Vorspiegelungen einen Knappen, sich nackend zu jener ins Bette zu legen. Tomiles ruft hierauf den Herzog herbei, der im Zorn den Knappen erschlägt und auch seine Gemahlin tödten will, jedoch von seinen übrigen Begleitern, nicht aber von Tomiles, daran gehindert wird. Olive erbietet sich zwar auch hier zu jeder Probe ihrer Schuldlosigkeit', aber es kommt hierzu nicht, vielmehr wird sie nach dem Urtheilsspruch Pipins mit ihrem Sohne Landri verstossen. Der Graf von Flandern, der im spanischen Roman eine so bedeutende Rolle spielt, wird im französischen Gedichte nur ganz gelegentlich als einer der Verwandten Doons, die sich erbieten, für Olives Unschuld zu kämpfen, erwähnt.

Dass die Olivasage in Südfrankreich nicht unbekannt gewesen, ergiebt sich zwar aus einer Erwähnung Doons und Olivas in dem provenzalischen Gedichte des Girauz de Cabreira: Cabra juglar (K. Bartsch Denkmäler der provenz. Litterat. Stuttg. 1856. S. 91), von einer Bearbeitung derselben in dieser Sprache hat sich jedoch bis jetzt nirgends eine Spur gezeigt.

Dagegen ist jene Sage in einer altnordischen Bearbeitung auf uns gelangt, die gewissermassen zwischen den beiden vorstehend aufgeführten die Mitte hält. Denn während Olivas Sohn in derselben wie im französischen Gedichte Landres heisst, stimmt sie in der Erzählung der Vorgänge, welche die Verstossung der Herzogin herbeiführen, weit mehr mit dem spanischen Roman überein. Des Herzogs Sohn aus zweiter Ehe, der, wie angeführt, im spanischen Roman den Namen: Malindre, im französischen Gedichte den: Malingre führt, heisst im altnordischen: Malalandres. Der letztere Name (der böse Landres), als Gegensatz zu dem, welchen sein legitimer Bruder führt: Landres, ist gewiss der richtige und lässt darauf schliessen: dass auch in der ursprünglichen Quelle aller dieser Bearbeitungen Olivas Sohn den Namen Landri oder Landres geführt, den der Verfasser des spanischen Romans nur deshalb mit dem: Heinrich vertauschte, um eine Uebereinstimmung mit seinem zweiten Theile, für den die Geschichte der Einnahme des Thrones von Constantinopel durch den Grafen Heinrich von Flandern das Vorbild abgab,

Digitized by Google

herbeizuführen, ein neuer Belag für die Richtigkeit der oben erwähnten Ansicht Wolfs über die Entstehungsweise des spanischen Romans.

Die altnordische Olivasage ist enthalten in einem Abschnitt der Karlamagnus-Saga, wo sie die Ueberschrift führt: Landres tháttr, und zuerst aus einer Handschrift auszugsweise mitgetheilt von Svend Grundtvig in seiner Sammlung dänischer Volkslieder (Denmarks gamle folkeviser vol. I.—IV. 1. Kjöbenh. 1853—69. I. S. 199—201) demnächst auch mit der ganzen Karlamagnus-Saga vollständig im Druck erschienen. Die Einleitung berichtet: dass die Erzählung von einem Norweger, Bjarne Erlingsson von Bjarke, der um 1290 nach Schottland gesendet worden, aus dem Englischen übersezt sei. Schwerlich entspricht diese Angabe der Wahrheit, doch ist es immer möglich, dass die französische Urdichtnng nicht unmittelbar, sondern durch Vermittelung einer Uebertragung in das Englische die Quelle für die altnordische Bearbeitung abgegeben habe, wohin auch der Umstand zu deuten scheint, dass der Verräther die englische Bezeichnung für einen Hofmeister oder Seneschall: Stewart, ähnlich wie in dem weiter unten zu erwähnenden Gedichte Sir Triamour führt. Dass die Olivasage übrigens in England nicht unbekannt geblieben, geht schon aus dem Umstande hervor, dass die einzige bis jetzt bekannte Handschrift eines französischen, dieselbe behandelnden Gedichtes in diesem Lande gefunden ist.

Die schöne Olif, wie Oliva im altnordischen Gedichte heisst, ist in demselben nicht die Schwester, sondern die Tochter König Pipins, also die Schwester Karls des Grossen. Der Herzog, dem sie vermählt worden, führt den Namen Hugon. Als derselbe einst auf der Jagd und von Hause abwesend ist, verlangt dessen Stewart, Milon, dem er die Obhut über die Gattin anvertraut hat, von dieser, dass sie sich ihm preisgebe. Mit Unwillen weist sie seine Anträge zurück und droht ihm, ihn bei dem Herrn nach dessen Heimkehr anzuklagen. Milon stellt sich nun reuig, bittet um Verzeihung und erhält auch solche. Zur Bekräftigung derselben bittet er sie, aus einem goldnen Gefäss, das er ihr darreicht, und in das er vorher heimlich einen Schlaftrunk gethan, zu trinken. Nachdem sie dies gethan und in Folge dessen in einen tiefen Schlaf gesunken, bringt Milon sie in ihr Bett, sucht dann einen scheusslichen Bettler auf, bewirthet denselben

Digitized by Google

auf's Beste, lässt ihn von dem nämlichen Schlaftrunk trinken und legt ihn dann zur Herzogin in das Bette, indem er deren weissen Arm um dessen schwarzen Nacken schlingt. Hugon, den Milon nach seiner Heimkehr in das Schlafgemach der Herzogin geführt hat, schlägt im Zorn sofort dem Bettler das Haupt ab und will auf Milons Antrieb auch seine Gattin tödten. Da erwacht diese und sieht was geschehen ist. Als die Betheuerungen ihrer Unschuld keinen Glauben finden, erbietet sie sich, wie im spanischen Roman zuerst zur Feuerprobe dann, sich von dem höchsten Thurme der Burg auf den Wall, den man ganz mit Spiessen und Schwertern, deren Spitzen nach oben gerichtet worden, bepflanzen möge, hinabstürzen zu lassen, endlich zur Wasserprobe. Alle drei Vorschläge weist der Herzog auf den Rath Milons, welcher behauptet, Olif sei der Zauberei kundig und wage daher nichts bei jenen Proben, zurück. Da ergrimmte Engelbert von Dynhart, der Herzogin bester Ritter, gab Milon einen so heftigen Schlag, dass er zu Boden stürzte, schalt ihn einen Lügner und erbot sich, selbst ohne alle andere Schutz- und Trutzwaffen als einen Stecken gegen den vollständig gerüsteten Milon in gottesgerichtlichem Kampfe die Unschuld der Herzogin zu erweisen. Dies wird angenommen; gleich beim ersten Gange stürzt Milon mit seinem Ross und kommt auf den Boden zu liegen; aber er sucht auch diesen Vorfall als einen neuen Beweis für Olifs Zauberkünste auszudeuten. Es glückt ihm so Hugon abermals zu berücken, so dass dieser den Kampf einzustellen befiehlt und Engelbert aus seiner Nähe verbannt. In dem hierauf darüber: was mit Olif geschehen solle, abgehaltenen Rathe wird der Urtheilsspruch über diese auf den Vorschlag des Ritter Arnäus ihrem Vater Pipin überlassen. Nachdem der Letztere angelangt ist, wird Frau Olif blossen Hauptes und barfuss vor ihn geführt; Pipin stösst sie mit den Füssen so heftig von sich, dass sie niederstürzt und zwei Rippen bricht. Auf ihres Bruders Karl Vorschlag wird zuletzt das Urtheil dahin getroffen, dass sie, nur mit einem Laib Brod und einer Schaale Wasser versehen, in ein steinernes Gemach eingesperrt werden solle; wäre sie unschuldig, würde Gott sie schon erretten. Milon stimmt bei, will aber noch überdies das Gemach mit Kröten und anderem giftigen Ungeziefer gefüllt haben. Dem schliessen sich die Uebrigen an und Frau Olif wird, nachdem sie schmerzlichen Abschied von

Digitized by Google

ihrem Sohne genommen und ihr Gebet zur Mutter Gottes verrichtet, nach der steinernen Klause gebracht und in derselben eingemauert.

Der weitere Verlauf der Erzählung, die damit schliesst, dass Landres mit Hülfe seines Oheims Karl seine Mutter, die durch Gottes Gnade am Leben erhalten war, aus dem Gefängniss befreit, in das man nun den Verräther Milon, der sein Verbrechen hat bekennen müssen, einsperrt, Olif aber in ein Kloster geht und Hugon stirbt, worauf Landres sein Nachfolger wird, weicht vollständig sowohl von dem spanischen Romane wie von dem französischen Gedichte ab, und weist durch mehrfache Anklänge an die nordischen Sagen — wohin schon die Einsperrung zusammen mit giftigem Gewürm, wie in der Ragnar Lodbroks Saga, gehört — deutlich darauf hin, dass der Dichter hier keiner französischen Quelle gefolgt sein kann.

Es existiren noch andere nordländische Bearbeitungen der Olivasage, so in einem isländischen Volksgesange, der in einer im Besitz der Alterthumsforscher zu Kopenhagen befindlichen Handschrift erhalten ist (Landres rimur, sonar Hugions hertogs of Englandi og Olifar, Systur Karlamagnus Kaisara) und in Faröischen Volksliedern (mitgetheilt von V. N. Hammershaimb in der Antiquarisk Tidsskrift utg. af det K. Nord. Oldskrift-Selskab 1846—1848 S. 279—304). Dass für diese das vorerwähnte Gedicht die Quelle abgegeben habe, ist nicht wahrscheinlich, da, wenn auch der Gang der Begebenheiten im Ganzen, namentlich in dem ersten Theile der nämliche ist, sich doch im Einzelnen viel abweichende Züge finden und nicht einmal die vorkommenden Namen ganz übereinstimmen. Die Volksüberlieferungen zeichnen sich nicht nur durch Frische und grössere Lebendigkeit vor der Saga vortheilhaft aus, sondern sie weisen auch durch eigenthümliche Züge auf ein höheres Alterthum, stimmen namentlich in manchen Punkten mit den früher erwähnten Bearbeitungen überein, wo die Saga von denselben abweicht, wie unter andern in dem faröischen Volksliede nicht der Herzog, sondern der Verräther, der hier den Namen Mylint führt, es ist, der den im Bette der Herzogin, hier Olawu genannt, gefundenen Bettler tödtet, und diese wirklich die Feuer- und Wasserprobe besteht, beides wie in dem spanischen Roman. Wenn in jenem die böse Stiefmutter des Landrus (Landres) und Mutter des

Digitized by Google

Malandrus Galionna heisst, so erinnert dies an den Namen Galiana, den, wie oben angeführt, in einer Reihe von Ueberlieferungen die unschuldig angeklagte Gemahlin König Karl's führt. Als ein ähnliches Zusammentreffen kann es angesehen werden, wenn in der Chanson de geste de Gaufrey, Duc de Dane-Marche Morant de Riviere, der des sträflichen Umgangs mit Galiana Bezüchtigte, ein Sohn des Doon de Mayence genannt wird (Wolf, Niederländ. Volksbücher S. 269).

Dass die Sibillensage und die Olivasage ursprünglich derselben Quelle entflossen sein müssen, kann, trotz der wesentlichen Verschiedenheiten, die sie darbieten, kaum einem Zweifel unterliegen. Aus dem Umstande allein, dass eine mit Unrecht des Treubruchs Angeklagte von ihrem Gatten verstossen und nur durch Vermittelung redlicher Männer vor dem schon über sie verhängten Tode bewahrt wird, könnte jenes nicht gefolgert werden, denn dies findet sich, wie bereits oben erwähnt, in vielen anderen Erzählungen, die ohne unmittelbarem Zusammenhange mit der vorliegenden stehen, aber dass, um einen anscheinend unwiderleglichen Beweis für die Schuld der Anzuklagenden zu erlangen, ein gemeiner und scheusslicher Mensch zu der Schlafenden ins Bette gelegt wird, beide so von dem Gemahl betroffen werden, der Bettgenosse, bevor er noch Zeugniss ablegen kann, getödtet wird und der Gatte sich nun trotz aller Betheuerungen der Angeklagten und der für sie sprechenden Umstände nicht von der Ueberzeugung von deren Schuld abbringen lässt, sind so charakteristische Züge, dass sie unmöglich zweimal selbstständig von einander und zwar mit Bezug auf dieselbe Person — denn dass Karl der Grosse hier als der Gatte, dort als der Bruder oder Neffe der Angeklagten auftritt, ist von keiner wesentlichen Bedeutung — erfunden sein könne. Die Olivasage steht aus diesem Grunde der Sibillensage sogar näher wie die Reihe von Erzählungen, wo die von Karl für untreu gehaltene Gattin den Namen Galiana, Halia oder Galia führt, da bei ihnen die erwähnten charakteristischen Züge fehlen, wenn gleich sie darin mit der Sibillensage überein kommen, dass die fälschlich Angeklagte die Gemahlin Karls ist und die Enthüllung der Wahrheit durch die Besiegung des Verleumders in einem gottesgerichtlichen Kampfe herbeigeführt wird. Welche von diesen verschiedenen Gestal-

Digitized by Google

tungen der Sage die ältere und ursprüngliche sei, lässt sich schwer entscheiden. Svend Grundtvig (l. c.) glaubt, dass bei den Franken die Sage zuerst mit dem alten Frankenherzog Hugo, dem Hugon der Landressaga in Verbindung gebracht sei, und erst später eine neue Anknüpfung an Karl den Grossen gesucht habe. Wahrscheinlich ist es jedoch, dass von den bis auf uns gelangten Redactionen diejenige, wo Karls Gemahlin den Namen Galia oder Galiana führt, die ältere ist. Denn es lässt sich kaum annehmen, dass, nachdem einmal ein sich so empfehlendes Motiv, wie das Hineinlegen eines Schlafenden in das Bette der gleichfalls schlafenden Fürstin zum Erweise des Treubruchs, in die Sage hineingekommen war, ein späterer Bearbeiter derselben es wieder aus ihr entfernt haben wird.

Die oben ausgesprochene Vermuthung, dass der Verfasser des epischen Gedichts von der Königin Sibille eine zu seiner Zeit besonders vorhandene Erzählung von einem Hunde, der seinen Herrn an dessen Mörder gerächt, in die Karlssagen eingeflochten, findet anscheinend eine Bestätigung darin, dass ein mittelalterliches Gedicht existirt, in welchem jene getrennt von diesen vorkommt; bei näherer Prüfung muss man jedoch zu der Ueberzeugung gelangen, dass der Verfasser dieses Gedichts keineswegs auf eignen Füssen stehe, dass ihm vielmehr die Königin Sibille bekannt und sein Vorbild gewesen, und er sich in dem ersten Theile seiner Arbeit darauf beschränkt habe, die Personennamen und Oertlichkeiten zu verändern und in einigen Nebenumständen abzuweichen. Wolf (Neuste Leistungen S. 139) bemerkt mit Bezug hierauf: „Bekannt ist dieser Kunstgriff der späteren Dichter des Mittelalters (im 14. und 15. Jahrhundert), Theile älterer Sagen auf eine neue Weise zu verbinden und zu verarbeiten, charakteristisch hinweisend auf eine Zeit, in der es bereits den Dichtern an Sinn gebrach, für die einfache im Volke fortlebende Sage, und die ihre eigne Armuth an Phantasie durch solche Künsteleien schlecht genug zu verhüllen strebten."

Das in Rede stehende Gedicht ist in altenglischer Sprache und führt den Titel: Syr Tryamoure. Es ist mehrfach gedruckt, neuerdings in (Utterson) Select pieces of early popular poetry Lond. 1817, Vol. I. pag. 1 sqq.; im Auszuge enthalten ist es in Ellis Specimens of early english metrical romances, Vol. III.

Digitized by Google

p. 182 sqq. (N. edit. rewis. by Halliwell. Lond. 1848, p. 491—503.) Der Dichter beruft sich selbst auf eine französische Quelle (v. 316: as it is in Romaynes tolde). Der Inhalt ist nachstehender.

Aradas, König von Aragon, unternimmt einen Zug in das gelobte Land, in der Hoffnung, dass Gott ihm dafür einen Erben schenken werde. Seine Gemahlin Margaret übergiebt er der Obhut seines Haushofmeisters (Stewart) Marrock. Dieser liebt aber selbst die Königin. Doch bleiben alle seine Bemühungen, sie für sich zu gewinnen, erfolglos; dieselbe droht ihm sogar, dass sie seinen Verrath ihrem Gatten bei dessen Rückkehr sofort entdecken werde. Da verändert Marrock seinen Plan, bittet die Königin fussfällig um Verzeihung und richtet fortan sein Benehmen gegen sie so ein, dass sie annehmen musste, er habe seine frevelhaften Wünsche unterdrückt. Als aber der König von dem Zuge gegen die Heiden heimgekehrt war, theilte Marrock demselben mit, dass das Kind, was die Königin unter dem Herzen trage, — es verdankte, wie in der Genovefasage, der letzten Umarmung der Gatten vor der Trennung seine Entstehung — im Ehebruch erzeugt sei, dass er selbst jene in den Armen eines unbekannten Ritters betroffen und, von Unwillen hingerissen, diesen sofort durchbohrt habe, dass die Königin dann sich bemüht, seine Verschwiegenheit dadurch zu erkaufen, dass sie ihn zum Mitschuldigen des Ehebruchs mache, er aber aus Treue gegen seinen Herrn der Versuchung widerstanden. — Der König mass dem Verräther Glauben bei und verurtheilte die Königin, ohne deren Schuld näher zu untersuchen, zum Flammentode. Marrock, der seine Liebesabsichten noch keineswegs aufgegeben, aber, wenn dieser Spruch zur Ausführung kam, jede Aussicht auf deren Erfüllung verloren hätte, bestimmte jedoch den König, statt dessen Margaret zu verbannen, unter der Androhung, dass sie, wenn sie nach Ablauf von drei Tagen noch innerhalb der Gränzen des Reichs Aragon betroffen werde, den Feuertod erleiden solle. Ein alter Ritter, Sir Roger, soll sie aus dem Lande bringen und lässt sich hierbei durch seinen, eben so durch seine Treue wie durch seine Grösse und Kraft ausgezeichneten Windhund begleiten. Marrock ist ihnen bereits vorausgeeilt, hat sich mit achtzehn auserlesenen Gehülfen in einen Hinterhalt gelegt, fällt über sie her und will sich der Königin bemächtigen. Er stösst aber auf einen eben so unerwarteten als kräftigen Widerstand von Seiten Sir

Digitized by Google

Rogers, obwohl dieser ohne alle Schutzwaffen ist und nur von seinem Hunde unterstützt wird. Schon sind von jenes Schwert vierzehn der Angreifer gefallen, als Marrock ihn von hinten mit seinem Speere durchbohrt und todt niederstreckt. Die Königin hat jedoch die Verwirrung des Kampfes benutzt, um einen Versteck im Dickicht des Waldes aufzusuchen; vergebens durchsucht Marrock mit seinen vier noch am Leben gebliebenen Gefährten denselben nach allen Richtungen; er muss zurückkehren, ohne die Frucht seines Verraths genossen zu haben.

Margaret kommt, sobald ihre Verfolger sich endlich entfernt haben, aus ihrem Versteck. Nachdem sie ihrem Vertheidiger, dessen Leiche die vierzehn von ihm getödteten Feinde umgaben, schmerzliche Thränen gewidmet, besteigt sie ihr Ross wieder, das sie noch auf dem Kampfplatz findet, um ihre Reise fortzusetzen. Aber alle ihre Bemühungen, den Hund dazu zu bewegen, sie zu begleiten, bleiben erfolglos. Er ist nicht von der Leiche seines Herrn zu bringen, beleckt dessen Wunden, scharrt ein Loch für jene und bedeckt sie mit Moos. So bewacht er sie und entfernt sich immer nur auf wenige Augenblicke, wenn der Hunger ihn zwingt, Nahrung aufzusuchen.

Die Königin gelangt auf ihrer Flucht an die Gränze von Ungarn; im Walde wird sie von einem Knäblein entbunden; die Mutterfreude lässt sie alles vergessen. Dort findet sie ein ungarischer Ritter Sir Bernard von Monseroyne, indem eine von ihm verfolgte Hirschkuh in eben dem Dickicht, in dem Margaret sich befand, Zuflucht sucht, nimmt diese gastfrei in sein Schloss auf und erzieht den Neugebornen, der den Namen Triamour erhält, auf das Trefflichste und in allen ritterlichen Künsten.

Der Windhund hat indessen treu die Leiche seines Herrn gehütet, da ihm aber allmählig die Nahrung in der Nähe fehlt, so muss er solche in immer grösseren Kreisen suchen und gelangt so am Schlusse des siebenten Jahres, gerade als das Christfest gefeiert wurde, von Hunger abgezehrt, in den Palast des Königs, verschwindet jedoch gleich wieder, nachdem er gesättigt worden. Aradas, dem dies auffällt, giebt, als sich dies wiederholt ereignet, den Dienern Befehl, dem Hunde, wenn er sich zum dritten Mal einstellen sollte, zu folgen. Als der Hund wieder in dem Palast sich einfindet, trifft er dort mit Marrock zusammen, den er sofort wüthend anfällt, an der Kehle packt und nicht eher loslässt, als

Digitized by Google

bis er ihn erwürgt hat. Hierauf eilt er wieder zum Grabe, wo die, welche ihm gefolgt sind, die Leiche finden, die sich wunderbarer Weise so gut gehalten hatte, dass man sie sofort als die Sir Rogers erkannte. Dieser ward nun in geweihter Erde bestattet und ihm ein ehrenvolles Denkmal errichtet, auf welchem kurz darauf auch der treue Hund sein Leben aushauchte. Die Leiche Marrocks ward durch die Stadt geschleift und dann am Galgen aufgehängt. Der König sendete Boten durch das ganze Land, theils um diesen Akt der Gerechtigkeit männiglich bekannt zu machen, theils um über das Schicksal der schuldlos vertriebenen Königin Erkundigungen einzuziehen, womöglich sie zurückzubringen. Aber alle Mühe blieb erfolglos und der unglückliche Aradas musste noch viele Jahre durch Kummer und Gewissensbisse für seinen übereilten Urtheilsspruch büssen.

Die zweite und grössere Hälfte des Gedichts, welche die Schicksale Margarets und ihres Sohnes bis zur Wiedervereinigung mit dem Könige mittheilt, weicht von den Erzählungen von der Königin Sibille vollständig ab. Nicht nur, dass Aradas nicht durch Waffengewalt genöthigt wird, die Gattin wieder aufzunehmen, rettet auch ohne einander zu kennen, erst der Vater dem Sohne das Leben, dann dieser jenem das Reich. Die Lösung des Knotens erfolgt dadurch: dass Margaret dem Sir Triamour, nachdem er sich die schöne Helene, die Erbin von Ungarn und den Thron dieses Reiches erkämpft hat, seine ihm bis dahin verschwiegene Abstammung mittheilt und nun auch Aradas erfährt, dass seine vergeblich gesuchte Gattin noch am Leben, der aber, den er, ohne zu ahnen, wie nahe er ihm stehe, liebgewonnen und die Mitregentschaft angeboten, sein eigener Sohn sei.

Ob dieser zweite Theil freie Dichtung ist oder der Verfasser des Sir Triamour auch in ihm einem andern und ergeblich welchem Vorgänger folgt, das zu untersuchen liegt hier keine Veranlassung vor; dass aber für den ersten Theil des Gedichts die Erzählung von der Königin Sibille als Vorbild gedient habe, kann nicht zweifelhaft sein. Die Hauptpunkte, die des Treubruchs von dem, dessen Liebeswerbung sie zurückgewiesen, fälschlich angeklagte Königin — die Verwandlung des anfangs verhängten Flammentodes in Verbannung, mit der Drohung, dass jener vollstreckt werden würde, wenn die Königin sich nach Ablauf einer bestimmten Frist noch innerhalb der Gränzen des Reiches treffen lasse

Digitized by Google

— der Mord an dem alten Ritter, welcher die Königin aus dem Lande bringen soll, durch den, welcher dieselbe verläumdet hat — der Hund, welcher für die Leiche seines Herrn Sorge trägt und dann dessen Tod an dem Mörder rächt — die Entweichung der Königin während des Kampfgetümmels und die Erfolglosigkeit der Bemühungen des Mörders sie aufzufinden — die Entbindung der Königin von einem Knaben in der Wildniss, als sie auf der Flucht bis nach Ungarn gelangt ist —, finden sich übereinstimmend in beiden Darstellungen und können unmöglich blos einem zufälligen Zusammentreffen ihren Ursprung verdanken. — Wo der Verfasser des Sir Triamour von seiner Quelle abgewichen — es ist hier immer nur von dem ersten Theile des Gedichts die Rede — wie, dass der Verräther selbst es ist, der den König bewegt, an die Stelle des Flammentodes die Verbannung treten zu lassen — dass jener sich bei dem Ueberfall von einer grossen Zahl Gefährten begleiten lässt — dass er seiner Schuld nicht erst durch einen gottesgerichtlichen Zweikampf überführt wird, der Hund ihn vielmehr gleich das erste Mal, wo er seiner ansichtig wird, umbringt — sind Abweichungen von dem Vorbilde, die nicht gerade als Verbesserungen angesehen werden können. Namentlich fehlt es nun an einem wirklichen Beweise von der Schuld des Verräthers; denn der Umstand allein, dass Jemand von dem Hunde eines Ermordeten erwürgt wird, kann doch, selbst nach den damaligen Rechtsbegriffen, nicht als ein voller Beweis angesehen werden.

Fragen wir nun zum Schluss, welche von den bisher aufgeführten Redactionen der Sage als die Quelle des in dem Erfurter Druck enthaltenen oder richtiger des nicht strophischen Gedichts, aus welchem jenes nur einen Auszug bildet, anzusehen sei, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen: dass rücksichtlich des ersten, des wesentlicheren Theils, die Erzählung von der Königin Sibille diese Stelle einnimmt, denn nur in dieser findet sich eben so wie im deutschen Gedichte die Ueberführung des Verräthers durch einen Zweikampf mit dem Hunde des Ermordeten, sowie der Umstand, dass ein hässlicher Zwerg es ist, der bei der schlafenden Königin im Bette gefunden wird. Wie weit im Uebrigen eine Uebereinstimmung stattfindet, lässt sich freilich nicht ganz apodiktisch bestimmen, da gerade der Theil der Chan-

Digitized by Google

son de geste, auf den es hier ankäme, nicht in der Urschrift erhalten und positiv dessen Inhalt nur durch den mageren Auszug bei Alberich bekannt ist. Dass in einer Beziehung eine Abweichung stattgefunden und der Zwerg in jener nicht eine so passive Rolle wie im deutschen Gedichte gespielt, sondern sich aus eignem Antriebe und aus Rache für verschmähte Liebe in das Bette der Königin gelegt habe, ist möglich, aber, wie schon bei der Besprechung des in der venezianischen Handschrift enthaltenen Gedichts ausgeführt worden, nicht nothwendig.

Die umgekehrte Annahme, dass nämlich der französische Dichter dem deutschen nachgefolgt sei, verbieten schon chronologische Gründe. Denn wie oben angegeben, ist die Chanson de geste von der Königin Sibille etwa um 1225 verfasst, während die Sprache des deutschen Gedichts auf die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinweist, wie denn auch die älteste vorhandene Handschrift desselben, der Wiener Pergamentcodex 545 (v. d. Hagen l. c. III. S. 778) diesem Jahrhunderte angehört.

Dieser Umstand macht es zugleich aber auch wahrscheinlich, dass der Chanson de geste unmittelbar, und nicht etwa durch Vermittelung einer neuen Redaction, sei solche in Versen oder in Prosa, das Vorbild des deutschen Bearbeiters gewesen sei. Wenigstens ist die in der venezianischen Handschrift auf uns gelangte Redaction auf keinen Fall älter als das nicht strophische deutsche Gedicht, und die Prosa-Bearbeitungen, wie sie uns in dem spanischen und dem niederländischen Volksbuche vorliegen, verdanken jedenfalls erst dem Schlusse des 14. Jahrhunderts, zum Theil einer noch späteren Zeit, ihre Entstehung.

Der deutsche Dichter hat nicht nur sein Original sehr verkürzt, sondern auch fast alle Namen fortgelassen, der einzigen Person aber, die er nicht namenlos liess, dem Herzog Naimes, einen specifisch deutschen Namen, den: Herzog Leopold von Oesterreich, gegeben und so die Sage gewissermassen localisirt. Für den zweiten Theil des Gedichtes, welcher die Schicksale der Königin von der Flucht bis zur Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl enthält, findet sich dagegen in allen Erzählungen von der Königin Sibille nichts Analoges, vielmehr hat hier wahrscheinlich die Sage von Berta mit dem grossen Fusse, der Mutter Karl's, das Vorbild abgegeben.

Digitized by Google

Die oben ausgesprochene Ansicht, dass der Verfasser der Chanson de geste von der Königin Sibille die Erzählung von dem Hunde, der den Tod seines Herrn an dessen Mörder rächt, vorgefunden und in eine Erzählung, der sie ursprünglich fremd war, eingefügt habe, wird zur Gewissheit durch eine Mittheilung des Giraldus Cambrensis, auf die zwar bereits Liebrecht in den Anmerkungen zu des Gervasius von Tilbury Otia imperialia (Hannov. 1856 S. 113) aufmerksam gemacht hat, die aber oben von mir übersehen war. — Schon Ambrosius hatte im Hexaemeron Lib. VI. c. 4. (p. 882 der Opera Par. 1569) erzählt: „dass in einem entlegenen Theile von Antiochia in der Dämmerung ein Mann getödtet worden sei, der seinen Hund bei sich gehabt habe. Ein Soldat hatte, um zu rauben, den Mord begangen, sich dann aber, unter dem Schutze der noch stattfindenden Dunkelheit, fortgemacht. Da die Leiche unbeerdigt da lag, so sammelte sich bald ein Volkshaufe um dieselbe. Der Hund jammerte mit kläglichem Geheule über den Verlust seines Herrn. Auch der Mörder, um sich so recht den Anschein der Schuldlosigkeit zu geben, kam hinzu und näherte sich gleich den Uebrigen der Leiche. Der Hund unterbrach aber, sobald er jenes ansichtig wurde, seine Klagen, stürzte sich auf ihn und liess ihn nicht wieder los. Der Angegriffene zog hierdurch in hohem Grade den Verdacht auf sich und gerieth auch selbst, dadurch dass der Hund sich nur gegen ihn wendete, ohne dass ein sonstiger Grund hierzu ersichtlich gewesen wäre, so ausser Fassung, dass er sein Verbrechen nicht mehr zu läugnen vermochte. So hatte der Hund, da er seinen Herrn nicht hatte schützen können, ihn wenigstens gerächt.“ — Hier ist allerdings von einem Zweikampfe zwischen dem Hunde und dem Mörder noch nicht die Rede, Giraldus aber erzählt (Itinerarium Hibern. I. 7) unter Berufung auf Ambrosius und Suetonius de animantium naturis, und im Uebrigen in Uebereinstimmung mit dem ersteren, den Schluss in anderer Weise. Denn nachdem er erwähnt: dass der Hund den Soldaten nicht wieder losgelassen, fährt er fort: „Da dieser, obwohl ein dringender Verdacht auf ihm haftete, die That beharrlich läugnete, so erging ein Urtheil dahin, dass die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden solle. Nachdem nun ein Kampfplatz hergerichtet worden und das Volk einen Kreis gebildet, der Soldat aber einen Stock zur Waffe erhalten, während der

Digitized by Google

Hand auf seine Zähne verwiesen blieb, ward der Kampf ausgefochten, bei welchem jener unterlag und nun den schimpflichen Tod am Galgen erleiden musste.“ Liebrecht bemerkt (l. c. S. 114) „Hier haben wir also schon den gerichtlichen Zweikampf, der bei Ambrosius noch fehlt und daher von Giraldus aus der erwähnten Schrift des Suetonius entnommen sein muss, über welche ich jedoch nichts Näheres weiss. Auch dieser Suetonius selbst ist mir unbekannt und nur noch bei Wilhelm von Malmesbury de gestis Pontif. Angl. I. 2. p. 251 finde ich ihn mehrmals citirt.“ — Da Giraldus (geb. 1146 † c. 1220) seine Schrift vor 1225, der Entstehungszeit des Chanson de geste von der Königin Sibille, abfasste und in Frankreich mehrfach gewesen ist, so kann der Verfasser der Letzteren füglich von ihm oder seinem Gewährsmann Suetonius die fragliche Erzählung entlehnt haben*).

Fassen wir die Hauptergebnisse der vorstehenden Untersuchung übersichtlich zusammen, so würden dies nachstehende sein.

1. So wie bei mehreren anderen germanischen Stämmen, so hat auch bei den Franken eine Sage von einer fälschlich des Treubruchs angeklagten und von ihrem Gemahl, der der Verleumdung Glauben schenkte, für schuldig gehaltenen, aber, nachdem der Ankläger im gottesgerichtlichen Kampfe überwunden worden, wieder als schuldlos erkannten Fürstin existirt, die schon in sehr früher Zeit mit Karl dem Grossen in Verbindung gesetzt ist. Die ältesten Bearbeitungen der Sage gehören Nordfrankreich

*) Zu den oben angegebenen Beispielen von durch Thieren entdeckten Verbrechen ist noch zuzufügen: Enten zeigen den Mord an. Wolf Deutsch. Sagenbuch 183. Müllenhoff, Sagen aus Schlesw. Holst. zu Nr. 187, vergl. auch Robert Fabl. inédit. II. 282 sqq. Tausend und Eine Nacht (Nacht 940) XIV. 209 sqq. (der Bresl. Ausg.) Anwari Sohaili s. Loiseleur des Longchamps Origine des fables indiennes p. 71, sowie ein Betschuanisches Märchen in Kletke's Märchensaal III. 387 sqq. — Bekanntlich sollen auch die Mörder des Hesiodus durch dessen Hund entdeckt sein. Schon Plinius Hist. natur. VIII. 40 (61) erzählt: dass in Epirus ein Hund den Mörder seines Herrn in einem Volkshaufen erkannt und dadurch, dass er ihn mit Gebell und Beissen anfiel, zum Geständniss gebracht habe. Vergl. Plutarch. Moralia. De solertia animal. c. 13. — Endlich erzählt auch Dietmar von Merseburg I. c. 16 (Pertz Monum. III. 742) von einem Morde, der im Palast König Heinrich I. durch einen den Mörder angreifenden Hund entdeckt worden sei.

Digitized by Google

an. Von dort ist dieselbe theils zu anderen romanischen Nationen, den Provencalen, Spaniern und Italienern, theils zu den germanischen, den Engländern, Deutschen und Scandinaviern gelangt.

2. In dieser ursprünglichen Form erscheint die Sage in den Dichtungen, in denen die Angeklagte die von Karl bei seinem Aufenthalte in Spanien erworbene Gattin, Galia oder Galiana, ist, namentlich in dem niederdeutschen, aber auf einer französischen Quelle beruhenden, Gedichte aus dem Schlusse des 12. Jahrhunderts, von welchem ein Fragment durch Lachmann bekannt gemacht und das seinem wesentlichen Theile nach in die grosse Compilation: Carl Meinet, übergegangen ist.

3. Um die Leichtgläubigkeit des Gemahls besser zu motiviren, wurde von einem späteren Bearbeiter der Zug hinzugefügt, dass neben der schlafenden Fürstin in deren Bette ein gemeiner Mensch, gleichfalls schlafend, gefunden wird. In dieser Gestalt fand die Sage in die die Geschichte der Oliva behandelnden Erzählungen Eingang, in denen die schuldlos Angeklagte aber nicht die Gemahlin, sondern bald die Schwester, bald die Vatersschwester Karls ist.

4. Eine weitere Umgestaltung erlitt die Sage dadurch, dass mit ihr eine anderweitig umlaufende Erzählung von einem Hunde welcher den Tod seines Herrn an dessen Mörder dadurch rächt, dass er diesen in gottesgerichtlichem Kampfe besiegt, in Verbindung gesetzt wurde. In dieser Form erscheint die Sage in den verschiedenen Erzählungen, wo die Königin Sibille, Gemahlin Karls des Grossen, die Angeklagte ist, und deren früheste Redaction jedenfalls der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört.

5. Eine Vermittelung zwischen den verschiedenen Gestaltungen der Sage findet sich in dem spanischen Roman: La gran conquista de ultramar, aus dem sich ergiebt, dass Galiana und Sibille identisch sind, da die erstere bei ihrer Taufe den letzteren Namen erhalten hat, und der auch wenigstens eine Andeutung von dem sub 3 aufgeführten Umstande enthält.

6. Die deutschen Gedichte von der vom Marschall verläumdeten Königin von Frankreich haben ihre Quelle in der französischen Chanson de geste von der Königin Sibille, haben dieselbe aber sehr erheblich verkürzt und die Eigennamen theils ganz fortgelassen, theils verändert.

Digitized by Google

7. Die vorstehenden Bemerkungen beziehen sich jedoch nur auf den ersten Theil sämmtlicher Bearbeitungen der Sage, der die Verurtheilung der Angeklagten enthält. Der zweite Theil, der deren Schicksale bis zur Wiedervereinigung mit dem Gatten, sowie die des beiderseitigen Sohnes erzählt, weicht in den verschiedenen Redactionen so sehr von einander ab, dass von einer gemeinsamen Quelle keine Spur vorhanden ist. Dies gilt gleichmässig von den Bearbeitungen, wo die Königin Sibille, wie von denen, wo die Herzogin Oliva die Heldin bildet. In den erwähnten deutschen Dichtungen sind es anscheinend die Erzählungen von Karls Mutter, der Königin Berta, welche im Wesentlichen den Stoff für diesen zweiten Abschnitt hergegeben haben.

Der König im Bade.

Titel: VOn dē Kunig In dē pat, | Wy er geschendet wart. Darunter ein Holzschnitt mit einer oberen und einer unteren Abtheilung; in jener: das Königliche Schloss, zu dem der von Niemandem erkannte König sich begiebt, in dieser: die Badstube.

Das Büchlein enthält 8 Blätter, deren letztes auf der Rückseite unbedruckt ist, in 4to, ohne Seiten- oder Blattzahlen, Signaturen und Custoden. — Die Schlussschrift lautet: Getruckt zu Erffort pey sant pauls pfarē zu dē weissē lilgē berge. Im XLVij Jar. — Ausser dem Titelholzschnitt finden sich noch sechs andere sehr roh gearbeitete Holzschnitte.

Inhalt. Wer sich nicht vor Hoffahrt bewahrt, der wird von Gott diesseits oder jenseits gestraft. — Ein König, der grosse Macht besass, indem ihm deutsche und wälsche Lande unterthan waren, vermeinte: dass Niemand über ihm stehe, und wollte nicht glauben, dass Christus über allen Fürsten sei. Als er einst in der Vesper die Worte im Magnificat: „deposuit potentes de sede“ vernommen und von gelehrten Leuten deren Bedeutung erfahren hatte, gebot er, diesen Vers nicht ferner zu lesen und alle Bücher, in denen er stehe, zu vernichten. Boten mussten überall verkünden, dass jeder, der diese Worte ferner singe oder lese, harte Strafe erleiden solle. So wurden sie eine Zeitlang nirgends

Digitized by Google

vernommen bis dahin, dass Jesus Christus dem Könige seine Macht kund zu thun beschloss.

Als der Letztere sich nämlich eines Tages in das Bad begeben hatte, nahm ein Engel, der ihm an Gestalt vollkommen glich, seine Stelle ein. Der König, der ihn nicht wahrnahm, wollte sich neben ihn hinsetzen. Der Bader hiess jenen aber sich entfernen. Der König fragte denselben, ob er betrunken sei, denn er, sein König, sei es, der mit ihm spreche. Ein Thor mögt ihr sein, entgegnete der Bader, und wo ist denn euer Königreich? Da rief der König voll Zorn: schaut diesen bösen Wicht, der einen Andern für mich hält. Zugleich ergriff er einen Kübel und schlug damit nach dem Bader, wurde dafür aber von dessen Gesinde misshandelt, bis der Engel dem Letzteren Einhalt gebot. Jener ward nun mit den königlichen Gewändern bekleidet und begab sich nach dem Schlosse, während der wirkliche König nackend von dem Hausgesinde des Baders aus dem Hause gestossen ward. Arme und Reiche verspotteten ihn auf der Strasse, und fragten ihn höhnend, wo denn sein Hofstaat sei? Der sei wohl im Rheine ertrunken? Unbekleidet wie er war und voller Scham lief der König zu dem Hause eines frommen Mundschenken, der ihm bisher als sein bester Rathgeber gedient. Derselbe befand sich gerade bei Tafel; als er den Lärm vor seiner Thür vernahm, welcher dadurch entstand, dass der Thorwart den König mit harten Worten zurückwies, befahl er diesen einzulassen. Derselbe klagte ihm sein Leid und berief sich, um zu beweisen, dass er wirklich der König sei, auf manche Dinge, welche ein Anderer nicht gut wissen konnte. Der Schenke lachte darob, und gestand zu, dass jener die Wahrheit spreche, meinte aber, der Teufel müsste es ihm mitgetheilt haben. — Er liess ihm ein Gewand und Speise reichen, begab sich dann aber in den Königlichen Palast und meldete dem Engel das Vorgefallene, welcher anbefahl, dass der König ihm vorgeführt werden solle. Als der Letztere erschien, ward er von dem Hofgesinde, das ihm zurief: seid willkommen König ohne Land, verhöhnt. Die Königin, die an der Seite des Engels sass, fragte: was es gäbe? Der Schenk erwiderte: er bringe den grössten Possenreisser, der ihm je vorgekommen. Der Engel hiess hierauf Alle schweigen, damit der Thor sein Anliegen vortragen könne. Dieser, ausser sich über die erlittene schimpfliche Behandlung, berief sich zum

Digitized by Google

Beweise darüber, dass er wirklich der König sei, auf die Liebkosungen seiner Gemahlin, von der er erst am letztverflossenen Morgen unter zärtlicher Umarmung geschieden sei. Die Königin, die ihren Gatten nicht erkannte, und vor Scham darüber erröthete, dass ein Bettler sich ihrer Liebkosungen rühmte, erklärte die Behauptung für unwahr. Einer der Ritter des Hofes heisst den König schweigen; schon wollten die jungen Hofleute ihn hinauswerfen, da nimmt der Engel ihn an die Hand, führt ihn mit sich in das Schlafgemach und spricht zu ihm: Glaubst du nun, dass Gott Macht habe über dich und mich, sowie über alle Geschöpfe? Nun sieh, wie seine starke Hand dich erniedrigt hat, ohne dass du ihm hast Widerstand leisten können. Was hilft dir nun dein grosses Kriegsheer? Noch ist der Vers wahr: Deposuit potentes de sede et exaltavit. Gott vermöchte dir noch grösseres Leid anzuthun; er hat dich niedergebeugt, wenn er will, so wirst du wieder König sein. Um Gott, wer seid ihr? sprach der König, seid ihr selbst der von dem ihr sprecht, so zeigt euren Edelmuth an mir thörichten Mann und belehrt mich, was ich thun soll. Der Engel entgegnete, dass er nicht Gott selbst, sondern nur dessen Abgesandter, und von Jesus Christus beauftragt worden sei, den König auf diese Weise zu demüthigen, und dass dieser auch, wenn er nicht bis dahin ein gerechter Richter gewesen, immer in seinem gegenwärtigen Stande verharren würde. Da fiel der König vor dem Engel nieder und ergab sich ganz in Gottes Willen. Der Engel hiess ihn aufstehen und sprach: er solle fortan das glauben, was ihm die Priester verkündeten, denn diese lehrten, wie ein Christ sich zu verhalten habe. Auch solle er gegen Alle, welche ihm ihren Kummer klagten, Barmherzigkeit üben. Wenn er diesen Rath befolge, so werde er ein mächtigerer Fürst werden, als er vordem gewesen. Nachdem der König dies gelobt, bekleidete der Engel ihn wieder mit den königlichen Gewändern und schwand dann selbst gen Himmel. Der König lobte Gott, erkannte die Wahrheit dessen, was der Engel ihm gesagt, und wie wenig er selbst sei. Er ging freudig zurück dahin, wo der Hofstaat versammelt war, und erzählte, als er hier gefragt ward, wo der Thor geblieben sei, den er mit sich geführt, Alles was sich mit ihm zugetragen. Er führte die Versammelten dorthin, wo der alte Rock lag, mit welchem der Schenk ihn bekleidet und zeigte ihnen denselben. Da erschracken gar Viele, und hiel-

Digitized by Google

ten sich für verloren, auch die Königin bat um Verzeihung, sich damit entschuldigend, dass sie ihn nicht erkannt habe. Er nahm sie bei der Hand und forderte sie auf, sich zu beruhigen. Es sei also Gottes Schickung gewesen; er habe sich selbst nicht gekannt. — Da kam der Vers Deposuit wieder zu Ehren und wurde an vielen Orten angeschrieben. Der König aber lebte fortan sowie sein Hofgesinde in grosser Frömmigkeit.

In dem vorliegenden Druck finden sich hiernach als Erklärung des letzten Holzschnitts noch die Verse:

> Da bringet man den Kunig wider by der Hand
> Der engel gybt im wider sein Frauwen und sein regement.

die offenbar einer andern Bearbeitung dieses Stoffes entnommen sind, da sie mit dem vorher Erzählten nicht im Einklang stehen.

Der zwar nicht in dem vorliegenden Drucke, wohl aber in mehreren Handschriften genannte Verfasser der Erzählung ist der unter dem Namen der Stricker oder Strichäre (d. i. fahrender oder wandernder Dichter, den wahren Namen kennt man nicht) bekannte Minnesänger, der wahrscheinlich Oesterreich angehörte, und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte (Koberstein I. S. 211), von dem eine ziemlich bedeutende Zahl von Dichtungen bis auf unsere Zeit gekommen, deren bedeutendste, der Daniel von Blumenthal, aber bis jetzt nicht vollständig gedruckt ist. Ausgezeichneter wie als Epiker ist er als Verfasser poetischer Erzählungen. Die bekannteste unter den letzteren ist der Pfaffe Amis, eine Sammlung von Schwänken die als Volksbuch bis auf die neueste Zeit fortgelebt hat. Eine aber durchaus nicht vollständige Gesammtausgabe der kleineren Gedichte des Stricker besorgte Hahn. (Quedlinburg und Leipzig. 1839. 8.) Das vorliegende ist darin nicht enthalten. Dagegen hat es Eschenburg aus einer Hamburger Handschrift in Bruns Beiträgen (1802—3, St. II. S. 123), Kowachich aus der Koloczaer Handschrift in Fr. Schlegels deutschen Museum IV. S. 424 sqq., v. d. Hagen unter dem Titel: der nackte König, und mit den Varianten aus vier Handschriften in den Gesammtabentheuern (Th. III. S. 409—426), sowie Lassberg im Liedersaal (CXLVII. Th. II. S. 483—498) und Genthe in den deutschen Dichtungen des Mittelalters (Th. I. S. 415—419) abdrucken lassen, Mailath aber (Auserlesene altdeutsche Gedichte, S. 89—96) unter dem

Digitized by Google

Titel: Vom übermüthigen Könige, in die heutige Sprache übertragen, und L. Bechstein (Deutsches Märchenbuch, S. 136—139) eine prosaische Bearbeitung davon gegeben.

Der vorliegende Druck, dessen Text nicht unerheblich von dem der anderen aufgeführten Abdrücke, sowie der Handschriften abweicht — wie er denn unter andern nur 355 Verse zählt, wogegen der Abdruck aus der Koloczaer Handschrift deren 360, der bei v. d. Hagen 362, die Mölker Handschrift 378 und die Lassbergische 380 enthalten — ist bis jetzt den Bibliographen völlig unbekannt geblieben. Panzer führt in den deutschen Annalen (I. S. 208. Nr. 369) an: Vom Kunig im pad den sein gewalt genumen wart. Gedruckt zu Bamberg. Hinter sant Marty von Hansen puochdrucker Im iij vnd x c Jahre an sant Lorentzen Abent. 2 Bogen in 4to mit einem Titelholzschnitt und vier kleineren Holzschnitten im Text. V. d. Hagen bezweifelt zwar, dass dies die Stricker'sche Dichtung sei und glaubt, dass diese Ausgabe zu den strophischen Bearbeitungen der in Rede stehenden Sage gehöre, er schliesst dies aber lediglich aus dem Umstand, dass Panzer sie ein sehr erbauliches Lied nenne, ein offenbar ziemlich schwacher Grund. Auch Weller (Annalen II. S. 9) hat für seine Annahme: dass das in dem erwähnten Drucke enthaltene Gedicht das Rosenpluts sei, keine Beweismittel beigebracht. Wahrscheinlich hat er dies aus den Worten, mit denen Plac. Sprenger (Aelteste Buchdruckergesch. v. Bamberg, S. 60) seine Notiz über die gedachte Ausgabe schliesst: „Ist im teutschen Museum (1782, Oct.) wieder abgedruckt worden" gefolgert, da das an dem angeführten Orte abgedruckte Gedicht allerdings das Rosenpluts ist; Sprenger hat aber wohl nur gemeint: dass die Erzählung überhaupt, nicht aber, dass gerade die hier vorliegende Redaction des Stoffes in jenem Wiederabdruck enthalten sei. Vielmehr kann man nach der von Sprenger mitgetheilten Inhaltsangabe, und da der Umfang ganz derselbe ist, wie in dem vorliegenden Abdruck (8 Blätter in 4to), während die noch nicht halb so viel Verszeilen enthaltende Rosenplut'sche Bearbeitung einen viel geringeren Raum braucht, wohl annehmen, dass auch der Inhalt von jenen beiden identisch sein werde. Obenein ist der in der Schlussschrift des Bamberger Drucks genannte Hans Buchdrucker, wie bereits oben nachgewiesen worden, kein anderer als Hans Sporer, aus dessen Presse der Erfurter Druck hervorging.

Digitized by Google

Wenn nun aber auch die vorliegende Ausgabe die Stricker'sche Bearbeitung enthält, so ist doch nicht nur darin die Sprache modernisirt und der zur Zeit ihres Erscheinens üblichen, soweit dies ohne Verwischung des Reims irgend möglich war, angepasst, sondern es hat sich auch eine grosse Zahl Druckfehler, die theilweise wohl in ungenügender Vertrautheit mit der Sprache des Dichters, der mehr als 200 Jahre früher gelebt, ihre Veranlassung gehabt haben mögen, eingeschlichen, ja es sind nicht selten ganze Verszeilen ausgefallen, wie dies nicht nur die schon oben erwähnte geringere Verszahl, sondern insbesondere der öfters fehlende Reim darthut. In einem Falle mag dies Fortlassen wohl mit Absicht geschehen sein, da wo ausweislich der Handschriften und übrigen Drucke, der Dichter den Engel sagen lässt, der König solle sogar dann, wenn er wisse, dass die Priester selbst sich im Sündenzustand befänden, an das glauben, was sie ihm verkündeten, eine Bemerkung, die eine strenge Censur freilich nicht würde haben passiren lassen können.

Der Gegenstand der in Rede stehenden Erzählung gehört zu denen, welche das Mittelalter mit besonderer Vorliebe behandelt hat; in deutscher Sprache ist dies ausser durch den Stricker mindestens noch fünf Mal geschehen. Zunächst durch dessen Zeitgenossen *) und Landsmann, den Minnesänger Herrand von Wildonie, der, wie er sagt, auf den Wunsch einer minniglichen Frau, für welche er gern noch besser dichten möchte, sein Werk, das die Ueberschrift führt: Das püchel ist von dem plossen Kayser, aus einer ungereimten deutschen Chronik in Reime gebracht hat (Schottky in den Wiener Jahrbüchern f. 1819, Anzeig. Bl. 31 sqq. v. d. Hagen Minnesänger IV. S. 300. Dess. Gesammtabenth. III. p. CXVI). — Kaiser Gorneus, wie hier der König unserer Erzählung heisst, hält das Evangelium am zwölften Sonntage nach Pfingsten (Lucas XIV. 11) für Lüge; er badet sich aus Eitelkeit für die Frauen als er nach zehn Jahren zum ersten Mal Gerichtstag gehalten, wobei Weiber hülfreiche Hand leisten. Der Engel kommt nicht selbst in die Badestube. Des Kaisers Geheimsterrath ist derjenige, der dem seines Gewandes

*) Gödecke, Grundriss I. S. 34, setzt denselben jedoch erst in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Beraubten eine Kleidung verabreichen lässt; der Kaiser muss für das Spülicht aus der Küche die niedrigsten Dienste verrichten; er muss das furchtbare Gericht, darunter die Enthauptung mit der Dille — dem jetzt Guillotine genannten altbekannten Werkzeuge — sogar seiner Günstlinge mit ansehen. Nachdem er zur Erkenntniss gelangt ist, dass er seine Strafe verdient habe, wird er in den früheren Stand wieder eingesetzt. Er gelobt nun fortan gerecht zu regieren, sowie Mauth und Münze richtig zu halten, und stiftet Klöster. Seine Gemahlin wird gar nicht erwähnt. Die Erzählung ist etwas breit gehalten, und steht im Werthe jedenfalls der des Stricker nach.

Die dem 14. Jahrhundert angehörende Dichtung eines Ungenannten in der Hamburger Handschrift des Parcival und einem Weimarschen Manuscript ist nichts als eine Umarbeitung des Strickerschen Gedichts und daher oben bei der Aufführung der Ausgaben von diesem mit berücksichtigt.

Im 15. Jahrhundert bearbeitete der Meistersänger Hans Rosenplut genannt der Schnepperer (d. i. Schwätzer. Keller Fastnachtsspiele III. 1077. 1078. 1530) die Sage in seiner Erzählung: Der König im Bade. Er folgt im Allgemeinen dem Stricker, ist aber viel kürzer, da sein Gedicht nur 148 Verszeilen enthält. Es ist in mehreren Handschriften (Keller l. c. S. 1154. 1327) namentlich in einer Dresdener von 49 Gedichten Rosenpluts enthalten und aus einer in Meissners Besitz befindlich gewesenen (Canzlers und Meissners Quartalschrift. Jahrg. I. St. 1. S. 53., III. 7. 27) abgedruckt im deutschen Museum 1781, S. 347—353 und wiederholt in Göz Hans Sachs Th. III. S. 184—189, aus einer Wolfenbütteler Handschrift (Keller l. c. S. 1438. 1436) aber in Wackernagels deutschem Lesebuch III[a]. 775 und in Pischons Denkmälern II. 80. Auch der Druck: Vom Kunig in pad, dem sein gewalt genumen war. Nürnberg Hector Schoffler (c. 1530) 4 Bl. in 8vo mit Titelholzschnitt, soll angeblich diese Bearbeitung enthalten (Gödecke Grundriss I. S. 97, Keller l. c. S. 1151, Weller l. c. II. S. 9), wahrscheinlich findet sich aber in ihm ebenso wie in dem Bamberger Druck von 1493, der den gleichen Titel führt, die des Stricker.

Etwa gleichzeitig mit Rosenpluts Arbeit mag ein Meistergesang entstanden sein, der in 25 Stanzen der Wartburg-Lohengrin-Strophe (Klingsors schwarzem Ton) die in den vorhandenen

Digitized by Google

Handschriften allerdings nicht rein gehalten ist, die Sage genau, hin und wieder mit denselben Worten, dem Stricker nacherzählt, nur mit der Abweichung, dass der König hier den Namen Nabuchodonosar, nach dem stolzen König von Babylon Nebukadnezar, der zur Strafe für seine Ueberhebung zum Thier erniedrigt, dann aber wieder begnadigt wird, führt. (Abgedruckt mit Einleitung und Anmerkungen von Schottky in den Wiener Jahrbüch. Bd. V. (1819) Anzeigebl. S. 31—44.)

Endlich bearbeiteten den Gegenstand dramatisch Hans Sachs im Jahre 1555 unter dem Titel: Comödia mit neun Personen zu agiren Julianus der Kaiser im Bad und hat 5 Aktus (H. Sachs Gedichte III. 2) und Joh. Römoldt 1564 unter der Ueberschrift: Ein fein christlich und nützlich Spil von dem grewlichen Laster der Hoffahrt. Eisleben, Urban Graubisch. s. a. 8vo. (Wiedergedruckt in Joh. Römoldt von K. Gödecke. Hannover 1853. S. 2—64.)

Auch in einer altniederländischen Bearbeitung, welche den Titel führt: Van eenen verwanden Koninc, ist die Dichtung vorhanden (Weckherlin Beiträge S. 133).

Wie bei so vielen andern von den Dichtern des Mittelalters behandelten Stoffen, muss auch bei dem König im Bade das unter dem Namen Gesta Romanorum bekannte Volksbuch, eine grosse Sammlung von Erzählungen und Beispielen, dessen erste Abfassung nach Grässes (Gesta Romanorum, das älteste Märchen- und Legendenbuch des Mittelalters. II. S. 285 sqq.) Untersuchung spätestens in den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt, als Quelle angesehen werden, und zwar ist dies hier das 59. Capitel: Von allzugrossem Hochmuth und wie die Stolzen oft zur tiefsten Niedrigkeit gelangen. Es wird hier erzählt: der mächtige Kaiser Jovianus habe von Hochmuth ergriffen einst bei sich gesprochen: Giebt es denn einen anderen Gott als mich? Als er kurz darauf mit seinem Tross zur Jagd gezogen, habe er in Folge grosser Hitze das Bedürfniss gefühlt, in einem in der Nähe befindlichen Gewässer ein Bad zu nehmen. Während er sich noch in diesem befunden, sei ein anderer ihm an Gesicht und Gestalt durchaus gleichender Mann gekommen, habe seine Kleider angelegt und sein Ross bestiegen, sei darauf zu dem Jagdgefolge geritten, das ihn für den Kaiser selbst gehalten habe. Jovianus, als er sich,

Digitized by Google

nachdem er dem Bad wieder entstiegen, seiner Kleider beraubt gesehen, ging zu dem Hause eines in der Nähe wohnenden Kriegsobristen, um von diesem sich mit neuen Gewändern versehen zu lassen; dieser wollte ihn jedoch, obschon er ihm Dinge mittheilte, die nicht wohl ein anderer wissen konnte, nicht nur nicht anerkennen, sondern liess ihn sogar züchtigen und aus seiner Burg hinauswerfen. Eben so erging es dem Kaiser, als er bei einem seiner Räthe, einem Herzoge, Zuflucht suchte, der ihn sogar in ein Verliess werfen und aus dem Lande jagen liess. Jovianus beschloss nun wie er war nach seinem Palaste zu gehen und einen Versuch zu machen, zur Kaiserin zu dringen, in der Hoffnung, dass diese ihn anerkennen werde, wenn er ihr die geheimsten Sachen, die zwischen ihnen vorgefallen waren, vorhalte. Aber auch hier täuschte ihn seine Erwartung; weder die Kaiserin, so unerklärlich es ihr auch war, dass ein Bettler, den sie nie gesehen, ihre Geheimnisse wisse, noch die Höflinge wollten ihn anerkennen; ein Hund, der ihm vorher sehr zugethan gewesen, fiel ihn wüthend an und würde ihn erwürgt haben, wenn nicht die Dienerschaft abgewehrt hätte, und sein Lieblingsfalke zerbrach, als Jovianus sich ihm näherte, seine Fessel und flog davon. — Der Mann, der des Kaisers Stelle einnahm, fällte den Spruch, dass dieser an den Schweif eines Pferdes gebunden und durch die Strassen geschleift werden solle, befahl aber den mit der Ausführung dieses Urtheils beauftragten Trabanten, ihn nicht zu Tode kommen zu lassen. — Nachdem der Kaiser diese Strafe erduldet, begab er sich zu seinem Beichtiger, einem Einsiedler, der ihn anfangs für den Teufel hielt, demnächst ihm aber, nachdem er durch das verschlossene Fenster gebeichtet, Absolution ertheilte, dann auch wieder erkannte und, nachdem er ihn mit Kleidern versehen, in den Palast zurücksendete. Auch dort erkannte man ihn nun wieder; die Königin und das Hofgesinde vermochten nun aber nicht zu unterscheiden, welcher von Beiden der rechte Kaiser sei, da der wahre und sein Doppelgänger sich vollständig gleich sahen. Der Letztere klärte jedoch den Zweifel auf und verkündete, dass er der Schutzengel des Kaisers sei, der, so lange dieser für seinen Hochmuth habe büssen müssen, dessen Stelle eingenommen und das Land regiert habe. Nun sei die Busse vollendet und es möchten daher Alle dem rechten Kaiser wieder gehorsam sein. — Der Engel entschwand

Digitized by Google

hierauf den Blicken der Anwesenden, der Kaiser aber dankte Gott und führte fortan ein gerechtes und gottesfürchtiges Leben.

Die Abweichungen, welche sich hier von dem Strickerschen Gedichte finden, sind nicht so erheblich, dass man einen Zweifel darüber hegen könnte, dass dieses aus jener Quelle geschöpft sei.

Auch die Dichter anderer Nationen haben einen so dankbaren Stoff nicht unbenutzt gelassen. Eine im Jahre 1581 zu Lyon gedruckte Moralité: L'orgueil et presomption de l'empereur Jovinien folgt getreu der Darstellung in den gestis Romanorum; etwas freier gestaltet sich diese in einem englischen Gedichte aus dem 14. Jahrhundert: King Robert of Sicily, in dem an die Stelle des Kaisers Jovinian ein König Robert von Sicilien getreten ist, sowie eine englische Morality: Robert Cycyl, welche 1529 zu High-Cross in Chester aufgeführt worden ist, und nur in einer dramatischen Paraphrase jenes Gedichts besteht. Endlich verwendete diesen Stoff auch der spanische Dichter Rodrigo de Herrera für sein Schauspiel: Vom Himmel kommt der gute König (Del cielo viene el buen Rey). Bei ihm regiert der König Friedrich von Sicilien, wie der Held hier heisst, so böse, dass ein Aufruhr auszubrechen droht. Der Erzengel Michael nimmt ihm im Bade das königliche Gewand, bekleidet sich selbst damit, nimmt auch jenes Gestalt und Gesichtszüge an, während er die Physiognomie des Königs umwandelt und diesem keine Auswahl übrig lässt, als sich in bäuerische Tracht zu hüllen. Der Engel regiert nun, von Allen für den wirklichen König gehalten, trefflich an dessen Stelle, während jener mit seinen Ansprüchen überall verlacht, endlich durch tiefste Demüthigung zur Erkenntniss geführt, dann aber wieder in den früheren Stand eingesetzt wird (Schack Gesch. der dram. Kunst in Spanien II. 339).

Dass den Erzählungen in den Gestis Romanorum zum Theil morgenländische Quellen zu Grunde liegen, oder doch orientalische Erzählungen, die vermittelst der Kreuzzüge in das Abendland gelangt sind, ist unbestritten. Dass bei der in Rede stehenden Sage die Geschichte des Nebukadnezar dem Verfasser der Gesta vorgeschwebt hat, erscheint um so eher möglich, als die Aehnlichkeit schon in früherer Zeit aufgefallen sein muss,

Digitized by Google

da, wie wir gesehen haben, einer der älteren Bearbeiter dem Helden jenen Namen gegeben hat.

Keller (Dyocletians Leben von Hans von Bühel. Einleit. S. 49 und Li Romans des sept sages Einl. p. clvj) stellt die Erzählung von dem Könige im Bade auch zusammen mit dem morgenländischen Märchen vom Scheich Sohahabeddin; doch ist auch hier die Uebereinstimmung nur eine entfernte. Sie beschränkt sich darauf, dass der Sultan von Egypten das, was im Koran über Muhammeds Reise durch die sieben Himmel und dessen achtzigtausend Unterredungen mit Gott berichtet wird, nicht für wahr hält, und dass eine Badewanne in dem Märchen eine Rolle spielt, in welcher der Sultan sitzt, während der Scheich ihn mindestens sieben Jahre umherführt. Eine wesentliche Verschiedenheit zwischen beiden Erzählungen besteht insbesondere darin, dass es nicht der Sultan, sondern der Scheich ist, den die Strafe trifft. Einen gleichen Zweck wie das vorliegende Gedicht verfolgt auch die 94ste Erzählung in Boners Edelstein: Von einem der konde das schwarze Buch (Ausgabe von Benecke S. 315 bis 319), nur wird hier der, dessen Hochmuth gestraft werden soll, erst mit königlichen Ehren bekleidet, als er sich nicht bewährt, aber deren wieder beraubt und in den früheren niedrigen Stand zurückversetzt.

Ritter Morgeners Wallfahrt.

Titel: Des Edlen Ritter Morge | ners Walfart in sāt tho | mas land. In gesang Weisse: — Titelholzschnitt. Schlussschrift: Gedruckt zu Erffort In sant | Pauls pfar zu dem weissē lilgen | berge. Anno dni M.CCCCCJCvij. — 6 Blätter in 4to. Ohne Seiten- oder Blattzahlen, Signaturen und Custoden. — Gedicht in 41 siebenzeiligen Gesätzen (Strophen). Inhalt. Als der edle Morgener sich einst des Nachts an der Seite seiner Gattin befand „und der spielenden Freude mit ihr pflog", eröffnete er ihr: dass er eine Wallfahrt in St. Thomasland gelobt habe, die er, um sein Gelübde zu lösen, nun antreten wolle; er bat sie zugleich, sieben Jahre seiner zu harren. Auf die Frage seiner Gattin:

Digitized by Google

wem er die Obhut über seine Güter und sie selbst anvertrauen wolle, antwortete er: dass er Dienstmänner genug habe, die für beides Sorge tragen und in gleicher Treue ihr zugethan sein würden wie ihm selbst. So nahm er Abschied von ihr mit dem Wunsche, dass Gott und St. Thomas sie in ihren Schutz nehmen möchten. — Er forderte nun seinen Kämmerer auf: die Obhut über seine Gattin zu übernehmen, ihm reichen Lohn dafür verheissend. Der Kämmerer aber rieth ihm heimzubleiben, denn die Frauen hätten wenig Beständigkeit und er könne die Obhut über die seine nicht länger als sieben Tage*) übernehmen. Morgener war über diese Antwort sehr bekümmert, traf aber gerade den jungen Herrn von Neifen**) und trug diesem dieselbe Bitte vor, der ihm dann auch ohne Zögern versprach: dass er den Schutz über seine Gattin übernehmen wolle, wenn auch die Abwesenheit dreissig Jahre dauern sollte. — Der edle Morgener, so seiner Sorge frei, zog dann in St. Thomasland, bestand dort manches Abenteuer und blieb sieben Jahre von der Heimath fern. — Neifen suchte seinem Versprechen dadurch nachzukommen, dass er durch stete Feste und Ergötzlichkeiten für die Zerstreuung seiner Pflegebefohlenen sorgte. Lange geschah dies in allen Ehren, aber endlich begann beiden die Zeit lang zu werden und am dritten Tage nach Ablauf der sieben Jahre verlobten sie sich mit einander. — Dem Morgener ward dies durch einen Traum kund. Denn als er unter einem Baum liegend schlummerte, erschien ihm ein Engel, der ihm zurief: dass wenn er nicht noch an demselben Tage in der Heimath eintreffe, Neifen seine Gattin heimführen werde. Morgener in der grössten Verzweiflung, bittet den heiligen Thomas um Hülfe, verfällt dann in einen tiefen Schlaf und findet sich beim Erwachen, ohne selbst zu wissen, was mit ihm geschehen, vor seiner Mühle sitzend. Als er sich bei dem Müller erkundigt, was es Neues auf der Burg gebe, erzählt ihm dieser, der ihn nicht erkennt, ihn vielmehr für einen Bettler hält, dass die Gattin des in fernem Lande verstorbenen

---

*) Im Druck steht zwar sieben Jahr, aber der entsprechende Reim: sag, und der Zusammenhang ergeben, dass es heissen muss: sieben Tag, wie auch wirklich die Worte in andern Ausgaben lauten.

**) Im Drucke steht durch einen Fehler: Eyffe.

Digitized by Google

Burgherrn sich heute mit dem jungen Herrn von Neifen vermählen werde. Der Ritter begiebt sich hierauf zum Burgthor und fordert den Thorwart auf, der Burgfrau zu melden, dass ein armer Pilger sie um St. Thomas willen und dem edlen Morgener zu Ehren um eine Gabe bitten lasse. Die Herrin befiehlt denselben einzulassen und um das Seelenheil des Morgener willen ein ganzes Jahr hindurch zu verpflegen. Der Ritter, der in seiner Burg von Niemand mit Ehren empfangen wird, setzt sich traurig auf eine Bank, schaut tiefbetrübt die Hochzeitsfeierlichkeiten an, und bittet Gott, ihm ein Mittel darzubieten, durch das er zu seiner Gattin gelangen könne. Schon waren die Neuvermählten im Begriff, sich in das Brautgemach zu begeben, da erinnert einer der Dienstmannen daran, wie der Burgherr stets darauf gehalten habe, dass Jeder, der in der Burg Aufnahme finde, ein Lied vortrage. Der Pilger, vom Bräutigam aufgefordert, diesem Herkommen zu genügen, hebt nun an: er habe sich zwar vorgesetzt zu schweigen, sehe sich nun aber genöthigt zu sprechen; in sein Unglück sei er durch schöne Frauen gerathen; die, welche er einst die Seine genannt, wolle ihm jetzt, da er alt geworden und sein Haar ergraut sei, einen Jüngeren vorziehn; wo er sonst als Herr geboten, werde er jetzt als Knecht gehalten. — Die Herrin, die das Vernommene tief ergriffen und betrübt gemacht, lässt dem Pilger einen goldenen Becher voll Wein reichen. Dieser aber zieht seinen Ring vom Finger, wirft ihn schnell in den geleerten Becher und ersucht den Mundschenk, solchen der Burgfrau zurück zu bringen. Als diese den Ring erblickt, ruft sie schnell: mein Herr, der Morgener ist hier. Eilig steht sie auf und kniet vor dem Bettler: „Seid willkommen theurer Herr," spricht sie, „wo seid ihr so lange gewesen? möge es euch wohl ergehen; ich übergebe mich eurer Gnade; doch braucht ihr nicht traurig zu sein, denn noch ist meine eheliche Treue unverletzt; die habe ich, Gott sei Dank, mir erhalten. Hätte ich mein eheliches Gelübde gebrochen, so solltet ihr mich einmauern lassen." Der Herr von Neifen ward, als er dies vernahm, tief betrübt. Er ging zum Morgener, bekannte, dass er das diesem gegebene Wort gebrochen und bot sein Leben zur Sühne. Der Morgener aber verzieh ihm und gab ihm seine Tochter zur Gattin. —

Digitized by Google

Das Gedicht schliesst:

Der Red ward der von Neifen froh
Und nahm die Tochter gern zur Hand,
Der Morgener thät auch also,
Da er seine Frau in Ehren fand.
Mutter und Tochter waren zart,
Und die Herren Hochgeboren,
Das ist des Morgeners Wallfahrt.

Die vorstehende Erzählung gehört zu den sinnvollsten und anmuthigsten Erzeugnissen der deutschen Literatur des späteren Mittelalters. Ihre Entstehung verdankt sie wohl dem Schluss des 13. oder der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wenigstens ist sie in der Mitte des letzeren schon allgemein bekannt gewesen — eine Handschrift derselben trägt die Jahrzahl 1359 (Weckherlin Beiträge S. 75) — im 15. Jahrhundert wurde das Lied vielfach umhergesungen (Mich. Beheim in Mones Anzeiger 1839 Spalte 561; Seb. Brandts Narrenschrift. Basel 1509 p. XCIII. Ausg. von Strobel S. 204. 10) *). Aus dem Umstande, dass zwei Strophen desselben (Nr. 30 und 31) im Wesentlichen einem Gedichte Walthers von der Vogelweide (Nr. 63 der Manesischen Sammlung. v. d. Hagen Minnesäng. I. S. 252 und III. 613, Lachmann Walther S. XI. u. 72) entnommen sind, würde zu folgern sein: dass das Lied vom Moringer jünger sein müsse, als die Lebensperiode Walthers (c. 1200), aber es ist von Grimm (Deutsche Sagen II. 255) die Ansicht aufgestellt, dass jene Verse mit Unrecht dem Walther beigelegt würden. Dass die Entstehungszeit des Liedes jedoch wirklich erheblich später falle wie Walther, werden die weiter unten näher zu erwähnenden geschichtlichen Beziehungen des Inhalts darthun, auch hat Bartsch (Herzog Ernst Wien 1869 S. CX. sqq.) aus der metrischen Form, der Handhabung des Verses und den Reimen nachzuweisen gesucht, dass die Entstehungszeit des Liedes in den Anfang des 14. Jahrhunderts, vielleicht das Jahr 1300 gesetzt werden müsse. Er bemerkt zugleich (l. c. S. CXV.), dass dasselbe durch seine Sprache auf Oberdeutschland, namentlich auf Schwaben weise.

*) Der narr die suw bei oren hat, Schüt sie, das jr die suwglock klyng Und sie den moringer jm syng. Uhland (Schriften IV. S. 293) macht hierzu die Bemerkung: dass im Schweizer und schwäbischen Dialekt Moor, Moore oder Mohr Schweinsmutter bedeute.

Digitized by Google

Wie beliebt das Gedicht gewesen, beweist die grosse Zahl von Ausgaben desselben. Abgesehen von der hier vorliegenden ist es gedruckt: Bamberg von meister Hansen (Sporer) 1493. 4. Panzer d. Annal I. S. 208 nr. 367). — Erfurt in sant Pauls Pfar zu dem weissen lilgen berge. 1500. 4. (Wiederabdruck der vorliegenden Ausgabe mit gleicher Ausstattung). — Nürnberg. Adam Dyon o. J. (c. 1510). 8. — Nürnberg Jobst Gutknecht o. J. (c. 1515). 8. — O. O. u. J. (c. 1570). 8. — S. l. (Basel J. Schröter) 1605 unter dem Titel: Zwey schöne neue Lieder. Das Erste von dem edlen Moringer. Im Thon wie man den Grafen von Rom oder den Betzenawer*) singt, das ander Ein kurtzweilig Lied, Hertzelein mein schätzelein. In seiner eygenen Melodei. — In neuerer Zeit ist das Lied vom Morgener abgedruckt zweimal im Bragur, und zwar Thl. III S. 402—415 aus der handschriftlichen, 1533 verfassten Chronik des Nicol. Thomann, dann Thl. VIII. S. 200—210 nach dem Bamberger Druck von 1492, welcher genau mit dem Erfurter übereinstimmt, demnächst in der Sammlung deutscher Volkslieder von Büsching und v. d. Hagen S. 102—115: in etwas modernisirter Sprache in den Volksliedern der Deutschen von Erlach II. S. 25—33; am Besten in Uhlands hoch- und niederdeutschen Volksliedern nr. 298 (Anmerkungen dazu mit genauer Angabe der Varianten sämmtlicher Ausgaben in dess. Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage IV. S. 286—297); endlich in Gödeckes Deutscher Dichtung im Mittelalter S. 577 sqq. und auszugsweise in Bartsch Herzog Ernst S. CXIV.

Fast noch zahlreicher sind die Umdichtungen dieses Stoffes in Versen und in Prosa, die vom 15. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit reichen, von denen hier nur die in der, in der Mitte des 16. Jahrhunderts verfassten Zimmernschen Chronik (herausgegeben von Barack Stuttg. 1869. Thl. I. S. 286—291), in Grimms Deutsch.

*) Vergl. das Lied von dem Betzenhawer im Bayerland, wie es ihm zu Koffsteyn ergangen in Wolf Histor. Volkslied d. Deutsch. S. 660—66b (andere Ausgaben bei Weller Annal. I. S. 3). Von dem die Ueberschrift: Der Graf von Rom tragenden Liede führen Weller l. c. S. 199. 200 acht, Uhland Volkslieder II. 1083 und Schriften IV. 297 neun Ausgaben auf; gewissermassen sind hierhin aber auch die zu rechnen, welche den Titel führen: Von dem Grafen in dem Pfluge, da der wesentliche Inhalt der nämliche ist und nur die Namen und Oertlichkeiten verändert sind. Vergl. Uhland Schriften IV. S. 299—309.

Digitized by Google

Sagen II. 255, in L. Bechsteins deutschen Sagenbuch S. 778—779, in Schöppners Bairischen Sagen 385. 493, sowie die von Gustav Schwab (Möringer, Schwäbische Sage in vier Romanzen in dessen Gedichten II. 27) und von K. W. Justi (Graf von Marstetten in dessen Gedichten S. 207) erwähnt werden mögen. Einige andere ausführlicher zu besprechen, wird sich weiter unten Gelegenheit darbieten.

Die oben aufgeführten Ausgaben enthalten gewissermassen zwei Recensionen, bei deren einer der Titel lautet: Das Lied von dem edlen Moringer, während die andere die Ueberschrift führt: Des edlen Ritters Morgener Wallfahrt in St. Thomasland, jene von 40, diese von 41 Strophen. 39 der letzteren stimmen, abgesehen von unbedeutenden sprachlichen Abweichungen, von der Verschiedenheit des Namens des Ritters, sowie dem des jüngeren Mannes, dem jener die Obhut über seine Gattin anvertraut, der dort von Nyffen oder von Neifen, hier von Eyffen*) heisst, und dass dort der Kämmerer nur für sieben Tage, hier für sieben Jahre die Obhut über die Gattin des Ritters übernehmen will, vollkommen überein. Eine Strophe der ersten Recension, die 26ste, ist in der zweiten ausgefallen, während zwei von der letzteren (Nr. 27 und 41) in der ersteren fehlen**). So wenig hiernach auch die Identität beider Recensionen im Wesentlichen zweifelhaft sein kann, so hat jene Verschiedenheit in der Ueberschrift doch zuweilen zu der Annahme Veranlassung gegeben, dass man es mit zwei ganz verschiedenen Dichtungen zu thun habe; selbst Gervinus (Gesch. d. poetisch. Nation. Liter. d. Deutsch. Th. II. S. 98) ist es so gegangen, und der Heraus-

*) Diese Verstümmelung kann um so weniger auffallen, als auch der doch unzweifelhaft dem Geschlecht von Neiffen oder Nifen angehörende bekannte Minnesänger, Gottfried von Neifen, zuweilen Eyfen oder Yfen genannt sich findet (v. d. Hagen Minnesänger IV. S. 81–754. Graf Dintiska III. 106). Da das vorhergehende Wort: von, mit einem n abschliesst, so konnte ein Abschreiber es leicht übersehen, dass dieser Buchstabe beim Anfang des folgenden Wortes zu wiederholen sei.

**) Uhland (l. c. S. 286) nimmt drei Recensionen an, von denen zwei aber im Ganzen zusammen stimmten, während die dritte (es ist die, welche wir als die zweite bezeichnet haben) eine Nachbesserung sei, die das Sylbenmass zu regeln, auch sonst zu verdeutlichen und zu ergänzen suche, deshalb vier (entbehrliche) Strophen einfüge, wogegen drei des Textes ausgefallen wären.

Digitized by Google

geber des Bragur hat sogar, als er im 8ten Bande die Wallfahrt des Ritter Morgener abdrucken liess, übersehen, dass dasselbe Gedicht schon im dritten Bande dieser Zeitschrift als Lied: Von dem edlen Moringer mitgetheilt sei.

Dass der letztere Name, sowie der: Neifen die richtigen sind, kann keinem Zweifel unterliegen. Eben so gewiss scheint es aber, dass die in dem Gedichte vorkommenden Personen historisch sind.

Die bereits erwähnte Zimmernsche Chronik erzählt nämlich (Th. I. S. 386, vergl. Uhland in Pfeiffers Germania IV. S. 93): „Der älteste Landfarer, den wir in unsern hohen deutschen Lande gehapt, darvon wir noch wissens, das ist der edel Moringer gewesen. Denselben wollen etlich, er seie ein Meichsner oder ein Sax gewesen, gleichwoll auch einer vor jahren mag gelept, so der Moringer hat geheissen; soll zu Leipzig gesessen und in grossem thon gewesen sein, wie man fürgibt. Aber dieser unser Moringer ist ein Schwab gewesen und ain mechtiger landsherr; er hat sein heimwesen zu Munderkingen an der Tonaw, auch uf und umb den bussen gehapt; gleichwol man sein geschlecht aigentlichen nit waist, aber vermutlichen so ist er ein Graf des herkommens von Hapspurg, oder hat vast ein gleichfermigs Wappen gehapt. So hat er auch sonst ein ander namen, dann der nam Moringer ist sein zunam gewest, wie die alten in prauch gehapt. Man sagt, er hab den Namen vom stetlin Meringen bekommen*), alldo sei er geporen worden, welches von alter nit Möringen geheissen, sondern Moringen. Das bezeucht des stedtleins wappen und sigel, dass sie von unverdechtlichen jaren her-

*) Diese Erklärung des Namens erscheint natürlicher wie die, welche Bartsch l. c. vorschlägt: Moringer, Möringer, Morgener, eigentlich vielleicht meringer d. h. marinaro, Seefahrer. — Auch Grimm und Bechstein leiten offenbar den Namen von der Stadt her, wenn jener seine Erzählung beginnt: Zu Mörungen an der Donau lebte vor Zeiten ein Ritter u. s. w. und der letzere von dem Helden des Gedichts sagt, dass er zu Möringen an der Donau gesessen gewesen sei. Ebenso bringt Mone (Baden. Arch. I. 66) den Namen Moringer mit dem Orte Moringen an der Donau in Verbindung. Koch leitet, wie weiter unten angeführt werden wird, den Namen Mohringer von dem Mohrenlande, in welchem der Träger desselben eine Zeit lang verweilt, her.

Digitized by Google

gebracht mit dem morenkopf. Nun dieser Moringer, er habe gleich gehaissen oder sei eines geschlechts gewest, wie er wolle, so ist er doch in ehren und zeitlichen guetern der vile gesessen, und den es in allweg, nach der Welt lauf zu rechnen, glücklichen und wol ergangen. Hat ein Weib gehapt eines fürnemen geschlechts, und von deren schöne und frombheit vil wurt in liedern gesungen." Die Chronik erzählt nun den Hergang fast genau übereinstimmend mit dem Liede, nur mit einigen Ausschmückungen*) und fährt dann fort: „Wie lang aber bemelter Moringer nach dieser Geschicht noch gelebt und wann er gestorben, das ist lange halb der Zeit, auch usser unfleiss unserer eltern in vergess kommen. Aber bei wenig jaren ist sein, des Moringers, rennfan, den er in Kriegshandlungen gewonn was zu fueren, noch vorhanden gewest; den hat ain alte edle Fraw, genannt Veronica Spettin zu Freiburg im Preisgaw bei handen gehapt, mit dem wappen, wiewol die farben verplichen und schier gar abgangen gewesen. Ueber vil jar hernach sein die edlen grafen von Neufen, des römischen reichs jegermeister, um ire gueter kommen und zu letzst abgangen, wie dann uf erden nichts bestendigs."

Der oben erwähnte Nicol. Thomann, Capellan zu St. Leonhard in Weissenhorn, einem in dem jetzt bairischen Theile von Schwaben unfern Ulm belegenen Städtchen, sagt bei Mittheilung unseres Liedes: dass dasselbe zu Buch, einem in der Nähe liegenden Dorfe, vor Jahren gesungen sei, und erwähnt dann einen auf Albert von Neiffen, Grafen von Marstetten, bezüglichen Grab-

*) Nach der Chronik hat der Graf von Neiffen, wie er hier heisst, die Nachricht von dem Tode des Moringer verbreitet, um dessen Gemahlin dahin zu bringen, sich mit ihm zu vermählen. Das Schloss zum Bussen, dem berühmten Berge bei Riedlingen, wird als der Ort genannt, wo die Hochzeitsfeier begangen wird. — Die Verse, welche die Chronik den Moringer singen lässt, weichen auch nicht unbedeutend von denen in den erwähnten beiden Recensionen des Gedichts ab. Sie lauten in der Chronik: In angst und not die schöne fraw — Hat mich gebracht der Welt zur schaw. — Ir trew an mir vergessen ward — das sie mein nit gewartet hat — Hie fernd ain her, iz bin ain knecht — mir wurd ain alte schüssel recht. — In dem Abdruck bei Uhland (Volkslied. II. 787), dem correktesten von allen, lautet diese Strophe: Was ich schaff so bin ich alt. — Davon so jenget sie nit vil — dass mir mein Bart ist graw gestalt — das sie ein junger haben wil — vor waz ich herr, iez bin ich knecht — das ist mir auf dieser hochzeit — eine alte schüssel worden recht.

Digitized by Google

stein in der Kirche zu Weissenhorn vom Jahre 1306, sowie ein altes Calendarium, nach welchem am 20. Februar 1349 Berchtold von Neiffen, am 4. Mai eine Frau von Neiffen, Gräfin von Marstetten, welche man genannt hat die Möringerin, am 24. Februar eine Elisabeth von Neifen verstorben wären; ob die beiden letzteren auch im Jahre 1349, sei nicht genau ersichtlich.

Die Zusammengehörigkeit der Namen Neifen-Marstetten und Moringer liegt hiernach am Tage. Ist jedoch die hier erwähnte Frau von Neifen, Gräfin von Marstetten, genannt die Möringerin, die im Gedichte vorkommende mit dem jungen von Neifen vermählte Tochter des edlen Moringers, so kann ihr Tod nicht in das Jahr 1349 fallen und der im letzeren Jahre verstorbene Berchtold von Neifen nicht ihr Gatte sein, denn es steht urkundlich fest, dass Marstetten schon etwa ein Jahrhundert früher an die Familie Neifen gelangt ist. — Dieses alte — es kommt von der Mitte des 10. Jahrhunderts an vor — Geschlecht in Oberschwaben, das besonders im Zabergau begütert war und zu den treuesten Anhängern der Hohenstaufen gehörte, ist besonders bekannt durch Gottfried von Neifen, einen der reichsten Dichter der besten Zeit des Minnegesanges. Ein anderer Gottfried von Neifen war rector ecclesiae zu Weissenhorn und stiftete dort zwei Altäre. Schwab (Die Neckarseite der schwäbischen Alp. Stuttgart 1823 S. 128) sagt: Am Schlusse des 13. Jahrhunderts kamen die Herren von Neufen auch zur Grafschaft Marstetten und Graisbach (in Oberschwaben). Ein beträchtlicher Theil lag im Zabergäu. Aber schon bald nach der Mitte des 13. Jahrhunderts begannen die Verpfändungen und Verkäufe ihrer Besitzungen an Klöster und weltliche Herren. Bald dauerte das Geschlecht nur noch in der Graisbach-Marstettischen Linie, und auch so nur bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts fort.“ (Vergl. auch Cless Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte von Würtemberg Th. II. Abth. 1. S. 131 spp.) Stälin, der in seiner Würtembergischen Geschichte Th. II. S. 571—586 dieser Familie eine sehr gründliche Untersuchung gewidmet hat, sagt (l. c. S. 575): „Berthold III., Herr von Neifen, Stammvater einer besonderen Linie dieses Hauses, erscheint im Jahre 1241 am frühesten in Urkunden; er heirathete die Erbtochter Jutta, Tochter Gotfrieds Grafen von Marstetten, und damit die Würde und den Namen eines Grafen von Marstetten, welche seinen Nachkommen, die

Digitized by Google

im Jahre 1326 auch die Grafschaft Graisbach (links der Donau unterhalb Donauwörth) erhalten, verblieben. Er befand sich nebst Albert dem Jüngeren von Neifen unter den Deutschen, welche im Spätjahr 1267 den unglücklichen Conradin, wenigstens bis Verona, begleiteten. Die Erwerbung der Grafschaft Marstetten durch Berthold von Neifen gab Stoff zu folgender sagenhaften Erzählung: „Der edle Moringer (diesen Namen setzt die Dichtung an die Stelle des Grafen von Marstetten), sieben Jahre auf einer Wallfahrt nach Indien abwesend, wurde für todt gehalten und seine Gemahlin wollte zu einer zweiten Ehe mit einem Herrn von Neifen schreiten. Der Hochzeitstag erschien, als der edle Moringer am Morgen dieses Tages in Pilgertracht in die Heimath zurückkam, unerkannt in das Schloss gelangte und seiner Gemahlin durch seinen Ehering, welchen er in den Trinkbecher warf, sich zu erkennen gab. Mit dieser wieder vereint, gab er dem Herrn von Neifen zur Entschädigung die Hand seiner Erbtochter."

Die Urkunde, auf welche Stälin Bezug nimmt, ist vom 5. Februar 1259. In derselben verzichtet die erlauchte Frau Jutta, die Tochter des seligen Grafen Gottfried von Marstetten in die Hand ihres Gatten, des edlen Mannes, des Herrn Berthold von Nifen, auf die Rechte, die ihr von erbschaftswegen auf das neue Schloss St. Peter (Petersberg) im Oberinnthal zustehen (Hormayr Beitr. 2. 147—9. Dessen Hohenschwangau 75. Lang Regesta Boic. 3. 126). — Gottfried von Marstetten erscheint zuerst in einer Urkunde vom 11. April 1195 (Stälin l. c. S. 575 Anm. 2) gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin Berchta, dann in einer 1236, endlich in einer von 1239. Sein Todestag war der 23. November (Octob. Vergl. Nekrolog bei Hess Monum. Guelf. 292, cf. auch Egymann Gesch. des Illerthales S. 304 sqq.)*)

*) Etwas abweichend hiervon sind die Angaben Kochs (Die Ritterburgen und Bergschlösser des Königreichs Würtemberg. Canst. 1828 Bdch. III. S. 16—17). Derselbe sagt: »Der erste bekannte Besitzer der Grafschaft Marstetten und Buoch war Heinrich von Weissenhorn, Graf zu Marstetten, des Reichs Jägermeister und Landvogt in Oberschwaben. Von dessen Neffen, Graf Rudolf von Weissenhorn, der 1080 lebte, stammt Möringer, Graf von Marstetten und Buoch, ab. Dieser wallfahrte nach Ostindien und blieb sieben Jahre aus. Seine Gemahlin, die ihn für todt hielt, entschloss, sich, einen jungen Grafen von Neuffen zu heirathen. Der ge-

Digitized by Google

Gegen Stälins Ausführung lässt sich einwenden, dass es nicht erst die sagenhafte Erzählung gewesen, welche dem Grafen Gottfried von Marstetten den Namen Moringer gegeben hat, dass er solchen vielmehr nach Ausweis des Weissenhorner Calendariums wirklich geführt haben muss, dass dies vielmehr sein eigentlicher Geschlechtsname gewesen sein mag, welchem der eines Grafen von Marstetten ebenso beigefügt wurde, wie es demnächst bei seinen Besitznachfolgern aus der Familie Neifen geschah. Sodann ist schwer abzusehen, wie lediglich der Umstand, dass Berthold von Neifen durch die Vermählung mit der gräflich Marstettischen Erbtochter in den Besitz von Marstetten gelangt ist, die Veranlassung zu der sagenhaften Erzählung von dem edlen Moringer gegeben haben kann. Es muss hier wohl jedenfalls noch ein anderer Umstand hinzugetreten sein. — Auch die erwähnte Urkunde erregt einiges Bedenken. Man möchte aus ihr schliessen, dass Jutta die Burg St. Petersberg von ihrem Vater geerbt habe. Aus einer Urkunde vom 5. Mai 1255 ergiebt sich aber, dass diese Burg sich damals und nachdem Konrad von Schwangau seine Rechte auf dieselbe aufgegeben, im Besitze der Grafen Eberhard und Konrad von Kirchberg befunden habe (Hormayr Werke 2. LXXXIV. Stälin l. c. S. 411). — Graf Gottfried von Marstetten war jedoch lange vorher gestorben, denn schon in einer Urkunde von 1241 (Mone Anzeiger 1835. 136. Stälin l. c. S. 584) erscheint Berthold als Graf von Marstetten; er wird aber diesen Namen doch jedenfalls erst nach dem Tode seines Schwiegervaters angenommen haben.

---

wünschte Hochzeitstag war schon erschienen, als Möhringer — von seiner Reise zu den Mohren also genannt — an diesem Tage früh in der Mühle zu Buoch, als ein Pilger gekleidet, ganz unbekannt ankam. Als unbekannt drang er in das Schloss und gab sich seiner Gemahlin durch seinen in den Trinkbecher geworfenen Ehering zu erkennen. Den Berthold von Neuffen hielt er mit seiner einzigen Erbtochter, Elisabeth, schadlos, die er ihm 1154 auch sogleich antraute und ihm Marstetten und Weissenhorn sammt seinem Stammwappen, den drei Hüfthörnern im rothen Felde, überliess. Seine Nachkommen behielten die Grafschaft Marstetten bis auf Berthold VII., Grafen von Marstetten, Graispach und Truhedingen, der mit einer Markgrävin von Burgau keine Kinder zeugte und 1349 starb." — Da Koch keine Quellen anführt, so wird auf seine Angaben kein grosses Gewicht gelegt werden können.

Digitized by Google

Wie dem aber auch sein mag, so viel kann man immer als geschichtlich feststehend annehmen, dass der edle Moringer des Gedichts kein anderer als Gottfried Graf von Marstetten, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt hat († zwischen 1239 und 1241), seine Gattin: Bertha; der junge von Nifen aber Berthold III. Herr von Neifen und die ihm vermählte Tochter jener beiden: Jutta Gräfin von Marstetten gewesen sind. Die Söhne dieser letzteren waren der, nach Ausweis seines Grabsteins in der Kirche von Weissenhorn, 1306 verstorbene Albert I. von Neifen, Graf von Marstetten, und Berthold IV., ihr Enkel aber der Berthold V., mit welchem am 20. Februar 1349 das Geschlecht Neifen ausstarb.

Der Ort Mohringen oder Moringen, dem der edle Möringer wohl seinen Namen verdanken wird, liegt im würtembergischen Schwaben oberhalb Tuttlingen; unfern davon im Schwarzwaldkreise die Stadt Neiffen, am Fusse des Berges, der das alte Schloss Hohenneifen trug; Marstetten war eine Burg an der Iller (Oberamt Leutkirch), die noch jetzt durch ihre umfangreichen Trümmer ihre ehemalige Grösse bekundet (Stälin l. c. S. 575 Anm. 2).

Eines eigenthümlichen Zusammentreffens muss hier noch gedacht werden.

Mit dem bereits mehrfach erwähnten Minnesänger Gottfried von Neifen — der ein Zeitgenosse des vorbesprochenen Moringers, denn er kommt von 1234—1255 urkundlich vor (Stälin l. c. S. 765) und Geschwisterkind mit dessen Schwiegersohn Berthold war, lebte gleichzeitig auch ein Minnesänger, welcher den Namen Möringer führte — so wird er wenigstens in einem handschriftlichen Loosbuch aus dem 15. Jahrhundert in der Königlichen Bibliothek zu München (Massmann in W. Grimm Deutsche Heldensage; v. d. Hagen Minnesänger IV. S. 887) genannt, während der Name in der Manessischen Handschrift, die 34 Gedichte von ihm enthält, Heinrich von Morungen, und in der Berner Handschrift von Minneliedern, in der sich zwei Lieder von ihm finden: der Morunk, lautet. Hugo von Trimberg nennt sogar im Renner beide Dichter — Gottfried von Neifen und Heinrich von Morungen — zusammen. Schon Docen (Miscellaneen I. 187) hat die beiden Namen Möringer und von Morungen als identisch angesehen.

Digitized by Google

v. d. Hagen (Minnesänger IV. S. 123) ist zwar halb und halb geneigt, Heinrich von Morungen für einen Niederdeutschen zu halten und mit dem Orte Morungen bei Göttingen in Verbindung zu setzen, er gesteht jedoch selbst (p. 122), wie nichts dafür spreche, dass ein edles Geschlecht von diesem Orte seinen Namen getragen habe.

Auch die Verfasser der Zimmernschen Chronik, obwohl sie die Identität des Moringer der Sage, mit dem Sachsen oder Meissener Moringer, der zu Leipzig gewohnt, in Abrede stellen, müssen doch jenen für einen und denselben mit dem Minnesänger Heinrich von Morungen, dessen Gedichte sie aus einer ihnen vorliegenden Liedersammlung kannten (Zimm. Chr. II. 239), gehalten haben. Denn wenn sie der vornehmen Herkunft und der in Liedern vielbesungenen Schönheit der Gattin des Moringers gedenken, so können sie, da ihre sonstige Quelle, das Moringerlied, nichts davon besagt, dies nur aus den Liedern Heinrichs von Morungen entnommen haben, die gleich vornherein voll Lobes einer hohen Frau sind (Uhland l. c. S. 96). — Auch die Nachricht über das Wappen des Moringers in der Zimmernschen Chronik ist wohl von dem Minnesänger entnommen, der in der Weingartner Handschrift (Ausgabe von Pfeiffer und Fellner S. 89), gleich dem Städtlein Möringen, einen Mohrenkopf im Wappen führt. Auch Jac. Grimm hat zuerst (Meistergesang S. 184) unser Lied auf die Minnesänger von Morungen und von Nifen bezogen, weil sich in jenem Stellen finden, welche Anklänge an die Gedichte Morungens enthielten, er hat aber später stillschweigend selbst seine Ansicht wieder geändert, da er (Deutsche Grammatik I. 455) Heinrich von Morungen für einen Niederdeutschen erklärt. (Vergl. über diesen auch Wackernagel Lesebuch I. XIV. Koberstein Grundr. 4te Ausg. S. 256. 257. K. Bartsch Deutsche Liederdichter des 12—14. Jahrhunderts. Leipz. 1864 S. XXXII). — Dass der Moringer der Sage und der Minnesänger nicht identisch sind, lässt sich noch weniger daraus folgern, dass die Gedichte des letzteren ihrer Sprache nach auf Niedersachsen weisen, der erstere aber unzweifelhaft dem Schwabenlande angehört, denn jener Umstand könnte möglicher Weise mehr auf Rechnung der Abschreiber wie des Dichters zu setzen sein, wie dass der Vorname ein verschiedener ist, Gottfried bei dem Träger der Sage, Heinrich bei dem Minnesänger.

Digitized by Google

Viel zweifelhafter wie die Frage: ob wir es in dem Liede vom edlen Moringer mit historischen Personen zu thun haben, ist die: ob demselben eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liege, oder ob man das Erzählte lediglich als eine Schöpfung der Einbildungskraft anzusehen habe. — Es scheint zwar, dass, wenn man von dem Wunder, durch das die Rückkehr bewerkstelligt wurde, absieht, kein wesentliches Bedenken der Annahme entgegenstehe, dass die Geschichte sich etwa so verlaufen habe, wie sie im Gedicht erzählt wird, so dass also ein Graf von Marstetten, der, weil er auf einer Wallfahrt länger als er beabsichtigt hatte, von seiner Heimath ausgeblieben, für todt gehalten wurde, gerade noch zu rechter Zeit zurückgekehrt sei, um die Vermählung seiner Gattin mit einem Andern zu verhindern, dass er unerkannt sein Schloss betreten, sich aber seiner Gattin durch seinen Trauring zu erkennen gegeben und der Bräutigam nun statt der Mutter die Tochter geheirathet habe. — Aber, wenn auch — was nicht gerade in Abrede gestellt werden soll — irgend eine wirkliche Begebenheit zur Entstehung des Gedichts Veranlassung gegeben haben mag, so ist jene doch gewiss nicht gerade so verlaufen, wie sie in diesem erzählt wird, denn ganz dasselbe Ereigniss wird auch von vielen Anderen berichtet; alle diese Erzählungen könnten mit gleichem Rechte darauf Anspruch machen, als auf wirklichen Thatsachen beruhend angesehen zu werden; es ist aber völlig undenkbar, dass diese doch nicht gerade alltägliche Begebenheit sich in fast völlig gleicher Weise mehrfach wiederholt habe. Es ist dies um so weniger glaublich, als diese Erzählungen, wenn auch nicht alle, doch zum grösseren Theile, in Schwaben, und zwar in der Nähe des Bodensees ihren Schauplatz haben.

Allerdings gilt das Letztere nicht von der ältesten bekannten Aufzeichnung der Erzählung, die sich in dem 1222 vollendeten Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach (Dist. VIII. cap. 59. Th. II. S. 131 der Ausgabe von Strange. Cöln 1851) befindet. Hier wird erzählt: „In dem Dorfe Holenbach“ (Helpach. Zingerle in der Zeitschr. f. deutsche Mythologie IV. 39) habe ein Ritter mit Namen Gerhard gewohnt, dessen Enkel noch am Leben wären, wie sich denn im Dorfe kaum ein Einwohner befinden werde, dem das zu erzählende Wunder nicht bekannt sei. Dieser Gerhard habe den heiligen Apostel Thomas so inbrünstig

Digitized by Google

verehrt, dass er nie einen Armen, der um dessen willen ihn ansprach, seine Hülfe versagt habe. Eines Tages wäre auch der Teufel, der den Ritter auf diese Weise von seinem Glauben abwendig machen wollte, vor dessen Wohnung erschienen und habe um St. Thomas willen um Obdach gebeten. Gerhard habe nicht nur ihm dies gewährt, sondern ihm auch, da er sich sehr erfroren gestellt, seinen eigenen kostbaren Pelzmantel geliehen, um sich vermittelst desselben zu erwärmen. Am nächsten Morgen war aber der Teufel sammt dem Mantel verschwunden. Die Gattin Gerhards hielt diesem nun vor: dass er schon unzählige Male so getäuscht sei, aber immer noch nicht von seinem Aberglauben zurückkomme; Gerhard antwortete derselben jedoch ruhig: der heilige Thomas werde schon den Schaden ersetzen. — Einige Zeit darauf beschloss Gerhard, eine Wallfahrt nach dem Grabe des Apostels Thomas zu unternehmen; beim Abschiede von seiner Gattin brach er einen goldenen Fingerreif in zwei Hälften, von denen er die eine ihr gab, die andere für sich behielt, wobei er sie bat: fünf Jahre seiner zu harren; sei er bei deren Ablauf noch nicht zurückgekehrt, so möge sie sich anderweit vermählen. — Als Gerhard nach langer Wanderung zur Stadt des Apostels Thomas gelangt war und in dessen Heiligthum betete, wobei er seine Gattin und alles sonstige Seine der Gnade desselben empfahl, da fiel ihm ein: dass gerade an demselben Tage die fünfjährige Frist ablaufe und seine Gattin sich nun mit einem andern vermählen werde. Als er kummervoll um sich blickte, sah er neben sich den mit dem ihm einst entwendeten Mantel bekleideten Teufel. Dieser fragte ihn: Gerhard, kennst du mich? Ich kenne dich nicht, antwortete dieser, wohl aber den Mantel. Darauf sagte der Teufel: Ich bin derjenige, der von dir im Namen des Apostels Thomas Gastfreundschaft forderte, dann aber deinen Mantel mitnahm, bin dafür aber hart genug gestraft worden. Ich bin der Teufel; mir ist als Strafe auferlegt: dass ich dich, weil heute deine Gattin einen Anderen heirathen will, noch vor der Zeit der Nachtruhe in deine Wohnung schaffe. Indem der Teufel nun den Ritter auf seinen Arm nahm, führte er denselben innerhalb des noch übrigen Theiles des Tages von Indien nach Deutschland, und setzte ihn, als eben die Dämmerung einbrach, in seinem Hofe unverletzt nieder. Gerhard trat, unkenntlich durch einen langen Bart, in sein Haus,

Digitized by Google

sah dort seine Gattin neben ihrem Verlobten sitzen, und warf, indem er dieselbe anblickte, den halben Fingerreif in einen Becher. Als die Frau dies sah, nahm sie jenen heraus, verband ihre Hälfte damit und erkannte so ihren Gatten. Schnell sprang sie auf, fiel demselben um den Hals und rief laut Allen zu, wer er sei. Der Verlobte ward zwar verabschiedet, doch war Gerhard edelmüthig genug, ihn die Nacht hindurch im Hause zu behalten."

Bartsch (Herz. Ernst S. CXIV.) sagt, nachdem er die vorstehende Erzählung besprochen: „Die Idee ist also dieselbe wie im Moringerliede; die Einzelnheiten weichen ab; es braucht nicht dieses aus jenem den Stoff gebildet zu haben. Der Stoff lag einem Zeitalter, wo durch die Kreuzzüge Ritter auf Jahre von ihren Frauen getrennt wurden, nahe genug." Ich möchte aber doch der Ansicht sein, dass die Erzählung von unmittelbarem Einfluss auf das etwa achtzig Jahre jüngere Gedicht gewesen ist, denn anders lässt sich der Umstand nicht gut erklären: dass es in beiden der Apostel Thomas ist, in dessen Land die Wallfahrt unternommen wird, die dem Gatten Veranlassung giebt, seine Gattin zu verlassen, und der dann auch für die rechtzeitige Wiederkehr des ersteren Sorge trägt. Hierzu kommen die sonstigen Uebereinstimmungen: die unerkannte Rückkehr in dem Augenblick, wo die Gattin zur Vermählung mit einem Andern schreiten will, die Wiedererkennung durch den Ring u. s. w. Wenn auch nicht gerade behauptet werden soll, dass der Verfasser des Moringerliedes die Schrift des Cäsarius von Heisterbach gekannt und benutzt habe, so konnte doch die Erzählung vom Ritter Gerhard von Holenbach, da dieselbe damals allgemein bekannt war, auch zur Kenntniss dessen gelangt sein, dem das Lied vom edlen Moringer seine Entstehung verdankt. Es ist sogar nicht unmöglich, dass eine gleiche besondere Verehrung des heiligen Thomas seitens des einen wie des andern, vielleicht auch eine ähnliche jahrelange Wallfahrt Veranlassung gegeben hat, das ursprünglich von Gerhard Erzählte auf den Moringer zu übertragen.

Oertlich näher, dem Inhalte nach aber ferner als die vorerwähnte, steht der Sage vom edlen Moringer die von Hans von Bodman, dem Besitzer des Schlosses Bodman am Bodensee, die

Digitized by Google

in dreifacher Ueberlieferung, in einer Handschrift des Bodmanschen Hausarchivs aus dem 17. Jahrhundert (Uhland, Zur schwäbischen Sagenkunde, 3. Bodman, Germania IV. S. 78), in Meiers Volksmärchen aus Schwaben. Stuttg. 1852. nr. 61 und in L. Reich die Insel Mainau u. s. w. Carlsruhe 1856 S. 228 fgg. überliefert ist. Die erstere lautet: „Zu diesem hat man auss uralten geschichten, dass der Herr von Bodma, sonsten der Landfarer genannt, sich von seiner frau gemahlin in entfernte Länder begeben, in meinung, die ganze welt durchzuraisen. In der abrais aber hat er seinen guldenen rüng von der hand genommen, solchen entzwai gebrochen und das eine stuck gedacht seiner fraw gemahl zu dem ende, dass, wan er nach langen jaren widerumben nacher Haus kommen möchte, es ain kenzaichen seiner person sein solle, gegeben; den andern halben tail aber hat er bei ime behalten. Als er nun lange jar ausgeblieben und auf dem wilden mör von denen wellen in aine insel geworfen worden, also das er nicht mer fort kommen können, sondern seines lebens verzweiflet hette, ist ein wildes mändle zu ime kommen, um seiner traurigkeit befraget, so er ime allen verlauf erzölet hat; worauf dieses mändle ime gesagt: es hette seine fraw sich widerumben mit einem andern verheiratet und morgigen tags werde sie hochzeit halten; wann er ime versprechen wolle, dass er in seiner herrschaft ewiglichen nicht mehr wider die nebel läuten lassen wolle, so wolle er ine von allen seinen schaden und nachtail auss diser gefar erheben und füeren, dass er morgen nach der malzeit seiner fraw gemahl beiwonen könde. Nachdem diser herr von Bodma ein soliches zugesagt und versprochen, als ist dises mändle mit ime zue Bodma den andern tag, als man bei dem hochzeitmal sich lustig eingefunden, ankommen. Herr von Bodma aber stellete sich als ein armer und begerte, ime ainen trunk zu raichen. Als er solichen erhalten, hat er ainen trunk aus disem geschürr getan, in den überigen wein aber wurfe er den halben tail des guldenen rings, so er mit sich zue ainen kenzaichen genommen, batte disen trunk sambt inligenden halben tail des guldenen rings der fraw hochzeiterin zue präsentiren. Als nun sie dises gesehen, war sie alsobalden erschrocken, befalche gleich iro den halben guldenen rüng so in irem schreibtisch lage, bei zuebringen, so nun also balden mit männigliches verwunderung, was es bedeiten solle, geschehen.

Digitized by Google

Da sie nun baide stuck zuesammen fügte, hat sie ire disen armen zue der malzeit zue füeren befolchen, allwo sie ainandern als liebe ehegemahl begriesset und diese wunderbarliche geschicht sonderliche freüden erwecket hat.“ *)

So erheblich auch die Verschiedenheiten zwischen der vorstehenden Erzählung und dem Moringerliede sind, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, dass das letztere die Quelle für die erstere gewesen sei. — Die Verfasser der Zimmernschen Chronik (Graf Froben Christoph von Zimmern und dessen Sekretair Joh. Müller) die mit dem Sagenschatz ihrer Heimath auf das genauste und umfassendste bekannt waren, theilen (l. c. Th. I. S. 281 fgg. Vergl. Uhland l. c. S. 67 fgg.) die in Betreff des Bodmanschen Geschlechts umgehenden Sagen ausführlich mit und darunter auch das Zusammentreffen des der Landfahrer genannten Herrn von Bodman mit dem Nebelmännlein. Das letztere räth jenem zwar: baldigst heimzukehren, es führt ihn aber nicht selbst zurück. Eben so wenig kommt darin von der beabsichtigten Vermählung der Gattin mit einem zweiten Manne und von der Wiedererkennung durch die zwei Hälften eines Ringes etwas vor, vielmehr tritt der Ritter von Bodman erst nach dem Tode seiner Gattin seine Fahrt an. —

Es ergiebt sich hieraus mit ziemlicher Bestimmtheit: dass in der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo die Zimmernsche Chronik verfasst ward, die Bodmansche Sage ihre spätere Gestalt noch nicht gehabt haben könne. Nun fügt die genannte Chronik den Sagen, welche sie von dem Bodmanschen Geschlecht berichtet, die Erzählung von dem edlen Moringer unmittelbar an. Es ist nun nicht unwahrscheinlich: dass der im 17. Jahrhundert lebende Verfasser der Aufzeichnungen im Bodmanschen Hausarchive die Zimmernsche Chronik, die zwar damals nicht gedruckt, aber in vielen Handschriften verbreitet war, benutzt, und sei es absichtlich, sei es missverständlich, die beiden Sagen verschmolzen, und so das, was vom Moringer erzählt war, auf den Ritter von Bodman übertragen habe.

*) Die Abweichungen, welche die beiden andern Ueberlieferungen darbieten und die von Uhland l. c. S. 74 fgg. einzeln hervorgehoben werden, sind für den hier vorliegenden Zweck von keiner wesentlichen Bedeutung. Vergl. auch Müller in: Schambach und Müller Niedersächs. Sagen und Märchen S. 391.

Digitized by Google

Unfern des Fusses des Bussen, auf welchem die Burg stand, in der nach der Zimmernschen Chronik die zweite Vermählung der Gattin des Moringers hatte begangen werden sollen, und des Federsees liegt das Dorf Stadion, der Stammsitz des Stadionschen Grafenhauses. Auf ein Mitglied des letzteren ist die Sage von dem Ritter von Bodman, wie sie von Meier und Reich mitgetheilt wird, fast wörtlich übertragen. Der Nebel hat wohl auf die Rebengelände am Federsee eine gleich nachtheilige Wirkung ausgeübt wie auf die am Bodensee und in beiden Oertlichkeiten mag es in gleicher Weise hergebracht gewesen sein, durch Läuten einer Glocke den Nebel zu verscheuchen; so hielt man sich auch wohl für berechtigt, die Sage, die hier mit diesem Herkommen in Verbindung gebracht war, auch dort zu verwenden. Die Reiseabenteuer des Grafen Stadion können wir, als nicht hierher gehörig, übergehen. Der Schluss der Sage lautet nach Birlingers (Volksthümliches aus Schwaben Bd. I. S. 350) Mittheilung: „Sprach der Waldmensch: So, so, seid's ihr, Herr Graf von Stadion! Wenn ihr euer verbeintes *) Nebelglöcklein zu Stadion in den Federsee werfen wollt, so friss ich euch nicht und will euch Morgen früh bis acht Uhr nach Stadion bringen, denn um neun Uhr hat euer Weib mit einem Andern Hochzeit. Entgegnete der Graf: Ein Mann, ein Wort. Der Waldmensch offerirte dem Grafen, dass er eigentlich das Nebelmännlein sei und dass ihn das verbeinte Nebelglöcklein nicht leiden könne, zumal es ihn, so oft er dort Nebel machen wolle, an den Kopf schlage. Der Graf ass noch zu Nacht bei dem Nebelmännlein und des Morgens früh waren sie im Nu auf einer Nebelwolke nach Stadion gefahren. Der Graf konnte seinem Weib nur durch den Stahlring zeigen, dass er ihr Mann sei. Er war ganz verhaart und zerlumpt. Das Glöcklein aber liess er in den Federsee versenken."

Die Zimmernsche Chronik, die nicht nur die Sage über den Ursprung der Familie Stadion mittheilt, sondern auch mehrfach Mitglieder derselben erwähnt, kennt die obige Erzählung nicht. Dieselbe gehört ihrem Ursprunge nach daher wohl der neueren Zeit an, worauf schon der Eingang nach Birlingers Ueberlieferung: „Ist einmal ein Graf in Stadion gewesen, der ging in die

*) Verfluchtes, verwünschtes. Schmeller bair. Wörterb. I. 178.

Digitized by Google

Fremde mit einer Kutsche und zwei Knechten, um die Welt zu durchreisen und das irdische Paradies zu suchen. Er war schon im siebenten Jahre fort, hatte Ross und Wagen verkauft, denn es kostete ihm was, das Reisen" u. s. w. hindeutet. Eben so fährt bei Meier l. c. der Herr von Bodman mit einer Kutsche, Kutscher und Bedienten auf seine Reiseabenteuer aus und gelangt schliesslich an die Paradiesesmauer. Ob etwa der herumziehende Korbflechter aus Wendelsheim der Birlingers Gewährsmann ist (Uhland l. c. S. 76), selbst die Verpflanzung der Sage von dem Bodensee an den Federsee bewirkt hat, mag dahin gestellt bleiben. —

Auch auf Wernhart oder Werner von Strättlingen, einer Schweizerfamilie angehörig — Strättlingen liegt im Canton Bern unfern des Thuner Sees — ist die Sage übertragen. Dieser wird auf seinem Mantel, den er dem Teufel gelichen, aus weiter Ferne in einer Nacht nach Strättlingen gebracht, wo seine Hausfrau eben mit einem Andern Hochzeit halten will. Ein halber Ring, durch den er sich zu erkennen giebt, verhilft ihm wieder zu seiner Gattin und seinem Eigenthum (v. d. Hagen in den Abhandlung. d. Berl. Academ. v. 1852. S. 1879. — Schweizer Burgen II. 327.)

Eine Sage von einem andern schwäbischen Dynasten, dem Grafen Hubert von Calw (Crusius Annal. suevic. Francf. 1595. Dodecas II. p. 263. Grimm, d. Sagen nr. 524. Meier Märchen 369) kommt darin mit dem Möringerliede überein: dass der Held, nachdem er sich, um zu lernen was Armuth heisse, von seiner Gattin getrennt, nach Jahren unerkannt und in Bettlertracht gerade in dem Augenblick zu seiner Burg zurückkehrt, wo seine Gemahlin im Begriff steht, einem Andern ihre Hand zu reichen, und dass er in einen ihm mit einem Labetrunk gereichten Becher seinen goldnen Fingerreif hineinwirft. Im Uebrigen weichen beide Sagen vollständig von einander ab, denn der Graf kehrt, nachdem er sich so seines Ringes entäussert, stillschweigend in das Dorf, wo er das Amt eines Kuhhirten übernommen, wieder zurück. Es ist nicht einmal zu ersehen: ob die Gräfin von Calw den Ring wirklich erhalten und dadurch in Erfahrung gebracht hat, dass ihr Gatte sich noch am Leben befinde, und ob nun die zweite Vermählung unterblieben sei. Anscheinend hat der Graf seine Gemahlin nicht einmal davor be-

Digitized by Google

wahrt, einer Bigamie sich schuldig zu machen. Wenn er dessen ungeachtet nach seinem Hinscheiden als Heiliger verehrt ist, so gehört er wenigstens in die Klasse der etwas wunderlichen Heiligen.

Endlich wird auch noch von einem andern schwäbischen Ritter, Kuno von Stein, oder wie er sich dem zu berichtenden Ereignisse zu Ehren nannte, von Falkenstein, etwas Aehnliches erzählt. Um in das heilige Land zu ziehen, beurlaubt derselbe sich von seiner Gattin, aber nur auf ein Jahr; er kann jedoch diese Frist nicht inne halten, weil er in die Gefangenschaft der Saracenen geräth. Als das Jahr abgelaufen, verkündet ihm eine Stimme, dass seine Frau damit umgehe, einen andern Mann zu nehmen. Sofort erscheint auch ein kleines Männlein und erbietet sich, ihn auf einem Löwen noch rechtzeitig nach Schwaben zu schaffen; er dürfe aber auf dieser Fahrt nicht einschlafen, widrigenfalls seine Seele verfallen sei. Nachdem der Ritter auf diese Bedingung eingegangen, führt der Löwe ihn schnell durch die Lüfte. Schon kann jener nicht mehr Herr seiner Müdigkeit werden, da erscheint ein weisser Falke, der ihn begleitet und mit seinem Flügelschlage wach erhält. So erreicht der Ritter glücklich seine Burg (Meier Volksmärchen nr. 362. Bechstein deutsch. Sagenbuch nr. 906). Bei Gottschalk (deutsch. Volksmärchen I. S. 136) findet sich auch noch die Wiedererkennung durch einen Ring, und wie in den Sagen von dem Herrn von Bodman und dem Grafen von Stadion, die Mauer des irdischen Paradieses. Die Sage erinnert aber überhaupt so sehr an die weiter unten zu erwähnende von Heinrich dem Löwen, dass man fast in Versuchung kommt zu vermuthen: dass der erste Erzähler von jener (in Jacobis Iris auf 1805) weniger die Volksüberlieferung als das Volkslied von Heinrich dem Löwen zur Quelle gehabt habe.

Auch ohne dass sie an bestimmte und namhafte Persönlichkeiten geknüpft sei, begegnen wir unserer Sage, wenigstens ihrem wesentlichen Inhalte nach, so in der Erzählung von dem Schäfer, der in das versunkene Schloss bei Wertheim gerieth, und als er nach sieben Jahren — die ihm freilich nur wie sieben Tage vorgekommen waren — heimkehrt, gerade in dem Augenblick in seiner Wohnung anlangt, wo seine Frau, die ihn für todt gehalten, mit einem Andern Hochzeit halten will, und

Digitized by Google

der so gealtert ist, dass man ihn Anfangs nicht wieder erkennt (Baader, Volkssagen aus Baden S. 405.)

Wenn die vorstehend aufgeführten Verwendungen unserer Sage mehr oder weniger dem Volke selbst und den dichterischen Bedürfnissen und Trieben desselben ihren Ursprung verdanken, so existiren doch auch einige andere, die wir lediglich als litterarische Produktionen ansehen müssen.

Dahin gehört ihre Benutzung im Reinfriet von Braunschweig, einem Gedichte, das zwar bis jetzt blos durch einen von Gödecke (Reinfriet von Braunschweig. Hannov. 1851, auch in dem Archiv des histor. Vereins für Niedersachsen Neue Folge 1849. S. 170—285) mitgetheilten Auszug bekannt ist, von dem aber eine vollständige Ausgabe von K. Bartsch für die Publicationen des litterarischen Vereins zu Stuttgart vorbereitet wird.

Dem Helden träumt in diesem Gedichte, dass ihm, wenn er eine Fahrt in das heilige Land unternähme, der bisher in seiner zehnjährigen Ehe entbehrte Kindersegen zu Theil werden würde. Er beschliesst hierauf diese Fahrt zu unternehmen, theilt diesen Entschluss seiner Frau bei deren Erwachen mit und bricht einen Ring entzwei, dessen eine Hälfte er seiner Gemahlin giebt, während er die andere für sich behält. Er vertraut ihre Obhut und Beschützung dem als treu erprobten Grafen Arnold. — In wie weit der fernere Verfolg der Erzählung mit der vom Moringer übereinstimme, ist zwar aus dem von Gödecke benutzten Exemplare des Gedichtes nicht zu entnehmen, da der Theil desselben, welcher Reinfriets Rückkehr in die Heimath enthalten haben müsste, in der Handschrift nicht auf uns gelangt ist, man erhält darüber aber Auskunft durch die böhmischen Volksbücher, denen das in Rede stehende Gedicht zur Grundlage gedient hat, von denen die eine Recension unter dem Titel Stará povèst o Stoimírowi a Brunsvíkovi knizatech ceskych von W. Hanka zu Prag 1827 und besser von K. J. Erben im Vybor z literatury cezké II. 39—74 herausgegeben, die andere in mehrfachen Drukken, zuerst so viel bekannt Olmütz 1565 erschienen ist (vergl. Jul. Freifalik, Zwei böhmische Volksbücher zur Sage von Reinfriet von Braunschweig, in den Sitzungsberichten der Wiener Academ. Philos. hist. Cl. XXIX. Bd. II. Hft. S. 83—97. Nebst Nachtrag ib. Bd. XXX. S. 322—331 und Leipzig.

Digitized by Google

Deutsch. Gesellsch. 1831 S. 15). — Denn wenn hier aus demselben auch eine böhmische Wappensage geworden ist, und aus dem einen Reinfriet von Braunschweig zwei Personen — Stillfried und Bruncwig, Vater und Sohn, gemacht und auch die noch sonst vorkommenden Namen mehr oder weniger verändert sind, so scheinen doch in der Art, wie sie die Rückkehr des Helden erzählen, die böhmischen Volksbücher ziemlich getreu ihrem Vorbilde gefolgt zu sein. Hier ist es König Astriolus, der, eingeschüchtert durch die Wunderthaten, welche Bruncwig verrichtet hat, sich verpflichtet, diesen nebst seinem Löwen ungefährdet in die Heimath zu bringen. In der Morgendämmerung werden diese denn auch wirklich an der Gränze des Weichbildes von Prag niedergesetzt; der Heimgekehrte zieht Pilgertracht an und geht in die Stadt. Sieben Jahre waren seit seiner Abreise verflossen; eben sollte die Vermählung seiner Gattin Neomenia mit dem Fürsten Cleofas von Assyrien begangen werden. Als Bruncwig dies hört, geht er aufs Schloss. Nach der Mahlzeit bringt man goldene und silberne Becher und auch Bruncwig reichte man den Pokal, aus welchem die beiden Verlobten getrunken hatten. Er lässt in diesen seinen Ring fallen und verlässt eilends die Burg, wobei er auf deren Pforte schreibt: dass der, welcher vor sieben Jahren daraus weggezogen, wieder darin gewesen sei. Neomenia aber hat den Ring erkannt und sagt davon ihrem Vater. Cleofas, der es vernimmt, wird sehr betrübt und eilt mit dreissig Reissigen Bruncwig nach, um diesen zu verderben, kommt aber in dem nun entstandenen Kampfe selbst um. Als Bruncwig mit den von ihm zusammenberufenen Landherrn wieder gen Prag kommt, ziehen seine Gattin, deren Vater und viele Bewohner der Stadt ihm entgegen und bezeugen ihm ihre Freude über seine Heimkehr. Er herrschte dann noch viele Jahre im Lande. Das neue Wappenthier, den Löwen, liess er an den Stadtthoren und auf den Bannern abmalen (Feifalik l. c. S. 92) *).

*) Ueber die Umwandlungen, welche die Sage bei ihrem Uebergange von Deutschland nach Böhmen erfahren, und die Motive, welche dabei wirksam waren, siehe Feifalik l. c. S. 93 sqq. S. 331. Wenn dieser aber S. 97 annimmt, dass den böhmischen Volksbüchern noch ein anderes, nicht mehr enthaltenes deutsches Werk zur Vorlage gedient, etwa ein Gedicht von Stillfried von Braunschweig, so kann dem doch nicht beigetreten werden. Wäre dies der Fall, so würde davon doch wenigstens

Digitized by Google

Aus dem böhmischen Volksbuche ging dann wieder ein russisches hervor (Feifalik Nachtrag S. 326—330), was bei seiner Verpflanzung sich aber mancherlei Abänderungen musste gefallen lassen, wogegen ein ungarisches (Zwei Chroniken von Stilfried und Brunczvik) nichts als eine wörtliche Uebersetzung des böhmischen ist. Wie Feifalik (l. c. S. 331) angiebt, ist das Letzere sogar in das Deutsche zurückversetzt, und in dieser Gestalt noch jetzt in den deutschen Gegenden Böhmens und Mährens und in Oesterreich ein beliebtes Volksbuch, wobei allerdings der erste Ursprung sich kaum noch erkennen lässt, da in dieser deutschen Uebertragung die beiden Helden Stillfried und Brunewig böhmische Könige geblieben sind.

So wie das Gedicht von Reinfriet von Braunschweig im Wesentlichen nur eine Verschmelzung der Erzählungen von Herzog Ernst und vom edlen Moringer war (Bartsch l. c.), so ist es seiner Seits wieder die Quelle für eine Anzahl von Dichtungen geworden, in denen ein Fürst aus Braunschweig, bald namenlos, bald unter dem Namen des Herzogs Heinrich des Löwen, den Helden abgiebt.

Hierhin gehört zunächst das Gedicht des Mich. Weissenhere von einem Fürsten von Braunschweig (Brunczwigk). (Abgedruckt aus einer Stuttgarter Handschrift in Massmanns Denkmälern S. 123—137 und in O. L. B. Wolffs historischen Volksliedern der Deutschen S. 22—47). Dem Helden träumte einst: er solle das heilige Land besuchen. Seine Gemahlin, der er seinen Entschluss, dieser Mahnung Folge zu leisten, mittheilt, sucht ihn vergeblich davon abzubringen. Er verabschiedet sich von ihr und lässt ihr dabei die Hälfte eines Ringes, den er durchschneidet, zurück. Nach vielen Abenteuern im fernen Osten, die hier kein Interesse darbieten, geräth der Fürst unter das wüthende Heer (Das Wöden her). Er beschwört einen dieser bösen Geister ihm Auskunft zu ertheilen, wie es mit seinem Weibe und seinen Kindern stehe. Der Geist antwortet ihm, dass seine Gattin im Begriff sei, sich mit einem Andern zu vermählen. Da bittet der Fürst

eine Spur auf uns gelangt sein; dies ist aber nicht der Fall. Die Veränderung des Namens Reinfriet in Stillfried macht wenigstens eine derartige Annahme noch nicht nothwendig, da wir ähnlichen Abänderungen bei dem Uebergange der Sagen von einem Volksstamm auf einen andern häufig begegnen.

Digitized by Google

ihn inständig, dass er ihn und seinen Begleiter, einen Löwen, dem er im Kampfe mit einem Lindwurm das Leben gerettet und der ihn seitdem nicht verlassen, noch zu rechter Zeit nach seinem Schlosse bringe. Der Geist verspricht ihm dies unter der Bedingung: dass der Fürst ihm angehören solle, wenn er ihn schlafend finde, sobald er den Löwen nachbringe. Nachdem der Fürst diese Bedingung eingegangen ist, führt der Geist ihn schnell durch die Lüfte vor seine Burg. Während jener den Löwen nachholt, wird der Fürst vom Schlafe übermannt, aber das treue Thier brüllt so laut, dass er im entscheidenden Augenblicke wieder erwacht. Als der Fürst in die Burg tritt, wird er von Niemand, selbst nicht von seiner Gemahlin erkannt, da das lange Haar, was ihn umfliesst, ihm das Ansehn eines Wilden giebt. Als ihm aber jene einen Trunk darbietet, lässt er seine Hälfte des Ringes in den Becher fallen, worauf er dann von ihr wiedererkannt und um Vergebung gebeten wird. Diese lässt der Fürst ihr, „weil sie noch ihre weibliche Ehre bewahren hat," so wie dem Verlobten zu Theil werden.

Die Abweichung dieses Theiles des Gedichtes des Wyssenhere von dem Moringerliede besteht hiernach im Wesentlichen darin, dass nicht ein Heiliger sondern ein böser Geist es ist, der es dem Helden möglich macht, noch zu rechter Zeit wieder in seiner Burg einzutreffen, was denn wieder die Einführung des Löwen nöthig machte, da es einem bösen Geist nicht zuzumuthen war, ein solches Liebeswerk lediglich aus reiner Theilnahme zu vollbringen, und dass der Moringer sich durch einen ganzen Fingerreif, der Fürst von Braunschweig aber durch die Hälfte eines solchen zu erkennen giebt. Die Uebereinstimmung beider Gedichte beschränkt sich aber nicht einmal auf den Gang der Ereignisse im Allgemeinen, sondern sie erstreckt sich selbst auf einzelne Züge und Redewendungen (Uhland l. c. IV. 293. Eine ausführliche Vergleichung des Inhalts beider Erzählungen bei Bartsch Herzog Ernst S. CXVII.).

Wenn Weckherlin (l. c.) aus der Uebereinstimmung des Inhalts beider Gedichte, und aus dem Umstande, dass beide in derselben Versart abgefasst sind, folgern will, dass Mich. Wyssenhere auch der Verfasser des Moringerliedes sein müsse, so ist er sicher im Irrthum. Weckherlin selbst nennt jenen einen Dichter des 15. Jahrhunderts und dies ist er auch sicher — die sein

Digitized by Google

Gedicht enthaltene Handschrift trägt die Jahrzahl 1474 — während sich hinter der gleichfalls von Weckherlin selbst erwähnten Handschrift vom Moringerliede der Vermerk findet, „diss Buch ist angefangen worden umb sant Johanstag der Evangelist als man zalt von christ geburt MCCC Lix^mo per me thomam palm.“ — Sodann ist Mich. Wyssenhere sicher ein Niederdeutscher, während das Moringerlied unzweifelhaft schwäbischen Ursprungs ist. Am entschiedensten scheint aber der Umstand zu sein: dass schwerlich ein und derselbe Dichter dieselbe Fabel in zwei ganz verschiedene Stoffe behandelnden Dichtungen für die Katastrophe verwendet haben wird; er würde sich dadurch selbst das grösste Armuthszeugniss ausgestellt haben. Dagegen hat Uhland (l. c. S. 293) sowie Bartsch (l. c. S. CXVI.) aus metrischen Gründen insbesondere der Anwendung der siebenzeiligen Strophe nachzuweisen gesucht, dass dem Mich. Wyssenhere das Moringerlied zum Vorbilde gedient habe. Doch ist dies wahrscheinlich nicht unmittelbar, vielmehr durch Vermittelung des Reinfriet der Fall gewesen. Ueberhaupt hat Wyssenhere sich nicht darauf eingelassen, Eigenes zu erfinden, sondern darauf beschränkt, schon vorhandene Sagen auf seinen Helden überzutragen — ein wie wir schon früher gesehen haben, bei den Dichtern jener Zeit allgemein übliches Verfahren — wie denn auch der übrige Theil seines Gedichts, in welchem die Reiseabenteuer des Helden erzählt werden, lediglich eine Nachbildung des Gedichtes vom Herzog Ernst (Bartsch l. c. S. CXVIII. sqq.) und der Legende vom heiligen Brandanus ist, auch hier wohl wenigstens theilweise durch Vermittelung des Reinfriet. Der Löwe, der mit dem Lindwurm kämpfte und dann der treue Begleiter des Ritters wurde, der ihn in diesem Kampfe beigestanden, ist wohl ursprünglich aus dem Iwain, dem Ritter mit dem Löwen, des Hartmann von der Aue entnommen.

Mich. Wyssenheres Arbeit wurde wieder ihrerseits Quelle für das deutsche Volkslied: Warhaffte Beschreibung von dem grossen Helden und Herren Heinrich dem Löwen und seiner wunderbaren höchst gefährlichen Reise o. O. u. J. 8. (Gödecke Grundriss I. 292; aus einem Augsburger Meistergesangbuche von 1565 abgedruckt in den bayrischen Annalen. München 1834. Vaterlandskunde N. XXXI. und XXXVIII.; mit Benutzung eines älteren und eines neueren Druckes in Büschings Volkssagen,

Digitized by Google

Märchen und Legenden S. 211—242, sowie in Fülleborns Nebenstunden. Breslau 1790 St. I. S. 28—32; nebst der Melodie aus Puschmanns Gesangbuch in der Iduna und Hermode 1813. Musikbeilage 3; im Auszuge in Reicharts Bibliothek der Romane VIII. S. 127—136, in Grimms Volkssagen II. nr. 520 und Bechsteins Sagenbuch S. 271—274. Vgl. Wagenseil Buch von der Meistersinger holds. Kunst Anfang etc. S. 537. 554, Beyschlag Beiträge zur Geschichte der Meistersinger S. 14, Büsching und v. d. Hagen Liter. Grundriss S. 185). Der Gang der Begebenheiten ist im Allgemeinen der nämliche wie in dem Gedicht von Mich. Wyssenhere, nur beginnt die Erzählung ohne Erwähnung des Traumes gleich mit der Abreise des Herzogs, welcher auszieht, um Preis zu erlangen und Abenteuer zu bestehen. Erst gegen Ende des Liedes erzählt die Herzogin, als sie in dem Becher die eine Hälfte des Ringes findet, dass ihr Gatte, als er von ihr Abschied genommen, einen Fingerreif von einander geschnitten und ihr die eine Hälfte gegeben und dabei gesagt habe, dass sie, wenn er nach sieben Jahren nicht zurückgekehrt sein sollte, einen andern Gemahl nehmen möge. Das Lied schliesst damit, dass dem Verlobten der Herzogin an deren Stelle ein edles Fräulein aus Franken vermählt wird.

Aus dem Volksliede ging dann wieder das bekannte Volksbuch (Simrock Volksbücher I. S. 1—40 cf. Görres Volksbücher S. 91—93. Massmann Kaiserchronik III. S. 1132 Anm. 7) sowie eine Anzahl dramatischer Bearbeitungen, die Büsching l. c. S. 450 verzeichnet, hervor.

Auch Hans Sachs hat sich diesen Stoff nicht entgehen lassen. In seiner Historia, Hertzog Heinrich der Löwe (Das vierdt Poetisch Buch. Nürnberg 1578. Das ander theyl fol. LVII^{b}—LIX) führt er die „Sächsische Chronica“ als seine Quelle an. In wie weit dies ernstlich gemeint ist, mag dahin gestellt bleiben, wenigstens ist die Cronecken der Sassen von Botho (Mainz. Pet. Schöffer 1492 auch in Leibnitz Script. rer. Brunsw. III. p. 277 sqq.) nicht darunter zu verstehen. Denn obwohl deren Verfasser die Sagen, die von dem Löwen Herzogs Heinrichs umgingen, nicht unbekannt waren, so hat er es doch verschmäht, sie in seine „wahrhaftige Cronica“ aufzunehmen (f. xj der Mainzer Ausgabe). Eben so wenig findet sich jene Sage in der von Scheller herausgegebenen Kronika fan Sassen in Rimen. Braun-

Digitized by Google

schweig 1826 (vorher in Leibnitz l. c. T. III.). Dass Hans Sachsens Vorbild das oben erwähnte Volkslied gewesen sei, ist deshalb nicht wahrscheinlich, weil er eben so wie Mich. Wyssenhere damit beginnt: dass der Herzog den Entschluss fasst, nach dem heiligen Lande zu ziehen, und beim Abschiede einen Fingerreif durchschneidet, die eine Hälfte davon seiner Gemahlin giebt, die andere aber für sich behält. Die Abwesenheit Heinrichs dauert hier sieben Jahr. Als nach deren Ablauf auf Antrieb der Landherren seine Gemahlin zur andern Ehe schreiten will, da erscheint aus freiem Antrieb der Teufel „als ein langer rabschwartzer Mann" dem Herzog, und verkündet ihm: dass morgen sein Weib mit einem andern Hochzeit halten will, er aber bereit sei, wenn er sein eigen sein wolle, ihn bis zum Hahnengeschrei nach Braunschweig zu bringen. Bei der Schilderung der Abenteuer, welche der Herzog auf seiner Fahrt überstanden, ist Hans Sachs erheblich kürzer als seine Vorgänger, er nähert sich auch noch mehr als diese dem Moringerliede dadurch, dass der Herzog dem Verlobten seiner Gemahlin an deren Statt seine eigene Tochter zur Frau giebt. Es ist nicht unmöglich, dass die Quelle Hans Sachsens ein nicht auf uns gelangtes niederdeutsches Volkslied gewesen ist.

Aus derselben Quelle ist wohl auch das dänische Volkslied von Heinrich dem Löwen entsprungen, von dem Svend Grundtvig (Danmarks gamle volkeviser II. 623—633) zwei Hauptrecensionen nach verschiedenen Niederschriften mitgetheilt hat. Svend Grundtvig hat zugleich in seiner Einleitung zu den Gedichten (S. 608—623) die Sage einer sehr eingehenden Untersuchung unterworfen, doch ist seine Annahme, dass in dieser der Name Heinrich der ursprüngliche sei, nach dem, was oben in dieser Beziehung bemerkt worden, gewiss nicht richtig.

In der ersten Fassung des dänischen Volksliedes (Grundvig l. c. 623 sqq.) erklärt Herzog Heinrich, als er in einer Nacht erwacht, seiner Gemahlin, dass er beschlossen habe, einen Kreuzzug zu unternehmen; als Dauer seines Ausbleibens setzt er sieben Jahre fest; kehre er binnen dieser nicht zurück, so möge sie einen andern Gatten nehmen. Die Abenteuer, welche Heinrich auf seiner Fahrt zu überstehen hatte, übergehen wir hier. Mit dem Löwen, den er im Kampfe mit dem Lindwurm errettet, kommt er schliesslich zu einem Eremiten, der ihn bei seinem

Digitized by Google

Namen nennt und ihn auffordert, auszuruhen, während er selbst für ihn beten wolle. Während Heinrich schläft, trägt ein Engel ihn 700 Meilen weit in die Heimath, wo er beim Erwachen zu seiner Freude einen Schäfer deutsch sprechen hört. Dieser erzählt ihm, dass des verschollenen Herzog Heinrichs Gemahlin gerade im Begriff stehe, sich mit einem Andern zu vermählen. Der Herzog begiebt sich in Pilgertracht zur Burg, lässt dort den Bräutigam herausrufen und erkennt in demselben einen seiner Genossen in der Gefangenschaft zu Babylon, der, früher als er befreit, nach seiner Heimkehr den Herzog für todt ausgegeben, und um die Hand von dessen Gemahlin geworben hatte. Der Herzog macht ihm Vorwürfe, verzeiht ihm aber demnächst und hält ihn auch noch dafür, dass er um die gehoffte Vermählung kommt, durch ein Geschenk schadlos.

Die zweite dänische Recension beginnt damit, dass der Herzog im Traume aufgefordert wird, eine Kreuzfahrt zu unternehmen und beim Erwachen dies seiner Gattin mittheilt. — Hier ist es nicht ein Lindwurm, sondern ein Leopard, gegen den der Herzog dem Löwen im Kampfe beisteht. Als jener in den Wald zum Eremiten kommt, theilt dieser ihm bereits mit, dass seine Gemahlin im Begriff stehe, einen andern zu heirathen. Um auszuruhen, legt der Herzog sich auf einen Stein und der Letztere ist es, der mit ihm die 500 Meilen lange Luftfahrt in die Heimath macht. Hier trifft er einen Hirten, der die Mittheilung des Eremiten bestätigt. Der Herzog begiebt sich mit seinem Löwen in die Burg und lässt die Braut um die Gunst bitten, mit ihr einen Becher leeren zu dürfen. Als dies ihm gewährt wird, findet die Herzogin auf des Bechers Grunde den halben Ring und ersieht daraus, dass der Gatte heimgekehrt ist (im Eingange des Gedichts ist jedoch wie im deutschen Volksliede der Ringtheilung nicht gedacht). Der Bräutigam erhält dann, wie im Moringerliede und dem Gedicht von Hans Sachs, zur Entschädigung die Hand der Tochter des Herzogs.

Man kann die Volkssage in der That einem Gewässer vergleichen, das sich je weiter von dem Ursprunge in um so mehr Arme theilt, von denen einzelne sich wieder vereinen, so eine Strecke fortfliessen, sich von neuem trennen und hin und wieder noch einmal zusammenkommen.

Digitized by Google

Es existirt auch ein schwedisches Volkslied, dessen Gegenstand Herzog Heinrich der Löwe bildet, und das jedenfalls derselben Quelle entsprossen ist, wie die voraufgeführten dänischen. (Abgedruckt in A. F. Arwidsson Svenska fornsänger II. 422—424.) Der Herzog verkündet seiner Gattin, dass er fortziehen wolle — wohin wird nicht gesagt — und theilt mit ihr den Ring. Nachdem er sich sieben Jahre in heidnischer Gefangenschaft befunden, und dem Löwen im Kampfe, hier mit einem Elephanten, Beistand geleistet und nun in seine Heimath zurückgekehrt ist — die Wunderfahrt wird nur ganz beiläufig erwähnt — trifft er einen Hirten, den er um Nahrung bittet und von dem er nach Brunswig's Burg gewiesen wird, wo gerade Hochzeit gehalten werde. Vor dem Thore der Burg trifft er seine Tochter und bittet diese, einem armen Pilger eine Labung zu reichen. Als er nun einen Becher Wein empfängt, wirft er seinen halben Ring hinein; die Braut findet diesen dort und versucht, ob er zu ihrer Hälfte passe, worauf beide Theile sofort sich zusammenfügen. Heinrich wird hieran erkannt und der andere Bräutigam verabschiedet.

Ob die Einflechtung der in Rede stehenden Sage in die Erzählungen von den Thaten Karls des Grossen der Volksüberlieferung oder einem litterarischen Compilator zuzuschreiben sei, ist nicht zweifellos. Es findet sich jene zuerst in der Weltchronik von Johann Enenkel, die nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, also später wie der Dialogus miraculorum, aber früher als das Moringerlied verfasst ist. Dass die Kaiserchronik, welche die Hauptquelle Enenkels bildet, diese Sage noch nicht hat, dass sie sich eben so wenig in den übrigen älteren dichterischen Bearbeitungen der Thaten Karls findet, so namentlich im Karl Meinet, der doch die Bestimmung hatte, Alles in sich aufzunehmen, was irgend wo bis dahin von seinem Helden erzählt war, scheint darauf zu deuten: dass Enenkel hierbei willkürlich und mit einer bei ihm sonst allerdings ungewöhnlichen Selbstständigkeit verfahren ist. Aus ihm hat demnächst die Weihenstephaner Chronik (Aretin Aelteste Sage S. 85—86) die Erzählung aufgenommen. Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen: dass wenn irgend eine Persönlichkeit dazu geeignet erschien, die alten Göttermythen auf sie zu übertragen — und als der Nach-

Digitized by Google

klang einer solchen wird ja doch die Möringersage von Vielen angesehen — dies Karl der Grosse war. Auch erzählt das italienische Volksbuch La Spagna, dem doch schwerlich Enenkel zur Quelle gedient hat, wenigstens etwas Annäherndes; ebenso eine von J. Grimm (Deutsch. Mythologie S. 980) angeführte spanische Sage, in welcher Karl auf einem Teufel, der sich in ein Pferd verwandelt hat, in einer Nacht von dem Morgenlande nach Frankreich reitet.

Nach Enenkel (Massmann Kaiserchronik S. 1033—1038. Hagens Gesammtabenteuer II. S. 619—635; auch für Grimm, Sagen II. S. 105—110 ist Enenkel die alleinige Quelle gewesen) hat Karl, als er nach Ungarn zog, um die Heiden zu bekehren, mit seiner Gattin verabredet: dass sie, wenn er binnen zehn Jahren nicht zurückgekehrt sei, ihn für todt halten solle; nur wenn er ihr seinen goldenen Fingerreif übersende, könne sie dies als ein zuverlässiges Zeichen ansehen, dass er sich noch am Leben befinde. Nachdem bereits neun Jahre der Abwesenheit verflossen, erhält Karl in Ungarn durch einen Engel die Kunde: dass seine Gemahlin dem Andringen der Grossen des Reichs, die kein anderes Mittel sahen, um die während der Abwesenheit des Oberhauptes entstandenen Wirren zu unterdrücken, als dass jene sich wiederum vermähle, nicht länger habe Widerstand leisten können, und dass in drei Tagen die Hochzeit stattfinden solle. Karl will Alles verloren geben; der Engel fordert ihn auf, noch nicht zu verzagen und giebt ihm Anweisung, wie er auf schnellen Pferden innerhalb dreier Tage Aachen, wo seine Gemahlin sich befand, erreichen könne. Und also geschah es. Am Morgen des Hochzeitstages sitzt Karl, das blanke Schwert auf den Knien, auf dem Königstuhl im Münster zu Aachen; dort wird er vom Bischof erkannt, der nun mit allen Glocken läuten lässt. Die Hochzeitsgäste zerstieben in alle Winde, als sie die Rückkehr des Kaisers erfahren; die Gemahlin wird aber auf des Bischofs Verwendung von Karl wieder zu Gnaden angenommen. —

Die Veränderungen, welche die Sage hier erfahren, sind zwar nicht unerheblich, sie waren aber nothwendig, wenn diese auf eine Persönlichkeit wie die des gewaltigen Karl übertragen werden sollte. —

In dem Volksbuche La Spagna ist es der Verräther Maltorio von Mainz, der die Kaiserin heirathen und selbst Kaiser

Digitized by Google

werden will. Karl gelangt durch des Teufels Hülfe, als eben der Hochzeitsschmaus bereitet wird, an, und überwindet durch die Hülfe Giones, der ihn zuerst zur Kaiserin geführt und nachdem er sich dieser durch bestimmte Zeichen zu erkennen gegeben, Maltorio und die übrigen Mainzer. — So edel und ehrwürdig Karl bei Enenkel erscheint, so wenig ist dies in der Spagna der Fall, ja die letztere fällt geradezu ins Burleske, wenn sie den Kaiser eine grobe Küchenmagd durchprügeln lässt, was freilich bei dem ganzen Tone dieses Buches nicht eben auffallen kann.

Verwandte Sagen treffen wir auch noch bei anderen nichtgermanischen Völkern, so in der spanischen Romanze vom Grafen von Irlos, in der Erzählung von dem Sire de Palud aus der Franche-Comté (Xav. Marmier, tradit. de l'Allemagne. Revue de Paris 1851. T. XXXVIII. p. 181. 182), in der von einem Herrn von Bacqueville aus der Normandie (Amelie Bosquet. La Normandie romanesque et merveilleuse. Par. 1845. p. 465—470) und in der Sage von Richard I., Herzog von der Normandie (Chronique de Normandie, ed. 1487, bei Bosquet, l. c. p. 33 fgg.) — Die Sage von dem Herrn von Bacqueville nähert sich der deutschen auch dadurch, dass der Held, ebenso wie Hans von Bodman in dem Kriege gegen die Türken das deutsche Banner, die St. Georgsfahne, so jener in der Schlacht von Azincourt das Banner von Frankreich, die Oriflamme, vorgetragen hat, und jener wie dieser bei Nicopolis in türkische Gefangenschaft gerathen ist. Nachdem Bacqueville sieben Jahre in dieser geschmachtet hat und endlich hingerichtet werden soll, wird er durch den h. Julian, dem er eine Kapelle gelobt, in einer Nacht in seine Heimath geschafft und schlafend in dem Walde vor seiner Burg niedergelegt. Er kommt gerade noch zur rechten Zeit, um die auf den nächsten Tag anberaumte Wiedervermählung seiner Gattin, der auch er sich durch einen Ring zu erkennen giebt, zu verhindern. — Zwei Gemälde in der Kirche von Bacqueville sollten das Andenken an diese Begebenheit auf die Nachwelt bringen.

Besonderes Interesse für unseren Zweck bietet die Erzählung von dem Herzog Richard von der Normandie, theils wegen der Veränderungen, welche der Sagenstoff hier erlitten hat, theils

Digitized by Google

wegen der Verbindung, in welche sie die schnelle Luftfahrt mit einer andern Volksüberlieferung, dem wüthenden Teufelsheer oder der wilden Jagd — la mesgnie Hellequin oder la mesgnie de Charles-Quint, wie sie bei den Franzosen heisst, — auf welche wir weiter unten nochmals zurückkommen werden, bringt. Der Herzog hat vernommen, dass die wilde Jagd seine Wälder durchziehe. Er versteckt sich daher eines Abends in der Nähe des Baumes, wo dieselbe Rast zu halten pflegt. Als die Dämmerung eingetreten war, vernimmt man ein Brausen; zuerst erscheinen zwei Leute, die ein Tuch auf der Erde ausbreiten; sodann kommt die Jagd selbst, und in ihr Einer, dem wie einem Fürsten gehuldigt wird. Der Herzog, der auf das ausgebreitete Tuch gesprungen, bittet diesen, ihm zu sagen, wer er sei. Derselbe antwortet: er sei König Karl V., der zur Busse für die auf Erden begangenen Sünden mit seinen Rittern gegen die Saracenen kämpfen müsse. Auf Richards Bitte, ihn den Zug mitmachen zu lassen, bewilligt der König ihm dies, empfiehlt ihm aber, nicht von dem Tuche zu wanken. Die Jagd erhebt sich nun und durchschneidet die Lüfte. Als man gegen Mitternacht ein Glöcklein vernimmt und Richard auf seine Frage erfährt, man läute zur Frühmesse in der Kirche der heiligen Katharina auf dem Berge Sinai, will er, bevor er seinen Weg fortsetzt, in der Kirche seine Andacht verrichten. Der König giebt ihm hierauf ein Stück von dem Tuche, auf dem er stets bleiben solle, fordert ihn auf, auch für ihn zu beten und verspricht auf seinem Rückwege ihn wieder abzuholen. Der Herzog trifft, als er sich nach verrichtetem Gebete die Kirche beschaut, einen seiner Ritter, der vor sieben Jahren in die Gefangenschaft der Saracenen gerathen war*) und erzählt diesem, dass seine Frau, die ihn für todt halte, in drei Tagen sich mit einem Andern vermählen wolle. Da giebt ihm der Ritter die Hälfte eines Traurings, dessen andere Hälfte er seiner Gattin beim Abschied zurückgelassen, damit sie daraus erkenne, dass er noch am Leben sei. Der Herzog verspricht, dieser dies Alles mitzutheilen, ihn selbst aber baldigst auszulösen. Richard wird hierauf von der wilden Jagd wieder

*) In ähnlicher Weise trifft in der Sage von Thedel von Wallmoden dieser den Herzog Heinrich in Jerusalem und theilt demselben mit, dass die Herzogin, die ihn für ertrunken halte, zur neuen Ehe mit einem Pfalzgrafen schreiten werde, wenn er nicht eiligst heimkehre.

Digitized by Google

abgeholt. Unterwegs eingeschlafen, findet er sich beim Erwachen unter demselben Baume, wo der König ihn aufgenommen. Er richtet bei der Gemahlin des Ritters dessen Auftrag aus und löst denselben durch Auswechselung gegen einen von ihm gefangenen saracenischen Admiral aus der Gefangenschaft, worauf Jener denn zu seiner harrenden Gattin zurückkehrt. (Vgl. auch Uhland l. c. VII. S. 664.)

Dass die ursprüngliche Grundlage dieser Sage die nämliche sei, wie in den bisher aufgeführten, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Wie in diesen, erscheinen auch dort die sieben Jahre der Abwesenheit, die Fahrt durch die Lüfte, in welcher in kürzester Zeit ungeheuere Entfernungen zurückgelegt werden, die Gattin, die im Begriff steht, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, weil sie ihren Gemahl für todt hält, endlich der Ring als Erkennungszeichen.

Aber es ist nicht der abwesende Gatte, welcher die Luftfahrt macht, und es ist Das, was in den deutschen Sagen den Hauptgegenstand bildet, in der normännischen zur Nebensache, gewissermassen zur Episode, geworden. Die Hauptveranlassung zu dieser Umgestaltung hat wohl theils die Einflechtung des wilden Heeres in die Sage, wozu diese in der bisherigen Form, wenigstens in der, wie sie bei Cäsarius von Heisterbach, im Moringerliede und bei Enenkel erscheint, sich offenbar nicht eignete, theils der Umstand gegeben, dass, wenn das, was nun zur Episode geworden, von dem Herzog selbst erzählt wäre, dies zu den sonstigen Ueberlieferungen, welche von diesem im Volke umgingen, nicht gepasst haben würde.

Unter den Italienern ist es insbesondere Boccaccio, der diesen Stoff benutzt hat, und zwar in der neunten Novelle des zehnten Tages des Dekameron. Torello d'Istria von Pavia, als er sich, um einen Kreuzzug anzutreten, von seiner Gemahlin beurlaubt, verlangt von dieser aber nur, dass sie ihn ein Jahr einen Monat und einen Tag erwarte, bevor sie zu einer andern Ehe schreite; auch ist es hier die Gattin, welche dem Scheidenden den Ring als Erinnerungszeichen mitgiebt. Nachdem sich die Nachricht von Torellos Tode, der aber nur in Gefangenschaft gerathen ist, verbreitet hat, entschliesst sich seine Gemahlin auf Andringen ihrer Verwandten nach Ablauf jener Frist eine neue Ehe einzugehen. In der Nacht vor dem Hochzeitstage wird dann Torello

Digitized by Google

auf Veranlassung seines Freundes, des Sultans Saladin, von einem Schwarzkünstler schlafend von Alexandria in seine Heimath geführt. Beim Hochzeitsmahl, an welchem er noch unerkannt Theil nimmt, lässt er sich von seiner Gemahlin einen Becher reichen, in den er dann den Ring wirft, durch welchen die Wiedererkennung erfolgt. Der Schluss der Erzählung gleicht dem bei Cäsarius von Heisterbach, der wohl überhaupt dem Boccaccio den Grundstoff geliefert haben wird.

Auch eine Erzählung in den Cento novelle amorose dei signori academici Incogniti. Venet. 1651 und zwar die zehnte Novelle des zweiten Theils, deren Verfasser sich Liberale Motense nennt (deutsch unter dem Titel: Die Störung zur rechten Zeit in Bülows Novellenbuch II. S. 38—51) erinnert in einzelnen Zügen an die Moringersage, nur dass die Rückkehr, dem Geiste der Abfassungszeit gemäss, auf natürliche Weise erfolgt, und die Gattin, bevor sie noch von der Rückkehr des Gemahls Kunde hat, selbst den Entschluss fasst, von der Verlobung wieder zurückzutreten und den Verlobten mit ihrer Tochter zu vermählen, auch die Wiedererkennung vermittelst eines Ringes fehlt. Da zur Zeit der Abfassung dieser Novelle das Moringerlied schon längst vielfach gedruckt war, so konnte es wohl dem Verfasser der ersteren bekannt geworden sein. In seiner ursprünglichen Gestalt war es aber zu einer Liebesnovelle nicht zu brauchen, es musste daher umgestaltet werden, wobei es denn freilich eine stark frivole Fassung erhalten hat. Daher ist schon der Grund, weshalb der Gatte sich entschliesst, eine Reise zu unternehmen, ein anderer geworden. Er misst den Umstand, dass seine Gattin, nachdem sie ihn gleich Anfangs eine Tochter geschenkt, unfruchtbar bleibt, der beiderseitigen allzugrossen Zärtlichkeit bei und hält daher die zeitweise Trennung für das geeigneteste Mittel, sie wieder fruchtbar zu machen. Dass die Gattin ihre eheliche Treue nicht wirklich bricht, kommt auch nur daher, weil sie in dem Augenblicke, wo sie sich ihrem Verlobten ganz hingeben will, zu ihrer in Kindesnöthen befindlichen Schwägerin abberufen wird, und, dass sie bei ihrer Rückkehr jenen in dem Bette ihrer Tochter findet, ist der Grund, weshalb sie nun diese beide mit einander zu vermählen und selbst zurückzutreten beschliesst.*)

*) Einen sehr charakteristischen Gegensatz zu dieser Novelle bildet die Erzählung Eckehards (Monumenta germ. II. 120. Vergl. Grimm d. Sagen

Digitized by Google

Man hat mehrfach versucht, die Möringersage oder doch einzelne Züge derselben auf die altgermanische Götterlehre zurückzuführen und durch diese zu erklären, jedoch ohne dass hierin bis jetzt eine Uebereinstimmung der Ansichten erreicht worden wäre. Wenn ich es zum Schluss unternehme, auch diesen Punkt näher zu besprechen, so geschieht dies doch, ohne dass ich mich irgend der Hoffnung hingebe, die Angelegenheit dadurch irgend wie zum Abschluss zu bringen.

Die Bestandtheile der Sage, welche hierbei vorzugsweise in Frage kommen, sind namentlich folgende:

1. Die Fahrt in den fernen Osten,
2. die urplötzliche Rückkehr des Abwesenden auf übernatürliche Weise,
3. die sieben Jahre dauernde Abwesenheit,
4. die Verlobung der Gattin des Abwesenden mit einem Andern.
5. der unerkannte Eintritt in das eigne Haus und die Wiedererkennung vermittelst eines Ringes.

Vorzugsweise die ersten beiden voraufgeführten Züge sind es, in denen man mythologische Beziehungen erkennen zu müssen geglaubt hat. Die Veranlassung hierzu hat jedoch durchgängig nur darin beruht, dass die von den altnordischen Gottheiten auf uns gelangten Ueberlieferungen etwas Aehnliches enthalten.

Aber es ist sehr bedenklich, aus einer blossen Analogie einen gemeinsamen Ursprung zu folgern.

Uhland, der gerade diesem Gegenstande ein sehr eingehendes Studium zugewendet und ihn ebenso unbefangen als sinnvoll behandelt hat und ihn zugleich bei seiner umfassenden Kenntniss vollständig beherrschte, so dass er unter den Begründern der vergleichenden Sagenforschung eine der hervorragendsten Stellen einnimmt, sagt gewiss sehr richtig (Schriften I. 170—172). „Es entsteht die Frage, ist aus der Aehnlichkeit in Grundzügen und Einzelnheiten der Erzählung bei den verschiedenen Volksstämmen auf eine gemeinsame Sagenquelle, die in die verschiedenen Sprachen sich ergossen hätte, zu schliessen? oder auch auf die

525, Meier Märchen 343) von der Rückkehr des in die Gefangenschaft der Ungarn gerathenen allemannischen Grafen Udalrich. Hier hat die Gemahlin, nachdem sie die Ueberzeugung erlangt hat, dass ihr Gatte todt sei, den Schleier genommen, und es muss ihr dieser wieder abgenommen werden, damit sie mit ihrem Gemahle neu vermählt werden kann.

Digitized by Google

Verpflanzung der Sage, auf eine Entlehnung derselben je von einem Volke zum andern.“ „Selbst das ist noch in Frage, ob überhaupt die vorliegenden Aehnlichkeiten aus einem geschichtlichen Zusammenhange erklärt zu werden brauchen, ob nicht unter denselben Bedingungen auch dieselben poetischen Gebilde sich bei den verschiedenen Völkern unabhängig erzeugt haben können, ob nicht schon in der Natur des dichtenden Menschengeistes der gemeinsame Typus gegeben sei.“ — „In der Erwägung des Aehnlichen und Unähnlichen, des möglichen Zusammenhanges und der nicht minder möglichen Selbstständigkeit, geräth das Urtheil in Schwanken und der erste Eindruck auffallender Aehnlichkeiten bei Völkern, die sich der Zeit und dem Raume nach fern stehen, bricht sich an der Betrachtung des menschlich Gemeinsamen; wir verlangen noch ein besonderes Kennzeichen, woran die eine Sage als der andern durch Abstammung oder in der Seitenlinie verwandt erkannt werde. — — Solche glaube ich darin zu finden, wenn die Aehnlichkeit nicht in einfachen aus den natürlichen Zuständen des älteren Volkslebens unmittelbar erklärbaren, in sich abgeschlossenen und verständlichen Situationen besteht, sondern wenn sie auf zusammengesetztere Verhältnisse, weitere Umrisse und gewissermassen conventionelle oder technische Anordnungen des Sagenstoffes, auf die Anlage und Eintheilung grösserer Dichtungen sich erstreckt; wenn hierin zur Erklärung der Sage des einen Volkes die Kenntniss der Sage des andern unentbehrlich ist, wenn uns in der letzteren plötzlich das Licht aufgeht, das wir in der ersteren, nicht mehr verstandenen vermissten.“

Die vorstehend aufgestellten Criterien, gegen die sich im Wesentlichen kaum ein Einwand wird erheben lassen, haben wir, da wo wir im Gange der vorliegenden Untersuchung die Sagen verschiedener Völker, Oertlichkeiten oder Zeiten zusammengestellt, stets zur Richtschnur genommen, wir werden uns aber auch gestatten, sie bei der Prüfung der von Anderen ausgesprochenen Ansichten als Massstab anzulegen.

Wie wenig der Umstand, dass einzelne Sagenzüge sich in derselben oder ähnlicher Weise bei verschiedenen Nationen vorfinden, an sich schon berechtige, auf einen gemeinsamen Ursprung zu schliessen, das mag nur an einigen wenigen Beispielen, wo sicher Niemand den letzteren annehmen wird, gezeigt werden.

Digitized by Google

Die Sage von einem Knaben, den sein Vater oder anderer Verwandter zu tödten befohlen hat, weil er befürchtet, dass er ihm verderblich werden werde, der aber statt dessen in der Wildniss ausgesetzt und in der Regel von Thieren ernährt wird und demnächst wirklich Den, der ihn hat tödten wollen lassen, des Throns und Lebens beraubt, findet sich bei den Persern (dem Cyrus des Herodot und Justin und dem Kaychosrew des Ferdusi), bei den Griechen (Oedipus), den Römern (Romulus und Remus) und den Deutschen (Wolfdietrich, Graf Heinrich von Kalw u. s. w.). Sind dies auch sämmtlich arische Völker, so ist es doch wenig wahrscheinlich, dass von ihnen die Sage schon von ihrem Ursitze mit gebracht sei.

Zu der phönizischen Sage über die Gründung Karthagos findet sich ein Seitenstück in der Ragnarlodbrockssage, in welcher Iwar, Ragnars Sohn, sich von dem englischen Könige Elle so viel Land erbittet, als er mit einer Kuhhaut umspannen kann, diese aber in schmale Streifen schneidet und auf der so umgränzten Stelle die Stadt London, oder nach einer andern Angabe die Stadt York erbaut. (Vgl. Uhland l. c. VII. 310.) Hier ist es also gleichzeitig ein semitisches und ein arisches Volk, bei dem sich die Sage findet. — Ueber die Erbauung der Stadt Danzig berichtet eine alte slavische Sage etwas Aehnliches (v. Tettau und Temme, die Volkssagen Ostpreussens, Lithauens und Westpreussens S. 204. 205).

Auch die Sage von Amleth (dem Hamlet des Shakspeare) bietet eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit mit griechischen und römischen Sagen (Simrock in der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen von Echtermeyer, Herrschel und Simrock Th. III. S. 162—170), dennoch ist es unzweifelhaft, dass sie auf dänischem Boden erwachsen ist. (Uhland II. 210.) „An ein eigentliches Entlehnen der einen Sage aus der andern ist sonach kaum zu denken und die Frage fällt mehr jener allgemeinen wunderbaren Sagenverwandtschaft zwischen den verschiedenen Völkern anheim.“ Uhland l. c. S. 211. Ein Gleiches gilt von der griechischen Sage von Dadalus einerseits und der altnordischen von Völunder andererseits (ib. II. 285).

In der Nornagestsaga wird erzählt, dass von den drei Nornen, die zur Wiege des Neugebornen geladen worden, zwei demselben

Digitized by Google

Glück verkündigt hätten, die dritte aber, weil sie sich vernachlässigt glaubte, hinzugefügt habe, dass dies nur so lange währen solle, bis die dem Kinde zu Haupte stehende Kerze niedergebrannt sei, und nun dessen Mutter die Kerze sofort ausgelöscht und sorgsam verwahrt habe. In ähnlicher Weise treten in der griechischen Heldensage die drei Moiren an das Bette des neugeborenen Meleager, von denen die dritte, nachdem die erste der Schwestern ihm Tapferkeit, die zweite Grossmuth verkündet hatte, erklärt, er werde nur so lange leben, als das gerade auf dem Heerde brennende Holzscheit vom Feuer nicht verzehrt sei, worauf die Mutter des Kindes diesen Holzscheit dem Feuer entzieht und sorglich auslöscht. Dass die nordische Sage der hellenischen ihren Ursprung verdanke, ist um so weniger anzunehmen, als der weitere Verlauf der Erzählung in Beiden ein durchaus verschiedener ist und nicht die mindeste Aehnlichkeit darbietet (vergl. ib. II. 333).

So wie sich bei Völkern verschiedenen Stammes und in sonstigen Beziehung durchaus abweichenden religiösen Anschauungen und Lehren der Glaube, einerseits an elfenartige Wesen (ib. II. 382), andererseits an Werwölfe (Grässe, Lehrb. d. Literaturgesch. III. 1. S. 382. 383) findet, so ist dies und in noch auffallenderer Weise und zwar noch bis auf den heutigen Tag bei dem an den Vampyrismus der Fall. Nicht nur begegnen wir diesem Aberglauben bei den Völkern Süd- und Osteuropa's, mögen sie hellenischer, tartarischer, finnischer, slavischer oder germanischer Abstammung sein, sondern er tritt uns auch schon in den ältesten Denkmälern der nordischen Sage entgegen, wie unter andern die von Asmund (Saxo Grammatic. Buch V. S. 136 der Ausgabe von Klotz. Lips. 1771) schon die Anweisung enthält, den wieder aufgewachten Todten, der die Lebenden verzehren will, dadurch unschädlich zu machen, dass man der wieder ausgegrabenen Leiche einen Pfahl durch den Leib stösst. (Uhland VII. S. 19. 220). —

Auch zu der in einem neugriechischen Volksliede (Fauriel chants populaires II. in der Uebersetzung von Müller II. 11) sich findenden Sage, wie durch den Tod eines einzigen Menschen das Meer weithin geröthet wird, bietet die altnordische Sage von Friedlev (Saxo VI. 146 sqq.) ein Seitenstück dar.

Digitized by Google

Die Zahl dieser Beispiele könnte ohne Mühe bedeutend vermehrt werden*). Die angeführten werden aber bereits genügen, um die Richtigkeit des oben ausgesprochenen Satzes darzuthun.

Zunächst nun haben insbesondere J. Grimm (Deutsche Mythologie 980) und J. W. Wolf (Die Mantelfahrt, Zeitschrift für deutsche Mythologie I. 63. Beiträge zur deutschen Mythologie I. S. 4. sqq.) in dem Geiste, welcher den Moringer und die übrigen Helden der erwähnten Sagen urplötzlich wieder in die Heimath führt, den nordischen Gott Ohdin oder Wuoton wieder erkennen wollen und die Ansicht ausgesprochen, dass in der deutschen Sage der Teufel an Ohdins Stelle getreten sei. Sie haben sich dabei besonders auf eine Erzählung von Saxo Grammaticus (I. 12) bezogen, in welcher Hading von Odhin — dessen Name dabei jedoch nicht genannt, der vielmehr nur aus anderen Umständen zu erkennen ist — in seinen Mantel gehüllt und übers Meer getragen wird. W. Müller bemerkt in dieser Beziehung (Die Fahrt in den Osten in: Niedersächsische Sagen und Märchen von G. Schambach und W. Müller S. 394): „Dieses Resultat ist an und für sich sehr dürftig, da es weder auf die Bedeutung des Teufels noch auf das Wesen des heidnischen Gottes Licht wirft. Es würde in diesem Falle nur ein Beleg für den hinlänglich bekannten Satz gewonnen sein, dass in christlichen Zeiten heidnische Träger von Sagen in andere verwandelt werden mussten, woraus man aber noch nicht auf irgend eine Uebereinstimmung der Wesen schliessen darf. Die Vermuthung erläutert auch keineswegs unsere Sagen hinlänglich und ist unsicher, weil es nicht gewiss ist, ob Saxos Erzählung, die undeutlich und abgerissen dasteht, mit den übrigen identisch ist. Hocker hat wenigstens mit eben so viel Recht oder Unrecht in Wolfs Zeitschr. I. 305 angenommen, dass die Göttin Freyja ursprünglich die Helden aus dem Oriente zurückgebracht habe. Vor allen Dingen ist es wunderlich, dass man glaubt, viel vollständigere und in sich verständliche deutsche Sagen durch unverständliche Bruchstücke nordischer erklären zu können und dabei auf Nebenpunkte das einzige Gewicht legt,

*) Besonders Liebrecht hat in seinen Anmerkungen zu des Gervasius von Tilbury Otia imperialia eine grosse Anzahl von solchen zusammengestellt.

Digitized by Google

die für die Forschung kaum in Betracht kommen. Ob derjenige, welcher den Helden zurückführt, Wuotan oder ein Nebelmännchen, welches Wolf in seltsamster Weise zu Wuotan macht, ob es ein ein Teufel, ein Engel oder Marie ist, darauf kommt zunächst nichts an."

Wir müssen dieser Ausführung Müllers uns im Allgemeinen anschliessen. Die Beweisführung Wolfs ist in der That sehr schwach. Er giebt zu: dass daraus, dass der nordische Gott Odhin als einen Mantel führend erwähnt werde, noch nicht unbedingt folge, dass auch der deutsche Gott Wuotan einen solchen als Attribut haben müsse. Aber, meint er, das letztere folge aus den deutschen Sagen, wo die Luftfahrt vorkomme. Dass es Wuotan sei, der in diesen Sagen auftrete, ist eine petitio principii, für welche ein Beweis nicht geliefert ist, wenn man nicht einen Cirkelschluss als solchen anerkennen will. Wolf gesteht sogar zu: dass die wunderbare Reise meistens nicht mit Hülfe eines Mantels vollbracht würde, doch will er dies dadurch erklären: dass die Erzähler ihm sichtlich auswichen. Wie schön Wolf es versteht, alle Züge der Sagen, die in seinen Kram nicht passen, weg zu eskamotiren, dafür ist unter andern seine Behandlung der Sage von Heinrich dem Löwen (Beiträge l. c. b.) ein deutliches Beispiel. Er sagt: wenn darin erzählt werde, dass der Herzog sich in eine Ochsenhaut habe einnähen lassen, damit der Greif ihn in sein Nest trage, so sei es klar, dass das Abenteuer mit den Greifen der Sage ursprünglich fremd gewesen sein müsse; die Ochsenhaut sei nichts als eine Lederdecke, ein Mantel, in welcher der Teufel den Herzog nach Hause zurück trug. „Der Erweiterer der Sage verstand aber nicht mehr, was der Mantel, die Lederdecke, bedeutete, er nahm sie also dem Teufel ab und benutzte sie zu der hinzugedichteten Geschichte von den Greifen, wo sie ihm besser passte. Ebenso ging er mit dem Schlafe des Herzogs während der Fahrt um. Der zu der Sage hinzugekommene Löwe sollte, dankbar für seine Lebensrettung, seines Herrn Leib und Seele retten. Darum verlegte der Interpolator den Schlaf des Herzogs auf den Giersberg, wo er des Teufels und des Löwen wachend harren musste, wenn er nicht dem ersteren verfallen wollte, wo der Löwe den vor Müdigkeit Entschlummerten weckt." — Wenn man nicht Anstand nehmen will, so mit dem Inhalt der Sagen herum-

Digitized by Google

zuspringen, so ist es auch nicht schwer, alles Mögliche hinein und heraus zu beweisen.

In der That ist aber auch nicht der mindeste stichhaltige Grund zu der Annahme vorhanden, dass der, welcher die plötzliche Zurückversetzung in die Heimath ausführt, Wuotan sein müsse, da die Göttersage von diesem auch nicht einmal etwas Aehnliches erzählt. Viel näher liegt es, in der heiligen Schrift und der christlichen Legende ein Vorbild zu suchen, da wenigstens der älteste Schriftsteller, der jene Sage mitgetheilt hat, und möglicher Weise mittelbar oder unmittelbar die Quelle für alle Folgenden gewesen ist, Cäsarius von Heisterbach, ein Geistlicher, und wie kaum sonst einer in den christlichen Mythen bewandert war. Schon das alttestamentliche apokryphische Buch: der Drachen zu Babel, erzählt, dass ein Engel den Propheten Habacuc mit dem Essen, das er den Schnittern bringen wollte, plötzlich nach Babylon versetzt, um den in die Löwengrube geworfenen Daniel zu speisen. Die mittelalterlichen Verfasser von Heiligen-Leben, so Jacob de Voragine in seiner Historia lombardica oder Aurea legenda sanctorum, und der Pfaffe Conrad in seinem Gedichte von Mariens Himmelfahrt sorgten dafür, dass jene Erzählung auch in den weitesten Kreisen bekannt werde. Der Letztere erzählt auch, dass, als einst Maria nach Johannes verlangt habe, ein Engel diesen, als er desselben Tages zu Ephesus Gottes Wort vorträgt, enthoben und vor Mariens Thür gebracht habe, und auch die übrigen Apostel sich in gleicher Weise aus allen Landen vor Mariens Hause zusammengefunden hätten. Nachdem die Auffahrt der Letzteren stattgefunden, wird jeder der Zwölfe wieder in das Land versetzt, in das er zuvor ausgesendet war (Aretin Beitr. IX. 1152 f. 1174 nr. 75 u. 76. Uhland l. c. II. S. 35. 37).

Sehr häufig kommen in den Sagen des Orients dergleichen plötzliche und übernatürliche Ortsveränderungen vor — die unter dem Namen der „Tausend und eine Nacht" bekannte Märchensammlung ist voll davon — aber auch in den abendländischen sind sie sehr gewöhnlich. Schon der altgriechische Mythus, wo die Gottheit ihren Schützling den Augen der Feinde entzieht, indem sie ihn in eine Wolke hüllt, gehört hierher. Aber auch die spätere Zeit ist reich an ähnlichen Zügen. So wird Wolfdietrich mit seinem Rosse von einer Riesin fortgetragen. — In

Digitized by Google

einem holländischen Volksliede, der Jäger aus Griechen (abgedruckt in den Altdeutsch. Wäldern der Gebr. Grimm I. 161 fgg., deutsch übersetzt durch v. d. Hagen in dem Pantheon von Büsching und Kannegiesser III. S. 115 fgg.) wird ein griechischer Königsohn von einem Riesenweibe siebzig Meilen weit mit sammt seinem Pferde über Berg und Thal getragen. — Einer Luftfahrt nach dem Berg Sinai, ähnlich wie in der Sage von Herzog Richard von der Normandie, wird auch in der Erzählung von den zwei weissen Jungfrauen auf der Altenburg (Bindewald, Neue Sammlung von Volkssagen aus dem Vogelsberg nr. 47. Archiv f. hess. Gesch. u. Alterthumskunde XII. 2 p. 247) gedacht. In den Sagen von Faust und von Fortunatus finden wir die Luftreise auf einem Mantel wieder. Auch von dem Zauberer Virgilius wird berichtet: dass er in unglaublich kurzer Zeit von Neapel nach Chaldäa und zurück durch die Luft getragen sei (Hemmerlin De nobilitate cap. 2 fol. VIII^{b}. vergl. Roth Ueber den Zauberer Virgilius in Pfeiffers Germania IV. S. 278). — Eben so wird Heinrich von Ofterdingen auf einer ledernen Decke von Klingsor nach Thüringen geschafft (Grimm d. Sag. II. 343). Auch die Hohenzollern haben ihr Contingent zu diesem Sagenkreise beisteuern müssen. Der Held ist hier Graf Friedrich von Zollern, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt hat. Die Rückkehr desselben in die Heimath erfolgt auf einem Zauberpferde (Zimmernsche Chronik I. S. 278—280, wo die Sagen von dem Herrn von Bodman und vom Moringer sich unmittelbar anschliessen. — Uhland in der Germania IV. S. 93—95. Barth, Hohenzoll. Chronik S. 103 fgg. Vergl. Stillfried und Märker, Hohenzollernsche Forschungen I. 130). Noch andere derartige Sagen sind zusammengestellt von Simrock (Mytholog. 4te Aufl. S. 176. Menzel Odin 94 fgg. Rocholz Schweizersagen II. 114 fgg. W. Müller l. c. S. 393). —

Das vorstehend Angeführte wird ausreichen, um darzuthun, dass der in Rede stehende Sagenzug bei den allerverschiedensten, orientalischen und occidentalischen, südlichen und nördlichen Völkern vorkommt, und dass wir, wenn wir ihn auch bei den Deutschen finden, durchaus nicht zu der Annahme gezwungen sind, dass er ein Ueberbleibsel altgermanischer Götterlehre sei. — Gewisse Ideen werden unwillkürlich und nothwendig bei jedem noch in seiner Kindheit befindlichen Volke auftauchen;

Digitized by Google

da nun die Sage das einzige Mittel ist, was ein solches besitzt, um jenen Ideen Ausdruck zu geben, eine Gestalt für sie zu schaffen, so werden sich auch überall Uebereinstimmungen in den ältesten Volkssagen vorfinden. Auch Uhland (l. c. VII. 548) bemerkt: „diese Uebereinstimmung konnte in dem allgemeinen Typus der menschlichen Natur, der sich im Epos aller Völker bis zu einem Grade gleichmässig ausprägt, ihre Erklärung finden."

Wenn nun in dem Vorstehenden auszuführen gesucht ist: dass wir den einen wesentlichen Zug des Moringerliedes, die wunderbare Zurückversetzung in die Heimath, nicht als eine mythologische Reminiscenz anzusehen brauchen, so soll damit nicht behauptet sein, dass wir in keiner einzigen der voraufgeführten Sagen auf Züge stiessen, welche als Ueberbleibsel aus der vorchristlichen Zeit anzusehen wären. Dies ist z. B. ganz unzweifelhaft da der Fall, wo das wüthende Heer eingeflochten ist, denn es ist namentlich von Uhland (l. c. VII. 604—614) und Liebrecht (La mesnie furieuse ou la chasse sauvage im Bulletin de l'acad. roy. de Belgique T. XXII. und in: des Gervasius von Tilbury Otia imperialia p. 175—201) auf das Ueberzeugendste dargethan: dass dasselbe eigentlich Wuotans oder Odhins Heer heisst, welcher Name ihm ja auch, wie bereits oben erwähnt, von Wyssenhere in dem Gedicht von dem Fürsten von Braunschweig gegeben wird. Wolf (Zeitschrift l. c. S. 65) geht aber zu weit, wenn er daraus, dass in einigen Sagen noch Anklänge an die heidnische Götterlehre vorkämen, schliessen will, dass auch die übrigen sie ursprünglich gehabt haben müssten und sie nur als unverstanden verloren gegangen oder mit christlichen Elementen vertauscht wären.

So sehr wir auch W. Müller in dem beistimmen müssen, was er gegen die Herleitung der Luftreise aus der altdeutschen Götterlehre einwendet, so wenig vermögen wir dies in Betreff seiner eignen Ansicht. Er legt den Schwerpunkt in die Reise nach dem fernen Osten, unter welchem eigentlich die Unterwelt zu verstehen sei, und findet in dieser einen Ueberbleibsel der alten Mythologie. „Wir erkennen vielmehr" sagt er (l. c. S. 395) „in den oben mitgetheilten Sagen eine gemeinsame mythische Grundlage, die in ihrer ursprünglichen Fassung etwa so gelautet haben mag: Ein Held verlässt seine Gattin und verweilt eine Reihe von Jahren in der Unterwelt. Während seiner Abwesen-

Digitized by Google

heit verlobt oder vermählt sich (beides ist mythologisch einerlei) seine Gattin mit einem Andern. Der erste Gemahl kehrt zurück, giebt sich zu erkennen und verdrängt seinen Nebenbuhler."

Trotz der grossen Gelehrsamkeit, welche Müller unläugbar anwendet, um den Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht zu führen, ist ihm dies unseres Erachtens doch nicht gelungen, vielmehr ist jener viel zu künstlich, um recht überzeugend zu sein. Wenn Müller z. B. daraus, dass in unseren Sagen die rückkehrenden Helden von den Ihrigen Anfangs nicht erkannt wären, folgern will, dass sie in der Unterwelt gewesen sein müssten, weil der Tod dem Menschen das Ansehen nehme, was er bei gesundem Leibe hatte, so kann man entgegnen: dass man gar nicht genöthigt sei, zu einer solchen Supposition seine Zuflucht zu nehmen, da eine siebenjährige Pilgerfahrt oder Reise unter so viel Noth und Drangsal, wie sie z. B. Heinrich der Löwe erlitten, schon an sich ausreichen wird, um Jedem ein verändertes Ansehen zu geben. Noch weniger gerechtfertigt erscheint es, wenn Müller (l. c. S. 401) den Dienst des Grafen Hubert von Calw als Rinderhirte mit der Dienstbarkeit in der Hölle in Parallele stellt; das Volk hat wenigstens jenen Dienst gewiss nicht so angesehn, da es sogar, wie oben erwähnt ward, den Grafen nach seinem Tode als einen Heiligen verehrte.

Dazu kommt aber noch, dass auch von Odhin oder Wuotan — alle jene Ostenfahrer unserer Sagen sollen nämlich nur eine Incarnation von diesem sein, oder, wenn man lieber will, der Mythus von Odhin soll den Stoff zu denselben hergegeben haben — in den bezüglichen nordländischen Göttersagen gar nicht berichtet wird, dass er in die Unterwelt sich begeben habe. In der Erzählung bei Saxo (S. 13) geht er aus Verdruss über die Untreue seiner Gemahlin Frigg freiwillig nur in die Verbannung, und vertreibt bei seiner Rückkehr den Zauberer, der sich während seiner Abwesenheit zum Gotte gemacht hatte. In der andern Erzählung bei Saxo (S. 45) hat Odhin sich zum König der Ruthenen (Russen) begeben, dessen Tochter Rinda durch Hinterlist und Gewalt zu seinem Willen gezwungen, und wird nun zur Strafe hierfür von den andern Göttern verbannt, nach zehn Jahren aber wieder zurückgerufen und in seine Stelle von neuem eingesetzt. Dass Odhin diese Zeit in der Unterwelt zugebracht habe, ist als Vermuthung von Müller zwar auch schon früher

Digitized by Google

ausgesprochen (Altdeutsche Relig. S. 201), ausdrücklich gesagt ist es aber wenigstens in den Quellen nicht. Hält man sich streng an diese, so findet sich nur eine Uebereinstimmung zwischen der nordischen Götterlehre und unseren Sagen, die: dass auch Odhin einen Zug nach Osten (zu den Ruthenen) unternommen hat. In allem Uebrigen weichen beide von einander ab. Um das häufige Vorkommen von Reisen in das Morgenland in den Sagen zu einer Zeit, wo die Kreuzzüge noch im Gange oder wenigstens in frischem Andenken waren und die Pilgerfahrten in ferne Gegenden für das sicherste Mittel galten, sich das ewige Heil zu erwerben, oder die Erfüllung eines Wunsches zu erlangen, *) zu erklären, hat man sicher nicht nöthig, zur nordischen Götterlehre seine Zuflucht zu nehmen. Wir glauben daher eben so wenig in des Moringers Wallfahrt nach St. Thomasland, wie in seiner wunderbaren Rückkehr ein Ueberbleibsel der heidnischen Religion finden zu können. Die, welche die Rückkehr dafür hielten, konnten das wenigstens für sich anführen, dass es sich darum handle, eine Erklärung für die Erzählung eines Wunders zu suchen. Der Unternehmung einer Pilgerfahrt, die ein durchaus natürliches Ereigniss ist, steht aber auch nicht einmal dieser Rechtfertigungsgrund zur Seite.

---

*) Häufig ist insbesondere die Hoffnung, dass Gott den bis dahin versagten Kindersegen gewähren werde, Motiv für die Wallfahrt. Zu den oben ans dem Reinfriet und dem Sir Triamour Angeführten mag noch hinzugefügt werden: dass in dem Gedichte Wilhelm von Oesterreich von Joh. v. Würzburg, von welchen Zacher in Haupt's Zeitschr. I. 214 fgg. einen Auszug geliefert hat, Herzog Leopold von Oesterreich zu dem Heiligthume des h. Johannes in Ephesus wallfahrtet, um Gott zu bitten: dass er ihm einen Erben schenke. — Ein gleicher Beweggrund veranlasst in der oben bereits erwähnten italienischen Novelle: „Störung zur rechten Zeit" den Floriandro, sich zeitweise von seiner Gemahlin zu trennen und eine Wallfahrt nach Gallicien zu unternehmen. Auch in der altfranzösischen Erzählung: Voyage d'outre-mer du comte de Ponthieu (Legrand d'Aussy Fabliaux et contes. 3me edit. T. V. p. 355 fgg.) unternimmt Thiébaut die Wallfahrt zum h. Jacob in der Hoffnung auf einen Erben, und vertraut beim Erwachen seiner Frau den deshalb von ihm in der Nacht gefassten Entschluss an. — Diese Uebereinstimmungen lassen sich aber sehr wohl durch den Geist der Zeit erklären und berechtigen uns nicht, allein aus ihnen auf eine gemeinsame Quelle dieser Erzählungen zu schliessen.

Digitized by Google

Was Müller (Niedersächs. Sagen S. 409 sqq.) in Betreff der Sagen anführt, in welchen eine gefährliche Werbung um eine Braut den Hauptinhalt ausmacht, mag an sich richtig sein, kann aber hier nichts beweisen, da in keiner der Sagen, die uns hier beschäftigt haben, eine solche Werbung des Helden vorkommt, der Letztere vielmehr überall bereits vermählt ist.

Wenn Müller schliesslich (l. c. S. 419) bemerkt: „die ganze Untersuchung zeige, wie noch in christlicher Zeit ein Mythus von dem höchsten heidnischen Gotte sich dadurch erhalten habe, dass das deutsche Volk ihn in verschiedenen individuellen Formen an historische Begebenheiten und an bedeutende Fürsten anknüpfte und lasse zugleich erkennen, wie ein Volk seine Geschichte durch Verbindung mit alten religiösen Ideen seinem Bewusstsein näher rückte und eben dadurch erhalte", so bedarf dies, so richtig es auch im Allgemeinen sein mag, wenigstens in Bezug auf die hier in Rede stehenden Sagen nach dem Vorangeführten, gar sehr der Einschränkung.

Um nun noch der übrigen Bestandtheile, in welche wir oben die Moringersage zerlegt, kurz zu gedenken, so ist die Zeit von sieben Jahren als Dauer der Abwesenheit beinahe typisch. Sie ist dadurch entstanden, dass man die Zahl Sieben überhaupt als eine heilige und bedeutungsvolle ansah. Schon Uhland (l. c. I. 331) hat bemerkt: dass sieben Jahre der Zeitraum sei, der so häufig in Sagen und Märchen für die Dauer der Unterdrückung, Gefangenschaft oder sonstigen Trennung vorkomme. „Auf eine theologische Beziehung dieser Siebenzahl, nämlich auf ihren Zusammenhang mit den alttestamentlichen Feier- und Erlösungsjahren deutet der Sachsenspiegel in folgender Stelle: „„Das siebente Jahr, das heisst das Jahr der Losung, so sollte man ledig lassen und frei alle die gefangen waren und in Eigenschaft gezogen, wenn sie ledig und frei wollten sein. Ueber sieben mal sieben Jahr kam das funfzigste Jahr, das heisst das Jahr der Freude, so musste allermannlich ledig und frei sein, er wollte oder wollte nicht."" (Sachsenspieg. B. III. Art. 42. §. 4. S. 145 fg. Schwabensp. C. 52. §. 12.)"

In den meisten der voraufgeführten Sagen sind wir denn auch der Siebenzahl begegnet. Sie findet sich aber nicht nur bei den germanischen, sondern, der ihr zu Grunde liegenden Idee entsprechend, auch bei den übrigen christlichen Nationen.

Digitized by Google

So kommt sie unter andern auch in der catalonischen Volksromanze La vuelta de D. Guillermo (Don Guillermos Heimkehr in Ferd. Wolfs Proben portugisischer und catalonischer Volksromanzen. Wien 1856. S. 131—133) und in dem altfranzösischen Gedichte von Amis und Amiles (herausgeg. v. C. Hofmann. Erlang. 1852. Z. 537 sqq.) vor.

Ebenso häufig findet sich in den Sagen der Zug, dass die Wiedererkennung des Heimgekehrten durch einen Ring erfolgt. (Grimm Hildebrandslied 79. Meistergesang 184.) Schon der alte Hildebrand giebt sich, als er nach zweiunddreissigjähriger Verbannung unerkannt in sein Haus zurückkehrt, seiner Hausfrau Ute durch einen in den Becher geworfenen Goldring zu erkennen. „Ein Ring in den Becher geworfen," sagt Uhland (l. c. I. 325. 326) „ist in vielen Sagen und Liedern (von Horn und Rimenild, dem edlen Moringer, Heinrich dem Löwen, dem Grafen von Calw u. s. w.) das Wahrzeichen, wodurch ein lang Abwesender der heimgebliebenen Gattin sich wieder zu erkennen giebt oder getrennte Liebende sich heimlich verständigen. Auch der Ring für sich allein leistet solche Dienste. In unserm „(der deutschen Heldensage)" Liederkreise sucht Rother, als Pilgrim verkleidet, seine Frau, die ihm gestohlen worden, zu Constantinopel auf, findet sie beim Hochzeitsmahl an der Seite eines heidnischen Königssohns, setzt sich neben ihr auf den Fussschemel und giebt ihr einen goldnen Ring, worauf sein Name gebuchstabt ist, daran sie seine Gegenwart erkennt. Auch als Waller sitzt Wolfdietrich an einem Brunnen vor der Burg, worin seine Frau, Sigeminne, von einem Riesen festgehalten wird; er verkündet ihr sein Kommen, indem er ihrer Dienerin, die bei dem Brunnen Kräuter holen soll, seinen Ring ansteckt. Hier der Brunnen, dort das Gastmahl, lassen vermuthen, dass ursprünglich auch das Trinkgefäss nicht gefehlt, wie nach einer andern Erzählung, in Caspars von der Röhn Heldenbuche (Str. 302), Wolfdietrich bei Sidratens schon bereiter Hochzeit mit demjenigen, der sich für den Erleger der Lindwürmer fälschlich ausgegeben, in Pilgerkleidung erscheint und den Ring Otnits, darauf dessen und ihr Name geschrieben, in den goldnen Kopf (Becher) sinken lässt, oder wie im Morolfsliede, wo ein Ring im Weine der Trinkenden unwiderstehliches Sehnen anzaubert.

Digitized by Google

All dieses Sagenhafte geht davon aus, dass es Geschäft der Frauen war, den Gästen den Labetrunk zu kredenzen. In dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf, des 7. oder 8. Jahrhunderts, trägt die Königin den Becher im Saale rings umher. Im Liede von Walthers Flucht schenkt Hiltegund den wunden Helden den Wein. In Odins Halle selbst sahen wir die Walküren das Trinkhorn bringen. Aber auch dieses häusliche Geschäft des Schenkens gewinnt in Frauenhand Bedeutung und Weihe. Der Willkommbecher wird zum Tranke des Gedenkens und des Vergessens, auch zum Verlobungsbecher (Löftebeker, noch in neuerer Zeit bei den Ditmarsen) u. s. w." Auch in der Hegelingensage dienen, als Gudrun zuerst wieder mit ihrem Bruder Ortwin und ihrem Verlobten Herwig zusammentrifft, die Ringe als Erkennungszeichen. — In dem Gedichte von Friedrich von Schwaben (im Auszuge in Gräters Bragur Bd. VI. und VII. vgl. Hagens Germania VII. 95. sqq. — und in Uhlands Schriften I. S. 431. sqq. — eine vollständige Ausgabe wird von dem Litterarischen Vereine in Stuttgart vorbereitet) wird dem Helden, als er auszieht, um seine geliebte Angelburg zu erlösen, als Wahrzeichen ein entzwei gespaltener Ring mitgegeben. Andere Ringe, die Angelburg und ihre beiden Gefährtinnen ihm eingehändigt, dienen bei der Erlösung als Wahrzeichen. — Eben so giebt sich in dem Märchen der Bärenhäuter oder Grünrock (Grimms Kindermärchen nr. 101) der Verlobte seiner Braut durch den in den Becher geworfenen halben Ring, zu dem die andere Hälfte, welche die Braut aufbewahrt hat, passt, zu erkennen und auch in dem Märchen der Rabe (ib. nr. 93) erkennt die verwünschte Prinzessin den Mann, der sie erlösen soll, an dem Ringe, den er in den Kelch geworfen. In gleicher Weise finden wir in nicht germanischen Volksüberlieferungen den Ring als Erkennungszeichen, so in den spanischen Romanzen Caballero si à Francia ides und Caballero de lejas tierras (F. Wolf und Hoffmann Primavera nr. 155 und 156) und in der portugisischen Romanze Bella infanta (Wolf Proben S. 51. 52).

Schliesslich mag noch bemerkt werden, dass wenn in der Moringersage der Sitte gedacht wird, dass jeder Gast ein Lied singen müsse, uns auch hierin ein alterthümlicher Zug aufbewahrt ist. (Kirchhof Wendunmuth Th. I. S. 236, Th. V. 47 der Ausgabe von Oesterley. Uhland l. c. IV. S. 295. 296.)

Digitized by Google

Die Historie vom Grafen von Savoyen.

Titel: Dy history des grafen von soffey | In des regenpogen langen don. — Titelholzschnitt: Ein mit vielen Menschen besetztes Schiff; eine Person ist im Begriff, auf einer Leiter hinabzusteigen.

Schlussschrift: Tausend vir hundert vnd vij und x c Jare | nach der geburt vnsers herrn fürwar zu er | fort von meister hanssen Buchdrucker bey sant | Paulspfar fein hat getruckt vnd vollent ditz | Büchlein nach Lorenty Nun ruef mir an maria | die reine majet das sy vns behut vor leidt. — 6 Bll., deren letztes nur auf einer Seite bedruckt ist; ohne Seiten- oder Blattzahlen, Signaturen und Custoden.

Inhalt. Es wird in einem Buche berichtet, dass einst ein reicher und mächtiger Graf gewesen sei in dem Lande Soffey (Savoyen), der sich dünkte, dass ihm Keiner gleichkomme, der aber besonders auf seine Gemahlin, die Schwester des Königs von Frankreich, stolz war, indem er behauptete, dass Niemand sie an Schönheit und Tugend erreiche. Als der Graf in einer Nacht im Bette neben seiner schönen Frau lag und beide gedachten, wie glücklich sie vor vielen andern wären, da kam eine Stimme vom Himmel, die sie aufforderte, sich zu entscheiden, ob sie lieber zehn Jahre Ungemach erdulden und von ihrem Lande sich trennen, oder auf Erden glücklich, dafür aber im jenseitigen Leben ewig verdammt sein wollten. Die Ehegatten entschieden sich für das Erstere und kurz darauf wurde der Graf auch von zehn Königen mit Krieg überzogen und nebst seiner Gattin aus seinem Lande vertrieben.

Die Gräfin schlug vor, sich nach Jena (Genua) zu begeben und dort zu Schiffe zu gehen. Als der Graf, in Verzweiflung darüber, dass er von allen Mitteln so entblösst sei, am Meere auf und abging, vertraute ihm seine Gemahlin, dass sie bei der Flucht zwei Edelsteine in einem Büchslein mitgenommen, die wohl zwölfhundert Goldkronen werth wären und durch deren Verkauf sie aus aller Noth kommen würden. Der Graf war hierdurch hoch erfreut, als er aber in der Freude seines Herzens sein Weib minniglich umfing, kam ein Aar, ergriff das Büchslein und trug es mit sich fort in die Lüfte; vergeblich suchte der Graf es demselben wieder abzujagen. Als nun Beide betrübt am Meere standen, da kam ein Schiff angefahren, das sie auf-

Digitized by Google

nahm. Auf ihm befanden sich vier Kaufherren, die, ergriffen von der Schönheit der Gräfin, den Beschluss fassten, deren Besitz sich zu verschaffen und zwar so, dass sie reiheweise einem Jeden von ihnen eine Nacht angehören solle, den Grafen aber, da sie sich von demselben nicht trennen wollte, aus dem Wege zu räumen. Die Gräfin, die dies vernahm, eilte schnell zu ihrem Gatten, erzählte demselben, dass man ihn ins Meer zu werfen beabsichtige und rieth ihm an, sie zu verkaufen, da es sonst um sein Leben geschehen sei, jene aber Goldes genug hätten. Ihre Ehre wolle sie schon vor ihnen bewahren. Sie hätten bei sich einen alten Mann, dem sie folgen müssten, in dessen Schutz wolle sie sich begeben, er werde ihr solchen nicht versagen.

Der Graf ging, obschon mit grossem Widerstreben, auf diesen Vorschlag ein; als er aber das Gold empfangen, ward er aus dem Schiffe hinausgestossen, wobei jenes aus seinem Schoosse, in den es geschüttet worden, fiel und in das Meer sank. So wurden die Gatten getrennt. Der Graf blieb zurück am Strande in so grosser Verzweiflung, dass er Gott bat, ihn durch den Tod von seinem Kummer zu erlösen. Zuletzt entschloss er sich, bei einem Herrn im Lamparterland (der Lombardei) in Dienst zu treten. Diesem diente er auf's Trefflichste, bis das Glück ihm wieder hold wurde. — Die Gräfin hatte indessen, um sich gegen das Andringen der vier Kaufherren zu sichern, sich in die Obhut des alten Mannes begeben, der ihr seinen Schutz zusagte und die Kaufherren aufforderte, derselben gut wahrzunehmen, da der König von Frankreich in alle Lande ein Aufgebot habe ergehen lassen, dass er den, der ihm ein minnigliches Fräulein zuführe, mit einem ganzen Lande begaben wolle, sie mit der von ihnen Erkauften aber sicher diesen Preis gewinnen könnten. Die Kaufherren befolgten denn auch diesen Rath, schifften nach der Stadt Saback (Savona?), wo sie die Gräfin dem Könige für ein ganzes Land und acht Mark Goldes verkauften. Dieser war hocherfreut über seine Erwerbung und wollte sich von derselben, in der er seine Schwester nicht erkannte, nimmer wieder trennen, gewährte ihr jedoch auf ihre Bitte noch ein Jahr Frist für die Vollziehung ihrer Ehe. Er schrieb hierauf ein Preisrennen aus und liess die Ritter in allen Landen zur Theilnahme auffordern. Unter ihnen fand sich auch der Herr ein, bei dem der Graf in Dienst getreten und der ein Vetter des Königs war. Der Letztere bat jenen,

Digitized by Google

ihm einen Mann zu leihen, der vor der Dame wohl bestehen könne. Der lombardische Herr gab seinen Dienstmann, da keiner sich tüchtiger gezeigt hatte als dieser. Wie der Graf sich der Dame vorstellte, ward diese freudenvoll, da sie alsbald in ihm ihren Herzliebsten erkannte.

Als am nächsten Morgen das Stechen begann, bat der Graf seinen Herrn um die Erlaubniss, an demselben theilnehmen zu dürfen. Dieser ertheilte ihm solche nicht nur, sondern rüstete ihn auch mit seinem eigenen Harnisch, Schild, Speer und Ross aus. Bei allen Rennen blieb der Graf Sieger; als er hierauf vor seine Gemahlin geführt ward, sprang diese von ihrem Sitze auf, fiel ihm um den Hals und herzte und küsste ihn. Als der darob verwunderte König sie fragte, was dies bedeuten solle, gab sie sich diesem als seine Schwester zu erkennen und erklärte, dass jener ihr von seinen Feinden aus seinem Lande vertriebener Gatte sei. Der König war hocherfreut und dankte Gott, der alles so glücklich gefügt. Er gab dem Grafen nicht nur sein früheres Land zurück, sondern noch mehr dazu, auch Silber und Gold und viel werthe Mannen zum Dienst. Als der Graf und die Gräfin Urlaub nahmen um heimzukehren, küsste der König Beide und wünschte ihnen den Segen Gottes, denn das sei das Beste, was er ihnen wünschen könne. Beide Gatten lebten noch viele Jahre in hohen Ehren.

Das vorerwähnte Gedicht ist, wie schon der Titel ergiebt, in Regenbogens langem Ton gedichtet, von dem bereits bei der Erzählung von der Königin aus Frankreich und dem ungetreuen Marschall gehandelt ist. Es hat dies Veranlassung dazu gegeben, dass man Regenbogen selbst, bekanntlich Heinrich Frauenlobs Zeit- und wetteifernder Kunstgenosse, einer der zwölf alten Meister des Gesanges, der das Gewerbe des Schmids mit dem des Meistersängers vertauschte und hochbetagt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gestorben ist, für den Verfasser gehalten hat. Als solchen nennt ihn namentlich Weller (Annal. I. S. 206), ohne jedoch einen Beweis hierüber beizubringen. Auch ist die Richtigkeit dieser Annahme sehr zu bezweifeln. Lessing (Eschenburgs Denkmäler S. 344) bemerkt zwar: „Das Lied ist für einen Meister des 15. Jahrhunderts viel zu gut und wenn die älteren Meister des 13. Jahrhunderts, wie ich beweisen kann, es

Digitized by Google

für eine Beleidigung aufnahmen, wenn ein anderer in dem ihnen eigenen Ton dichtete, so könnte leicht Regenbogen selbst der Verfasser des Liedes sein;“ aber schon Eschenburg (l. c. S. 345) meint: dass die Sprache des Liedes, obwohl sie der der Minnesänger sehr nahe komme, doch nicht gestatte, für die Verfertigung desselben einen so frühen Zeitraum anzunehmen; sie müsste denn, wie es fast immer geschah, in der Folge abgeändert und verneulicht sein. Aber von dem weit schlechteren Character der Meistersänger unterscheide sich der dieses Dichters doch sehr auffallend; er gehöre daher wohl in die Zeit des Ueberganges der Minnelieder in die mehr lyrische abgemessene Form des Meistergesanges, die ohne Zweifel in die Mitte und die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts falle. v. d. Hagen (Minnesänger IV. S. 640 Anm. 1) schliesst sich der Ansicht Eschenburgs an, die von den Reimen, sowie von der Sprache und Darstellung bestätigt werde. Dass die vorliegende Dichtung nicht von Regenbogen selbst herrühre, kann man mit ziemlicher Zuversicht annehmen. Denn alle auf uns gelangten beglaubigten Gedichte desselben gehören der lyrischen oder der allegorisirenden Gattung an (v. d. Hagen l. c. S. 633 sqq.); es ist auch nicht ein Dichtwerk epischer Art von ihm bekannt. Darüber, dass spätere Dichter die von früheren erfundenen Singweisen benutzt, kann nicht der mindeste Zweifel obwalten; insbesondere geschah dies in Betreff des sogenannten langen Tons Regenbogens, wie wir ein Beispiel hiervon bereits in der vom Marschall verläumdeten Königin von Frankreich kennen gelernt haben.

Wenn wir nun aber auch mit Bestimmtheit annehmen können, dass das Gedicht nicht von Regenbogen herrühre und dass es erst der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts seine Entstehung verdanke, so vermögen wir darüber, wer denn nun der Verfasser sei, auch nicht einmal eine Vermuthung auszusprechen.

Das Gedicht ist nicht nur in einer Handschrift der Königlichen Bibliothek zu München, sondern auch in mehreren Ausgaben auf uns gelangt. Die älteste von diesen dürfte die aus dem 15. Jahrhundert herrührende sein, welche sich in Lessings Besitz befand ($^1/_2$ Bogen in kl. 4.) und die Eschenburg in seinen Denkmälern altd. Dichtk. S. 339—362 wieder hat abdrucken lassen; die älteste datirte Ausgabe ist die vorliegende. Sie wurde

Digitized by Google

von demselben Drucker, 1499 an sant mertiss abent, wiederholt. Dieser letztere Druck stimmt Zeile für Zeile mit dem vorliegenden, nur dass auf dem Titel durch einen Druckfehler Rehenbogen statt Regenbogen steht. (Panzer D. Annal. Suppl. S. 89 nr. 481b.) Andere Ausgaben sind: Ulm J. Zainer 1506. 8. (Aretins Beiträge IX. S. 466) und Nürnberg durch Jobst Gutknecht o. J. (c. 1510) 8 Bl. 8. — In neuerer Zeit ist das Gedicht ausser in Eschenburgs Denkmälern auch im Deutschen Museum 1783 II. S. 237 sqq. abgedruckt. (Vgl. Gödecke Grundr. §. 88. 139.)

Die hier vorliegende Ausgabe desselben ist offenbar sehr incorrect; zum Theil mag dies daher kommen, dass der Drucker die zur Zeit des Erscheinens bereits ein wenig veraltete Sprache modernisiren zu müssen geglaubt hat, zum Theil mag auch die Handschrift, welche dem Abdruck zu Grunde gelegen hat, nicht fehlerfrei gewesen sein. Denn nur so ist es erklärlich: dass das Metrum häufig verletzt ist, die Reime nicht selten verwischt sind und an dem Strophenmass, das 23 Verse erhalten soll, hin und wieder ganze Zeilen fehlen, auf der andern Seite aber das elfte Gesätz davon drei zu viel hat, die sich denn auch in andern Ausgaben nicht finden. Jene Umstände haben wohl dazu Veranlassung gegeben, dass in der hier vorliegenden Ausgabe die Verszeilen nicht abgesetzt, sondern durchlaufend gedruckt und nur die Anfänge des zweiten Stolls und des Abgesangs durch ein Zeichen kennbar gemacht sind. — Zum grossen Theil lassen sich übrigens diese Fehler aus den andern Ausgaben berichtigen, während anderer Seits unser Abdruck auch nicht wenige Lesarten darbietet, welche vor denen der anderen Drucke den Vorzug verdienen, so dass sich bei Benutzung aller Hülfsmittel ein ziemlich correctes Exemplar würde herstellen lassen.

Dass der Verfasser des Liedes den Inhalt desselben nicht erfunden, sondern aus einer älteren Quelle entnommen, darüber kann kein Zweifel obwalten. Er sagt dies selbst gleich im Eingange. Es fragt sich aber nun, welche ist dies?

Es existirt nämlich eine ganze Reihe von mittelalterlichen Erzählungen, die in sehr wesentlichen Zügen, namentlich in dem Umstande, dass ein Raubvogel ein Kleinod, indem er es für ein Stück Fleisch ansieht, entführt, mit der vorliegenden übereinstimmen. Es sind dies namentlich von altdeutschen das unter

Digitized by Google

der Bezeichnung die gute Frau veröffentlichte Epos und die Erzählung: Der Busant, die englische metrische Romanze: Sir Isembras und der französische Roman von Peter von Provence und der schönen Magelone, endlich ein orientalisches Märchen der Tausend und Einen Nacht.

Das erstgenannte Gedicht, was E. Sommer aus einer Wiener Handschrift in Haupt's Zeitschr. II. 385—481 herausgegeben hat, nachdem schon vorher von Ferd. Wolf in den Neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Heldengedichte S. 73—97 ein Auszug geliefert war und v. d. Hagen im Museum für altd. Litteratur I. 576 ein Bruchstück bekannt gemacht hatte (vgl. Gödecke Mittelalter 701—703) ist die Arbeit eines unbekannten Dichters des 13. Jahrhunderts (Gödecke Grundr. I. 32. — Sommer l. c. S. 389 setzt die Abfassung in die Jahre 1230—1240), der sie im Auftrage eines Markgrafen, wie Wolf l. c. S. 74 glaubt eines Markgrafen von Baden, nach einer französischen Urschrift, die von einem markgräflichen Cappelan „der von Munferran*) war" mitgetheilt worden, in ein deutsches Gedicht gebracht hatte. Der erste Theil (von 21—1458), in welchem erzählt wird, wie der Held des Gedichtes, nachdem er viele Kämpfe ruhmvoll bestanden, zuletzt in den Besitz seiner heissgeliebten Herrin, der Gräfin von Berry und dadurch zugleich in den dieses Landes gelangt, bietet hier kein näheres Interesse dar, wohl aber der Verfolg der Erzählung. Als der Held (seinen Eigennamen Carlman erfährt man erst am Schluss des Gedichts) bei dem gelegentlichen Besuch einer Mühle eine Anzahl armer und bresshafter Leute erblickt und erfährt, dass seine Gemahlin es sei, die für dieselben Sorge tragen lasse, führt er sich zu Gemüthe, wie Gott jenen Unglücklichen gegenüber ihm so viel Gnade erwiesen und er Alles besitze, was er sich nur wünschen könne, dass aber das ewige

*) So lautet das Wort, und sicher richtig, im Abdrucke bei Sommer. Wolf las: Nunfferan (Graf Diutiska III. 849 Numfetran, v. d. Hagen Nunffevran u. s. w.) meint aber selbst, dass darunter Mont-Ferrand, die Vorstadt von Clermont-Ferrand im Departement Puy-de-Dome zu verstehen sei; näher liegt aber wohl noch die Annahme, dass das Dorf Montferrand bei Besançon gemeint sei. Die Eingangsworte: „ain burch lit ze Arle", sind wohl nur eine poetische Licenz, die noch nicht berechtigen, auf ein provenzalisches Original zu schliessen, wie Wolf dies (l. c. S. 75) halb und halb will, und stehen in Beziehung dazu, dass Arles als die Residenz des einen Sohnes der guten Frau genannt wird.

Digitized by Google

Heil über das Irdische gehe und dass doch das letztere gar unbeständig sei. Mit diesem Gedanken entschläft er an der Seite seines geliebten Weibes, mit ihm erwacht er. Da steht sein Entschluss fest; er hält es für sündig, länger in Ehren und Ueberfluss zu leben und beschliesst, Hab und Gut, Macht und Ansehn aufzugeben und ein unstätes mühevolles Leben zu führen. Seine Gattin, der er am Morgen diesen Entschluss mittheilt, billigt denselben, will aber das Ungemach mit ihm theilen; Beide verlassen heimlich ihr Schloss und irren als Bettler im Lande umher. Als ihre Noth den höchsten Grad erreicht hat, schlägt die Gräfin vor, sich, ehe sie noch Beide umkommen, zu trennen, und ihr Gemahl, obwohl er sich anfangs sträubt darein zu willigen, entschliesst sich zuletzt, sie als Leibeigene für zwei Pfund zu verkaufen. Das Geld, was er in einem rothen Säckchen aufbewahrt hat, wird ihm aber von einem Adler, der sich vom Hunger getrieben auf dasselbe stürzt, entrissen und alle seine Anstrengung, die Beute diesem abzujagen, bleibt erfolglos (V. 1477—1780, 1849—1864). —

Der dritte Theil des Gedichts (V. 1781—1848, 1865—3058), welcher die Schicksale der Gatten von der Trennung bis zur Wiedervereinigung erzählt, weicht nun wieder erheblich von der Historie vom Grafen von Savoyen ab. Eine sehr wesentliche Abweichung wurde schon dadurch herbeigeführt, dass jenes die Gräfin während ihres Bettlerlebens zwei Söhne gebären lässt, deren Schicksale nun auch mit eingeflochten werden mussten. Der Vater hatte sie bei sich behalten, als die Gatten sich trennten, er verliert sie aber, wie er einen nach dem andern über einen reissenden Fluss tragen will und als er dies in Betreff des einen gethan und den andern nachholen will, sammt dem Stege fortgerissen wird und die Kinder, als er sich endlich wieder aus den Fluthen rettet, von andern Personen, von denen sie verlassen am Ufer gefunden worden, aus Mitleiden mitgenommen sind. Das rothe Säckchen mit dem Gelde geräth in den Besitz der Gräfin, da der Adler, der es entführt hat, durch den Angriff anderer Raubvögel bedrängt, es vor ihren Füssen niederfallen lässt. Sie erhält dadurch die Ueberzeugung, dass ihr Gatte dem Hunger erlegen und seine Leiche von Raubvögeln verzehrt sei. Wie Bertha mit dem grossen Fusse und die Königin Sibille verdient sie sich ihren Lohn durch die Anfertigung kunstvoller Ar-

Digitized by Google

beiten von Goldfäden und Seide. Sie wird später die Bettgenossin, dann die Gattin des Grafen Thiébaut von Champagne und Blois, nach dessen baldigem Tode seine Erbin, endlich die Gemahlin des Königs von Frankreich. Aber in allen diesen Verhältnissen gelingt es ihr, das eine Mal durch die Dazwischenkunft eines Wunders, das andere Mal mit Hülfe eines Schwarzkünstlers, der den Gemahl impotent macht, ihre eheliche Treue zu bewahren. Als auch der König von Frankreich nach kurzer Ehe gestorben ist, ihr sein Reich hinterlassen hat und sie nun von den zwölf Pairs gedrängt wird, einen andern Gemahl zu nehmen, findet sich gerade an dem zur Entscheidung festgesetzten Tage ein Bettler ein, der sie um ein Almosen bittet, in welchem sie aber an einem gekrümmten Finger ihren Gemahl erkennt. Die Pairs willigen auch, nachdem sie von allem Vorgefallenen in Kenntniss gesetzt sind, darein, dass der Graf den Thron von Frankreich mit seiner Gemahlin theile, und auch die beiden Knaben, welche der Bischof von Rheims und der Graf von Orleans einst an sich genommen und aufs Beste hatten erziehen lassen, werden wieder aufgefunden. Der Dichter berichtet nun (v. 3019 fgg.), dass der, welcher so das Reich gewonnen, Karlman geheissen habe, seine Gattin aber nie anders als la bonne dame genannt worden, und der Name der beiden Kinder Karl und Pipin gewesen sei. Karl sei König zu Arles geworden, Pipin aber, der klein von Gestalt geblieben, weil seine Mutter, die ihn als sie im Spital lag geboren, ihn nicht wohl habe pflegen können, habe das Land gewonnen, „da wir nun inne sind", in welchem dann der „biedere Karl" sein Nachfolger gewesen, der so herrliche Pfade angelegt und dem die Schwaben und Franken für seine Wohlthaten immer dankbar sein müssten. Dessen Tochter sei Gertrud gewesen, die heilige Frau, die zu Haspelgau begraben liege. Der Dichter schliesst, dass er, nachdem er so die Märe, um welche der Markgraf ihn gebeten, beendigt, sie aufschreiben lassen wolle, guten Weibern zu Ehren, dass sie merken und schauen an dieser guten Frau, dass es nimmer einem Weibe übel gehe, welche Treue zu ihrem Manne trage.

So treffen wir hier wiederum auf ein Beispiel, dass eine Sage, die schon vorher umging — denn dass dies in Betreff der vorliegenden der Fall ist, kann kaum einem Zweifel unterliegen — dazu benutzt wurde, um ein episches Gedicht des Karlingi-

Digitized by Google

schen Sagenkreises daraus anzufertigen oder sie doch wenigstens in ein solches einzuflechten. Hier ist dies auf eine ziemlich ungeschickte Weise geschehen; denn der Zusammenhang ist ein äusserst loser, und wenn der Dichter nicht am Schlusse einige dem Hause der Karolinger angehörende Namen genannt hätte, so würde Niemand ahnen, dass es sich um eine Erzählung von den Schicksalen der Vorfahren Karls des Grossen handle. Daher kommt es denn wohl auch, dass sogar die Heldin namenlos bleibt und sich mit der Bezeichnung: la bonne dame begnügen muss, welche letztere aber wieder darauf hindeutet, dass die Angabe, das deutsche Gedicht sei die Uebertragung eines französischen, der Wahrheit entspreche.

Dass unter diesen Umständen jeder Versuch, historische Anhaltspunkte für die Erzählung aufzufinden erfolglos bleiben muss, liegt auf der Hand. Auch Wolf (l. c. S. 96) bemerkt, „dass er die Anknüpfung derselben an Karl den Grossen, der hier am Ende nebst seinem Vater Pipin als Sohn und Nachfolger eines Karlman und der namenlosen „„guoten Frowe““ erscheine, für willkürlich halte; es ihm aber eben so wenig gelungen sei, einen andern historischen Hintergrund dafür aufzufinden.“ Schliesslich spricht Wolf aber noch die Vermuthung aus, dass gerade gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, in welche Zeit er die Abfassung des Gedichts glaubt setzen zu müssen, in der Vermählung Philipp Augusts, Königs von Frankreich, mit Isabellen, der Tochter des Grafen Balduin V. von Hennegau (1181), durch welche der Stamm Hugo Capets mit einer Abkömmlingin der Karolinger neuerdings sich verbunden und worauf man grosses Gewicht gelegt, und in der gleichzeitigen Verbindung des königlichen Hauses mit den Grafen von Champagne und Blois eine Veranlassung gelegen habe, die Karolingischen Stammsagen auf solche Weise zu erneuern. — Etwas weit hergeholt ist diese Annahme jedenfalls und bei der allgemeinen Neigung der damaligen französischen Dichter, schon vorhandene Sagenstoffe für den Karlingischen Sagencyclus zu verwerthen, auch nicht nothwendig, dagegen ist es immerhin möglich, dass die französische Urschrift der bonne femme schon in dem 12. Jahrhundert entstanden ist, wenn auch, wie schon oben bemerkt worden, die Uebertragung in das Deutsche nicht früher als in die Mitte des 13. Jahrhunderts gesetzt werden kann. Wolf bemerkt noch — und hierin müssen

Digitized by Google

wir ihm vollkommen beistimmen —: „Die dieser Sage zu Grunde liegende Idee hat mit jener in dem Romane von Bertha viele Aehnlichkeit; auch hier ist es der Sieg der Demuth und eines christlich frommen Gemüthes über irdischen Glanz und die Versuchungen der Sinnlichkeit, personifizirt in dem Bild eines entsagenden, duldenden, treuen und keuschen Weibes, noch dadurch erhöht, dass die vorausgesehenen Leiden Folge eines freiwillig aufgegebenen, vollkommen glücklichen Zustandes sind. So bizarr uns heutzutage eine solche ascetische Selbstpeinigung auch vorkommen mag, so ist das Mittelalter doch reich an derlei Beispielen, und so einseitig, übertrieben und practisch unwahr diese Weltansicht auch in der That ist, so ging sie doch häufig aus einer grossartigen Verachtung der Nichtigkeit alles Irdischen hervor.“

In dem zweiten der obenerwähnten altdeutschen Gedichte, dem Busant (Falco buteo, Busshart, Weihe), das aus einer in Meyers Besitz befindlichen Handschrift in dessen und Mooyers Altdeutschen Dichtungen, Quedlinb. und Leipz. 1833 S. 24—37 und demnächst von v. d. Hagen in den Gesammtabenth. Th. I. nr. 16. S. 331—366 herausgegeben ist, wird im Eingange erzählt, wie der Sohn des Königs von Engeland, als er sich zum Besuch der hohen Schule in Paris aufgehalten, hier mit der Königstochter ein Liebesverhältniss angeknüpft, und dieselbe, da der Vater sie an den König von Marokko vermählen wollte, entführt habe. Das Gedicht berichtet nun weiter: dass, als die beiden Liebenden in einen Wald gelangt wären, das von der Reise ermüdete Fräulein das Bedürfniss gefühlt habe, eine Zeit lang auszuruhen. Beide hätten sich daher niedergelegt und den Knecht vorausgeschickt, um in der nächsten Stadt Herberge für sie zu bestellen. Als die Dame in dem Schoosse ihres Geliebten entschlafen war, nahm dieser zwei Ringe, welche sie trug, um sie näher zu beschauen. Als er den einen zur Seite legte, schoss eine Weihe nieder und entführte denselben. Der Königssohn erhebt sich leise, um dem Vogel den sehr kostbaren Ring wieder abzujagen. Er verfolgt denselben lange mit einem Stocke und Steinwürfen, aber alle seine Bemühungen sind nicht nur erfolglos, sondern er verirrt sich dabei auch so in dem Walde, dass er sich nicht wieder zu seiner Geliebten zurückfinden kann. Als die Letztere

Digitized by Google

bei ihrem Erwachen ihn nicht sah, hoffte sie zwar anfangs, da sein Pferd noch da war, auf seine baldige Rückkehr, als solche aber nicht erfolgte und auch ihr Bemühen, ihn aufzufinden, vergeblich blieb, entschloss sie sich zuletzt mit schwerem Herzen den Weg allein fortzusetzen. Sie gelangte endlich zu einer Mühle, klagte dem Müller ihren Verlust und fand auch dort wohlwollende Aufnahme. Für die beiden Pferde — sie hatte auch das ihres Geliebten mitgenommen — liess sie von ihrem Wirthe in der nächsten Stadt Seide und Goldfäden einkaufen, aus welchen sie schöne Borten und allerhand Kleiderschmuck verfertigte, durch deren Verkauf sie ihren Lebensunterhalt erwarb. — In der Mühle wird sie nach einiger Zeit von einem Herzoge, dem Bruder des Königs von England, den das Waidwerk dorthin geführt hat, gefunden, und da dieser aus ihrem Wesen und ihren Arbeiten ihre hohe Herkunft erkennt, mitgenommen. Auf dasselbe Schloss wird längere Zeit nachher ein Mann gebracht, der das Ansehn eines wilden Thieres hatte und wie ein solches von den herzoglichen Jägern gefangen war. Es war dies der Königssohn, der aus Schmerz über den Verlust der Geliebten den Verstand verloren und einem Thiere gleich die ganze lange Zeit in dem Walde gelebt hatte. Durch angemessene Behandlung erhält er allmählich menschliches Wesen und seinen Verstand zurück. Ein Busant, den er auf der Jagd fängt und dem er wüthend den Kopf abbeisst, giebt endlich Veranlassung, dass er dem Herzog mittheilt, wie ein solcher Vogel ihn um seine Geliebte und seinen Verstand gebracht, worauf er denn auch von dieser wiedererkannt und mit Zustimmung der beiderseitigen Eltern die Vermählung der Liebenden mit grösster Pracht begangen wird; das junge Paar soll abwechselnd in Frankreich und England fortan seinen Aufenthalt nehmen.

Der Theil des Gedichts, welcher die Entführung und die Trennung der Liebenden enthält, bietet eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Roman von Peter von Provence und der schönen Magelone, von dem weiter unten ausführlicher gehandelt werden wird, dar, dass v. d. Hagen der in der Handschrift befindlichen Ueberschrift: Der Busant, noch den: Magelone beifügte, worin er aber jedenfalls zu weit geht, da beide Dichtungen doch auch so wesentliche Verschiedenheiten enthalten, dass von einer Identität nicht die Rede sein kann. Insbesondere weicht der zweite Theil

Digitized by Google

des Gedichts, von der Trennung bis zum Wiederfinden, völlig vom Roman ab. v. d. Hagen bemerkt selbst (l. c. S. CXXXIX) „Ihr“ (der Königstochter) „verborgenes Leben in der Mühle erinnert theils an die vertauschte Königstochter und Braut Pipins, der auf der Jagd sie auch in der Mühle findet und Karl mit ihr erzeugt; theils durch die feinen weiblichen Arbeiten, woran sie erkannt wird, an die Königin von Frankreich, Karls verstossene Gemahlin. Der Liebeswahnsinn des Helden hat Vorbilder genug, in Iwein, Roland, Amadis, hinter denen Don Quixote nicht zurückblieb; er äussert sich jedoch hier mehr in thierischer Verwilderung, welche nach der Zähmung nochmals beim Anblicke des trennenden Raubvogels ausbricht und die Wiedervereinigung herbeiführt. Diese Verthierung auf eine Zeitlang findet sich auch in dem jüngern Roman von Pipins Söhnen Valentin und Ursson d. i. Bärensohn, weil er im Bärenneste wild aufgewachsen. Eigenthümlich ist das umständlich erzählte Hochzeitsfest, welches die anmuthige Darstellung des Ganzen schön beschliesst. Die Verbindung Englands und Frankreichs durch diese Hochzeit, und der Wohnungswechsel in beiden Reichen weist auf die Zeit, wo Nordfrankreich seit der Normännischen Eroberung noch grossentheils zu England gehörte.“

Dass der Dichter, der der Sprache nach zu urtheilen, sein Werk in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verfasst haben dürfte, einer französischen Quelle gefolgt sei, sagt er zwar selbst nicht — doch befindet sich da, wo man dies am ehesten erwarten könnte, zwischen V. 48 und 49 in der Handschrift eine Lücke — es kann aber kaum ein Zweifel darüber obwalten. Es wird weiter unten auf diesen Umstand zurückgekommen werden. Dass der Dichter bei seiner Arbeit immer geschickt verfahren, kann man nicht behaupten. Es ist schon nicht recht motivirt, dass der Sohn des Königs von England bei der grossen Zuneigung, welche die Eltern und übrigen Verwandten seiner Geliebten ihm zeigen, auch nicht einen Versuch macht, auf gütlichem Wege ihre Hand zu erlangen, sondern gleich zur Entführung seine Zuflucht nimmt; eben so unerklärlich ist es, dass er, als er die Geliebte nicht gleich wiederfinden kann, sofort den Verstand verliert, — die von v. d. Hagen angeführten Beispiele können nicht zur Rechtfertigung dienen, da dort überall die Veranlassungen durchaus andere sind — am unbegreiflich-

Digitized by Google

sten ist es aber, dass der Held, als er nun wieder bei gesunden Sinnen sich befindet, weder seinem Oheim, der so wohlwollend sich seiner angenommen, sich entdeckt, noch irgend einen Versuch macht, die verlorene Geliebte wieder aufzufinden, vielmehr abwartet, bis ein zweiter Busant den Knoten löst, so wie ein erster ihn geschürzt hat.

Die englische metrische Romanze Sir Isumbras (gedruckt in einer Ausgabe des 16. Jahrhunderts, Lond. Will. Copland und nach dieser in (Utterson) Select pieces of early popular poetry Lond. 1817 Vol. I. p. 73 fgg., nach einer Handschrift in: The Thornton Romances edit. by Halliwell Lond. 1844. p. 88—120, im Auszuge in Ellis Specimens of early engl. metric. romances. Lond. 1848 S. 479—491) ist nach Wolf (l. c. S. 84) gleichfalls unzweifelhaft einem französischen (nach Halliwell wahrscheinlich einem anglo-normännischen) Originale nachgebildet. Im Eingange des Gedichts erscheint, ähnlich wie in der Historie vom Grafen von Savoyen, ein Engel dem in aller Fülle irdischen Glückes lebenden Helden, wirft demselben seine Ueberhebung vor und verkündet ihm: dass er zur Strafe für diese einige Zeit in Niedrigkeit und Noth zubringen werde. Sir Isumbras erkennt die Strafe als gerecht und unterwirft sich ihr nicht nur ohne Murren, sondern mit Dank gegen den Himmel, der ihm das Missgeschick zu einer Zeit sende, wo Jugend und Kraft der Gesundheit ihn in den Stand setzen, solches eher zu ertragen. Alsobald bricht auch mannigfaches Unglück über ihn ein; sein Weib und seine Kinder retten kaum das nackte Leben aus seinem niederbrennenden Schlosse und er tritt nun, zur Sühne aller Sünden, mit ihnen eine Wallfahrt nach Jerusalem an, wobei sie von dem leben, was sie sich unterweges erbetteln. Sie gerathen hierbei in die grösste Noth und sind zuletzt auf die Beeren des Waldes als einzige Nahrung angewiesen. Als sie an einen reissenden Fluss kommen, über den Sir Isumbras seine Kinder einzeln auf seinen Armen hinüber schaffen muss, werden die beiden ältesten, wie im Gedichte von der guten Frau, von ihm getrennt, indem das eine von einem Löwen, das andere von einem Leoparden geraubt wird. Die Gatten gerathen demnächst bettelnd auf ein Schiff, auf dem sich ein heidnischer Sultan befindet, der von der Schönheit der Frau so ergriffen wird, dass er sie ihrem

Digitized by Google

Gemahl für Hundert Pfund Pfennige abkaufen will. Sir Isumbras weigert sich zwar auf den Handel einzugehen, wird aber nebst seinem jüngsten Kinde zwangsweise von den Schiffsleuten wieder an das Land gesetzt und ihm das Kaufgeld in den Mantel geschüttet, dies wird ihm denn nun von einem Adler entführt, der durch die rothe Farbe des Mantels, in den es gewickelt worden, angelockt ist. Ohne Erfolg bemüht er sich, dem Raubvogel die Beute wieder abzujagen. Als er an die Stelle, wo er das jüngste Kind gelassen, zurückkehrt, sieht er, wie dieses eben von einem Einhorn entführt wird. Sir Isumbras kommt dann zu einem Schmied, bei dem er sieben Jahr arbeitet und seine Freistunden anwendet, um für sich eine Rüstung anzufertigen, da er vernommen, dass die Saracenen immer grössere Fortschritte machen und die Hoffnung nicht aufgeben kann, dass sein Arm dazu auserkoren sei, die Christenheit zu rächen. Er verlässt dann heimlich seine Schmiede, begiebt sich zum Heere der Kreuzfahrer und verhilft diesem durch Wunder der Tapferkeit zum Siege. Auch der Sultan, der ihn einst seiner Gattin beraubt, fällt von seiner Hand. Dann geht er nach dem heiligen Lande, durchpilgert dies sieben Jahre, wobei er sich die grössten Entbehrungen und härtesten Bussen auflegt. Endlich geräth er bettelnd in ein prächtiges Schloss, wo er von einer mildthätigen Königin aufgenommen wird; es ist dies seine Gemahlin, die der Sultan, indem er die Vollziehung der Vermählung mit ihr bis zur Beendigung des Zuges gegen die Christen, auf dem er gerade begriffen war, ausgesetzt, in sein Land vorausgeschickt hat, dessen Regentschaft ihr übertragend, welche letztere ihr auch, nachdem jener in der Schlacht sein Leben verloren, verblieben war. Lange wohnen beide Gatten bei einander ohne sich zu erkennen; endlich wird die Wiedererkennung durch den rothen Mantel herbeigeführt, der mit dem Kaufgelde durch den Adler entführt war und den Isumbras durch einen glücklichen Zufall in dessen Neste gefunden. Die Königin theilt nun den Thron mit ihrem Gemahl. Als Sir Isumbras jetzt aber seine neuen Unterthanen zum Christenthum bekehren will, entsteht eine Empörung; benachbarte saracenische Fürsten kommen den Aufrührern zu Hülfe. Isumbras, blos von seiner Gattin, die sich gleich einem Manne gerüstet, unterstützt, unternimmt den Kampf, ist aber im Begriff, der Uebermacht zu unterliegen, als drei junge Ritter, der eine auf

Digitized by Google

einem Löwen, der zweite auf einem Leoparden, der dritte auf einem Einhorn ihnen zu Hülfe kommen. Diesen, besonders aber den Thieren, vermögen die Feinde nicht zu widerstehen; drei und zwanzig Tausend derselben bedecken bald mit ihren Leichen das Schlachtfeld, die übrigen entgehen nur durch schleunige Flucht dem gleichen Schicksal. Isumbras wird nun von seinen reuigen Unterthanen, die sich auch nicht ferner sträuben, den christlichen Glauben anzunehmen, mit Jubel empfangen, erobert noch drei andere heidnische Königreiche, die gleichfalls zum Christenthum bekehrt werden, und verleiht diese seinen Söhnen, denn diese waren die drei Ritter — wie dieselben am Leben erhalten sind, gerade so wunderbar in dem entscheidenden Augenblick anlangen und wodurch die Wiedererkennung erfolgt ist, erfahren wir jedoch nicht. — Das Gedicht schliesst mit dem Wunsche, dass uns allen ebenso wie jenen die ewige Seligkeit zu Theil werden möge.

Viel bekannter wie die vorstehend aufgeführten Gedichte ist der Roman von Peter von Provence, dem Ritter mit den Schlüsseln, und der schönen Magelone geworden; es existirt fast keine europäische Sprache, die ihn sich nicht angeeignet hätte. Anscheinend knüpft der Inhalt sich an eine wirkliche Begebenheit, deren Hauptschauplatz die Provence ist, an; denn eine Insel bei Marseille, auf welcher die Heldin Zuflucht gefunden haben soll, führt noch jetzt den Namen Maguelone und der letzteren Grab wird noch gezeigt. Seine erste Bearbeitung, in einem provenzalischen Gedichte, wird denn auch einem Stiftsherrn zu Maguelone, Bernard von Treviez, der im 13. Jahrhundert lebte, zugeschrieben (Raynouard Poés. d. Troubad. II. S. 317. Diez Poesie d. Troubadours S. 206. Nyerup über die dänischen Volksbücher Morskabsläsning. Kopenhag. 1816 S. 134. Fauriel Hist. de la poés. provenç. III. 506. 507), ein Umstand, der allerdings den Verdacht rege machen kann, dass der Stiftsherr mit Benutzung anderweit umgehender Sagen und ohne beglaubigte historische Grundlage zur Verherrlichung seines Klosters seine Arbeit angefertigt habe. Wie einige (P. Gariel Idée de la ville de Montpellier II. S. 113. Millin Voyage en France IV. p. 354. Müller Bekenntnisse merkw. Männer I. S. 260) behaupten, hat Petrarca dann die Arbeit des Bernard von Treviez verbessert. Von allem diesem ist jedoch

Digitized by Google

nichts auf uns gekommen. Doch wurde 1457 daraus eine Prosaübersetzung in das Nordfranzösische gemacht, die dann das Vorbild für alle anderen Bearbeitungen dieses Stoffes geworden und bereits 1480 gedruckt ist. (Die grosse Anzahl von Ausgaben, Bearbeitungen und Auszügen in französischer Sprache, sowie die Uebersetzungen und Nachbildungen in das Spanische, Catalonische, Niederländische, Dänische, Isländische, Böhmische, Russische, Ungarische siehe bei Grässe l. c. S. 386. 387, v. d. Hagen l. c. I. pag. CXXXVI—CXXXIX.)

Auch das deutsche Volksbuch, was den Gegenstand behandelt, ist aus dem Französischen übertragen durch Veit Warbek, und zuerst, durch den als Beförderer der Reformation bekannten Georg Spalatin mit einer Vorrede versehen, Augsburg 1535, seitdem aber fast unzählige Male gedruckt (Hagen l. c. S. CXXXVII. Gödecke Grundriss I. S. 121; bereits 1539 wurde die Geschichte auch dramatisch von einem Studenten bearbeitet. Koberstein l. c. I. S. 421), auch in die neuesten Sammlungen der deutschen Volksbücher, so in die von Marbach (nr. 5), in die von Simrock (Nr. VII.) u. s. w. aufgenommen, am bekanntesten aber durch die Bearbeitung von Tieck (zuerst in den Volksmärchen von Pet. Lebrecht, dann im Phantasus) geworden.

Da ich unter diesen Umständen den Inhalt im Allgemeinen als bekannt voraussetzen kann, so werde ich mich hier auf diejenigen Züge beschränken, welche von besonderem Interesse für den vorliegenden Gegenstand sind.

Nachdem Peter seine Geliebte entführt hatte — eigentlich ohne rechte Veranlassung, da ihm, wenn er sich als den Sohn des mächtigen Grafen von Provence zu erkennen gegeben hätte, von ihren Eltern schwerlich ihre Hand verweigert sein würde, und der Umstand, dass der alte provenzalische Ritter Castellanos es Petern einst als ehrenvoll gepriesen, sich blos durch seine Tapferkeit die Braut zu erwerben, als eine solche Veranlassung kaum angesehen werden kann — gelangt er gegen Tagesanbruch mit der Geliebten in einen dichten Wald. Er hebt die schöne Magelone von ihrem Pferde und setzt sich mit ihr in den Schatten der Bäume. Nachdem sie einige Zeit von ihren Angelegenheiten gesprochen, wird das Fräulein müde, legt ihr Haupt in Peters Schoss und schläft ein. Als dieser sie so recht nach Lust betrachtet, bemerkt er ein Büchschen von rothem Sandel-

Digitized by Google

holz in ihrem Busen, öffnet dasselbe und findet darin die drei Ringe, die er ihr früher selbst gegeben hatte. Als er das Büchschen dann neben sich hingelegt, stürzt ein Sperber, der es für ein Stück Fleisch hält, auf dasselbe, ergreift es und fliegt damit fort. Peter sucht es ihm wieder abzujagen und verfolgt ihn deshalb mit Steinwürfen, wodurch der Vogel auch wirklich zuletzt genöthigt wird, das Büchschen los zu lassen, das aber, da er inzwischen sich auf einen im Meere stehenden Felsen gesetzt hatte, auf diesen fällt. Peter versucht in einem kleinen Kahne, den er am Ufer findet, den Felsen zu erreichen, wird dabei aber von einem plötzlich sich erhebenden Sturme gefasst, auf die hohe See getrieben, von Piraten gefangen und von diesen dem Sultan von Egypten zum Geschenk gemacht. — Magelone gelangt nach mühevoller Wanderung nach Aigues-mortes, dem Wohnort von Peters Eltern, und gründet auf einer daneben liegenden Insel ein Spital, das sie St. Peter von Magelon nennt, in das auch Peter geräth, als er krank und elend in der Heimath wieder anlangt und wo die Wiedererkennung vor sich geht. Die Vermählung wird hierauf unter Zustimmung der beiderseitigen Eltern aufs Prächtigste begangen.

Das oben in Bezug genommene orientalische Märchen ist die Geschichte der Liebe des Prinzen Kamaralsamam von der Insel Chaledan und der Prinzessin Badur von China in der arabischen Märchensammlung: Tausend und Eine Nacht (221—238ste Nacht der Uebersetzung von M. Habicht, v. d. Hagen u. K. Schall). Auch hier beschränken wir uns auf denjenigen Theil der Erzählung, welcher einen Paralellismus mit der abendländischen Benutzung des Stoffes darbietet. Nachdem die beiden Liebenden China verlassen, um sich in das Vaterland Kamaralsamans zu begeben, gelangen sie eines Tages auf eine schöne mit schattigen Bäumen besetzte Wiese, auf der sie sich lagern, um die übergrosse Hitze vorübergehen zu lassen. Als die Prinzessin Badur eingeschlafen ist, setzt der Prinz sich zu ihr und betrachtet einen Gürtel, den sie, um es sich bequemer zu machen, abgenommen und neben sich hingelegt hatte. Er bemerkt daran einen kleinen Beutel, fühlt in diesem etwas Hartes, öffnet denselben, um zu sehen, was dies sei, und findet einen Karneol, in dem Bilder und unbekannte Schriftzeichen eingeschnitten waren — es war ein Talisman, der

Digitized by Google

dem, welcher ihn bei sich trug, Glück brachte —; wie er denselben, um ihn besser betrachten zu können, auf der flachen Hand liegen hat, schiesst plötzlich ein Vogel aus der Luft nieder, ergreift den Stein und fliegt damit fort. Der Prinz verfolgt nun den Vogel, der den Stein verschluckt hatte, in der Hoffnung ihn durch einen Steinwurf tödten zu können, zehn Tage hindurch und verliert am elften, als er an eine grosse Stadt gelangt, zuletzt denselben aus den Augen. — Als die Prinzessin bei ihrem Erwachen sich von ihrem Geliebten verlassen sieht und derselbe auch nach längerem Warten nicht zurückkehrt, zieht sie die diesem gehörige Kleidung an und giebt sich für ihn aus. Für einen Mann gehalten wird sie zuletzt Gemahl der Tochter des Königs der Ebenholzinsel und Regent dieses Landes. Dorthin gelangt auch Kamaralsaman als armer Mann und Gefangener; er wird von seiner Geliebten wieder erkannt, die nun nicht nur ihren Thron mit ihm theilt, sondern ihm auch gestattet, neben ihr selbst noch ihre Gattin zur Frau zu nehmen.

Alle bisher aufgeführten Erzählungen haben das Gemeinsame, dass zwei Liebende getrennt werden, beide nachher mancherlei Fährlichkeiten zu bestehen haben, die Frau in eine günstige, meist glänzende Lage kommt, der Mann dagegen in einem kläglichen Zustande ohne eine Ahnung davon zu haben, in ihre Nähe gelangt, sie ihn aufnimmt, für ihn Sorge tragen lässt und nachdem zuerst sie ihn wieder erkannt, sich nun auch ihm zu erkennen giebt und die glückliche Lage, in der sie sich befindet, mit ihm theilt. In der Regel ist es ein Thron, den sie erlangt hat, wie in dem Grafen von Savoyen, der guten Frau, dem Sir Isumbras und dem Prinzen Kamaralsaman; in mehreren Fällen sind es Verwandte, namentlich des Geliebten, wo das Schicksal sie hingeführt hat, wie im Grafen von Savoyen, dem Busant und der Magelone. Daneben spielt in allen jenen Erzählungen ein Raubvogel eine wichtige Rolle, der eine Kostbarkeit, weil er sie der rothen Farbe wegen für ein Stück Fleisch gehalten hat, entführt.

Unter diesen Erzählungen lassen sich aber zwei Reihen deutlich unterscheiden, die wegen ihrer besonderen charakteristischen Züge eigene Gruppen bilden. In der einen verzichten die beiden Liebenden, die hier bereits mit einander vermählt

Digitized by Google

sind, auf irdisches Wohlergehen, um die ewige Seligkeit zu erlangen; sie werden durch die Noth zuletzt dahin gebracht, dass der Mann ein Kaufgeld für seine Gattin annimmt und dass dies es ist, was von dem Vogel geraubt wird; doch sind die beiden Gatten stets schon getrennt, als das Letztere geschieht. Der Mann erhält später Gelegenheit, sich durch seine Tapferkeit auszuzeichnen, und dieser Umstand ist es, der mittelbar oder unmittelbar die Wiedervereinigung der Gatten herbeiführt. Diese Reihe von Erzählungen besteht aus dem Grafen von Savoyen, der Guten Frau und dem Sir Isumbras. In der zweiten Reihe, zu welcher der Busant, die Magelone und der Prinz Kamaralsaman gehören, ist das, was der Vogel entführt, ein Kleinod, welches der Mann bei der in seinem Schosse schlafenden Geliebten erblickt und zur näheren Betrachtung abgenommen hat. Dieser Raub und die Bemühung des Helden, dem Vogel seine Beute wieder abzujagen, geben die Veranlassung dazu, dass beide Liebende getrennt werden.

Darüber, dass die Erzählungen jeder der beiden Reihen eine gemeinschaftliche Quelle haben, kann kein Zweifel obwalten. Am unwiderlegbarsten tritt dies bei der Magelone und dem arabischen Märchen hervor. Bestände deren Uebereinstimmung allein in der durch einen ein Kleinod entführenden Vogel herbeigeführten Trennung der beiden Liebenden, so könnte man es allenfalls immer noch für möglich halten, dass dasselbe dichterische Gebilde zweimal und unabhängig von einander entstanden sei, aber es sind noch zwei andere nicht weniger charakteristische Züge, denen wir in beiden Dichtungen in fast völlig gleicher Weise begegnen. In der Magelone birgt Peter die Schätze, die er vom Sultan erhalten hat, in 14 Fässern, schüttet aber oben und unten Salz auf das Gold und nimmt die Fässer so als eine zum Verkauf bestimmte Salzladung, wie er seine Fahrt in die Heimath antritt, mit auf das Schiff. Als Peter demnächst allein auf der Insel Sagona zurückbleibt, weil er versäumt hat, sich bis zum Abgang des Schiffes einzufinden, übergiebt der Schiffspatron die vierzehn Fässer als eine mildthätige Gabe dem von Magelone gestifteten Hospitale, die, als sie einmal Salz braucht, jene öffnen lässt und nun zwischen dem Salz eingepackt den Schatz findet. — In dem arabischen Märchen schüttet Kamaralsaman in den oberen Theil von funfzig halb mit Goldstaub

Digitized by Google

gefüllten Krügen, die er in einem Gewölbe gefunden, Oliven, als er sich zu Schiffe begeben will, um in seine Heimath zurückzukehren und übergiebt die Gefässe, als lediglich jene Frucht, die er auf der Ebenholzinsel, dem nächsten Reiseziel, verkaufen wolle, enthaltend, dem Schiffspatrone. Als Kamaralsaman sich verspätet hat und in Folge dessen das Schiff ohne ihn abgesegelt ist, gelangen die Krüge in den Besitz seiner von ihm getrennten Geliebten, die, als sie um die Oliven zu versuchen, einen von jenen ausschüttet, das Gold darin findet. Man sieht, dass im Wesentlichen beide Erzählungen Zug für Zug übereinstimmen. Wenn in der Magelone an die Stelle der Oliven Salz getreten ist, so kann dies nicht auffallen, denn Oliven von weit her zum Verkaufe nach der Provence, dem Vaterland derselben, bringen, hätte doch gar zu sehr geheissen: Eulen nach Athen tragen. — Der dritte Punkt, worin die in Rede stehenden Dichtungen übereinstimmen, beruht darin, dass das von dem Vogel geraubte Kleinod zuletzt wieder zu der zurückgelassenen Geliebten gelangt und diese daraus glaubt abnehmen zu müssen, dass ihr Geliebter sein Leben eingebüsst habe. In der Magelone wird ein Fisch, der das von dem Raubvogel fallengelassene rothe Büchschen verschluckt hat, gefangen und zum Grafen von Provence gebracht; als man jenen öffnet, findet man das Büchschen, was die Gräfin nun Magelonen überbringt. Im arabischen Märchen wird der Vogel, der den Carneol verschlungen, vor Kamaralsamans Augen von zwei andern Vögeln zerfleischt, dabei kommt etwas Rothes zum Vorschein, worin jener bei näherer Untersuchung den ihm vor langer Zeit entführten Carneol erkennt. Als er die fünfzig Krüge mit Goldstaub und Oliven füllt, packt er in einen derselben den Edelstein mit ein, um ihn ja nicht zu verlieren; so gelangt dieser denn zugleich mit den Krügen in die Hände der Prinzessin Badur, und wird von ihr, als sie deren Inhalt untersucht, gefunden.

Diese Uebereinstimmungen in mehreren völlig von einander unabhängigen und unter sich in keinem nothwendigen Zusammenhang stehenden Zügen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, dass die eine Erzählung die Quelle der andern ist, oder beiden dasselbe Vorbild zu Grunde liegt. Dass das Letztere der Fall sei, ist nicht wahrscheinlich, da sonst wohl von diesem Vorbilde

Digitized by Google

eine Spur auf uns gelangt sein würde*). Dagegen spricht sehr viel für die Annahme, dass der Verfasser der Magelone das arabische Märchen gekannt und benutzt habe. In Tausend und Einer Nacht ist die Liebesgeschichte Kamaralsamans und der Prinzessin Badur gerade diejenige Erzählung, bis wohin die Handschriften zusammenstimmen, während das Weitere in den verschiedenen Fortsetzungen sehr von einander abweicht; sie gehört also zu den ächten alten Nachtmärchen. (Vgl. v. d. Hagen Uebersicht der ersten 13 Bände seiner, Habichts und Schalls Uebersetzung der Tausend und Eine Nacht. Bd. XIII. zu XLIX.)

Dieselben sind jedenfalls älter als die erste Abfassung der Magelone, da bereits Al Masudi (zu Anfang des 4. Jahrhunderts der Hedschra, im 10. Jahrhundert nach Chr. Geb.) sie kannte. So wie man weiss, dass es schon in sehr früher Zeit in der Provence, dem Lande, wo der Roman von der schönen Magelone entstanden ist, Personen gegeben hat, welche der arabischen Sprache kundig waren — wie sich denn namentlich der 1078 verstorbene Bischof von Maguelone, Arnold, in der Kenntniss derselben auszeichnete (Fauriel Hist. de la poés. provenç. III. p. 316) — so kann auch darüber kein Zweifel obwalten, dass die unter dem Namen der Tausend und Einen Nacht bekannte Märchensammlung zu der Zeit, wo Bernard von Treviez sein Gedicht verfasste, im Abendlande, insbesondere in den am mittelländischen Meere belegenen Ländern, bekannt gewesen ist. Schon im Anfange des 12. Jahrhunderts hatte der Spanier Petrus Alphonsus in seiner Disciplina clericalis (der Unterweisung eines Vaters für seinen Sohn), dann ein Mönch der Abtei Haute-Selve im südlichen Frankreich sie auszugsweise übersetzt und so den provenzalischen Troubadours wie den nordfranzösischen Trouvères und Jongleurs einen willkommenen und vielfach zu Nutze gemachten Stoff dargeboten. Fauriel (l. c. p. 335) sagt: „Allem Anscheine nach

*) Dass das arabische Märchen wahrscheinlich selbst nicht Original, sondern aus dem Indischen oder Persischen übersetzt ist, bleibt hierbei ohne Einfluss, da die Vorbilder in diesen Sprachen ganz sicher dem abendländischen Dichter nicht bekannt geworden sind. — Der türkische Roman: Abenteuer des Abdul-Selam und der Schelnissa, dessen Gegenstand der nämliche ist, wie der des arabischen Märchens, bleibt schon deshalb ausser Frage, weil seine Entstehungszeit eine spätere ist, wie die des provenzalischen Gedichts.

Digitized by Google

waren es die Araber Spaniens, von denen die Troubadours die ersten Vorbilder der Erzählungskunst erhielten, einer Kunst, in welcher sie nicht sehr hinter ihren Meistern zurückblieben. Mehrere Sammlungen jener geistreichen Erzählungen, in denen der tiefste Sinn sich oft unter den natürlichsten Formen der Erfindung birgt, wurden im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts theils in das Lateinische, theils in das Romanische übersetzt. So die, welche unter dem Namen der sieben weisen Meister und der Unterweisung eines Vaters an seinen Sohn in die Literaturen aller Völker Europas Aufnahme erhalten haben. Ich bin hin und wieder in den provenzalischen Dichtungen auf Anspielungen auf andere Erzählungen und andere arabische Geschichten gestossen, welche in gleicher Weise in dem Süden Frankreichs in Umlauf waren, und von denen sich gegenwärtig keine Spur mehr vorfindet." —

Es kann unter diesen Umständen nicht befremdlich erscheinen, wenn Bernard von Treviez dem Beispiele seiner Sangesgenossen gefolgt ist, als er daran ging, eine Legende über die Gründung seines Klosters anzufertigen. Und er hat jenes gethan, so weit der letztgedachte Zweck, der ihm immer die Hauptsache blieb, es irgend gestattete. „Petrarca", sagt Pet. Gariel (l. c. II. p. 113, vergl. I. p. 71 und 129), „der Vater und Fürst der Dichter Italiens, als er, wie er es selbst bezeugt, vier Jahre hindurch zu Montpellier dem Studium der Rechtswissenschaft oblag, benutzte, um sich bei dieser Geistesanstrengung einige Ruhe und Abwechselung zu gewähren, seine Erholungsstunden dazu, den alten Roman von Peter von Provence und der schönen Magelone zu bessern und zu verschönern, welchen Bernard von Treviez zu seiner Zeit unter den Damen in Umlauf gesetzt hatte (avait fait couler), um sie auf eine sich leichter Eingang verschaffende Weise für die Werke der Barmherzigkeit und die Unterstützung der frommen Stiftungen zu gewinnen."

Auch Hagen bemerkt (Gesammtabenth. I. S. CXXXV.): der Roman hat neben der romantisch abenteuerlichen Ritterlichkeit einen gewissen frommen, ja kirchlichen Anstrich, schon im Namen des Helden, der zu Ehren desselben die beiden St. Petersschlüssel zum Wappen nimmt, sowie Magelone bei der Trennung nach Rom wallfahrt, in der Peterskirche und auch sonst andächtig

Digitized by Google

betet und in ihrer milden Stiftung auf der Insel Magelona mit dem Petersaltare verharrt, bis diese die Geliebten wieder vereinigt, bis zum Grabe darin, so dass beide ein schönes Beispiel treuer Liebe sind."

So wie das arabische Märchen das Vorbild der Magelone, so war die Letztere wieder ohne Zweifel das des den Titel: Der Busant führenden deutschen Gedichts. In beiden begiebt sich ein Fürstensohn an den Hof eines benachbarten Königs, in dem einen, um sich durch ritterliche Thaten Ruhm zu erwerben, in dem andern, um adlige Sitten und Kenntnisse sich anzueignen. Der Fürstensohn verliebt sich nun in die Tochter des Königs, an dessen Hof er sich aufhält, erhält deren Gegenliebe, entführt sie, in beiden Dichtungen gleichmässig ohne dringende Veranlassung, auf schnellen Rossen, geräth mit ihr in einen Wald, wo die ermüdete Schöne in seinem Schosse einschläft. Während sie sich noch im Schlafe befindet, nimmt er einige Ringe, die er an ihr wahrnimmt — in einem Gedicht sind es drei, im andern zwei — um sie näher zu beschauen; da schiesst ein Raubvogel hinab und entführt sie ihm, er eilt ihm nach, um sie mit Stöcken und Steinen ihm abzujagen. Aber all sein Bemühen bleibt erfolglos, er wird sogar, da er sich nicht zurückfinden kann, ganz von seiner Geliebten getrennt. Diese hofft anfangs, als sie beim Erwachen ihn vermisst, auf seine baldige Rückkehr, geräth, als diese nicht erfolgt, in Verzweiflung, entschliesst sich aber endlich, allein ihren Weg fortzusetzen.

So weit findet zwischen beiden Dichtungen eine beinahe vollständige Uebereinstimmung statt, wenn der zweite Theil der Erzählungen eine solche nicht darbietet, so erklärt sich dies ganz natürlich daraus, dass der deutsche Dichter lediglich ein Liebesabenteuer erzählen, nicht aber eine Klosterlegende abfassen wollte, also auch einen andern Schluss brauchte. Eine Analogie bieten beide Dichtungen aber auch hier dar, denn in beiden gelangen die verlassenen Damen zu Angehörigen ihres Geliebten, in der einen zu den Eltern, in der andern zu dem Oheim. — Dass dem Dichter des Busant der nordfranzösische Prosaroman Magelone bekannt gewesen sei, ist chronologisch sehr wohl möglich; dagegen hat eine direkte Benutzung des provenzalischen Gedichts sicher nicht stattgefunden, da die deutschen Dichter

Digitized by Google

des Mittelalters ihre Stoffe mit seltenen Ausnahmen nicht unmittelbar von den Provenzalen, desto mehr aber von den Nordfranzosen entlehnt haben.

Ebenso unzweifelhaft ist es, dass die drei Gedichte der andern Reihe, der Graf von Savoyen, die Gute Frau und Sir Isumbras zusammengehören und ihrem wesentlichsten Bestandtheile nach einer gemeinschaftlichen Quelle ihren Ursprung verdanken, sowie dass die Letztere ein nordfranzösisches Gedicht ist. Das erstgenannte weicht von den andern nur darin ab, dass die vom Vogel geraubten Kleinode nicht wieder zum Vorschein kommen, dass aus dem, was in der Guten Frau und dem Sir Isumbras nur Ein Vorfall ist, der Raub des Kaufgeldes, das der Gatte für seine Frau erhalten hatte, durch einen Vogel, in jenen zwei geworden sind: die Entführung der Kleinodien, welche die Gräfin mit sich genommen, durch den Raubvogel und das Verlieren des Kaufgeldes dadurch, dass dasselbe ins Meer fällt. In allen drei Gedichten entscheiden sich die Gatten dahin, lieber zeitliches Ungemach zu erdulden, als auf die ewige Seligkeit zu verzichten, aber nur in der Guten Frau erfolgt die Ausführung aus freiem Antriebe; es ist dies offenbar consequenter wie in den beiden andern Gedichten, wo die Ehegatten durch äussere Veranlassung ins Elend gerathen. Die Gute Frau kommt mit dem Grafen von Savoyen darin, dass die Gräfin schliesslich die Gemahlin des Königs von Frankreich wird, mit dem Sir Isumbras aber darin überein, dass zwei Söhne verloren gehen, als der Vater sie einzeln über einen Fluss tragen will, dieselben sich aber am Schlusse wieder einfinden. Dagegen erfolgt in diesem Gedichte eben so wie im Grafen von Savoyen der Verkauf der Frau auf einem Schiffe, aus dem der Gatte hinausgestossen wird, nachdem ihm das Kaufgeld für seine Frau aufgedrungen worden. — Welche von diesen verschiedenen Gestaltungen, die die Erzählung erhalten, der ursprünglichen Quelle entspreche, wird sich kaum mehr ermitteln lassen, da das altfranzösische Gedicht, was solche gebildet hat, bis jetzt nicht aufgefunden ist. Die Chanson de geste, die in der Guten Frau ins Deutsche übersetzt worden, ist dies schwerlich gewesen. Es ist sogar wahrscheinlich, dass der Graf von Savoyen, der sich vor den beiden andern Gedichten durch Gedrungenheit und Einheitlichkeit aus-

Digitized by Google

zeichnet, in dem namentlich sich das Häufen der Abenteuer, ein charakteristisches Merkmal der Umarbeitung eines älteren Dichtwerks, noch nicht findet, der ursprünglichen Quelle am nächsten stehe. In dem Original der Guten Frau wurde diese zu einem Epos des Kärlingischen Sagenkreises verwendet, im Sir Isumbras mit den Kreuzzügen in Verbindung gebracht und für christlich ascetische Zwecke benutzt.

Noch bleibt die Erörterung der Frage übrig, ob man dieselbe Abstammung für die Dichtungen der ersten, wie für die der zweiten Reihe anzunehmen habe. Gemeinsam ist beiden eigentlich nur der Umstand, dass zwei Liebende getrennt und nach mancherlei Drangsalen wieder zusammengeführt werden, sowie der, dass ein Vogel eine Kostbarkeit, die er für ein Stück Fleisch ansieht, dem Helden der Dichtung entführt. Diese Züge allein dürften aber nicht ausreichen, um die Annahme ein und derselben Quelle als nothwendig erscheinen zu lassen. Wir begegnen denselben auch in Erzählungen, die im Uebrigen mit den hier besprochenen nicht die mindeste Uebereinstimmung darbieten, so namentlich dem letzteren unter andern in der Geschichte des Kodjah Hassan Alhabbal (Tausend und Eine Nacht, 369ste Nacht Th. X. S. 115 der Ausg. Wien 1826) wo erzählt wird, dass sich ein Hühnergeier auf Kodjah gestürzt habe, um demselben ein Stück Fleisch, das er in den Händen trug, zu entreissen und als in dem hierüber entstandenen Kampfe dem Kodjah sein Turban, in welchem er die ihm geschenkten 190 Goldstücke, seine ganze Habe, sorgsam verwahrt trug, entfallen sei, der Geier diesen gepackt und sich damit in die Lüfte geschwungen habe, alle Anstrengungen Kodjahs, den Vogel zu erhaschen und wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen aber erfolglos geblieben wären. Liebrecht (Pfeiffers Germania I. S. 260) erinnert auch noch an eine altindische Sage. „In einer Erzählung des Somadewa Bhatta (aus dem Sanskrit übers. von Brockhaus 1843) I. 83 sqq. wird erzählt, dass die Königin Mrigavati, um ihrer Blässe abzuhelfen, in einem mit rothen Färbestoffen angefüllten Teich badet, aber von einem gewaltigen Vogel, der sie für ein Stück blutiges Fleisch hält, fortgeführt und auf einem Berggipfel niedergesetzt wird, wo ein Einsiedler sie aufnimmt und sie einen Sohne gebärt. Dieser erhält, herangewachsen, von seiner Mutter einen Ring mit dem

Digitized by Google

Namen seines Vaters und kauft dafür später eine schöne von einem wilden Waldbewohner gefangene Schlange, mit der er Mitleiden hat, los. Der Waldbewohner begiebt sich in die Stadt, um den Ring zu verkaufen, woselbst Letzterer von den Dienern des Königs erkannt wird und so diesen auf die Spur seiner Gemahlin bringt, so dass er endlich wieder in den Besitz derselben gelangt. — In diesem indischen Märchen finden sich, wie mir scheint, die Grundzüge der Geschichte des Peter und der schönen Magelone, wenn auch in manchen Umständen verschieden. Denn so wie im Volksbuche der Rabe den rothen Zindel mit den Ringen entführt, ihn für ein Stück Fleisch haltend, und auf diese Weise die Trennung der Liebenden bewirkt, so führt in dem Märchen der Vogel aus demselben Grunde die Königin selbst fort, bei deren Wiederfindung ein Ring die Hauptrolle spielt. Der Einsiedler des Märchens ferner entspricht dem Mühlmeister im Busant, oder der frommen Frau zu Aigues-Mortes, welche Magelone in ihr Haus aufnimmt, im Volksbuch und in allen Versionen finden sich endlich die Getrennten nach langer Zeit wieder.“ — Die hier hervorgehobenen Aehnlichkeiten sind aber doch nur so entfernt, dass wir sie weniger einer Gemeinsamkeit der Quelle, als dem Umstande beimessen möchten, dass es Ideen und Gebilde der Einbildungskraft giebt, welche selbstständig und unabhängig von einander bei den verschiedensten Völkern entstehen können.

Nach den oben angeführten Ansichten Uhlands über Sagenverwandtschaft, die wir auch hier zur Anwendung zu bringen zu müssen glauben, vermögen wir auch nicht anzuerkennen, dass jene beiden Reihen der voraufgeführten Erzählungen aus einer Quelle entsprossen sind. Für die Magelone und den Busant war diese sicher das arabische Märchen, für das Vorbild der Guten Frau und des Sir Isumbras aber schwerlich. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, dass dem Verfasser des Grafen von Savoyen der Roman von der schönen Magelone bekannt gewesen ist und er aus diesem den Raub der Ringe durch einen Vogel, der bei ihm eine fast ganz müssige und auf den Gang der Begebenheiten im Allgemeinen durchaus einflusslose Episode bildet, aufgenommen hat, während er den Verlust des für die Frau gezahlten Kaufgeldes aus seiner Hauptquelle beibehielt, ihn aber nun freilich, da er den Vogel doch nicht zweimal auftreten lassen konnte, etwas

Digitized by Google

anders motiviren musste. — Auch die Aufnahme des Grafen durch den lombardischen Herrn und das Wohlwollen, welches der Letztere ihm zuwendet, das wesentlich zur Wiedervereinigung der Liebenden beiträgt, bietet einige Aehnlichkeit mit dem dar, was der Sultan von Egypten für Peter von Provence thut. — Der Graf von Savoyen bildet daher gewissermassen das Verbindungsglied zwischen jenen beiden Gruppen von Dichtungen.

Andererseits bietet aber auch der Busant einen Vergleichungspunkt mit der Reihe dar, der er im Uebrigen nicht angehört. Denn die Art, wie die Königstochter aus Frankreich in der einsam im Walde belegenen Mühle Aufnahme findet, hier durch kunstvolle Handarbeiten ihren Unterhalt erwirbt, in derselben von einem Grafen gefunden und mitgeführt wird, findet sich mit fast vollkommener Uebereinstimmung auch in der Guten Frau. Beide Dichtungen mögen, wie schon früher angedeutet wurde, diesen Zug aus der Sage von Berta, der Mutter Karl's des Grossen, entnommen haben. — Die Gute Frau bietet zwar auch mit noch einer andern Erzählung der zweiten Reihe, dem Märchen vom Prinzen Kamaralsaman, eine Analogie dar — dort wird der Adler, welcher das Säckchen mit dem Gelde geraubt, durch den Angriff anderer Vögel so bedrängt, dass er jenes zu den Füssen der Heldin niederfallen lässt und es auf diese Weise in deren Hände geräth; im arabischen Märchen beissen vor den Augen des Helden andere Vögel den Räuber des Kleinods todt, und es gelangt so dieses wieder in den Besitz von jenem — doch ist diese Analogie eine so entfernte, dass sie noch nicht berechtigen kann, aus ihr eine gemeinsame Quelle zu folgern.

Die von Eschenburg und v. d. Hagen ausgesprochene Vermuthung, dass dem Gedichte vom Grafen von Savoyen eine italienische Novelle zu Grunde liegen möge, hat sich bei einer eigens zu diesem Behufe vorgenommenen Durchsicht der älteren Novellensammlungen der Italiener nicht bestätigt gefunden; es ist diese Nation sogar beinahe die einzige Europas, deren Literatur sich den Roman von der schönen Magelone nicht angeeignet hat.

Digitized by Google

Der Bauern Lob.

Das nachstehende Gedicht ist, wenn es gleich wie demnächst dargethan werden soll, ausser in der vorliegenden, von keinem Bibliographen bis jetzt erwähnten, Ausgabe wahrscheinlich auch anderweit gedruckt ist, doch so gut wie ganz unbekannt geblieben. — Da es nun aber nicht gut einen Auszug gestattet, wenigstens bei einem solchen einen grossen Theil seines Reizes einbüssen würde, es aber wegen seines volksthümlichen Gepräges, seiner Naivetät und seines schlagfertigen, wenn auch etwas derben Witzes, sowie als ein Beitrag zur Kenntniss der geistigen Bewegung in der Zeit, der es seine Entstehung verdankt, einer Erneuerung wohl werth ist, so bedarf es wohl kaum noch einer Rechtfertigung, wenn hier ein wortgetreuer Wiederabdruck — nur die Interpunktion ist etwas gleichmässiger gemacht und die Abbreviaturen sind aufgelöst — erfolgt.

Einen förmlichen Titel hat das Büchlein nicht, vielmehr enthält statt eines solchen die Stirnseite des ersten Blattes die Anfangszeilen in gothischen Majuskeln.

Uns ſagt die geſchrifft . Wer der erſt Edelman geweſt . iſt wie Er vnd ſin . nach kumen die : lant habē gezwungē ſider adams zit ſo iſt Weder arm noch rich vor der herſchafft gefreit :

Die unteren zwei Drittheile des Titelblattes werden durch einen Holzschnitt eingenommen.

Die Schlussschrift lautet: Gedruckt zu Erffort bey sant paulss pfarr In dē | weissē lilgenberge Jm XCvij Jahre (1497). — Ohne Blatt- und Seitenzahlen, Signaturen und Custoden. 6 Blatt in Quart, von deren letztem nur die vordere Seite bedruckt ist.

Uns sagt die geschrift: Wer
der erst Edelmann gewest ist, wie Er
und sin nachkumen
die lant haben gezwungen,
sider adams zit;
so ist Weder arm noch rich vor der herschaft gefreit.

Digitized by Google

Nu wolt ich wissen also geren:
wann die Edelleut herkumen weren;
Seintemal das die pösen und die frumen,
nit mer dan von Adam und Eva sind kumen.
Da Adam reutet und Eva span,
wer was die zeit da ein Edelman?
So will ich euch hie bedeuten:
von wann kumen sind die Edelleuten.
Ich will euch daran nit liegen,
man vindt es in der Bibel geschrieben.
In einem Buch genant Genesis
an dem zehenden Capitel ich also lis:
Das Nemroht sich nam gewalt an,
Und ist gewest der erst Edelman.
Er was treg vnd auch faul,
darumb setzt er sich vuff einn gaul,
Vnd nam sein freunde kelber vnd küe,
Dartzu dorfft er nit grosser müe,
Wann er pawet ym in schlos so gut,
Darinnen was er gar wol behut.
Und wolt nit arbeiten,
darumb betzwang er die armen Leuten,
Das sy ym zinss musten geben,
wolten sy behalten ire güter eben.
Und gaben ym das iars ein antzal
von iren früchten überal.
Derselbig Nemrot kinder gewan,
die namen sich ihrs vaters weis an,
Und kopten alle in die art,
darumb so lags den armen hart.
Und da ir vater Nemrot starb,
Der eltest sun ein weib erwarb,
Und setzt sich in das schlos hinein,
vnd thet gleich als der Vater sein,
Und nam zinss von den armen,
es mochte wol got im Himmel erbarmen:
Das arm leut die Herren müssen ernern,
können sich oft kaum des Hungers erweren.

Digitized by Google

Also ist es kumen in ein gewonheit,
und zwar es ist den Paurn leit,
Das es dartzu ist kumen;
sy habentz yetz cleinen frummen.
Nun red ich das on allen zoren:
es ist sunst nyemant Edel geporen,
Den wen sein tugent Edel macht,
und der mit frümkeit sich besacht.*)
So ist denn och kein Fürst so lobeleich,
der sich dem Paurn mag gleich.
Der Paur ist wol ein Edelman,
wer das rechtlich erkennen kann.
Wan alles, das in der werlt lebt,
alles nach des Paurn arbeit strebt.
Die würmlein in der erden clein
und in dem wasser die visch gemein
Auch in dem wald die wilden thierlein
Die solten dem Paurn gehorsam sein;
Auch die Vögel auff den zweigen,
Die solten dem Paurn von recht neigen.
Ich lob den Edeln Paur
über alle creataur.
Wan Hertzogen, Fürsten und die Herren
Die muss der Paur all erneren;
Die Edlen und die stoltzen
die muss der Paur all beholtzen.**)
Mit herter arbeit und übel essen,
muss er das getreid in casten messen.
Es erschlach der Hagel oder der schaur,
so mus der Hecker und der Paur
den Adel und die Burger erneren.
von arbeiter hande muss got bescheren.***)
Ir meidlein und ir knaben
ir solt den paursman lib haben,

*) Versorgen, berathen, Grimm Wörterbuch I. 1539.

**) Mit Holz versorgen, das Wort kommt, soviel sich hat ermitteln lassen, anderweit in dieser Bedeutung nicht vor.

***) Durch die Hand des Arbeiters muss u. s. w.

Digitized by Google

Dan er mus uns die wissen meen,*)
das feld pawen und seen;
Wer uns der Paur nit geborn,
wer pawet uns den weitz vnd das korn,
Und auch dartzu den guten wein,
darbey wir offt gar fröhlich sein?
Darumb ir herren ritter und knecht:
ir solt den Paurn beschirmen von recht;
Ir mönch, nunnen und pfaffen,
got hat euch auch erschaffen;
Ir solt nit davon wencken,**)
ir solt des armen Paurs still gedencken.
Ir Burger tragt gegen den Paurn kein neit;
für war es möcht noch kummen die Zeit,
Das ir des Paurn nit möcht geraten,***)
wiewol ir offt est hüner und praten.
Ir Hantwerksleut ich rat euch das:
tragt gegen den Paurn keinen has,
Wen er gen marckt begund zu lauffen,
so begert ir allerley von im zu kaufen
So spricht der erst : libes Peuerlein
hastu nit ein jungs par hünlein?
Die wolt ich gerne haben,
Das ich möcht füllen meinen kragen;
Das rindtfleisch das bekumbt mir nicht,
wan es ist grob und gantz entwicht.****)
Ya spricht der Paur : ich unseliger man
das ich das rindtfleisch nit genug han;
Ich wölt mich des gern vermessen,
und wolt mein lebtag kein hünerfleisch essen;
Und wolt wasser trinken aus einem krug,
Das ich nur het des rindtfleisch genug.
Ach ewiger got von himmelreich
wie ist es so gar ungeleich,

*) Wiesen mähen.

**) Wanken.

***) Entrathen, entbehren können.

****) Nichtnutzig, werthlos, Grimm l. c. III. 657.

Digitized by Google

Das ich übel essen mus und trincken,
vor onmacht möcht ich zu der erden sincken.
Ich ertzüch die hüner vnd iss sy selten,
dennoch muss ichs offt entgelten
Gegen manchen Edelman,
der mir nit vil gutz gan.*)
Yedoch so thut es mir nit ant,**)
ich hab des schotten und der milch gewant,***)
Daraus so macht mir mein fraw ein prey,
füllt mich pas dan wern der Hühner drey.
Er steht mir im pauch recht sam ein mauer,
und darff nit kawens****) und wird mir nit sauer.
Der ander spricht: ach lieber meyer
Hast Du nit neu gelegte eyer?
Ich hab das in den püchern gelessen:
wen einer sey im pad gewesen,
So sol er des nit vergessen,
er sol neugelegte eyer nach dem pad essen.
Der Paur spricht: ich sag die warheit,
mein fraw hat sy heut in Kreben†) geleit,
Und hat mirs auch gar eben getzelt.
Wer sach das es mir um eins velt††)
So schlüg sy mich zu hand
Das ich muss lauffen aus dem land.
Doch so treib ich meinen schimpff; †††)
pit euch nembtz nit auff in vngelimpff.
Sy sein in zweien tagen geleit,
Das sag ich euch auff meinen eit,
den ich meinen herren hab geschworn.
ich red auch das on allen Zorn,
Vnd ob ich euch hat gelogen,
so würd ich von euch gar schon betrogen;

*) Gutes gönnt.
**) Es thut mir nichts, v. Grimm s. v. ant und anthun I. 495 und 498.
***) Genug.
****) Bedarf nicht des Kauens, cf. Grimm V. 656.
†) Krebe = Korb. Ziemann mittelhochd. Wörterb. S. 194.
††) Wenn sie sähe, dass mir eins fehlt.
†††) Scherz.

Digitized by Google

Findet ir in ein ein jungs hönlein darin,
so habt ir gar ein guten gewin.
Ir müst mir sunst vmb eins neun pfenning geben,
wer es euch noch als uneben.
Der drit der spricht: ach lieber Paur,
mus ich als lang auff dich laur,
bis ich dich hab gefunden:
hast zu dein Pürlein*) aufgepunden?
Ich wolt gern gute puttern han;
hast du ir, lass michs verstan.
Ich wil dir gebn par gelt,
ist es sach das mir die puter gefelt.
Ya spricht der Paur : ich hab ir wol,
seind ich die warheit sagen sol;
die puter ist gut und dartzu rein,
als mir hat gesagt die Hausfraw mein.
Sie hat mich hereingeyagt nach saltz.
ich sag euch : es ist gut meienschmaltz.
Der viert spricht : liebster vetter mein,
pist du erst heut kummen herein?
Neugerauft federn het ich gern,
wan ich mag ir gar übel entpern.
Ich wolt ein gut peth lassen machen,
ich mus die nacht wol halbe wachen,
Und mag nicht han mein rechten schlaff,
ich gen recht sam ein taubes schaff.
Der Paur spricht : ich hör es wol,
seind ich die warheit sagen sol,
Erbeit des Tags als sere als ich,
ir schlafft des nachtz gar gerüglich,**)
Sam ich in meinem stadel thue;
des nachtz hab ich gar gute rue.
Also werden wir***) von Paurn gespeist,
wolt got das man die Paurn darauff weist:
das sy ire kinder liessen halten den pflug;
der hantwercksleut seint sunst genug.

*) Pürlein = Bürlein = Bündel. Grimm l. c. II. 544.
**) Gut, nach Belieben. Ziemann l. c. S. 111.
***) Wir Menschen.

Digitized by Google

Es wer not das die Paurn möchten wachssen
in aller welt und auch in sachssen.
So wil der ackerleut zerinnen;*)
Wo yetz die Paurn sün gewinnen,**)
Machentz all zu hantwercksleuten.
wer wil dan Hacken oder reuten?
Lieben Paurn freut euch meins wortz,
es ist mancher grober knortz,***)
die in den steten Bürger werden,
und meint er sey ein Fürst auff erden,
Und spottet vil der acker leut,
der ein schelm ist yn seiner heut.****)
Es wer gut das mancher ein Paur blib,
vil grosser sünd er vermid,
Die sunst all werden volpracht,
bey tag und auch bey nacht,
Mit müssig geen, trincken und mit essen;
darmit wirt got des Herren vergessen.
Die Paurn kumen gen kirchen selten,
doch lest sichs †) got nit entgelten;
Für ir arbeit gibt er yn lon,
gesunden leib und die ewige kron.

Der Drucker des vorstehenden Werkchens ist, wie dies das angegebene Druckhaus ergiebt, eben so wie bei den übrigen voraufgeführten Gedichten, Hans Sporer. Allem Anscheine nach hat er eben dasselbe auch schon an seinem früheren Wohnorte Bamberg vorher veröffentlicht. Panzer sagt nämlich (Deutsch. Annal. I. 208) bei der Erwähnung des gleichfalls von Hans Sporer 1493 zu Bamberg gedruckten Königs im Bade: „Noch besitze ich ein Lied, unter dem Titel: Der paurn lob, ohne Anzeige des Druckortes etc. in 4°, das vermuthlich ebenfalls zu Bamberg um diese Zeit gedruckt worden ist. Ist 1 Bogen stark, und hat auf dem Titel einen Holzschnitt.“ Sprenger, der in der

*) Aufhören.
**) Söhne bekommen.
***) Knotiges Stück Holz. Grimm l. c. V. 1492.
****) Haut.
†) Sie es.

Digitized by Google

ältesten Buchdruckergesch. von Bamberg S. 64 unter Nr. 44 die Schrift, aber nur nach Panzer anführt, fügt hinzu: „sie sei ohnfehlbar aus Hannss Buchdruckers Werkstätt hinter St. Martin.“ Wir halten nicht nur dies für richtig, sondern wir siud auch überzeugt, dass trotz der Verschiedenheit des Titels oder vielmehr des Fortlassens desselben, der Inhalt der nämliche sei, wie in dem hier vorliegenden Druck. Dafür spricht nicht nur der Umstand, dass auch dieser im Wesentlichen nichts enthält, als das Lob des Bauernstandes, sondern auch, dass Ausstattung und Format die nämlichen sind, und dass Hans Sporer, wie wir bereits gesehen haben, die meisten Büchlein, die aus seiner Presse in Erfurt hervorgingen, schon vorher in Bamberg gedruckt hatte. — Eine andere Ausgabe des Gedichts als die beiden aufgeführten hat eben so wenig ermittelt werden können wie eine Handschrift. In einem Manuscript der Königlichen Bibliothek zu München Nr. 774 Bl. 23. 24. 37. 38) findet sich zwar ein Gedicht: Der bawrn lob, dies ist aber, wie die von Keller (Fastnachtsp. III. S. 1375) mitgetheilten Verse darthun, völlig von dem vorliegenden verschieden.

Das Letztere, was in die Kategorie derjenigen Dichtungen gehört, welche die Bezeichnung: Reimsprüche führen (Uhland Schriften II. S. 504), weisst eben so seiner Sprache wie seinem Inhalte nach auf den Schluss des 15. Jahrhunderts als Entstehungszeit hin, denn es giebt sich als einen Vorläufer der geistigen Bewegung kund, die durch die Bauernaufstände ihren Abschluss erhielt. Die Sprache desselben deutet auf Mitteldeutschland, namentlich Franken. Die Erwähnung von Sachsen v. 182 wird wohl nur dem Reim auf wachsen zu Liebe erfolgt sein.

Das Gedicht muss zu seiner Zeit eine gewisse Popularität besessen haben. Fugger (Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. Nürnb. 1668. S. 1384) erzählt: als Kaiser Maximilian durch Jac. Manlius Nachforschungen über den Ursprung seines Geschlechts habe anstellen lassen, wären durch einen Spötter an seinem Hofe folgende Reime an eine Wand geschrieben:

Da Adam hackt und Eva spann,
wer war damals ein Edelmann?

die der Kaiser sofort beantwortet habe, indem er darunter schrieb:

Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann
nur dass mir Gott die Ehre gan.

Digitized by Google

Jener Reim ist nun offenbar aus dem vorliegenden Gedichte, wo er fast übereinstimmend lautet (V. 11. 12)

Da Adam reutet und Eva spann
wer was die Zeit da ein Edelmann?

entnommen.

Die Verse 50 sqq. „es ist sunst nyemant Edel geporen u. s. w.“ erinnern an eine Stelle in Seb. Brandts Narrenschiff (Von grossem Rühmen, fol. C. der Ausgabe Basel 1509):

Wer noch gut sytt, ern, tugent kan
Den halt ich für eyn edelman,
Aber wer hett keyn tugent nitt
Keyn zucht, scham, ere noch gute sytt
Den halt ich alles adels lär
Ob joch ein fürst syn vatter wer.
Adel allein by tugent stat
Vss tugent aller adel gat u. s. w.

Da aber das Narrenschiff nicht früher als 1494, und unser Gedicht schon 1493 im Druck erschienen ist, so kann davon, dass der Verfasser des Letzteren jenes benutzt habe, nicht füglich die Rede sein.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkungen	171
Die Königin von Frankreich, die vom Marschall verläumdet ward	176
Der König im Bade des Stricker	233
Ritter Morgeners Wallfahrt	243
Die Historie vom Grafen von Savoyen	292
Der Bauern Lob	319

Digitized by Google

Berichtigung

zu Seite 319 und 326 der vorstehenden Abhandlung.

Als ich angab: dass das von mir zum Wiederabdruck gebrachte Gedicht „Der Bauern Lob" so gut wie ganz unbekannt geblieben und, abgesehen von dem Bamberger und Erfurter Drucke, keine Ausgabe desselben habe ermittelt werden können, habe ich übersehen: dass E. Weller es bereits aus einem in der Hof-Bibliothek zu München befindlichen Bamberger Druck im Serapeum Jahrg. XXIV. S. 231—235 republicirt hat. Nur die Eingangsworte sind wesentlich verschieden; sie lauten bei Weller: „Ein newes gedicht", im Erfurter Druck dagegen: „Uns sagt die geschrift." Sonst stimmen, abgesehen von unwesentlichen Abweichungen in der Orthographie, beide Ausgaben meist Wort für Wort überein. Als etwas wesentlichere Varianten sind anzusehen: dass V. 90 statt „fiel" (viel) — so hat der Erfurter Druck und nicht „still", wie im Wiederabdruck in Folge eines Druckfehlers steht — bei Weller sich „seel" und V. 144 statt „schon", wohl richtiger „schen" (schön), findet.

Weller's Angabe: das Stück sei gänzlich unbekannt, bedarf in sofern einer Einschränkung, als es, wie von mir bemerkt worden, bereits Panzer und Sprenger erwähnt haben.

Die Ausgabe, aus der Weller den Abdruck besorgt hat, kann mit der in Panzers Besitz befindlich gewesenen nicht identisch sein, da die letztere keine Angabe des Druckers enthielt, die Münchener aber die Schlussschrift trägt: „Zu Bamberg in der loblichen stat, Meister Hanns hinder sant Martein das gedruckt hat". — Meine Annahme: dass Hans Sporer, wie die meisten übrigen aus seiner Erfurter Presse hervorgegangenen Schriften, auch das in Rede stehende Gedicht schon vorher in Bamberg gedruckt habe, findet hierdurch ihre Bestätigung, wie auch das aus dem Fortlassen des Titels des Panzerschen Exemplars „der pauren lob" etwa gegen die Identität herzunehmende Bedenken dadurch an Gewicht verliert, dass auch die in München befindliche Ausgabe bei sonstiger Uebereinstimmung eine andere Titelaufschrift hat, wie der Erfurter Druck. In Abrede stellen lässt sich hierbei übrigens nicht: dass der Titel „Der Bauern Lob" mehr dem Inhalte entspricht, als der, welchen Weller seinem Abdruck vorgesetzt hat: „Gedicht vom ersten Edelmann." Denn die Angaben über die Entstehung des Adels bilden doch nur die Einleitung zu dem Hauptgegenstande.

W. von Tettau.

Digitized by Google

Ueber die am Quarze vorkommenden Gesetze regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen.

Von

Dr. Gustav Jenzsch,

Bergrath in Gotha.

(Gelesen zu Erfurt in der Sitzung der Königlichen Akademie vom 12. Februar 1868 und mit einigen Zusätzen gedruckt.)

Wenn sich zwischen zwei oder mehreren zusammengewachsenen Krystallen eine krystallonomische Gesetzmässigkeit ihres Zusammengewachsenseins nachweisen lässt, so kann man mit Recht sagen, dass diese Krystalle einem Gesetze regelmässiger Verwachsung folgen. Ich habe den Versuch gemacht, bei Charakterisirung solcher Gesetze von den nach der herkömmlichen Anschauungsweise der Zwillingsbildung unvermeidlichen Zwillingsflächen Abstand zu nehmen, und hoffe, dass dieses Abweichen von einer eingebürgerten Gewohnheit seine Rechtfertigung finde: in der sich in der Natur häufig kund gebenden Nichtexistenz solch' gedachter, oft nur theoretisch construirter Flächen, für die sich zuweilen sogar nicht einmal rationelle Ausdrücke berechnen lassen.

Da bekanntlich die meisten Krystallflächen mannichfache, zum Theil auf innere Structurverhältnisse zurückzuführende Unebenheiten zeigen, und sich nur äusserst selten als vollkommene Ebenen erweisen, so darf man sich durchaus nicht wundern, wenn bei Zwillingskrystallen das von den üblichen Theorien der Zwillingsbildung geforderte völlige Zusammenspiegeln der betreffenden Flächen beider mit einander regelmässig verwachsenen Krystalle nicht zugleich an allen Stellen stattfindet.

Zwei unebene Krystallflächen können nie und unter keiner Richtung überall völlig zusammenspiegeln. Das Zusammenspiegeln findet immer nur für einzelne Stellen statt. Je nachdem man den zu beobachtenden Zwillingskrystall hin und her wendet, wird man finden, dass bald diese, bald jene Stelle des einen Krystalles bald mit dieser, bald mit jener Stelle des an-

Digitized by Google

deren Krystalles zusammenspiegelt, und es nimmt auf den ersten Anblick nicht selten den Anschein, als ob die betreffenden Flächen statt in einer Ebene zu liegen, unter geringen Neigungen ein-, beziehentlich aus-springende Winkel bildeten.

Will man nicht Alles als gesetzlose Zufälligkeiten betrachten, so ist man genöthigt, die Zwillingsflächen-Dreh-Theorie ganzer Krystalle aufzugeben. Ebenso wie jeder Krystall als aus einer, oft ungemein grossen Anzahl kleiner Krystallindividuen constituirt zu betrachten ist, so dürften in der Regel die Zwillingskrystalle aus einer grösseren Anzahl nach bestimmten gesetzmässigen Richtungen angeordneten Krystallindividuen bestehen.

In nachfolgenden Blättern werde ich die am Quarze ganz unzweifelhaft vorkommenden sieben Gesetze regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen in der Kürze besprechen und die einfachen krystallonomischen Beziehungen, welche zwischen ihnen bestehen, andeuten. Das in dem Sitzungsprotocolle der deutschen geologischen Gesellschaft vom 6. Februar 1861 (Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft Band XIII., Seite 139) erwähnte Zwillingsgesetz, auf welches Herr H. Wedding aufmerksam machte und bei welchem die Zwillingsebene 3 P und daher der Winkel der Hauptaxen 29° 24′ sein würde, blieb hier unberücksichtigt, da für dasselbe nur ein rauhes, zur Messung wenig geeignetes Exemplar spricht, auch bemerkt Herr G. Rose a. a. O., dass, bevor dieser Fall als Gesetz hingestellt werde, er einer Bestätigung an glattflächigeren Krystallen bedürfe.

Der speciellen Beschreibung der hier abgehandelten Gesetze sei nur noch die Bemerkung vorausgeschickt, dass ich unter Ebene der Hauptaxen eine Ebene verstehe, in welcher die Hauptaxen beider, einem Zwillinge zugehörigen, gekreuzten Krystalle liegen. Dieser Ebene der Hauptaxen entspricht bei sämmtlichen Figuren die Projectionsebene der Zeichnung. Die auf der Kupfertafel neben den Figuren angebrachten kleinen Striche sollen das Aufsuchen des bestehenden Parallelismus, so-

Digitized by Google

wohl zwischen den bezüglichen Flächen, als auch zwischen den betreffenden Kanten, erleichtern. Auch wurde bei den Figuren entweder unmittelbar oder dicht neben denselben der Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen der beiden mit einander verwachsenen Krystalle in Zahlen angegeben.

Für die Charakteristik dieser sieben Gesetze war es bei dem von mir eingeschlagenen Wege nicht nöthig, zu complicirten Flächen-Ausdrücken Zuflucht zu nehmen. Die gewöhnlich am Quarze vorkommenden Gestalten, nach denen auch die Blätterbrüche gehen: Dihexaëder (beziehentlich Rhomboëder und Gegenrhomboëder) und die gewöhnliche Quarzsäule sind dazu ausreichend.

I^stes (Zinnwalder) Gesetz.

Ebene der Hauptaxen parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche, und zweimal: zwei Dihexaëder-Flächen des einen mit zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.

Jedermann kennt die weiss überrindeten, häufig geborstenen Rauchquarzkrystalle von Zinnwald, die von Aussen, ebenso wie auf ihren Bruchflächen mit zahlreichen parallel angeordneten Quarzkryställchen überdrust sind.

Ich besitze ein dergleichen etwa 15 cm. langes, schmales, oberflächlich schmutzig-rothbraun und ockergelb überzogenes Bruchstück, welches zum Theil mit Scheelspath bedeckt ist und an welchem von den Krystallflächen des ursprünglichen grossen Rauchquarzkrystalles noch zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule vertreten sind.

An diesem unscheinbaren Stücke sind namentlich die beiden ursprünglichen Flächen des weiss überrindeten Rauchquarzkrystalles mit zahlreichen parallel der krystallographischen Hauptaxe des Stammkrystalles angeordneten Quarzkryställchen besetzt. Letztere sind immer flachgedrückt und langsäulenförmig. Da sie jedoch bald etwas dicker, bald etwas dünner sind, so sieht man längs des ganzen Stückes hin zahlreiche kleine, sowol dem oberen als dem unteren Pole angehörende Dihexaëder-Flächen. Mitten auf der grösseren der beiden Säulenflächen des vorliegenden Handstückes ragt nur ein einzelner Quarzkrystall in widersinniger Richtung dergestalt hervor, dass seine grösst'

Digitized by Google

ausgedehnte Dihexaëder-Fläche *) mit den, der grösseren der beiden ursprünglichen Rauchquarzflächen parallel liegenden Flächen der sie ganz überdeckenden, zahlreichen kleinen Quarzkrystalle zusammenspiegelt.

Die Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule, auf welche die erwähnte grösst' ausgedehnte Dihexaëder-Fläche des hervorragenden Krystalles gerad aufgesetzt ist, liegt mit den kleinen Dihexaëder-Flächen, welche auf die der grösseren Säulenfläche des ursprünglichen Rauchquarzkrystalles parallel liegenden hexagon-prismatischen Flächen gerad aufgesetzt sind, parallel.

Die Figur 1 stellt in idealer Weise das am Zinnwalder Quarze beobachtete Gesetz dar. Bei diesem I^sten^, ebenso wie bei allen übrigen auf der zugehörenden Figurentafel zur Darstellung gebrachten Gesetzen regelmässiger Verwachsung habe ich der leichteren Uebersichtlichkeit wegen die beiden mit einander zu Zwillingen verbundenen Krystalle langsäulenförmig, ringsum ausgebildet und einander gegenseitig durchdringend dargestellt.

Beim Entwerfen der Figuren 1, 2, 5, 6 und 7 wurde absichtlich die rhomhoëdrische Bauweise des Quarzes unberücksichtigt gelassen und die Krystallpole einfach als Dihexaëder gezeichnet. Die Ebene, in welcher die Hauptaxen beider, dem in Fig. 1 dargestellten Zwillinge zugehörenden, gekreuzten Krystalle liegen, ist parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche, und zweimal sind: zwei Dihexaëder-Flächen des einen mit zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel. Die Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen betragen

38° 13′ und 141° 47′.

Der spitze Winkel der Hauptaxe der beiden Krystalle entspricht daher dem Neigungswinkel einer Fläche des Quarz-Dihexaëders gegen die Hauptaxe. Je vier Dihexaëder-Flächen und je zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule gehören einer Zone an, deren Zonenlinie der Combinationskante einer Fläche dieses Prisma's und der darauf gerad aufgesetzen Dihexaëder-Fläche parallel ist.

*) oder auch Fläche des Hauptrhomboëders

Digitized by Google

II^{tes} (Reichensteiner) Gesetz [G. Rose].

Ebene der Hauptaxen parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche, und je zwei Dihexaëder-Flächen *) mit einander parallel.

Herr G. Rose beschrieb im Jahre 1851 (Poggendorff's Annalen Bd. LXXXIII. Seite 461 sq.) ein neues, von ihm auf einer Quarzdruse aus dem Serpentin von Reichenstein in Schlesien aufgefundenes Zwillingsgesetz und charakterisirt dasselbe wie folgt:

„Die Zwillingsebene ist eine Hauptrhomboëder-Fläche; die „Krystalle sind aber nicht mit dieser, sondern mit einer „darauf senkrechten Fläche verbunden."

Auf die weiteren Gruppirungs-Verhältnisse solcher Zwillinge gehe ich hier nicht ein und verweise auf Herrn Dr. Eck's Abhandlung über die Reichensteiner Quarzzwillinge (Geol. Zeitschrift. Berlin 1866, Seite 426 sq.).

Für je zwei mit einander verwachsene Krystalle behält das G. Rose'sche Gesetz seine volle Gültigkeit.

Durch die Güte des Herrn Geheimen Regierungsrath Rose gelangte ich in den Besitz eines Exemplars des Reichensteiner Vorkommens. An den daran befindlichen Zwillingen erscheinen die zusammenspiegelnden Dihexaëder- (Rhomboëder-) Flächen und die mit ihnen in einer Zone liegenden Flächen der Quarzsäule ganz ausserordentlich in die Breite gezogen, und das gezahnte Aussehen der Krystallpole lässt keinen Zweifel, dass diese breiten Zwillingskrystalle immer aus mehreren unter einander parallelen, längs der Zwillingszonen-Linie reihenförmig an einander gelagerten Zwillingen bestehen. Die Aneinanderreihung dieser Zwillinge erfolgt demnach in einer zur Ebene der Hauptaxen rechtwinkeligen Richtung.

In Fig. 2 liegt die Projectionsebene der Zeichnung einer die gewöhnliche Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche parallel. Aus dieser Figur wird ersichtlich, dass in ähnlicher Weise wie bei dem I^{sten} (dem Zinnwalder) Gesetze, je vier Dihexaëder-Flächen und je zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule einer Zone angehören, deren Zonenlinie der Combinationskante

*) oder auch: je zwei Hauptrhomboëder-Flächen

Digitized by Google

einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule und der auf sie gerad aufgesetzten Dihexaëder-Fläche parallel ist. Da in Fig. 2 je zwei Dihexaëder- (Rhomboëder-) Flächen in einer Ebene liegen, so entspricht der Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen dem Complementswinkel der doppelten Neigung einer Dihexaëder-Fläche gegen die Hauptaxe, ist also bei Zugrundelegung der Kuppfer'schen Messungen

103° 34′.

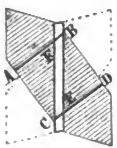
Der von den einander kreuzenden Hauptaxen der beiden Quarzkrystalle eingeschlossene spitze Winkel beträgt dagegen

76° 26′

und entspricht daher dem doppelten Neigungswinkel einer Dihexaëder- (Rhomboëder-) Fläche gegen die Hauptaxe. Der spitze Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen ist also beim vorliegenden II^ten^ Gesetze gerade doppelt so gross als bei dem I^sten^ Gesetze.

Obgleich nun das G. Rose'sche Gesetz mit Evidenz bis jetzt nur von Reichenstein in Schlesien bekannt ist, so zweifle ich durchaus nicht, dass dasselbe doch vielleicht öfters vorkomme.

Denkt man sich den in der Fig. 2 rechts liegenden Krystall zu einer dünnen Lamelle zusammengedrückt und im anderen Krystalle eingelagert, wie es der Holzschnitt (ein durch den Zwillingskrystall gelegter Hauptschnitt)



zeigt, so müsste sich eine daraus geschnittene Platte A B C D ähnlich verhalten, wie eine rechtwinkelig zur Axe geschnittene Platte Isländischen Doppelspathes mit einer eingelagerten Zwillingslamelle und demnach unter dem Polarisationsmikroskope eine ähnliche Erscheinung zeigen, wie solche aus Herrn Dove's künstlichen Calcitzwillingsplatten, bei denen ein Glimmerblättchen eingeschaltet wurde, allgemein bekannt ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die von Herrn Dove in Poggendorff's Annalen 1837, Bd. XL. Seite 619 und Farbenlehre, Seite 257 beschriebene merkwürdige Quarzplatte, welche unter dem Polarisationsmikroskope ein derartiges Verhalten zeigte, hierher zu rechnen sei. Als ich nach Anleitung des beigedruckten Holzschnitts, in der, dem zusammengedrückt gedachten Krystalle

Digitized by Google

entsprechenden Richtung ein ganz dünnes parallel zu einer Dihexaëder-Fläche geschnittenes Quarzplättchen FBEC zwischen zwei, im Holzschnitte als Dreiecke ACF und BED erscheinende Quarzkeile einschaltete, so erhielt ich die von Herrn Dove beschriebene Erscheinung zwar nicht ganz rein, aber immerhin ziemlich deutlich. Besser glückte mir der Versuch bei Einschaltung eines Glimmerblättchens, dem man durch vorsichtiges Abspalten leichter die zum Gelingen erforderliche Dicke geben kann. Der im mehr besprochenen Holzschnitte abgebildete Fall liesse sich unter Umständen zwar, wollte man der vielfach üblich gewordenen Auffassungsweise der Zwillingsbildung folgen, durch das Gesetz: Drehungsaxe normal auf einer Dihexaëder-Fläche, Drehungswinkel = 180° deuten, für alle Fälle bleibt aber dennoch gültig das oben aufgestellte Gesetz: Ebene der Hauptaxen parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche und je zwei Dihexaëder-Flächen mit einander parallel.

III^tes^ Gesetz [Q. Sella].

Ebene der Hauptaxen parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche, und je zwei Rhomboëder-Polkanten mit einander parallel.

Herr Q. Sella beschrieb in seiner Abhandlung: Studii sulla mineralogia Sarda, Torino 1856, Seite 35, ein neues Quarzzwillingsgesetz, welches er an einem im Königlichen Museum zu Turin befindlichen Stücke unbekannten Fundortes beobachtet hatte. Zur Erläuterung dieses Gesetzes gebe ich die in der Ebene einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche liegende ideale Projection zweier einander durchdringender Quarzkrystalle (Fig. 3).

Die Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen betragen

64° 50′ und 115° 10′

und es entspricht demnach der stumpfe Winkel derselben dem doppelten Neigungswinkel einer Polkante eines Quarzrhomboëders [beziehentlich einer Fläche des ersten stumpferen Rhomboëders *)] gegen die Hauptaxe. Da dieses Gesetz in der That

*) Bei hexagonaler Deutung entspricht die Fläche des ersten stumpferen Rhomboëders (− ½ R) einer Fläche der hexagonalen Pyramide ½ P, welche letztere man bekanntlich erhält durch Abstumpfung der Pol-

Digitized by Google

einen guten Beweis für die rhomboëdrische Bauweise der Quarzkrystalle abgiebt, so wurde auch in der Figur der rhomboëdrischen Ausbildung der Krystallpole Rechnung getragen.

Aus der Zeichnung erkennt man leicht, dass die in der Projectionsebene liegenden Polkanten der Hauptrhomboëder beider Krystalle in eine gerade Linie zusammenfallen, mit welcher sich die Zwillings-Zonenlinie der betreffenden zu 4 Spiegelebenen vereinigten 8 Hauptrhomboëder-Flächen in Parallelismus befindet. In der Figur spiegeln die rechts liegenden, ebenso wie auch die links liegenden beiden Hauptrhomboëder-Flächen zusammen.

Die noch übrigen 4 (in der Figur als Linien erscheinenden) Hauptrhomboëder-Flächen liegen ihrerseits mit den Säulenflächen, auf welche sie gerad aufgesetzt sind, auch in einer Zwillingszone. Die Zwillings-Zonenlinie dieser ist, analog dem I^sten^ und II^ten^ Gesetze, der zur Projectionsebene der Figur rechtwinkeligen Combinationskante einer Hauptrhomboëder-Fläche mit einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule, auf welche sie gerad aufgesetzt ist, parallel.

Die Ebene beider Zwillings-Zonenlinien steht winkelrecht auf der Ebene der Hauptaxen und entspricht einer Fläche des ersten stumpferen Rhomboëders.

IV^tes^ Gesetz [Des Cloizeaux-Sella].

Ebene der Hauptaxen parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule, und zwei Flächen des Hauptrhomboëders mit einander parallel.

Herr C. S. Weiss beschrieb 1829 in den Abhandlungen der Berliner Akademie vorstehend genanntes Gesetz an einem Quarzzwillinge aus dem Dauphiné. Beide mit einander verwachsene Krystalle haben als Grenzebene gemeinschaftlich eine Fläche des ersten stumpferen Dihexaëders, d. i. eine gerade Abstufungsfläche der Endkanten des gewöhnlichen Dihexaëders, und die Axen beider Krystalle liegen gegen diese gemeinsame Ebene umgekehrt. Dasselbe Gesetz wurde später auch von den Her-

---

kanten der hexagonalen Pyramide $\frac{4}{3}P2$, einer Gestalt, die durch Herrn Websky's wichtige Arbeit (Geol. Zeitschr. Berlin 1865, Seite 348 sqq.) für den Quarz von so hohem Interesse geworden ist.

Digitized by Google

ren Brooke *) und Dufrénoy **) beschrieben und ist jetzt in jedem Lehrbuche der Mineralogie zu finden. Vor 14 Jahren berichtete ich ***) über neue Fundorte solcher herzförmiger Quarzzwillingskrystalle, beschrieb die von mir auf Arsenkies von Munzig bei Meissen (Sachsen) angetroffenen und erwähnte, dass dergleichen Zwillinge von Herrn Brücke in Schreibershau (Schlesien) und von Herrn Huyssen zu Hasley in Westphalen beobachtet worden sind. Fast gleichzeitig und von einander unabhängig haben die Herren Q. Sella ****) und Des Cloizeaux †) dergleichen Zwillinge eingehend besprochen, aber auch darauf aufmerksam gemacht, dass die beiden zu einem Zwilling vereinigten Krystalle mit Rücksicht auf die Lage der P und z Flächen, bald gleichartig, bald ungleichartig orientirt sind, und damit dargethan, dass, wenn man die rhomboëdrische Anordnung im Baue der Quarzkrystalle beachtet, beide Fälle nicht auf ein gemeinsames Gesetz der Hemitropie zurückgeführt werden können.

Beide Fälle habe ich neuerlich gleichzeitig an ein und demselben Handstücke eines älteren Vorkommens beobachtet und zwar auf weingelbem Flussspath aufsitzend. Zur Charakteristik dieses ohne Fundortsangabe in meinen Besitz gekommenen Stükkes sei erwähnt, dass die weingelben Flussspath-Hexaëder von etwa 15 MM. Seite ganz mit kleinen Quarzkrystallen überdeckt sind, von denen viele mit einer Säulenfläche auf den Hexaëderflächen des Flussspathes aufliegen. Unter diesen Quarzkrystallen finden sich die erwähnten beiden Zwillinge, an denen beiden die kleinen etwa 1½ MM. langen und 1 MM. breiten Kry-

*) The London and Edinburgh phil. Mag. by Brewster X. 1837, p. 369. Phillips Mineralogy by Brooke and Miller. London 1852.

**) Dufrénoy, Traité de Minéral.

***) Zeitschr. der deutsch. geolog. Gesellsch., Jahrg. 1854, Seite 245 sq., wo auf Seite 246 bei der oberen Figur im liegenden Krystalle das r zu streichen ist.

****) 1. Gazzette Piemontese del 12 Juglio 1855.
2. Studii sulla mineralogia sarda, Estr. delle Memoire della R. Academia delle scienze di Torino, serie II., tom. XVII. Torino 1856.
3. Quadro delle forme cristalline dell' argento Rosso, del Quarzo e del Calcaro. Torino 1856.

†) Mémoire sur la cristallisation et la structure intérieure du Quartz, Paris 1855, pp. 131 sq.

Digitized by Google

stalle unter dem entsprechenden stumpfen Winkel zusammenstossen.

Die in der Ueberschrift zu diesem Abschnitte gebrauchte Formulirung ist, wie ich mir durchaus nicht verhehle, eigentlich nur ein specieller Fall des im nächstfolgenden Abschnitte erläuterten V^ten^ Gesetzes. Dem IV^ten^ Gesetze [Des Cloizeaux-Sella] sind zuzurechnen: der von Herrn Des Cloizeaux beschriebene Dauphiné'er Zwilling (Fig. 69 seines Mémoire sur la cristallisation et la structure intérieure du Quartz, Paris 1855) und die von Herrn Q. Sella besprochenen Zwillinge von Traversella (Fig. 51 bis 54 auf Taf. VI. seiner Abhandlung: Studii sulla mineralogia Sarda, Torino 1856).

Beim IV^ten^, ebenso wie beim V^ten^ Gesetze kreuzen die Hauptaxen beider Krystalle einander unter Winkeln von

$$84^\circ\ 34' = 42^\circ\ 17' \times 2,$$

entsprechend dem doppelten Neigungswinkel der Combinationskante einer Hauptrhomboëder-Fläche mit einer Nebenrhomboëder-Fläche gegen die Hauptaxe.

Der Complementwinkel davon, oder mit Worten: der stumpfe Winkel, unter welchem in Fig. 4 die Hauptaxen einander schneiden, beträgt dagegen

$$95^\circ\ 26'.$$

Ihm gegenüber liegen: je zwei in eine gerade Linie zusammenfallende Combinationskanten einer Fläche des Hauptrhomboëders und einer Fläche des Nebenrhomboëders. Es bilden daher die bezüglichen Kantenflächen mit den der Projectionsebene parallelen prismatischen Flächen eine Zone, deren Zonenlinie selbstredend den in der Hauptaxenebene liegenden Combinationskanten des Haupt- und des Nebenrhomboëders parallel ist.

V^tes^ Gesetz [C. S. Weiss].

Ebene der Hauptaxen parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule und je zwei Dihexaëder-Polkanten*) mit einander parallel.

Wenn an einem Zwillinge die P und z Flächen der beiden mit einander verbundenen Krystalle derart orientirt sind, wie dies z. B. an dem von Herrn C. S. Weiss im Jahre 1829 a. a. O.

*) Oder auch: zweimal je zwei Dihexaëder-Flächen.

Digitized by Google

beschriebenen und abgebildeten, aus einem links und einem rechts drehenden Krystalle bestehenden Zwillinge aus dem Dauphiné, an dem in Fig. 68 des Mémoire sur la cristallisation et la structure intérieure du Quartz par M. Des Cloizeaux, Paris 1855, abgebildeten, im Besitz des Herrn Brooke befindlichen, aus zwei links drehenden Krystallen gebildeten Zwillinge de la Gardette en Dauphiné und an dem von Herrn von Kokscharoff in seinen Vorlesungen über Mineralogie, Petersburg 1865, Seite 301, abgebildeten und im Britischen Museum zu London aufbewahrten, wahrscheinlich aus dem Dauphiné stammenden Quarz-Zwillinge der Fall ist, und für alle die Fälle, wo man nicht mit Sicherheit die P und z Flächen von einander zu unterscheiden vermag, kann füglich das im vorhergehenden Abschnitte beschriebene IV^te^ Gesetz Anwendung nicht finden.

Es ist nöthig, ein allgemeiner gehaltenes Gesetz aufzustellen, welches für alle Fälle Geltung hat und in welchem daher eigentlich auch das oben abgehandelte IV^te^ Gesetz mit inbegriffen ist.

Damit nun das Gesetz für alle Fälle gelte, mögen

P Flächen und P Flächen, oder
z „ „ z „ oder
P „ „ z „

mit einander verwachsen, oder mögen sonst wie nur immer beide Krystalle aneinander, übereinander oder durcheinander gewachsen sein, so formulire ich dasselbe: Ebene der Hauptaxen parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule, und je zwei Dihexaëder-Polkanten mit einander parallel.

Aus dieser Fassung ersieht man schon auf den ersten Blick die grosse Analogie, welche zwischen diesem und dem II^ten^ Gesetze (dem Gesetze von G. Rose) besteht. Während im II^ten^ Gesetze, wie man weiss, die Ebene, in welcher beide gekreuzte Krystalle liegen, parallel einer der Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche ist, und der spitze Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen beider Krystalle dem doppelten Neigungswinkel einer Fläche des Quarz-Dihexaëders gegen die Hauptaxe entspricht, ist er in vorliegendem V^ten^ Gesetze, dem Gesetze von Des Cloizeaux-Sella, wo die gemeinsame Hauptaxen-Ebene der beiden Krystalle parallel der gewöhnlichen Quarzsäule liegt, gleich dem doppelten

Digitized by Google

Neigungswinkel einer Polkante des Quarz-Dihexaëders zur Hauptaxe und beträgt bei Zugrundelegung der Kupffer'schen Messungen

$$84^{0}\ 34';$$

der stumpfe Winkel ist

$$95^{0}\ 26'.$$

Beim Vergleichen der Fig. 5 mit Fig. 2 sieht man, während in Fig. 2 die dem stumpfen Winkel gegenüberliegenden Dihexaëder-Flächen in einer Ebene liegen und daher zusammenspiegeln, bei Fig. 5 die dem stumpfen Winkel gegenüberliegenden Dihexaëder-Polkanten der beiden mit einander verwachsenen Quarzkrystalle in der gemeinsamen Projectionsebene in eine gerade Linie zusammenfallen.

Die Kantenflächen dieser Polkanten, also 8 Dihexaëder-Flächen, liegen selbstverständlich mit den 4 der Projectionsebene parallelen Prismen-Flächen in einer Zone.

Vor einiger Zeit acquirirte ich in der Königlichen Mineralien-Niederlage zu Freiberg einige kleine Gruppen von Quarzkrystallen mit Antimonglanz, von denen Herr Faktor Wappler vermuthete, dass sie von Wolfsberg im Harz stammen. Charakteristisch für diese Krystalle ist, dass fast sämmtliche Kanten durch eingeschlossene filzig zusammengehäufte sehr zarte Antimonglanznadeln dunkel gefärbt erscheinen und dass sämmtliche Flächen derselben einen eigenthümlichen metallisirenden Glasglanz zeigen. Die nicht sonderlich glatten Dihexaëder-Flächen erreichen mehr mehr oder weniger eine gleiche Ausdehnung, die prismatischen Flächen sind stark gestreift, und von Rhomben- und Trapez-Flächen ist nichts zu bemerken. Die Krystalle sind klein, erscheinen öfters bis auf die Anwachsungsstellen ringsum ausgebildet, finden sich aber stets zu Gruppen zusammengehäuft. Als ich sie neulich wieder besichtigte, wurde ich überrascht, dass an einer solchen kleinen Gruppe das Vte Gesetz in sehr instructiver Weise auftritt. Um eine Vorstellung von dem besprochenen Stücke zu erlangen, braucht man blos die Fig. 5 zu betrachten und anzunehmen, dass die gezeichneten vier Krystallpole vier Krystallen (anstatt der gezeichneten zwei einander gegenseitig durchdringenden) angehören. Das betreffende Exemplar ist im Quadrat etwa 20 mal kleiner als die Figur.

Digitized by Google

Dieses neue Vorkommen eines immerhin etwas seltenen Gesetzes hat insofern auch noch ein besonderes Interesse, da die hier zusammengewachsenen Krystalle nicht breitgedrückt erscheinen. Bekanntlich beobachtete man an den meisten derartigen, dem V^ten^ und IV^ten^ Gesetze zuzurechnenden Zwillingen ein, wie bereits Herr Des Cloizeaux angeführt hat, durch wiederholte Nebeneinanderwachsung mehrerer Krystalle bedingtes Breitgedrückterscheinen der Zwillinge in der gemeinsamen Ebene, in welcher die zusammengewachsenen Krystalle liegen. Ich erinnere an die a. a. O. von den Herren Weiss, Des Cloizeaux, Q. Sella und von Kokscharoff gegebenen Beschreibungen und Abbildungen der regelmässigen Verwachsungen von Quarzkrystallen aus dem Dauphiné und von Traversella, sowie an meine Quarzzwillinge von Munzig, deren neueste Beschreibung Herr Scharff in seiner Abhandlung über den Zwillingsbau des Quarzes *) gab.

Während bei dem II^ten^, dem G. Rose'schen Gesetze, in die Breite gezogene Krystalle zu Zwillingen vereinigt sind, hat man bei dem V^ten^ und IV^ten^, dem Weiss'schen und Des Cloizeaux-Sella'schen Gesetze oft breitgedrückte Zwillinge. Im II^ten^ Gesetze erklärt sich dies durch Aneinanderreihungen mehrerer Zwillinge in einer zu der Ebene ihrer einander kreuzenden Hauptaxen rechtwinkeliger Richtung; wogegen im IV^ten^ und V^ten^ Gesetze die Aneinanderreihung der einzelnen zwillingsartig verwachsenen Krystalle in der Ebene ihrer einander kreuzenden Hauptaxen stattfindet.

VI^tes^ (Zwickauer) Gesetz.

Ebene der Hauptaxen parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule, und zweimal: zwei Dihexaëder-Polkanten des einen, mit zwei Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule des andern Krystalls parallel.

Bei Untersuchung der die Hohlräume des Melaphyrs von Nieder-Cainsdorf bei Zwickau auskleidenden, oft etwas Nadeleisenerz umschliessenden Quarzkrystalle fand ich einen etwa 2 CM. im grössten Durchmesser habenden, kurzsäulenförmigen, nur an einem Pole ausgebildeten Krystall, welcher mit einem anderen, etwa 6 MM. grossen, ebenfalls nur an einem Pole aus-

*) Leonhard und Geinitz, N. Jahrb. 1864, Seite 532.

Digitized by Google

gebildeten, kurzsäulenförmigen Quarzkrystalle derart verwachsen ist, dass man an beiden Krystallen je eine Säulenfläche mit einander spiegeln sieht. Die Dihexaëder-Flächen namentlich des grösseren Krystalles sind etwas gerundet und setzen der genauen Messung mittelst des Reflexions-Goniometers Schwierigkeiten entgegen. Bei einem ersten vorläufigen Versuche, die Zonenverhältnisse des Quarzzwillinges am Wollaston'schen Goniometer festzustellen, schien es mir, als ob je zwei Dihexaëder-Flächen in einer Zone lägen. Der Messung zu Folge findet dies jedoch nicht statt und ich erhielt im Mittel mehrerer Beobachtungen für den sich zu 61° 53′ berechnenden Winkel, welchen die rechts und links von den auf die zusammenspiegelnden Prismenflächen gerad aufgesetzten Dihexaëderflächen mit einander bilden, 180° — 118° 5′ = 61° 55′. Neuerdings habe ich auch den Winkel, unter welchem die auf die zusammenspiegelnden Prismenflächen gerad aufgesetzten Dihexaëder-Flächen zusammenstossen, am Reflexions-Goniometer bestimmt. Um bei der oben erwähnten Unebenheit der Flächen dennoch ein möglichst genaues Resultat zu erzielen, wurden die Krystallflächen geschwärzt und nur zwei kleine gutspiegelnde ebene Stellen in der Nähe der prismatischen Flächen frei gelassen. Die Messung ergab mir 180° — 25° 48′ = 154° 12′, was mit der Rechnung übereinstimmt.

Endlich wurde noch mittelst des Anlegegoniometers, der sich zu

42° 17′ und 137° 43′

berechnende Winkel, unter welchem beide Quarzkrystalle in der Ebene der Hauptaxe einander kreuzen, zu $42\frac{1}{3}$° gefunden.

In der schematischen Fig. 6 sind beide Krystalle als vollkommen ausgebildet und einander durchdringend dargestellt. Projectionsebene der Figur ist die einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule parallele Ebene der einander kreuzenden Hauptaxen.

Der spitze Winkel, unter dem letztere einander schneiden, entspricht dem Neigungswinkel einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe und ist also bei dem vorliegenden VI^ten^ (dem Zwickauer) Gesetze gerade halb so gross, als bei dem V^ten^ und IV^ten^ Gesetze [Weiss und Des Cloizeaux-Sella].

Ein Blick auf die Figuren 6 und 1 zeigt, dass das VI^te^ (Zwickauer) Gesetz ein Pendant zum I^ten^ (Zinnwalder) Gesetze

Digitized by Google

ist, denn während, wie die neben den bezüglichen Figuren angebrachten Richtungspfeile andeuten, bei diesem

zweimal:
zwei Dihexaëderflächen
des einen mit
zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule
des anderen Krystalles
parallel

sind, findet man bei jenem

zweimal:
zwei Dihexaëderpolkanten
des einen mit
zwei Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule
des anderen Krystalles
parallel.

Bei dem VI^ten (dem Zwickauer) Gesetze hat man es mit zwei Zwillingszonen zu thun, deren jeder 4 Dihexaëder-Flächen und 8 Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule angehören.

Die beiden Zwillingszonenlinien sind parallel zur Ebene der Hauptaxen und schneiden einander unter 137° 43′, d. i. dem Complementswinkel der Neigung einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.

An dem schon, der daran vorkommenden Zwillinge des IV^ten und V^ten Gesetzes wegen besprochenen Stücke von Flussspath beobachtete ich an zwei Hexaëderflächen noch je einen Quarzzwilling nach dem VI^ten Gesetze. Bei jedem derselben stossen zwei etwa 1½ MM. lange und 1 MM. breite Quarzkrystalle unter dem diesem Gesetze entsprechenden stumpfen Winkel knieförmig zusammen und die den in der Ebene der Hauptaxen liegenden prismatischen Flächen gerad aufgesetzten Dihexaëderflächen bilden an den Zusammenwachsungsstellen einspringende Winkel.

VII^tes Gesetz.

Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule und zweimal je zwei Dihexaëder-Polkanten mit einander parallel.

Herr Breithaupt erwähnt in seinem vollständigen Handbuche der Mineralogie Band III., S. 666: „Noch giebt man ein anderes Gesetz an, Drehungsaxe senkrecht auf $\frac{3}{2}$ R′, Drehungswinkel = 180°.“

Digitized by Google

Die Realität dieses interessanten Gesetzes, bei welchem die in so vieler Hinsicht wichtige Rhombenfläche ($\frac{3}{2}$ R′ Breithaupt's, 2 P 2 Naumann's) als Zwillingsfläche aufgeführt wird und über welches ich in der mir zu Gebote stehenden Quarz-Literatur weitere Angaben nicht finden konnte, wird verbürgt durch einen in meinem Besitze befindlichen kleinen Zwilling, welcher ebenfalls von der bereits wegen der daselbst beobachteten Quarzzwillinge nach dem IV^{ten}, V^{ten} und VI^{ten} Gesetze beschriebenen Flussspathstufe stammt.

Der kleine von dem Stücke abgebrochene Zwilling besteht aus zwei herzförmig zusammengewachsenen $1\frac{1}{4}$ MM. langen und 1 MM. breiten Krystallen. An beiden Krystallen spiegelt je ein Säulenflächenpaar mit einander und das Reflexions-Goniometer lehrt mir, dass bei ihnen je zwei Dihexaëderflächen in einer Zone liegen. Ausser den bei beiden Krystallen auf die erwähnten zusammenspiegelnden Säulenflächen gerad aufgesetzten Dihexaëderflächen, welche man bei jedem der beiden Krystalle als die mittlere Dihexaëderfläche betrachten möge, ist es am grösseren Krystalle die ihr links, am kleineren dagegen die ihr rechts anliegende Dihexaëderfläche, welche dieser einer Dihexaëder-Polkante parallelen Zone angehören. Gleichzeitig liegen an dem Zwillinge noch in derselben Zone je eine der nicht in der Ebene der Hauptaxen liegenden Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule.

Der Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen wurde mittelst des Fadenkreuz-Goniometers zu 49° bestimmt und das Wollaston'sche Reflectionsgoniometer ergab für den von den beiden auf die in der Hauptaxenebene liegenden Prismenflächen gerad aufgesetzten Dihexaëderflächen eingeschlossenen Winkel 29° 35′, was mit der Rechnung, welche 29° 34′ erfordert, übereinstimmt.

In der schematischen Figur 7 sind beide Krystalle als vollkommen ausgebildet und einander durchdringend dargestellt. Projectionsebene der Figur ist die einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule parallele Ebene der unter Winkeln von 48° 54′ und 131° 6′ einander kreuzenden Hauptaxen.

Eine zwischen dem von letzteren eingeschlossenen spitzen Winkel und dem 42° 17′ betragenden Neigungswinkel einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe bestehende nahe Beziehung verdient erwähnt zu werden. Es ist nämlich

Digitized by Google

$$\text{tg}\,\frac{48^\circ\,54'}{2} = \frac{\text{tg}\,42^\circ\,17'}{2}$$

$$0{,}4547 = \frac{0{,}9094}{2}$$

Der 48° 54′ betragende Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen entspricht daher dem Doppelten von dem Winkel, dessen Tangente die halbe Tangente des Neigungswinkels einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe ist.

Bei diesem VII^ten^ Gesetze hat man es mit zwei Zwillingszonen zu thun, deren beiderseitige Zwillingszonenlinien in der Ebene der einander kreuzenden Hauptaxen zu einer geraden Linie projicirt erscheinen, wie dies durch die zu beiden Seiten der Figur 7 angebrachten mit Pfeilspitzen versehenen Richtungslinien angedeutet ist. Beide Zwillingszonenlinien liegen je einer Dihexaëder-Polkante parallel und schneiden einander, wie leicht ersichtlich, unter 108° 43′, d. i. dem Complementswinkel der doppelten Neigung der in Parallelismus befindlichen Dihexaëder-Polkanten zur Ebene der Hauptaxen.

Einer jeden Zone gehören 8 Dihexaëderflächen und 4 (zwei einspringende Winkel bildende) Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule an.

Die Ebene der Zwillingszonenlinien steht winkelrecht auf der Ebene der Hauptaxen und entspricht einer Rhombenfläche s.

Während

Gesetz IV und Gesetz III,
— „ V „ — „ II,
— „ VI „ — „ I

grosse Analogien darbieten, steht Gesetz VII isolirter, denn einen Pendant*) — bezogen auf die, einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche entsprechende Ebene der Hauptaxen — aufzustellen, ist nicht wohl zulässig, da beide Krystalle sich völlig in Parallelismus befinden würden, wie es auf der Tafel die beiden rechts neben der zum VII^ten^ Gesetze gehörigen Figur (Fig. 7) parallel neben einander gestellten Quarzkrystalle (Fig. 8) veranschaulichen sollen.

---

*) Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule und zweimal je zwei Dihexaëder-Flächen mit einander parallel.

Digitized by Google

Um eine Uebersicht der gegenseitigen Beziehungen, welche unter den am Quarze vorkommenden Gesetzen regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen bestehen, zu ermöglichen, habe ich in nachstehenden vier Tabellen

1. die Winkel der gekreuzten Hauptaxen,
2. die ein- und ausspringenden Winkel der terminalen Polkanten und Flächen,
3. die Flächen der Zwillingszonen,
4. die Zwillingszonenlinien

in schematischer Weise zusammengestellt.

Digitized by Google

Schematische Darstellung der am Quarze vorkommenden Gesetze regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen.

Tabelle 1: Die von den Hauptaxen der mit einander verwachsenen Krystalle eingeschlossenen Winkel.

Digitized by Google

Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule:	Die von den Hauptaxen senen Kry- schlossenen
IV. Gesetz. [Des Cloizeaux-Sella.] Je zwei Flächen des Hauptrhomboëders mit einander parallel.	Winkel der Hauptaxen $84° 34' = 42° 17' \times 2$, entsprechend dem doppelten Neigungswinkel der Combinationskante einer Hauptrhomboëderfläche mit einer Nebenrhomboëderfläche gegen die Hauptaxe.
V. Gesetz. [C. S. Weiss.] Je zwei Dihexaëderpolkanten *) mit einander parallel.	Winkel der Hauptaxen $84° 34' = 42° 17' \times 2$, entsprechend dem doppelten Neigungswinkel einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.
VI. (Zwickauer) Gesetz. [Jenzsch.] Zweimal: zwei Dihexaëderpolkanten des einen mit zwei Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.	Winkel der Hauptaxen $42° 17'$, entsprechend dem Neigungswinkel einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.
VII. Gesetz. [Breithaupt's Min. III. 666.] Zweimal je zwei Dihexaëderpolkanten mit einander parallel.	Winkel der Hauptaxen $48° 54'$, entsprechend dem Doppelten von dem Winkel, dessen Tangente die halbe Tangente des Neigungswinkels einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe ist, denn es ist $\mathrm{tg}\,\frac{48° 54'}{2} = \frac{\mathrm{tg}\,42° 17'}{2}$

*) oder auch: zweimal je zwei Dihexaëderflächen.

Digitized by Google

der mit einander verwachstalle einge-Winkel.	Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche:
Winkel der Hauptaxen $115° 10' = 57° 35' \times 2$, entsprechend dem doppelten Neigungswinkel einer Polkante eines Quarzrhomboëders gegen die Hauptaxe.	**III. Gesetz.** [Q. Sella.] Je zwei Polkanten*) des Hauptrhomboëders mit einander parallel.
Winkel der Hauptaxen $76° 26' = 38° 13' \times 2$, entsprechend dem doppelten Neigungswinkel einer Fläche des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.	**II.(Reichensteiner)Gesetz** [G. Rose.] Je zwei Dihexaëderflächen mit einander parallel.
Winkel der Hauptaxen $38° 13'$, entsprechend dem Neigungsmittel einer Fläche des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.	**I. (Zinnwalder) Gesetz.** [Jenzsch.] Zweimal: zwei Dihexaëderflächen des einen mit zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.
Winkel der Hauptaxen $0°$, wenn sich die beiden mit einander verwachsenen Krystalle in Parallelismus befinden.	

*) oder auch: zweimal je zwei Hauptrhomboëderflächen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schematische Darstellung der am Quarze vorkommenden Gesetze regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen.

Tabelle 2: Ein- und aus-springende Winkel der terminalen Polkanten und Flächen.

Digitized by Google

Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule:	Die Zwillings-
IV. Gesetz. [Des Cloizeaux - Sella.] Je zwei Flächen des Hauptrhomboëders mit einander parallel.	**Zwillingszonenlinie** **parallel** **zur** **Ebene der Hauptaxen.**
V. Gesetz. [C. S. Weiss.] Je zwei Dihexaëderpolkanten **) mit einander parallel.	
VI. (Zwickauer) Gesetz. [Jenzsch.] Zweimal: zwei Dihexaëderpolkanten des einen mit zwei Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.	**Zwei Zwillingszonenlinien parallel zur Ebene der Hauptaxen,** schneiden einander unter 137° 43′ d. i. dem Complementswinkel der Neigung einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.
VII. Gesetz. [Breithaupt's Min. III. 666.] Zweimal je zwei Dihexaëderpolkanten mit einander parallel.	**Zwei Zwillingszonenlinien** liegen je einer Dihexaëder - Polkante parallel und schneiden einander unter 108° 43′, entsprechend dem Complementswinkel der doppelten Neigung der in Parallelismus befindlichen Dihexaëder - Polkanten zur Ebene der Hauptaxen. — Die einer Rhombenfläche entsprechende Ebene beider ist winkelrecht zur Ebene der Hauptaxen.

**) oder auch: zweimal je zwei Dihexaëderflächen.

Digitized by Google

zonenlinien.	Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche:
Zwei Zwillingszonenlinien: **rechtwinkelig und parallel** } **zur Ebene der Hauptaxen.** Die einer Fläche des ersten stumpferen Rhomboëders entsprechende Ebene beider ist winkelrecht zur Ebene der Hauptaxen.	**III. Gesetz.** [Q. Sella.] Je zwei Polkanten *) des Hauptrhomboëders mit einander parallel.
Zwillingszonenlinie **rechtwinkelig zur Ebene der Hauptaxen.**	**II.(Reichensteiner)Gesetz** [G. Rose.] Je zwei Dihexaëderflächen mit einander parallel.
	I. (Zinnwalder) Gesetz. [Jenzsch.] Zweimal: zwei Dihexaëderflächen des einen mit zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.
Die Zwillingszonenlinien entsprechen den Krystallzonenlinien, wenn sich die beiden mit einander verwachsenen Krystalle in Parallelismus befinden.	

*) oder auch: zweimal je zwei Hauptrhomboëderflächen.

Digitized by Google

Druckfehler-Berichtigungen.

S. 330 Z. 1 v. u. lies Pfeile statt Striche.
S. 332 Z. 3 v. u. lies aufgesetzten statt aufgesetzen.
S. 340 Z. 16 v. u. lies derselben statt derelben.
S. 340 Z. 14 v. u. ist nach „erreichen“ zu setzen: an ihnen und das Wort „mehr“ einmal wegzulassen.
S. 340 Z. 6 v. u. statt besprochenen: eben erwähnten.
S. 340 Z. 5 v. u. ist das Wort die vor Fig. 5 wegzulassen.
S. 340 Z. 1 u. 2 v. u. lies: ist linear etwa $4\frac{1}{2}$ mal kleiner als die Figur, statt: ist im Quadrat etwa 20 mal kleiner als die Figur.
S. 344 Z. 14 v. o. lehrt statt lehrt mir.
S. 344 Z. 14 v. u. Reflexionsgoniometer statt Reflectionsgoniometer.

Digitized by Google

Quarz.

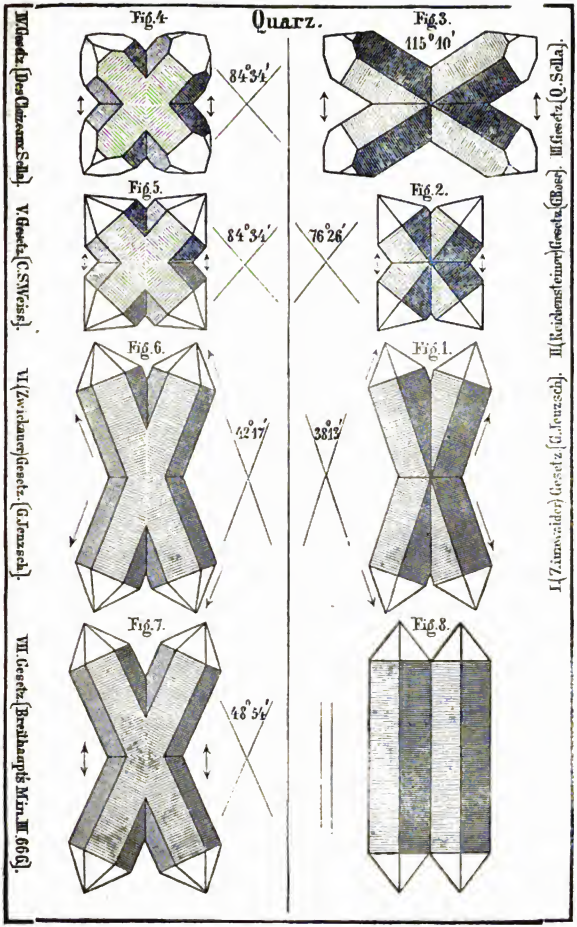


Fig.4.
84°34′
Fig.3.
115°10′
Fig.5.
84°34′
76°26′
Fig.2.
Fig.6.
42°17′
38°13′
Fig.1.
Fig.7.
48°54′
Fig.8.
I. (Zinnwalder Gesetz (G. Jenzsch). II. (Reichenstein-Zwillinge (Bosé). III. Gesetz (O. Sella).
III. Gesetz (Des Cloizeaux-Sella).
V. Gesetz (C. Weiss).
VI. (Zwillingsgesetz (G. Jenzsch).
VII. Gesetz (Brezhaupt, Mrn. 1866).

Digitized by Google

Bericht

über die

Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt

vom 1. Januar 1866 bis 31. December 1869.

Gelesen wurde:

1) am 31. Januar 1866 vom Herrn Professor Dr. Unger über „die Bemühungen der neuesten Zeit zur Herstellung der Einheit der Maasse";
2) am 21. Februar 1866 vom Herrn Oberlehrer Dr. Kayser über „die Grundzüge der atomistischen Theorie in der neueren Naturwissenschaft";
3) am 22. März 1866 in öffentlicher Sitzung zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Wilhelm vom Herrn Dr. Boxberger über „Friedrich Rückert als Sprachforscher und Dichter";
4) am 18. April 1866 vom Herrn Professor Dr. Unger über „die Bemühungen der neuesten Zeit zur Herstellung der Einheit des Geldes";
5) am 25. Juli 1866 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „zwei wichtige Wendepunkte in Moses Mendelssohn's Jugendleben";
6) am 31. October 1866 vom Herrn Gymnasial-Direktor Hartung über „den Charakter der ältesten römischen Religion und deren spätere Veränderungen unter Einflüssen aus der Fremde";
7) am 12. December 1866 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „den lokalen Ursprung der Sage von Alexander's Zuge nach der Quelle des Lebens";

Digitized by Google

8) am 27. Februar 1867 vom Herrn Dr. med. Axmann über „das Wesen der Cholera“;
9) am 22. März 1867 in öffentlicher Sitzung zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Wilhelm vom Herrn Professor Dr. Weissenborn über „die Verfassung des Erfurter Raths-Gymnasiums im 17. Jahrhundert“;
10) am 1. Mai 1867 vom Herrn Major Gauby aus Weimar über „thüringische Ortsnamen“;
11) am 19. Juni 1867 vom Herrn Staatsrath Bergfeld aus Weimar über „die Bedeutung des Bauernstandes für die Dauer unseres Volkslebens“;
12) am 28. August 1867 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „die Geschichte der Juden in Erfurt“;
13) am 25. September 1867 vom Herrn Professor Dr. Schirlitz über „den Apostel Paulus, gezeichnet nach der heiligen Schrift, 1. Abtheilung“;
14) am 16. October 1867 vom Herrn Professor Dr. Schirlitz über „den Apostel Paulus, gezeichnet nach der heiligen Schrift, 2. Abtheilung“;
15) am 13. November 1867 vom Herrn Dr. med. Wolff über „das Alter des Menschengeschlechts“;
16) am 18. December 1867 vom Herrn Dr. med. Axmann über „die Formgesetze der thierischen Zelle“;
17) am 8. Januar 1868 vom Herrn Dr. Boxberger über „zwei neuerdings veröffentlichte dramatische Entwürfe Schillers“;
18) am 12. Februar 1868 vom Herrn Bergrath Dr. Jenzsch aus Gotha über „regelmässige Krystallverwachsungen“;
19) am 21. März 1868 in öffentlicher Sitzung zur Vorfeier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Wilhelm vom Herrn Professor Dr. Buchholz: „Niobe, eine Tragödie nach den Grundlinien der äschyleischen Trilogie“;
20) am 13. Mai 1868 vom Herrn Oberlehrer Dr. Dittrich über „die ersten Anfänge der englischen Literatur“;
21) am 10. Juni 1868 vom Herrn Oberlehrer Dr. Weissenborn aus Eisenach über „Tschirnhaus in seinem Verhältniss zu Spinoza und Thomasius“;
22) am 5. August 1868 vom Herrn Kreisgerichtsrath Keferstein: „Betrachtungen über meine Schmetterlings-Sammlung“;

Digitized by Google

23) am 28. October 1868 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „Wesen und Inhalt des Talmud“;
24) am 2. December 1868 vom Herrn Oberstlieutenant Gauby aus Weimar über „thüringische Ortsnamen“, Fortsetzung;
25) am 16. December 1868 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „Wesen und Inhalt des Talmud“, Fortsetzung;
26) am 13. Januar 1869 vom Herrn Dr. Jacoby über „das Seelenleben der Thiere“;
27) am 17. Februar 1869 vom Herrn Ober-Regierungsrath Freiherrn v. Tettau über „einige hier aufgefundene seltene Drucke aus dem 15. Jahrhundert“;
28) am 22. März 1869 in öffentlicher Sitzung zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Wilhelm vom Herrn Gymnasial-Direktor Dr. Dietrich über „die neuere Entwickelung der griechischen Sprachforschung“;
29) am 14. April 1869 vom Herrn Ober-Regierungsrath Freiherrn v. Tettau über „einige seltene Drucke aus dem 15. Jahrhundert“, Fortsetzung;
30) am 26. Mai 1869 vom Herrn Professor Dr. Unger: „Betrachtungen über das Wesen der Mathematik zur Begründung der Methode für den Unterricht in derselben“;
31) am 25. August 1869 spricht der unterzeichnete Sekretär über das Leben und die Verdienste des verstorbenen Ministerial-Direktors Dr. Johannes Schulze und Herr Dr. Boxberger über das Leben v. Dahlbergs bis 1781, weil an diesem Tage die Marmorbüste v. Dahlbergs, welche Herr Stadtgerichtsrath Max Schulze in Berlin nach testamentarischer Verfügung seines am 20. Februar 1869 verstorbenen Herrn Vaters der Akademie geschenkt hatte, in dem Sitzungs-Saale der hiesigen Königlichen Regierung als dem Orte für die gewöhnlichen Versammlungen der Akademie aufgestellt wurde;
32) am 24. November 1869 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „das Salböl bei den Pharisäern und den Evangelisten“;
33) am 15. December 1869 vom Herrn Dr. Boxberger über „die Entstehungsgeschichte von Klopstock's Messias“.

Digitized by Google

Zu Mitgliedern der Akademie wurden erwählt:

1) Durch Circular d. d. 28. Mai 1866:
   Herr Dr. Adolph Jaraczewsky, Prediger der hiesigen jüdischen Gemeinde, zum ordentlichen Mitgliede;
2) durch Circular d. d. 12. März 1867:
   a) Herr Regierungs-Präsident von Kotze hier zum ordentlichen Mitgliede,
   b) Herr Dr. Theod. Gerding, Dirigent des Technikums in Göttingen, zum correspondirenden Mitgliede;
3) durch Circular d. d. 27. April 1867:
   Herr Dr. Giseke, Rektor der höheren Töchterschule hier, zum ordentlichen Mitgliede;
4) durch Circular d. d. 19. August 1867:
   a) Herr Major Wolf von Hagen hier,
   b) Herr Gymnasial-Professor Dr. Eduard Buchholz hier zu ordentlichen Mitgliedern;
5) durch Circular d. d. 28. April 1868:
   a) Herr Oberstlieutenant Crusius hier,
   b) Herr Gymnasial-Direktor Dr. Dietrich hier zu ordentlichen Mitgliedern;
6) in der Senatssitzung vom 5. August 1868:
   a) Herr Regierungs- und Medizinalrath Dr. Schuchardt in Gotha,
   b) Herr Archivrath Dr. August Beck in Gotha zu ordentlichen Mitgliedern;
7) durch Circular vom 26. September 1868:
   Herr Dr. Juris Oscar Stickel in Weimar zum ordentlichen Mitgliede;
8) durch Circular vom 1. December 1868:
   Herr Departements-Thierarzt Dr. Ferd. Andr. Jacoby zum ordentlichen Mitgliede;
9) durch Circular vom 15. December 1868:
   Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. Alfred Breysig zum ordentlichen Mitgliede;
10) durch Circular vom 14. October 1869:
    Herr Dr. Hugo Trommsdorff zum ordentlichen Mitgliede.

Digitized by Google

An Geschenken von auswärtigen wissenschaftlichen Gesellschaften und Privatpersonen wurden der Akademie vorgelegt:

A. in der Sitzung vom 31. Januar 1866:
   1) vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde:
      a) Zeitschrift des Vereins Band X. Heft 3 und 4,
      b) Zeitschrift des Vereins 9. und 10. Supplement,
      c) Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins Nro. 12—19,
      d) Verzeichniss der Mitglieder des Vereins;
   2) Report of the commissioner of patents for the year 1862. Arts & Manufactures Vol. I. and II. Washington 1865;
   3) Leopoldina Heft V., October und November 1865;
   4) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, December 1865;
   5) vom Haupt- und Berlin-Märkischen Central-Verein gegen die Vergiftung durch Alkohol, Bericht 11 und 12, 1865;
   6) von der Kaiserlichen Akademie in Wien:
      a) philosophisch - historische Klasse, Sitzungsberichte 28 und 29 des Jahres 1865 und Anzeiger 2. Jahrgang 1865 1—29, ferner Nro. 2, 1866,
      b) mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Sitzungsbericht 29, Anzeiger 2. Jahrgang 1865 1—29, ferner Nro. 1 und 2, 1866;
   7) von der Hofstaats-Kasse S. K. Hoheit des Prinz-Präsidenten sind 10 Frd'or. für die Akademie an Herrn Dr. Bucholz gezahlt und bereits quittirt.

B. in der Sitzung vom 21. Februar 1866:
   1) Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie in Wien:
      a) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 3—5,
      b) der philosophisch-historischen Klasse 2—4;
   2) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, Januar 1866;
   3) vom Hennebergischen Alterthumsforschenden Verein: Hennebergisches Urkundenbuch, herausgegeben von G. Brückner, V. Theil (1 Supplement-Band);
   4) von der K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen: die Nachrichten des Jahres 1865;
   5) durch die Keysersche Buchhandlung hier: Amtlicher Bericht über die 39. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Giessen, September 1864. Herausgegeben von Werner und Leuckart;

Digitized by Google

6) von Herrn Oberlehrer Dr. Tobias in Zittau einige ältere und neuere Abhandlungen und einige Bracteaten.

C. in der Sitzung vom 18. April 1866:

1) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften:
   a) Neues Lausitzisches Magazin, 42. Band, 1. u. 2. Hälfte. Herausgegeben von Dr. Th. Wilde,
   b) Metrische Uebersetzung einiger Psalmen. Festschrift zum Jubiläum des Pfarrers C. W. Dornick;
2) Sitzungsberichte der K. Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München. 1865 II. Heft 3 und 4;
3) von Herrn H. Ad. v. Keller: „Un Miracle de nostre Dame d'un enfant, qui fu donne au diable, quant il fu Engendre.“ Tübingen 1865;
4) vom Herrn Geh. Rath Neigebaur: „Die constitutionelle Unabhängigkeit Siebenbürgens von A. Papin Ilarianu.“ Breslau 1862;
5) von der Greifswalder Abtheilung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde: „Die Rubenow-Bibliothek“, herausgegeben von Dr. Th. Pyl. Greifswald 1865;
6) vom Haupt- und Berlin-Märkischen Central-Verein gegen die Vergiftung durch Alkohol, der Bericht 26. Jahrgang 1 und 2;
7) von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien: Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 6—9,
   Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse 5–9;
8) Leopoldina, Januar, Februar und März 1866;
9) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, Februar und März 1866;
10) vom Thüringer Gartenbau-Verein in Gotha 28. Bericht 1865;
11) Breslauer Gewerbeblatt 1866, 1;
12) von der the Boston Society of natural history: „The celebrated theory of parallels by Matthew Ryan.“ 1866;
13) vom hiesigen Prediger Dr. Jaraczewsky:
   „Die Ethik des Maimonides und ihr Einfluss auf die Schulen des 13. Jahrhunderts“,
   Vortrag über Tod und Unsterblichkeit in der Chewra hier.

Digitized by Google

D. in der Sitzung vom 25. Juli 1866:
1) Mittheilungen des Historisch-Statistischen Vereins in Frankfurt a. O. 5. Heft 1865;
2) Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes. 6. Band 3. und 4. Heft. Altenburg 1865;
3) Zeitschrift des Historischen Vereins für das würtembergische Franken. VI. Band 3. Heft 1864. Weinsberg. VI. Band 2. Heft. 1863. Künzelsau;
4) Leopoldina Heft V. Nro. 12 und 13;
5) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit April und Mai 1866;
6) Breslauer Gewerbeblatt 1, 2, 3 1866;
7) Bericht vom Berlin-Märkischen Central-Verein gegen die Vergiftung durch Alkohol, 3 und 4, 1866;
8) Erster Jahresbericht des Naturwissenschaftlichen Vereins in Bremen vom November 1864 bis März 1866;
9) Sitzungsberichte der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München, 1866 I. Heft 1 und 2;
10) von der Kaiserlichen Akademie in Wien:
Sitzungsberichte
a) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 10—14 und 16,
b) der philosophisch-historischen Klasse 10—14 und 16;
11) 33. Jahresbericht der Baruch Auerbach'schen Waisen-Erziehungs-Anstalt für jüdische Knaben, 1866 Berlin;
12) vom Herrn Archivar Ernst v. Braun „Die ausgestorbenen Adelsfamilien des Osterlandes von H. C. von der Gabelentz."
13) „Fliegende Blätter". Kulturgeschichtliche Zeichnungen von Dr. Back in Altenburg.

E. in der Sitzung am 31. October 1866:
1) vom Germanischen National-Museum in Nürnberg:
a) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit Juni, Juli und August,
b) XII. Jahresbericht bis ultimo December 1865;
2) Leopoldina 14 und 15, Juni bis September 1866;
3) von der Kaiserlichen Akademie in Wien:
Sitzungsberichte beider Klassen 17—21;
4) von der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München Sitzungsberichte 1866. I. Heft 3;

Digitized by Google

5) vom Haupt- und Berlin-Märkischen Central-Verein gegen die Vergiftung durch Alkohol Bericht Mai und Juni 1866;
6) Breslauer Gewerbeblatt Nro. 5—13 1866;
7) The transactions of the Academy of science of St. Louis Vol. II. Nro. 2. St. Louis 1866;
8) Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution for the year 1864, Washington 1866;
9) von dem Verein von Alterthums-Freunden im Rheinlande: Heft 37—40 der Jahrbücher, Bonn 1865 und 1866;
10) von der Kaiserlich Königlichen Geographischen Gesellschaft in Wien: Mittheilungen VIII. Jahrgang 1864, Heft 2, Wien 1864;
11) vom Herrn Professor Dr. Ed. Pasch in Altenburg „Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius," Altenburg Pierer 1866;
12) von dem Historischen Verein für das würtembergische Franken: Zeitschrift, VII. Bandes 1. Heft 1865, Weinsberg;
13) von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde „Baltische Studien" XXI. Jahrgang, 1. und 2. Heft, Stettin 1866;
14) von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur:
   a) Abhandlungen der Abtheilung für Naturwissenschaften und Medizin 1865 und 1866,
   b) Abhandlungen der philosophisch-historischen Abtheilung 1866,
   c) 43. Jahresbericht.

F. in der Sitzung vom 12. December 1866:
1) Mittheilungen der Kaiserlich Königlich Geographischen Gesellschaft, IX. Jahrgang 1865, redigirt von Franz Fötterle;
2) vom Historischen Verein von und für Oberbayern:
   a) Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte 26. Band 3. Heft,
   b) 27. Jahresbericht für 1864;
3) Bericht des Haupt- und Berlin-Märkischen Central-Vereins gegen die Vergiftung durch Alkohol, 7 und 8, 1866;
4) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:
   Sitzungs-Berichte beider Klassen 22—24.

Digitized by Google

G. in der Sitzung vom 27. Februar 1867:

1) vom Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung:
   a) Denkmäler aus Nassau, IV. Heft „Die Abteikirche zu Marienstatt bei Hachenburg“ von Görz, Wiesbaden 1867, 11 Tafeln,
   b) Annalen des Vereins VIII. Band mit 8 Tafeln, 1866,
   c) Urkundenbuch der Abtei Eberbach im Rheingau, von Dr. Rossel, 2. Band 1. Abtheilung Heft 2, 1865;
   d) Geschichte und Genealogie der Dynasten von Westerburg von Lehmann, Wiesbaden 1866,
   e) Mittheilungen des Vereins Nro. 20—22;
2) von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-August's-Universität Berichte aus dem Jahre 1866, Göttingen 1866;
3) vom Historischen Verein für Krain, redigirt von August Dimitz, die „Mittheilungen aus den Jahren 1864 u. 1865.“
4) vom Verein für hamburgische Geschichte die Zeitschrift. Neue Folge 2.—4. Heft;
5) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften „Neues Lausitzisches Magazin 43. Band 1. Heft“ von Dr. T. Wilde, Görlitz 1866;
6) von der Naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg Abhandlungen 3. Band 2. Hälfte, Nürnberg 1866;
7) vom Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde:
   a) Jahrbücher und Jahresbericht von Lisch und Bayer 31. Jahrgang, Schwerin 1866,
   b) ferner Register über die ersten 30 Jahrgänge von Ritter, Schwerin 1866;
8) vom Naturwissenschaftlichen Verein in Bremen 1. Band 1. Heft, Bremen 1866;
9) vom Breslauer und Schlesischen Central-Gewerbe-Verein das Breslauer Gewerbeblatt 15—21, 1866;
10) von der Kaiserlich Königlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:
    Sitzungsberichte
    a) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 1866 25. 26 und 28,

Digitized by Google

b) der philosophisch-historischen Klasse 1866 25—28,
c) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 1867 1, 3, 4, 5,
d) der philosophisch-historischen Klasse 1867 1—5, Register zu den Berichten 1866 von beiden Klassen 1—28;

11) vom Historischen Verein für das würtembergische Franken Zeitschrift VII. Band 2. und 3. Heft, Weinsberg 1866 und 1867;

12) vom Naturforschenden Verein in Brünn: Verhandlungen IV. Band 1865;

13) vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:
a) Verzeichniss der Bücher,
b) Zeitschrift des Vereins. Neue Folge 1. Band 1. Heft,
c) Urkundenbuch des Klosters Germerode von Julius Schmincke;

14) von der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München:
a) Sitzungsberichte 1866 I. Heft 4 und II. Heft 1,
b) Gottesurtheile der Indier von Emil Schlagintweit,
c) Die Bedeutung moderner Gradmessungen, von Bauernfeind,
d) Die Entwickelung der Ideen in der Naturwissenschaft, von J. v. Liebig,
e) Beiträge zur Geschichte der Jacobaea von Bayern, von Franz Löher, 2. Abtheilung,
f) Beiträge zur Geschichte des Würmthales und seiner Umgebung, von Kunstmann;

15) vom Haupt- und Berlin-Märkischen Central-Verein gegen die Vergiftung durch Alkohol einige Schriften;

16) vom Literarischen Verein in Stuttgart: „Altdeutsche Handschriften" von H. A. v. Keller;

17) von D. Bodde, Notaire à Batavia, „Essai que le Pétrole peut être employé avec avantage pour l'industrie";

H. in der Sitzung vom 1. Mai 1867:

1) Breslauer Gewerbeblatt 22—25;

2) von der Kaiserl. Akademie in Wien:

Digitized by Google

a) Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse 6—8 und 11,
b) Sitzungsberichte der mathematischen Klasse 6—9 und 11 zwei mal;

3) Leopoldina 1867 Nro. 1;
4) vom Verein für Naturkunde in Pressburg Verhandlungen 8. und 9. Jahrgang 1864—1866;
5) von der K. Bayrischen Akademie in München Sitzungsberichte 1866 II. Heft 2—4;
6) vom Naturwissenschaftlichen Verein in Bremen Abhandlungen 1. Band 2. Heft;
7) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften „Neues Lausitzisches Magazin" 43. Band 2. Doppelheft;
8) vom Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums „Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschung", 11. Band;

I. in der Sitzung am 19. Juni 1867:

1) vom Herrn Sanitäts-Rath Dr. Axmann „Zur Cholerafrage";
2) von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig:
Schriften Neue Folge I. Band 1. und 2. Heft;
3) von der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München:
Sitzungsberichte 1867 I. Heft 1, 2 und 3;
4) von Herrn Dr. Michaelis in Berlin:
a) XII. bis XIV. Jahrgang der Zeitschrift für Stenographie,
b) Denkschrift über die Stolze'sche Stenographie,
c) Nachruf an Wilhelm Stolze;
5) Breslauer Gewerbeblatt XII. Nro. 26 und XIII. 1—3;
6) von der Kaiserlichen Akademie in Wien:
Sitzungsberichte beider Klassen 12—15.

K. in der Sitzung am 28. August 1867:

1) Breslauer Gewerbeblatt 1867 4—10;
2) vom Henneberger Alterthumsforschenden Verein „Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums" (herausgegeben von Brückner), 3. Lieferung, Meiningen 1867;
3) von dem Historischen Verein von und für Oberbayern:
a) 28. Jahresbericht für 1865,
b) Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte 27. Band 1. Heft;

Digitized by Google

4) vom Voigtländischen Alterthumsforschenden Verein in Hohenleuben der 37. Jahresbericht;
5) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte beider Klassen 16—21;
6) vom Verein für siebenbürgische Landeskunde:
   a) Flora Transsilvaniae excursoria,
   b) Jahresberichte des Vereins für 1864/65 und 1865/66,
   c) Archiv des Vereins. Neue Folge. 7. Band 1. und 2. Heft, 6. Band 3. Heft,
   d) Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache von Josef Baltrich,
   e) Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprüchwörter, Kinderdichtungen etc. von Fr. W. Schuster,
   f) Die römischen Inschriften in Dacien von Ackner und Müller,
   g) drei Programme des Gymnasiums in Hermannstadt, ein Programm des Gymnasiums in Mediasch, ein Programm des Gymnasiums in Bistritz;
7) vom Herrn Sanitätsrath Dr. Axmann: „Die indische Cholera und das Ganglien-Nervensystem“;
8) vom Herrn Dr. Alfred Kirchhoff: „Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und Göthe“.

L. in der Sitzung vom 25. September 1867:
1) von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde (Abtheilung in Greifswald): „Pommersche Geschichts-Denkmäler von Dr. Th. Pyl.“ Greifswald 1867;
2) von der K. Bayrischen Akademie in München: Sitzungsberichte I. 4 und II. 1 1867;
3) Breslauer Gewerbeblatt Nro. 11;
4) 44. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur enth.: Generalbericht über die Arbeit im Jahre 1866. Breslau 1867.

M. in der Sitzung vom 16. October 1867:
1) vom Herrn Sanitäts-Rath Dr. Reumont in Aachen: „Ueber Winter-Kuren in Aachen“;
2) von den Herren Grafen Stillfried und Dr. Märker den Registerband zu Band II. bis VII. der Monumenta Zollerana;
3) vom Herrn Dr. Th. Gerding: „Geschichte der Chemie“;

Digitized by Google

4) von der Boston Society of natural history:
   a) Proceedings of the Society Vol. II. bis Vol. X. 1848 bis 1866 (dazu einige lose Bogen der Proceedings),
   b) Condition and drings of the Boston Society of natural history as exhibited by the annual reports of the custodian, librarian etc. Mai 1865 und Mai 1866 (also 2 Hefte),
   c) Memoirs read before the Boston Society of natural history; being a new series of the Boston Journal of natural history. Vol. I. pars I. und II.,
   d) Annual report of the trustees of the museum of comparative zoology, at Harvard College in Cambridge, together with the report of the Director 1866;
5) von der Smithsonian Institution in Washington:
   a) Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution. Washington 1866,
   b) List of the coleoptera of North America by John Leconte. pars I.,
   c) New species of north american coleoptera by John Leconte. pars I.

N. in der Sitzung vom 13. November 1867:

1) vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde:
   a) Zeitschrift des Vereins. Neue Folge. 1. Band Heft 2—4,
   b) Mittheilungen des Vereins 1, 2, 23, 24,
   c) Zeitschrift des Vereins. Neuntes Supplement. Statistische Aufnahme über die Vertheilung der Bevölkerung Kurhessens nach Verschiedenheit der Religion. 2. Lieferung;
2) vom Oberlehrer Herrn Dr. v. Dalen: Methode Toussaint-Langenscheidt. Englisch. Kursus I. und II.;
3) Programm des Victoria-Instituts zu Falkenberg in der Mark. Michaelis 1867;
4) vom Herrn Dr. Alfred Kirchhoff:
   a) Zur Lehre vom Generations-Wechsel im Pflanzenreich und von den organologischen Analogien der phanerogamischen und kryptogamischen Blüthe. In Mohl's botanischer Zeitung Nro. 42;
   b) Ueber den Ort der Ungarnschlacht 933;

Digitized by Google

5) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte
   a) der mathematischen Klasse 22 und 23,
   b) der philosophischen Klasse 22;
6) Breslauer Gewerbeblatt 12—14;
7) vom Herrn Oberlehrer Tobias in Zittau: „Geschichte der preussischen Invasion in Zittau und der südlichen Oberlausitz.“ 4 Hefte;
8) von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes: Mittheilungen VII. Band 1. Heft. Altenburg 1867.

O. in der Sitzung vom 18. December 1867:
1) Sitzungsberichte der Akademie in Wien
   a) der philosophisch-historischen Klasse 23—28,
   b) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 24—28;
2) Breslauer Gewerbeblatt 15—17;
3) Leopoldina, Heft VI., März bis November 1867;
4) Jahresbericht des Vereins gegen die Vergiftung durch Alkohol, erstattet 18. November 1867.

P. in der Sitzung vom 8. Januar 1868:
1) vom Herrn Geh. Sanitätsrath Dr. H. W. Berend:
   a) Zur Casuistik der Ellenbogen- und Oberarm-Resektionen nach Schlussverletzungen und Erfahrungen über Heilung des Lupus,
   b) Das Gymnastisch-Orthopädische Institut in Berlin;
2) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien: Sitzungsberichte beider Klassen 29 und 30, ferner Anzeiger zu den Sitzungsberichten beider Klassen 1867.

Q. in der Sitzung vom 12. Februar 1868:
1) Breslauer Gewerbeblatt Nro. 18—23;
2) von der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München:
   a) Sitzungsberichte 1867 II. Heft 2 und 3,
   b) Ueber die Brauchbarkeit der Resultate des Rekrutirungs-Geschäftes zur Beurtheilung des Entwickelungs- und Gesundheitszustandes der Bevölkerung von Dr. Th. L. W. Bischoff,
   c) Ueber die sogenannte Leukothea in der Glypthotek von Dr. H. Brunn,

Digitized by Google

d) Ueber einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit von Dr. W. v. Giesebrecht,
e) Kurze urkundliche Geschichte des gräflich Zweibrückischen Hauses von J. G. Lehmann,
f) Neue Beiträge zur Geschichte des Würmthales von Dr. Fr. Kunstmann,
g) Churfürst Moritz gegenüber der Fürstenverschwörung 1550—51 von C. A. Cornelius,
h) Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren. Historische Einleitung von Dr. J. H. Plath,
i) Regesten zur deutschen Geschichte aus den Handschriften der Markusbibliothek in Venedig von J. Valentinelli. II.;

3) vom Verein für hamburgische Geschichte: „Geschichte des hamburger Rathhauses";
4) vom Herrn Major a. D. A. W. Fils: „Barometer-Höhenmessungen von dem Herzogthum Sachsen-Gotha";
5) von dem Herrn Sanitätsrath Dr. Friedrich:
a) Geschichte der Wohlthätigkeits-Anstalten Wernigerode's von Friedrich,
b) Beiträge zur Alterthumskunde der Grafschaft Wernigerode: 1) Kunstdenkmäler aus der Kirche des St. Georgs-Hospitals von Friedrich,
c) Festschrift zur 25jährigen Feier des Wissenschaftlichen Vereins in Wernigerode (Sporleder, Pflanzen-Verzeichniss);
6) vom Herrn Grafen Uetterodt zu Scharffenberg: „Ernest Graf zu Mansfeld 1580—1626." Gotha 1867, Perthes;
7) Montan-Handbuch des Kaiserstaats Oesterreich für 1867 von Joh. Baptist Kraus, Rechnungsrath;
8) von der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften: „Neues Lausitzisches Magazin 44. Band 1. Heft."

R. in der Sitzung vom 13. Mai 1868:
1) von der Société Royale des Antiquaires du Nord in Copenhagen:
a) Clavis poëtica antiquae linguae septemtrionalis, quam redigit Benedictus Gröndal. Hafniae 1864,
b) Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord 1845—1849,

Digitized by Google

c) Mémoires de la Société Royale des Antiqu. du Nord 1866,
d) Tillaeg til aarborger for nordisk oldkyndighed of Historie. Aargang 1866;

2) vom Naturforschenden Verein in Brünn: Verhandlungen V. Band 1866;
3) vom Naturhistorischen Vereine Lotos in Prag (Redacteur Dr. Weitenweber): Lotos, Zeitschrift für Naturwissenschaften, 15.—17. Jahrgang. Prag 1865—1867;
4) von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität: Nachrichten aus dem Jahre 1867. Göttingen 1867;
5) vom Historisch-Statistischen Verein in Frankfurt a. O.: Jahresbericht und Mittheilungen VI. und VII. Heft. Frankfurt a. O. 1867;
6) vom Naturwissenschaftlichen Verein in Bremen: Abhandlungen I. Band 3. Heft. Bremen 1868;
7) von der Naturhistorischen Gesellschaft in Hannover:
   a) 15. Jahresbericht, Michaelis 1864 bis Michaelis 1865,
   b) 16. und 17. Jahresbericht, bis Michaelis 1867,
   c) Die Veränderungen im Bestande der hannoverschen Flora vom Oberlehrer L. Mejer. Hannover 1867,
   d) Verzeichniss der im Sollinge und Umgegend wachsenden Gefässpflanzen von v. Hinüber,
   e) Nachtrag zu diesem Verzeichnisse;
8) vom Vereine für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: Jahrbücher und Jahresbericht, herausgegeben von Lisch und Beyer. 32. Jahrgang. Schwerin 1867;
9) vom Germanischen National-Museum in Nürnberg: Jahresbericht und Anzeiger 1—12, 1867;
10) Report of the commissioner of patents for the year 1863. Arts and Manufactures. Vol. I. und II. Washington 1866;
11) Report of the commissioner of patents for the year 1864. Arts and Manufactures. Vol. I. und II. Washington 1866;
12) Besondere Beilage zu Nro. 98 und 92 des preussischen Staats-Anzeigers;
13) Bericht des Comités der vaterländischen Geschichts-Vereine zu Berlin über die im Winter 1868 zu Berlin gehaltenen Vorträge über preussische Geschichte und Landeskunde;

Digitized by Google

14) Jahresbericht des Gustav-Adolphs-Vereins im Herzogthum Sachsen-Altenburg für das Jahr 1867. Altenburg 1867;
15) Leopoldina, Heft VI., März 1868;
16) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte
   a) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 1—10,
   b) der philosophisch-historischen Klasse 3—12. 1868;
17) Breslauer Gewerbeblatt XIII. Band 24 und 26, XIV. Band 1—3;
18) von Herrn Dr. Michaelis in Berlin: Zeitschrift für Stenographie und Orthographie. 15. Jahrgang. Leipzig 1867;
19) vom Herrn Professor Kranichfeld: Statistische Chronik der Alkoholvergiftung. 28. Jahrgang;
20) vom Herrn Dr. Kirchhoff:
   a) Der Rath der Stadt Erfurt im 13. Jahrhundert,
   b) Erfurts Verfassungszustände im Mittelalter. Eine Kritik der Lambertschen Ansichten;
21) vom Herrn Archivar E. v. Braun: Geschichte der Burggrafen von Altenburg. Altenburg 1868;
22) vom Herrn Oberlehrer Dr. Schlapp: Grundzüge der systematischen Zoologie und vergleichenden Anatomie. Erfurt 1868;
23) von Herrn J. Rothschild: Les Promenades de Paris;
24) vom Herrn Gymnasial-Director Dr. Dietrich:
   a) Reden zum 150jährigen Jubelfest des Gymnasiums in Hirschberg,
   b) Commentationis de Clisthene Atheniensi particula,
   c) Programm zur Feier des 150jährigen Jubelfestes des Gymnasiums in Hirschberg,
   d) Commentationes grammaticae duo. Lipsiae 1846.

S. in der Sitzung vom 10. Juni 1868:
1) vom Herrn Oberstlieutenant Crusius: Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern 1813 und 1814 von Crusius. Luxemburg 1865;
2) von der K. Bayrischen Akademie in München: Sitzungsberichte 1868 I. Heft 1 und 1867 II. Heft 4;
3) von dem Historischen Verein für Krain: Mittheilungen, redigirt von Aug. Dimitz. 21. Jahrgang 1866 und 22. Jahrgang 1867;

Digitized by Google

4) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien: Sitzungsberichte
   a) der philosophisch-historischen Klasse 13 und 14,
   b) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 12 bis 14;
5) Breslauer Gewerbeblatt 1868 5;
6) von Dr. A. Petermann in Gotha: „Die deutsche Nordpol-Expedition 1868“;
7) Statistische Chronik der Alkoholvergiftung. 28. Jahrgang 3 und 4;
8) von Herrn Peter Merian in Basel: „Ueber die Grenze zwischen Jura- und Kreideformation.“ 1868;
9) vom Herrn Geh. Sanitätsrath Dr. Berend: „Zur differentiellen Diagnosis der Kyphosis“;
10) vom Herrn Geh. Regierungsrath Dr. Zitelmann in Berlin: „Die Verhandlungen des Markgrafen Johann von Küstrin mit König Ferdinand und Kaiser Carl V. wegen Annahme des Interims 1548“;
11) einige Schriftstücke vom Herrn Geh. Rath Dr. Back in Altenburg;
12) von Herrn Dr. Jaraczewsky: Geschichte der Juden in Erfurt.

T. in der Sitzung vom 5. August 1868:
1) Sitzungsberichte der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München 1868 I. Heft 2 und 3;
2) vom Verein für siebenbürgische Landeskunde:
   a) Programm des evangelischen Gymnasiums in Schässburg 1866/67,
   b) Programm des evangelischen Gymnasiums in Bistritz 1866/67,
   c) Programm des evangelischen Gymnasiums in Bistritz 1864/65,
   d) Jahresbericht des Vereins für siebenbürgische Landeskunde für das Jahr 1866/67,
   e) Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. VII. 3 und VIII. 1,
   f) Programm des Gymnasiums zu Hermannstadt 1866/67;
3) von der Greifswalder Abtheilung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde:

Digitized by Google

a) Pommersche Genealogien von Dr. Th. Pyl. II. Band Heft 1,
b) Die Greifswalder Sammlungen vaterländischer Alterthümer und die Kunstwerke des Mittelalters und der Renaissance von Dr. Th. Pyl;

4) Breslauer Gewerbeblatt, XIII. Band 25 (3. März 1868) und XIV. Band 6, 7, 8, 9;
5) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: Neues Lausitzisches Magazin. 44. Band 2 und 3;
6) vom Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande: Internationaler Congress für Alterthumskunde und Geschichte zu Bonn, 14—21, September 1868;
7) von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig:
a) Schriften der Gesellschaft. Neue Folge. II. 1,
b) Separat-Abzug aus der Hedwigia Nro. 12. 1867;
8) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien: Sitzungsberichte beider Klassen 15—17;
9) von Herrn Dr. Back in Altenburg einige Schriftstücke, z. B.: Quaestionum Theocritearum particula quinta, quae agitur de risu Veneris Idyll. 1. 95 von Professor Zetsche;
10) Statistische Chronik der Alkoholvergiftung;
11) von Herrn Dr. Müller in Berlin eine Uebersetzung der holländischen Abhandlung von Baumhauer: „Ueber die Mittel, das zu Seeschiffen und Wasserbauten zu verwendende Holz gegen die Zerstörung des Holzwurms zu bewahren."

U. in der Sitzung vom 28. October 1868:

1) aus Amerika:
a) Annual report of the commissioner of patents for the year 1865. Vol. I.—III.,
b) Report of the commissioner of agriculture for the year 1866,
c) Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution for the year 1866,
d) Monthly report of the departement of agriculture for the year 1866 & 1867. (J. R. Dodge, Editor),
e) The transactions of the Academy of science of St. Louis. Vol. II. 1861—68,

Digitized by Google

f) Memoirs read before, the Boston Society of natural history; being a new series of the Boston Journal of natural history. Vol. I. Part III.,
g) Condition and doings of the Boston Society of natural history, as exhibited by the annual reports of the custodian, treasure, librarian and curators. May 1867 & May 1868,
h) Annual of the Boston Society of natural history. 1868—69. I.,
i) Proceedings of the Boston Society of natural history. Vol. XI. pag. 97—486;

2) von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur:
a) Abhandlungen der Abtheilung für Naturwissenschaft und Medicin 1867/68,
b) Abhandlungen der philosophisch-historischen Abtheilung 1867 und von 1868 Heft 1,
c) 45. Jahresbericht der Gesellschaft aus dem Jahre 1867,
d) Verzeichniss der in den Schriften der Gesellschaft von 1804—1863 enthaltenen Aufsätze;

3) Mittheilungen der Kaiserlich Königlich Geographischen Gesellschaft in Wien. Neue Folge. 1868;

4) Sitzungsberichte der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München 1868 I. 4 und II. 1;

5) Breslauer Gewerbeblatt 1868 Nro. 11—15;

6) Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie in Wien aus beiden Klassen 18—21;

7) 30. Bericht des Thüringischen Gartenbau-Vereins zu Gotha 1867;

8) von Herrn Dr. A. Petermann: Die deutsche Nordpol-Expedition;

9) vom Herrn Archivrath E. v. Braun in Altenburg: „Geschichte der Burggrafen von Altenburg“;

10) vom Herrn Major a. D. A. W. Fils: Barometer-Höhenmessungen von dem Kreise Ziegenrück;

11) vom Herrn Dr. jur. Stickel in Weimar:
a) Die Statuten der Stadt Meiningen vom 8. October 1565,
b) Die Statuten der Stadt Dornburg an der Saale vom Jahre 1625;

Digitized by Google

12) vom Herrn Medizinalrath Dr. Schuchardt in Gotha: Inaugural-Dissertation: Quaedam de effectu, quem privatio singularum partium nutrimentum constituentium exercet in organismum ejusque partes;

13) vom Herrn Medizinalrath Dr. J. Müller in Berlin: Ueber die eigenthümlichen Eigenschaften der arabischen Pferde vom Emir Abd-El-Kader;

14) vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde:
a) Zeitschrift des Vereins. Neue Folge. II. Band Heft 1 u. 2,
b) Mittheilungen des Vereins Nro. 3 und 4.

V. in der Sitzung vom 2. December 1868:

1) vom Herrn Dr. Jacoby:
a) Katechismus der Pferdezucht. 2. Auflage. Wittenberg, Kölling, 1861,
b) Anleitung zur gründlichen Kenntniss und Beurtheilung des Pferdes. 3. Auflage. Erfurt 1861, Gebhardi,
c) Das kranke Pferd durch Hausmittel auf die einfachste Art zu heilen. Wittenberg, Reichenbach, 1863,
d) Die französischen Pferde-Racen. Erfurt, Keyser, 1867;

2) vom Herrn Professor Dr. Schirlitz: Neutestamentliches Personen-Lexikon für Schule und Haus. 3 Lieferungen. Stuttgart, Besser, 1868;

3) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: Neues Lausitzisches Magazin. 45. Band, 1 Doppelheft. Redigirt von Professor Struve. Görlitz 1868;

4) vom Herrn Oberlehrer Dr. C. A. Tobias in Zittau: Beiträge zur ältesten Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche und deren Diener in Reichenberg, Friedland, Grafenstein, Gabel, sowie der heutigen lutherischen Gemeinde zu Reichenberg in Böhmen. Reichenberg 1868;

5) Breslauer Gewerbeblatt, XIV. Band 16—18;

6) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte
a) der philosophisch-historischen Klasse 22—24,
b) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 22–25;

7) vom Herrn Dr. Johannes Müller in Berlin:
a) über die Anwendung desinficirender Mittel, um die Verbreitung von Krankheiten zu verhindern,
b) die Heilmittel der Aerzte im ostindischen Archipel;

Digitized by Google

8) Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg. IV. Band. Nürnberg, Schmid, 1868.

W. in der Sitzung vom 16. December 1868:

1) vom Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: Register über die 30 ersten Jahrgänge der Jahrbücher und Jahresberichte. 14. Register 2. Heft;
2) vom Voigtländischen Alterthumsforschenden Verein in Hohenleuben: Mittheilungen aus dem Archive nebst dem 38. und 39. Jahresbericht;
3) Breslauer Gewerbeblatt 19;
4) vom Herrn Dr. A. Breysig:
   a) Germanici Caesaris Aratea cum scholiis,
   b) Emendationen zum Scholiasten des Germanicus,
   c) Auszug aus der deutschen Grammatik für untere und mittlere Klassen höherer Lehranstalten.

X. in der Sitzung vom 13. Januar 1869:

1) Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie zu München 1868 II. Heft 2;
2) Leopoldina, Heft VI., December 1868, Nro. 11;
3) Breslauer Gewerbeblatt 1868 Nro. 20 und 1869 Nro. 1;
4) Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie in Wien: 25—29 der philosophisch-historischen Klasse, 26—29 der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse und Register 1868.

Y. in der Sitzung vom 17. Februar 1869:

1) vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens zu Münster: Zeitschrift, von Dr. Giefers und Geisberg herausgegeben. Neue Folge. V., VI., VII. 1 und 2;
2) von Herrn Jühlke, Königl. Gartenbau-Direktor: „Ueber die Hilfsmittel zur Verbesserung der landwirthschaftlichen Kulturpflanzen“;
3) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 1869 1—3 und der philosophisch-historischen Klasse 1 und 2;
4) Breslauer Gewerbeblatt 2 und 3;
5) Vierteljahrshefte des Königlich Preussischen Staatsanzeigers. I. Jahrgang. 4. Heft. October bis December 1868;
6) vom Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung:

Digitized by Google

a) Annalen des Vereins. IX. Band. Wiesbaden 1868,
b) Mittheilungen des Vereins 5 und 6. Wiesbaden 1867.

Z. in der Sitzung vom 14. April 1869:

1) vom Germanischen Museum:
   a) 14. Jahresbericht des Museums,
   b) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. 1868, Januar bis December;
2) von der K. Akademie in Göttingen die Nachrichten aus dem Jahre 1868;
3) Sitzungsberichte der K. Bayrischen Akademie. 1868 II. Heft 3 und 4;
4) vom Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: Jahrbücher und Jahresbericht. 33. Jahrgang;
5) vom Historischen Verein für das württembergische Franken: VII. Bandes 3. Heft (1867) und VIII. Bandes 1. Heft (1868);
6) Breslauer Gewerbeblatt 1869 Nro. 4 bis 7;
7) Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie in Wien:
   a) der philosophisch-historischen Klasse 3—9,
   b) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 4—8;
8) Leopoldina, Februar 1869, Nro. 12;
9) vom Herrn Dr. Petermann: 1. Quittung über die Beiträge zur 1. und 2. Nordpol-Expedition 1868 und 1869/70.

AA. in der Sitzung vom 26. Mai 1869:

1) Breslauer Gewerbeblatt 8—10. 1869;
2) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte der mathematischen Klasse 10 und 11, der philosophischen Klasse 10;
3) von der Königlich Bayrischen Akademie:
   a) Almanach der Akademie für das Jahr 1867,
   b) Denkrede auf H. August v. Vogel von August Vogel;
   c) Ueber die Theorie der Ernährung der thierischen Organismen von Carl Voigt,
   d) Vorarbeiten von Kaiser Ludwigs oberbayrischem Landrechte von Ludw. Bockinger,
   e) Grösse und Schicksale der Entschädigungen, welche dem Hause Wittelsbach für die Abtretung der Mark Brandenburg von Karl IV. verschrieben sind,

Digitized by Google

f) Beiträge zur Feststellung der historischen Ortsnamen in Bayern von Fr. H. Grafen Hundt,
g) Die Kunst bei Homer von H. Brunn,
h) Die metrische Ueberlieferung der pindarischen Oden von Dr. W. Christ,
i) Ueber die Ausdrücke: altnordische, altnorwegische und isländische Sprache, von Conrad Maurer;

4) von dem Gründungs-Comité der Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde: 10 Exemplare der chronologischen Uebersicht der Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staats unter der Herrschaft der Hohenzollern und des norddeutschen Bundes zur Vertheilung;
5) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: „Neues Lausitzisches Magazin“ von Dr. E. E. Struve. 45. Band 2. Heft;
6) von Dr. Hugo Schramm in Dresden: „Handbuch der Alkoholometrie von Dr. Adolph v. Kupffer in Petersburg“;
7) vom Vereine für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben: Verhandlungen. Neue Reihe. 1. Heft. Ulm 1869;
8) vom Naturforschenden Vereine in Brünn: Verhandlungen VI. Band. 1867;
9) vom Naturhistorischen Vereine Lotos zu Prag: Zeitschrift. 18. Jahrgang;
10) vom Künstler-Verein für bremische Geschichte und Alterthümer: Bremisches Jahrbuch. IV. Band. 1. u. 2. Hälfte;
11) von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde: Baltische Studien. 22. Jahrgang;
12) vom Naturwissenschaftlichen Vereine in Bremen: Abhandlungen. 2. Band. 1. Heft;
13) vom Vereine für siebenbürgische Landeskunde:
a) Archiv. Neue Folge. VIII. Band. 2. Heft,
b) Programm des Gymnasiums in Schässburg,
c) Programm des Gymnasiums in Bistritz;
14) Herder's Cid und seine französische Quelle von Reinhold Köhler. Leipzig, Vogel, 1867;
15) durch die Keyser'sche Buchhandlung gekauft: Karmarsch Supplemente von v. Prechtl's Encyclopädie. V. Band. Schluss nebst Tafeln.

Digitized by Google

BB. in der Sitzung vom 24. November 1869:

1) Verhandlungen des Naturforschenden Vereins in Brünn. VI. Band. 1867;
2) Schriften der Naturforschenden Gesellschaft von Danzig. Neue Folge. II. Band. 2. Heft;
3) Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern. XIII. 1.—4. Heft. Landshut 1868;
4) von der Kaiserlich Königlich Geographischen Gesellschaft in Wien:
   a) Mittheilungen X. Jahrgang 1866 und 1867, redigirt von Franz Foetterle,
   b) Mittheilungen XII. Band oder Neue Folge 2. Band 1869;
5) Sitzungsberichte der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München. 1869. I. Heft 1 und 2;
6) Breslauer Gewerbeblatt 11 und 12, 14—23;
7) Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes VII. 2. Altenburg 1869;
8) Mittheilungen des Historisch-Statistischen Vereins Frankfurt a. O. 8. Heft 1868;
9) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: „Neues Lausitzisches Magazin.“ 46. Band. 1. und 2. Abtheilung. Görlitz 1869;
10) Pommersche Geschichts-Denkmäler. 3. Band. „Dr. Heinrich Rubenow's Leben“ von Dr. Th. Pyl. Greifswald 1870;
11) Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte. Neue Folge. 3. Bandes 1. Heft. 1869;
12) Jahresbericht des Vereins gegen Vergiftung durch Alkohol. 1869. 2 Exemplare;
13) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:
   a) Sitzungsberichte der mathematischen Klasse 12 bis 24,
   b) Sitzungsberichte der historischen Klasse 11 bis 23;
14) vom Herrn Professor Buchholz hier: „Die sittliche Weltanschauung des Pindaros und Aeschylos.“ Leipzig, Teubner, 1869;
15) vom Herrn Dr. Boxberger hier: „Der jetzige Standpunkt der Kritik und Erklärung Schiller's“;

Digitized by Google

16) vom Herrn Major Fils in Ilmenau: „Bad Ilmenau und seine Umgegend“;
17) Niccolo Machiavelli nel suo principe ossia il Machiavellismo ed i politici del nostro secolo per Andrea Angelini. Milano 1869;
18) On hydro-fluoric acid by G. Gore. Birmingham;
19) vom Herrn Dr. Trommsdorff: „Die Statistik des Wassers und der Gewässer.“ Erfurt 1869;
20) vom Herrn Dr. A. Petermann: Die wissenschaftlichen Ergebnisse der ersten deutschen Nordfahrt 1868 von W. v. Freeden, ferner Instruction für die zweite deutsche Nordpolar-Expedition 1869 und 1870, ferner neueste Nachrichten über die Nordpolar-Expedition 1869.

CC. in der Sitzung vom 15. December 1869:
1) Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur:
   a) philosophisch-historische Abtheilung, 1869 und 1868 II.,
   b) Abtheilung für Naturwissenschaft und Medizin, 1868/69,
   c) 46. Jahresbericht vom Jahre 1868;
2) von dem House of Representatives in North Amerika (Washington):
   a) Annual report of the commissioner of patents for the year 1866. Vol. I. II. III.,
   b) Report of the commissioner of agriculture for the year 1867,
   c) Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution for the year 1867,
   d) Monthly report of the department of agriculture for January — December 1868,
   e) Letter of the Vice-President of the National Academy of sciences for the year 1866,
   f) Letter of the President of the National Academy of sciences for the year 1867;
3) von der Boston Society of natural history:
   a) Memoirs read before the Boston Society of natural history. Vol. I. part. IV.,
   b) Occasional papers of the Boston Society of natural history. Nro. I. (Harris entomological correspondence),

Digitized by Google

c) Proceedings of the Boston Society of natural history (annual meeting Mai 1868),
d) Annual report of the trustees of the museum of comparative zoology (1868);

4) von der Königlichen Vetenskaps Academie in Stockholm:
a) Oefversigt af Kongl. Vetenskaps Academiens förhandlingar. Aergängen 1865, 1866, 1867, 1868,
b) Kongliga Svenska Vetenskaps Academiens handlingar. Ny följd. V. B. 2. Häftet 1864, VI. B. 1. Häftet 1865, VI. B. 2. Häftet 1866, VII. B. 1. Häftet 1867,
c) Lefnadsteckningar öfver Kongl. Svenska Vetenskaps Academiens efter är 1854 aflidna Ledamöter. B. I. H. 1. Stockholm 1869,
d) Die Thierarten des Aristoteles (Säugethiere, Vögel, Reptilien und Insekten) von Carl Sundevall. Uebersetzung aus dem Schwedischen. Stockholm,
e) Conspectum avium picinarum edidit Carolus Sundevall. Stockholm 1866;

5) vom Herrn Major a. D. Fils: Höhenschichten-Karte vom Thüringerwalde. Nördlicher Theil.

Dr. Koch,
Sekretair der Akademie.

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fig 1. Acraea percufsa mas

Fig. 2. Acraea percufsa fem

Fig. 3. C[illegible]

Digitized by Google

Fig. 4 Chaerocampa Batschii

Fig. 5 Jordia Densa

Fig. 6 Saturnia [illegible]

Digitized by Google

Fig. 7. Cyligramma Importuna.

Fig. 8. Cyligramma Intellecta.

Fig. 9. Pyralis Wernoburgalis.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.

Neue Folge. — Heft VII.

Erfurt 1873.
Verlag von Carl Villaret.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Historisch-satirisches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert von Nicolaus von Bibera, dem Erfurter Verborgenen, im Versmass des Originals (leoninischen Hexametern) aus dem lateinischen übersetzt vom ev. Pfarrer Dr. Albr. Rienäcker zu Holdenstedt bei Eisleben . . 1

Die absoluten Höhen aus den Uebersichtskarten der Forste im Amtsbezirke Gehren in der Schwarzburg-Sondershäuser Oberherrschaft Arnstadt. Vom Major a. D. A. Fils zu Ilmenau 103

Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die Kalewala. Von W. Frhr. v. Tettau 145

Excurse:

Vorbemerkungen 181

Ueber die einzelnen Bestandtheile der Kalewala 184

I. Die Schöpfungsrunen 188

II. Die Marienrune 196

III. Die Joukahainenrunen 107

IV. Die Lemminkainenrunen 199

V. Die Kullerworunen 205

VI. Die Hochzeitrunen 215

VII. Die Rune von der goldenen Braut 218

VIII. Die Wipunenrunen 219

IX. Die Runen von der Erfindung des Saitenspiels (die Kankelerunen) 220

X. Die Bärenrune 221

XI. Die Feuerrune 222

XII. Die Samporunen 223

1. Ueber die Heimath der Kalewala 224

2. Bedeutung der Namen: Kalewa und Kalewala . . 226

3. Bedeutung des Namens Pohjola und seiner Synonymen 231

4. Ueber die Urbewohner Finnlands 236

5. Ueber die Namen Joten, Hidet, Lappen, Finnen, Quänen, Tschuden und Suomen 240

6. Finnland bis zur Besitznahme durch die Tschuden . 263

7. Der tschudische Volksstamm als Bewohner Finnlands 269

8. Zeitpunkt der Besitznahme Finnlands durch die Tschuden 274

9. Geschichtliche Grundlage der Samporunen 279

10. Bedeutung des Sampo 286

11. Ueber Louhi, die Pohjolawirthin 294

12. Entstehungszeit der Samporunen 304

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt vom 1. Jan. 1870 bis 31. Dec. 1872 . . 309

Digitized by Google

Digitized by Google

Historisch-satirisches
Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert

von **Nicolaus von Bibera**, dem Erfurter Verborgenen,

im Versmass des Originals (leoninischen Hexametern)

aus dem Lateinischen übersetzt

vom

Pfarrer **Dr. Albr. Rienäcker**,

Mitgliede der Königlichen Akademie für gemeinnützige Wissenschaften zu Erfurt.

Vorwort.

In den nachfolgenden Blättern ist ein Uebersetzungs-Versuch niedergelegt, dem man wenigstens das Zeugniss der Originalität, d. h. eines in solcher Gestalt und Ausdehnung schwerlich schon dagewesenen Wagnisses, nicht wird versagen können. Es geschah auf gütige Anregung eines verehrten Mitgliedes der Erfurter Akademie, des Herrn Stadtraths und Eisenbahn-Directors Karl Herrmann, des verdienstvollen Verfassers der Bibliotheca Erfurtina, dass ich mich entschloss, das von Professor Höfler in Prag aus einer Handschrift der dortigen Universitäts-Bibliothek im Jahre 1861 edirte, in leoninischen Hexametern abgefasste carmen occulti autoris, das ursprünglich schlechtweg den Namen Occultus geführt zu haben scheint, im Versmass des Originals in's Deutsche zu übertragen. Hatte ein Missgeschick die von der Akademie beabsichtigte Primär-Herausgabe des genannten Gedichts aus einer Erfurter, in Folge eines Reparatur-Baues des dortigen Gymnasiums in die Berliner Bibliothek verschlagenen, Handschrift verhindert, so war es ja wohl nicht unangemessen, wenn wenigstens eine secundäre Veröffentlichung des gerade für Erfurt so interessanten Gedichts in einer deutschen Uebersetzung desselben von der dasigen Akademie in die Hand genommen wurde. Ich habe mir gleich Anfangs die Schwierigkeiten in Absicht auf mein Unternehmen nicht verhehlt: beides, die Schwierigkeiten der Form und des Inhalts. Im Verlaufe der Arbeit selbst aber thürmten sich mir dieselben oft zu einer Höhe auf, die mir kaum überwindlich schien und manchmal den Muth zur Fortsetzung mir nehmen wollte.

Digitized by Google

Was zunächst die formellen Schwierigkeiten anlangt, so hätten sie allerdings, wenn der Reim preisgegeben wurde, auf den zehnten Theil reducirt, und das Ganze hätte dann um so viel früher vollendet werden können. Denn wenn unsre deutsche Sprache in einem gewissen Verhältnisse der Sprödigkeit schon gegen den blossen Hexameter sich befindet, so verzehnfacht sich diese Sprödigkeit gegen den leoninischen Hexameter, dem unser Dichter noch dazu in mitunter eigensinniger Liebhaberei besondere Ornamente in gewissen Refrains, Klang- und Reim-Spielereien hie und da umhängt, denen, wenn doch einmal die Form der des Originals möglichst adäquat werden sollte, auch Rechnung getragen werden musste. So fängt eine Reihe von mehr als dreissig Versen mit den Worten an: Mors est ventura. Dabei bietet bei oft überaus stacheligen Dornen des vielfach sehr unreinen Grundtextes das Sachliche häufig förmliche Räthsel dar, die genügend gar nicht immer zu lösen sind, da hier oft auf die damalige Gegenwart, auf Begebenheiten, Verhältnisse und Persönlichkeiten Anspielungen vorliegen, für die, während sie den Zeitgenossen durchaus verständlich sein konnten, uns zum Theil jeder Schlüssel fehlt, und für die wir auf ein historisch nicht selten ganz unsicheres Feld von Vermuthungen hingewiesen sind. Die Dunkelheiten des Gedichts werden übrigens vermehrt durch den satirischen Charakter desselben und des Verfassers, der, wie Höfler ganz richtig bemerkt, mehr Schalk, als Biograph und Historiker war, ja, fügen wir hinzu, hinter dessen Worten und Expectorationen gar häufig der neckende und missvergnügte Schelm steckt. Unter der durch Uebertreibung sich oft selbst verrathenden Maske der Bewunderung und Lobeserhebung — eine Hülle, die er übrigens zuweilen auch ohne Weiteres fallen lässt — wendet er ein gut Theil seiner Satire gegen den berühmten Juristen Heinrich von Kirchberg, seinen Zeitgenossen.

Ich bin als Uebersetzer möglichst streng gegen mich gewesen: eine Strenge, die sich im Fortgange der Arbeit eher vermehrt als vermindert hat. Mein Bestreben ist gewesen, eine solche Uebersetzung zu liefern, die, bei möglichster Verständlichkeit und Geniessbarkeit, der Treue des Originals nichts oder doch nichts Wesentliches vergäbe, und zugleich den Einblick in dasselbe allenfalls entbehrlich machte. Zu beurtheilen indes-

Digitized by Google

sen, ob und inwieweit mir das gelungen sei, muss ich allerdings denen überlassen, die sich die Mühe einer Controlirung des Deutschen durch das Lateinische geben wollen. — Natürlich kann es der vorliegenden Arbeit nicht an Stellen fehlen, die in geradem Verhältniss zur Dunkelheit und Spinosität des Originals der Klarheit und Glätte mehr oder weniger entbehren. Am dankbarsten für die Uebertragung mussten sich offenbar diejenigen Stücke erweisen, die, poetisch oder historisch oder in beiderlei Beziehung zugleich, von bedeutenderem Inhalt sind. Die oft weit über den Charakter des Equivoquen hinausgehenden Stellen mussten selbstverständlich mit besonderer Vorsicht angefasst werden, damit durch die von Anstands und Geschmacks wegen gebotene Milderung mit der massiven und unseren Ohren unerträglichen Derbheit nicht auch das drastische Salz verloren ginge.

Ueber das Gedicht selbst darf ich hier theils auf das dankenswerthe Vor- und Nachwort Höflers zu seiner Ausgabe, theils und vornehmlich auf die verdienstlichen Forschungen des Dr. Theob. Fischer verweisen, die derselbe seiner jüngst erschienenen „Ausgabe und Erläuterung" des Gedichts*) beigegeben, in der er einen möglichst reinen Text auf Grund reichen und sorgsam gesammelten kritischen Materials herzustellen versucht hat.

Meine Uebersetzung war zwar schon vollendet, als ich durch die Güte dieses mir auch schon vorher freundlich entgegengekommenen Gelehrten selbst sein Werk erhielt, doch konnte ich noch an der Hand dieses Specimen deutschen kritischen Fleisses meiner Uebersetzung hie und da nachhelfen und, soweit möglich, die letzte Feile anlegen, sowie ich auch mit besonderem Dank die zur sachlichen Illustration so willkommenen unter den lateinischen Text gestellten Anmerkungen für die Uebersetzung und deren Erläuterung in einzelnen Noten verwerthet habe: so dass die durch die ausgebrochenen Kriegsunruhen herbeigeführte Verzögerung des Druckes meiner Arbeit dieser nur zum Vortheil hat gereichen können.

*) Vollständiger Titel: Nicolai de Bibera Occulti Erfordensis carmen satiricum, eine Quelle des 13. Jahrhunderts, neu herausgegeben und erläutert von Theob. Fischer, Dr. phil. (abgedruckt aus: Geschichtsquellen der Provinz Sachsen etc. Erster Band, Halle 1870.) Für den auf Erfurt bezüglichen Abschnitt gewährt sachliche Ausbeute auch: „Erfurt im dreizehnten Jahrhundert", ein Geschichtsbild von Kirchhoff, Berlin 1870.

Digitized by Google

Um übrigens nur die Frage nach dem Verfasser des Gedichtes hier zu berühren, so ist nach den Höflerschen und Fischerschen Ausführungen gar kein Zweifel darüber, dass derselbe Nicolaus von Bibera (Bibra in Thüringen), gymnasii Erfordensis magister, sei, von dem der gelehrte Trithemius, Abt von Sponheim, in seinem Verzeichniss der Kirchenschriftsteller sagt: Scripsit tam metro quam prosa non pauca opuscula, quibus etiam posteris nomen suum notificavit, und der gegen Ende des 13. Jahrhunderts lebte, so dass das Gedicht aus dem Rudolphinischen Zeitalter stammt und zwar, wie sich genau nachweisen lässt, aus den Jahren 1281—1283.

Ich schliesse mit dem Wunsche, dass die von mir versuchte Uebersetzung, bei der ich die Eintheilung in fünf Distinctionen beibehalten habe, während Fischer deren nur vier annimmt, dazu beitragen möge, dem schon durch sein Alter denk- und ehrwürdigen Gedichte auch in weiteren Kreisen eine Theilnahme zu erwecken, ähnlich derjenigen, die es bald nach seiner Entdeckung und Veröffentlichung und dann in steigendem Maasse immer mehr in der gelehrten Welt gefunden, und die ihm, trotz mancher mönchisch-scholastischen Sterilitäten, mancher frostigen Witzeleien und derben Ungezogenheiten, mancher tautologischen Plattheiten und ungeniessbaren Abstrusitäten, und trotz vieler Mängel in der Form, an denen es leidet*), doch ohne Zweifel als einem characteristischen Sittenspiegel und wichtigen Beitrag zur Cultur-Geschichte gebührt, der im Ganzen ebensowenig der poetischen Weihe, als der durchklingenden Sehnsuchtsregungen nach Reformen und besseren Zuständen der Kirche entbehrt.

Zuletzt halte ich mich noch für verpflichtet, meinem verehrten Freunde, dem Herrn Professor Dr. Weissenborn zu Erfurt, meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen für die sorgliche und bei meiner Entfernung vom Druckorte mir ganz unentbehrliche Beihülfe, die er mir bei der Correctur zu gewähren die bereitwillige Güte gehabt hat.

Holdenstedt bei Eisleben, den 1. Januar 1871.

Dr. Rienäcker,
Pfarrer.

*) Zu diesen Mängeln gehört im weiteren Sinne der vielfach ungeordnete, oft planlos springende Character des Gedichts.

Digitized by Google

I.

Kommt dir zu Aug' oder Ohren, was hier meine Muse geboren:
Ein Ideal seiner Zeit an Tugend, Verdienst und Gelahrtheit
Glänzt dir entgegen so rein — mag Alles an Einem auch wahr sein?
Ja, und wundre dich nicht, denn Gott kann wirken so viel Licht.
Dass ich viel aufgetragen, wird man mir wohl böslich nachsagen,
Auch, dass mit Spott und Hasse dies Werk ich ausgehen lasse.
Oder hab' antiphrastisch ich etwa erzählet zu drastisch?
Will mich, beim Pollux! der leeren Figuren des Rhetors erwehren,
Meine poetische Weise verlauf' im historischen Gleise.
Fabeln, hinweg, ihr seid blass! nur die Wahrheit erfrischet im Versmass.
Phoebus, der Sänger Panier, o netze mit heiligem Nass mir
Aus Heliconischer Quelle die Lippen, dass von ihnen helle
Sprudelnd fliesse mein Sang im gefälligen rythmischen Wohlklang.
Lass mit dem Fall, dem geschwinden, des Worts sich die Anmuth verbinden.
Aber Apollo, bist du's, der mir hilft? — nein, ich meine Dich, Christus.
Du bist die reinste der Sonnen, der Weisheit heiliger Bronnen.
Jeglicher Rythmus ist schaal ohne dich, ein eiteler Spielball,
Nichts ohne dich, keine Freude! Mit dir nur steur' ich in's Weite. —
Trefflicher Heinrich,*) dich nährte die Mutter von trefflichem Werthe,
Trägst auch, aus edelstem Samen gezeugt, einen köstlichen Namen,

*) Gemeint ist Heinrich von Kirchberg.

Digitized by Google

Sieh', ein Kirch-Berg beut dich der Welt zum Schüler der Weisheit.
Gott, der so gnädig berathen dich hat und deine Penaten,
Dass gar golden dein Mund — sei Dank, dass Er so dir zur Seit' stund.
Nimm meine Huldigung an, du hast sie verdienet, du Prachtmann!
Lass mich mit reinem Klang dein Leben verkünden von Anfang,
Wie zu des Wissens Tiefen der Weisheit Stimmen dich riefen!
Zwar wie dem munteren Kind die ersten der Jahre verrauscht sind,
Drob mag der Vater mit Wonne, drob Mutter und Amme und Bonne
Emsige Auskunft geben; doch von diesen Anfängen eben,
Glaub' ich, wird ein Bericht nicht begehrt hier, ist auch am Ort nicht.
Kaum ist dir, Knabe, zum Lesen die Ruth' ein Sporn je gewesen,
Hast in des Herzens Falten nur Ein Mal Gehörtes behalten,
Kennst des Donatus *) Lehr' — einem alten Practicus fällt's schwer —
Nach jedem Theil, declinirst schlank weg und vom Weg du nie abirrst.
Galt nicht im Dichterkreise Ovid dir als leichtere Speise?
Drauf sich dein Lerndurst wandte nach Priscus' **) doppeltem Bande,
Warst da sogleich Herr dessen, was Andr' erst zehnmal wohl lesen,

*) Aelius Donatus, von dessen grammatischen Schriften hier die Rede ist, die im Mittelalter als Leitfaden beim Unterrichte dienten, lebte zu Rom c. 455 n. Chr.; es rühren auch Scholien über Terenz von ihm her.

**) Unter diesem Priscus ist ohne Zweifel Priscianus Caesariensis (lebte im 6. Jahrh. n. Chr. zu Constantinopel), der berühmteste, ebenfalls im Mittelalter sehr geschätzte lateinische Grammatiker, zu verstehen. Von seinen 18 Büchern „Commentarii grammatici" behandeln die ersten 16 Bücher die Formenlehre, die beiden letzten die Syntax, und pflegte man jenen Theil den grösseren und diesen den kleineren Priscian zu nennen, daher: „ambo volumina."

Digitized by Google

Aus dem gelehrtesten*) Buch wardst du, auch aus Juvenal klug,
Auch Terenzens Finessen verstandest du schon zu ermessen.
Wie deinem Blick doch sich klärte Horaz, und des Persius Härte
Dir mit des Plautus sich löste! du Geist, von vielen der grösste!
Was vom Virgil uns geblieben, hast tief du in's Herz dir geschrieben,
Gehst auch zum Lucanus und eilst durch den Maximianus. **)
Mehr noch: dich treibt's, dich zu letzen an deines Boëthius ***) Sätzen,
Trost aus der Philosophie, den schöpfet man anderwärts so nie. †)
Alles und Jedes du weisst, was aus dieser Kunst überhaupt fleusst,
In diesem Wissenszweige, da giebt's nicht viele dir Gleiche.
Mit der Gerundien-Frage bekanntlich ist's so eine Sache;
Doch warum da drei Fälle, woraus das natürlich erhelle,
Wie die Supina dagegen in zwiefacher Form sich bewegen,
Ob sie wirklich verbaler Natur und nicht nominaler:
Spiel ist dir alles das blos, du gehst auf den Grund, hast's Gesetz los,
Und auch in diesem Fach thut's dir kein Andrer so leicht nach.
Auch die Gefälligkeit deiner Metren trägt deinen Ruhm weit,
Auch in der Kunst findet sich Niemand, der mit dir anbindet.
Trat zu dir einst ein Frager — zu dichten war selbst in der Lag' er —,
Fragte, warum zuliesse jedwedes Verspaar der Füsse
Sechs oder fünf, und woher die fünfte beständig voll Trotz wär'
Wider den Spondeus und die sechst' allein dem Trochaeus
Offen sei und absolut nur der Dactylus wäre zu fünft gut —
Löstest das kurz und fein, du wusstest das Einzelne haarklein.
Logik dann sieht man dich treiben mit Ruhm, will kurz davon schreiben.

*) Nach Fischer wäre „liber doctrinalis" nicht generell zu nehmen, sondern speciell zu verstehen von dem „doctrinale Alexandri de villa dei".

**) Der letzte römische Elegiker, mit dem Beinamen Gallus.

***) Der berühmte Platonische Philosoph († 524), der im Kerker 5 Bücher „de consolatione philosophiae" schrieb.

†) Ein non plus ultra von verrenkter Wortstellung bietet hier der lateinische Vers: Totum cum parte, quod ab hac scis, pullulat arte.

Digitized by Google

Als die Schul' in Paris, die blüh'nde, dich schaute, da war sie's,
Die, was an Schätzen sie hat, mit lächelnder Miene dir aufthat.
Nippt kaum die Alltagsschaar vom Aristotelischen Nectar,
Schöpftest du voll und tief, jeder Trunk mehr Durst dir hervorrief;
Und was aller Welt als schwierig und heiklig sich darstellt,
Leicht scheint's deinem Blicke, der löst jedes Räthsel mit Glücke.
Gleich als einige Mal', noch ein Kind, du gelesen im Hörsaal,
Wirst zum Magister du schon erwählet, das war deiner Kunst Lohn.
Welche Opfer an Schweisse, an unermüdlichem Fleisse
Brachten Unzählige dar, denen jener Reichthum versagt war!
Eins aber macht dich betroffen: bald siehst jene Kunstphilosophen,
Die auf der Höh' der Vernunft stehn, du nun als ärmliche Zunft gehn
Durch ihr Leben: so lohnen die mühsamsten Abstractionen.
„Wie, ist am Kummertuch zu nagen der Intelligenz Fluch?"
Fragst du, und deinem Blick entgeht nicht die Noth, nicht das Unglück,
Dass des Verstandes Gewinn zuweilen verzweifelter Wahnsinn.
Formlos macht, sei sie noch so durchdacht, oft die logische Form doch.
Lässt man doch auch bei Seite die Ding' und gehet in's Weite,
Leer', und die Dinge man fliehet und nur die Erscheinung man siehet.*)
Wenn hievon tausenderlei zu Markt bringt Einer — der Fall sei
Denkbar einmal — so Etwas wird kaum verschaffen ihm Ein As.
Wie man nur fünfe gesetzt zu gemeinen Begriffen, das lass jetzt,
Gieb nur, wo zweifelnde Geister du findest, die Antwort als Meister;
Ob sie die Dinge bezeichnen, — ob nur den Erscheinungen eignen,
Ob „ideal", ob „real" hier gelte, das macht keine Qual dir.
Uebrigens da dir's allein bekannt, ist's besser, es bleibt dein.

*) Bezieht sich, wie auch das Folgende, auf die lebhafte Streitfrage zwischen den mittelalterlichen Systemen des Nominalismus und Realismus, ob die Allgemein-Begriffe (z. B. genus, differentia) re vera, oder bloss in unsern Gedanken existirten.

Digitized by Google

Dass du's weisst, mag dir g'nügen, bei Seit' mag das Weitere liegen.
Sind doch Logik und Gold, wie ich meine, so ziemlich sich abhold. —
Doch dass in Rom du gewesen, das soll man ausführlicher lesen.
Als jener würdige Mann mit dem Glanz einer rühmlichen Laufbahn,
Als dich in seinem Bereich jener Pabst*) sah, lächelnden Mund's gleich
Fragt' er da: „wo mag er her sein? mir und Andern gefällt er,
Der so klug und gewandt uns erscheint, von so stattlichem Anstand."
Drauf mit geflügeltem Worte Hermannus, an päbstlicher Pforte
Feinde zu schrecken geeignet, sein Kleid mit dem Kreuze gezeichnet:
„Kenne den Jüngling-Knaben, studirt schon, hat herrliche Gaben,
Ist im Wissen erfahren und hat nur ein Dutzend von Jahren;
Jetzt, wie ich höre, hat er seine Schritte gelenkt von Paris her.
's Ist in ihm viel Kunstsinn,**) zur heiligen Curie trieb's ihn,
Dass er da forschend verweile, zu sehn auch ehrfurchtsvoll eile
Alle die heiligen Leute, doch vollends an dir nun sich weide.
Philosophirt auch gewandt, ist Freund des Gesetzes, aus Deutschland,
Ist an Character ein Cato und systematisch wie Plato,
Redet dem Tullius gleich, ist wie Menelaus so ruhmreich,
Auch aus herrlichem Blute, nicht arm wohl an klingendem Gute,
Scheint doch die Tasch' ihm von Pfunden zu strotzen, so England erfunden."
„„Also — beim Kusse des Judas — du bringst ihn, ich will seinen Einlass,
Durch mich soll er erreichen, dass alle Deutschen ihm weichen.

*) Wahrscheinlich Innocenz IV. (1243—1254).

**) Genauer: „'s ist ein guter Artist", wo dann die zweite Hälfte des Verses lauten könnte: „der zum heiligen Stuhle geeilt ist". Das im Original stehende „artista" war in jener Zeit zu Bologna die Bezeichnung der nicht der juristischen Facultät angehörigen Studenten.

Digitized by Google

Aber warum erst so spat das gesagt? was es auf sich mit ihm hat,
Wusstest du ja; 's ist eigen, so lang' uns das zu verschweigen.““
Wirst nun zum Pabste beschieden, um fortan zu stehn auch inmitten
Seiner Getreuen, es sprang vor dir auf der heilige Eingang.
Und du nahest so fein, als wärst du ein Kostwurz-Reislein.*)
Fällst dem Pabste zu Füssen; doch wie Ganymedes, ihn liessen
Als der Götter Entzücken die Dichter zum Himmel entrücken,
Wirst du emporgehoben, vollende den Lauf nur nach oben!
„Heil dir dem Wunderkinde, zu mir auf dem vollesten Winde
Deiner Wünsche gekommen, vom Pabst wirst du Alles bekommen!“
Bittest dann demuthsvoll und drum weil Christus es so woll',
Dass man Stand und Weihe des Subdiacon dir verleihe.
Drauf dich der heilige Vater anstaunt, fixiret dich hat er
Und dann gesagt: „o Sohn, du Jüngling, von Herzen ein Greis schon,
Aus dir heller Verstand blitzt, weisst wohl, was dir vor der Hand nützt.
Siehe, das ist ganz schön, um die heiligen Dinge zuerst flehn;
Jenes zu Theil dir werde, du willst ja nicht Güter der Erde,
Sondern wovon sich der Fromme versieht, dass vom Himmel es komme.
Ob dein Begehr nun sei eine Prälatur oder Probstei,
Eines der Decanate, zum mind'sten der Pontificate,
Eine der Dompräbenden, und sonst was von heiligen Spenden,
Dies oder Jenes ist dein: bei den drei Marien, so soll's sein,
Die einst allzumal hin zu des Gekreuzigten Grabmal
Weinend gewallt, um zu weihen ihm kostbare Specereien,
Ja, mit dem Subdiacon dich, herrlicher Jüngling, belohn' ich,
Trau' allzeit meiner Huld, noch Grössres man deinem Verdienst schuld't;
Komm, warum zögerst du noch, gieb mir den heiligen Kuss doch,

*) Im Original: quasi filia costi; costum oder costus, Kostwurz, indischer Strauch. Möglich, dass, wie Fischer meint, durch „Costi“ ein Name bezeichnet wird. Da dies aber für den Sinn indifferent ist, habe ich die appellative Auffassung als die für die Uebersetzung geeignetere beibehalten.

Digitized by Google

Nimm auch des Kreuzes Symbol, für die Weihe so nöthig und werthvoll.
Tritt dann zurück. Jetzt eben ist etwas geehret dein Leben,
Sonst mit der Tugend Lohn so vielfach geschmückt und beschenkt schon."
Dass eine Pfründe am Dom zu Naumburg, bald ledig, dir zukomm'
Als deiner Weihe gemäss, das meinet der Pabst und er will es.
Doch als du merktest recht gut, wie Ein'ge mit traurigem Muth die
Kunde vernahmen, und sehr erregt der Domherrn Herz wär',
Sprachst du: „was kümmert's mich? bei hundert Gottheiten schwör' ich,
Nie jenes Glück zu erproben: ich will mir die Studien loben
Und mich dereinst an den Gaben, den heil'gen, der Weisheit erlaben.
Die, die mich nicht begehren, dem Pabst dabei Widerspruch schwören,
Haben das Glück am Ende, in Rom mich zu suchen behende."
Und was du sprachst, traf zu: ein wahrer Seher erschienst du.
Was die Zukunft brachte, das wusstest du, und ich erachte:
Jene Kunden von Naumburg und noch mehr jene von Würzburg*)
Würden in diesen Tagen durch Länder und Meere dich tragen,
Wenn's dir gefiel, sie zu ehren durch deine juristischen Lehren.
Klüger hast du gethan, zu verfolgen der Studien Laufbahn.
Hättest du dort verweilet und wärest so schnell nicht enteilet,
Wärst du zu Ehren gekommen, auf die als poetisches Omen
Weist deines Namens Ton: du wärest am Ende Legat schon,
Auch Patriarch vielleicht, oder was noch die Curie darreicht;
Hast aber Rom verlassen, um geistig noch mehr zu erfassen.
Willst die Gesetze wissen, die Kön'ge zu geben beflissen,
Rechte, gestrenge und milde: drum suchst du Bologna's**) Gefilde. —
Als, ein willkommener Gast, du dich zu den Collegen gesellt hast,

*) Die Erwähnung der „Kunden" (Domherren) von Würzburg bezieht sich vielleicht auf das V. 748 sqq. Erzählte.

**) Bekanntlich alte berühmte Rechtsschule, die namentlich für römisches Recht bedeutend war.

Digitized by Google

Siehe, wie Feste da schmeckten dir Codex*) und Pandecten,
Und die Decretalen, bei Gott, gleich köstlichen Mahlen.
Ja, das Decret Gratians,**) es belebt dir das Herz und den Mund ganz,
Und der dreizehnte Abschnitt theilt dir interessant mit
Peinliche Collisionen, die selbst das Recht nicht verschonen.
Triffst im Gesetz du auf Stellen, die schwierig, dann dient zu erhellen
Dir diese Finsterniss, doch Gamfred's***) deutliches Zeugniss.
Reichlich im Laufe der Zeit übertriffst du die Lehrer an Weisheit,
Zählst zu den Lehrern daher bald selbst, du hast es verdient sehr.
Wo das hinaus noch soll? Wer weiss? doch wissen möcht' ich's wohl.
Hast dich von dort nicht verstohlen, bei Gott nein! ganz unverholen
Und freiwillig entfernet, als, was es da gab, du gelernet.
Doch, Allecto, was machst du, die heillose Wirrniss du anfachst
Gern in der Sterblichen Sinn? wo, Furie, treibt dich die Wuth hin,
Dass du schürst so viel Neid und im Bunde damit so viel Bosheit?
Streu'st du dem Unverstand doch sogar in die Augen so viel Sand,
Dass man der Meinung, es weich' ein solcher Mann aus der Stadt gleich.
Hör' nur, nicht fehlt's an Erzählern, beflissen, den Ruhm dir zu schmälern.
„Als er einige Laien, von denen er glaubte, sie seien
Freund' ihm, gar zürnen sich sieht, macht er's, wie Paulus, der einst flieht
Zu Damaskus, nur später": ein Korb war bekanntlich dort Retter.
Auch wohl thät solch Ding Sardiniens König,†) wenn's anging.
Und wer flöhe nicht gern, was der Flucht werth scheint als ein Unstern?

*) Codex Justinianeus.

**) Gratian, ein Mönch, der um 1150 ein grosses Werk über Kirchenrecht schrieb, das hier gemeint ist.

***) Die hier erwähnte „Summa Gamfredi" war ein im ganzen Mittelalter berühmtes Compendium des kanonischen Rechts.

†) König Enzio.

Digitized by Google

Gut hat gekämpft, wie ich glaube, wer weislich sich macht' aus dem Staube.
„Gut hat gelebt, wer gut sich geborgen", ein Weiser*) den Spruch thut.
Wie freut Padua sich deines Anblicks, von Eden fast glaubt's dich
In seine Mitte gekommen, auf hätt's mit dir Niemand genommen!
Hier nach gewohnter Art man von Ehrenbezeugungen nichts spart;
Du lehrst mannigfaltig die Herrn, die Gesetzesgewaltig,
Machst die im Rechte Geriebnen zu stumm in die Enge Getriebnen.
Als ich nun hierorts werde dein glücklicher Stubengefährte,
Hab' ich persönlich gespüret nach dem, was du damals vollführet.
Hörte doch Eine Frag' dich behandeln im streitenden Vortrag,
Die man dir vorgelegt hatte, noch heut wohl ein Ziel der Debatte
Unter der Lehrer Zunft, die was gelten, wie jetzt, so in Zukunft:
Titius hatt' ein Grundstück — ein Viereck oder vielleicht rund —
Schon im Besitz seit Zeiten, den mocht' ihm Niemand bestreiten.
Wer darf, schloss er nun eben, als ich, drauf Anspruch erheben?
Ob sein Recht zutrifft, frägst du, nach der heutigen Vorschrift,
Dass mit Klagen daheim Seius oder Stichus trotz Oheim
Ruhig habe zu bleiben, vom Gut sie nicht dürfen ihn treiben?
Und da wird sich ihm zeigen, wie nach zwei Seiten sich neigen
Doch der Wissenschaft Sätze, die wirr oft erscheinen wie Netze.
Als du das Alles entschieden, nach Haus da zu gehn dir gebieten
Sie, denen grau schon das Haar und roth jetzt das Antlitz wie Zimmt war.
Ehr' und Kunst dazu rathen dir selbst, die kein Bleiben gestatten.
Also hast du von dort dich entfernt und nahmst mit dir nichts fort,
Was nicht dein eigen war, oder wo du gewesen noch klagbar.
Leg' vor den hässlichen Mund, Tisiphone, dir nur ein Schloss, und
Riegel und Schranken setze dem albern gemeinen Geschwätze:
Was deinen Büchern geschienen zum Sack auf der Reise zu dienen,

*) Ovid.

Digitized by Google

Habe nur Heu zum Lug enthalten, die Last, die dein Pferd trug,
Kaum wohl gefüllet ein Zimmer. Es ist so verblendet wohl nimmer
Einer, zu glauben, dass Heu das liebliche Corpus des Rechts sei.
Tragen die bitterste Galle auf ihren Zungen nicht Alle,
Die einen Helden der Lehre, wie dich, wider Anstand und Ehre
So sich empfehlen liessen? Du opfertest lieber dein Wissen,
Ja mit Schmerzen dein Leben, der Ehre nur nichts zu vergeben. –
Erfurt, die Heldenstadt, die niemals Furcht vor dem Schwert hat,
Stehet nun auf und preist dich laut, da sie hört, dass du dort seist.
Winter- und Sommer-Anzüge nach deinem Bedarf zur Genüge,
Reichliche Spenden zur Kasse, sowie für die Bücher Gelasse,
Eins der beliebt'sten Quartiere im fieberfreien Reviere
Giebt dir der Magistrat, das letzt' auf den völligen Monat.
Als nun von deinem Kommen der würdige Bischof vernommen,
Dem vom Gewande das Kreuz strahlt, lenkt er zu dir seinen Schritt bald,
Ehrt deine Juristerei und dich selbst mit 'ner stattlichen Probstei;
Und die Stellung er band an jene Kirche, die Samland,
Wie die Geschichte berichtet, als Dom hat einstens errichtet,
Und die heilig regieret der Mann, der zu Rom residiret.
Nur zur Vertheilung durch dich, wie es recht war, billig und möglich,
In des Erlösers Namen der Pfründen etliche kamen.
Als auf der Glocke Signal zum Appell sich die Brüder verfügt all',
Nennst du Arnoldum voran nach Gebühr, den man dreist kann
Mit der Sonne vergleichen — den Namen „von Strassburg“*) zu reichen
Ihm für der Zeiten Lauf, dazu fordert der Name des Orts auf.
O wollt' Gott es geben, er brächt' es zum Bischof im Leben!
Beides verleiht, macht Er: Personen- und Standes-Charakter.
Einen, er ist Domherr von Magdeburg, Erich, so heisst er,
Trifft die Reih' als zweiten; er führte vor dir schon vor Zeiten
Trefflich sich, 's war im Gemüthe kein Zug ihm von Falschheit, behüte!

*) Nach Fischer wäre wohl hier an das Dorf Strassberg bei Plauen zu denken.

Digitized by Google

Traun, aus derlei Gründen verliehst du ihm eine der Pfründen.
Aber die dritte, wer kriegt sie? — wenn anders die Würdigkeit obsiegt
Und die edle Gesinnung, und wenn mich nicht täuscht die Erinn'rung,
Halberstadt's Probst, der der Welt einen Kranz von Tugenden vorhält,
Kann da von Simonie die Rede nur sein? O gewiss, nie!
Hugo verschmäht den Decan freiwillig, du botest dies Amt an
Feierlich ihm, doch war worden ein Mönch er im heiligen Orden
Augustin's: drum wähle sofort einen Andern, ihm fehle
Mild' und die Kunst mit nichten, wenn Streit sich erhebt, ihn zu schlichten.
Wer nun qualificirte sich mehr zu selbiger Würde?
Sicherlich kein Andrer, als dieses Gedichtes Verfasser.
(Christe, bezeug' es, o Herr, es ist kaum würdiger sonst wer.)*)
Leg' auf's Haupt ihm die Hände und sprich: „den Decan ich dir spende."
Ha! wie müsste sich freun, seiner Verskunst auch sich bewusst sein
Solch' ein geistlicher Herr, dem, ohn' dass im Spiel Simonie wär',
Eine Berufung der Art zum Dom-Prälaten zu Theil ward!
Er in fröhlichen Weisen kann dankbar dich wiederum preisen.
Möglich ist, dass man frage, warum dieser Dichter nicht zage,
Selbst sich würdig zu nennen: „man kann da das Prahlen erkennen.
„Richtiger spräch' er doch": „„ich bin gar nichts werth oder wenig"",
„Denn des Glanzes entbehrt das Lob, das aus eigenem Mund fährt,
„Lobe sich selbst nur Keiner, und wenn Verdienste hat Einer,
„Die ihm Lob eintragen, so soll er's selber nicht sagen.
„Wenn nur der Höchste das thut statt seiner und lobt ihn, so ist's gut,
„Und wie auf Fittigen ziehn wird weit sein Ruhm durch die Welt hin."
Nun, ich darf's nicht lassen, in wenige Worte zu fassen

*) Ein Zusatzvers aus der Berliner Handschrift. Diese aus derselben von mir mit aufgenommenen Zusatzverse, deren im Ganzen 35 sind, habe ich in Parenthesen eingeschlossen.

Digitized by Google

Eine Entschuldigung drob, wie der Dichter gekommen zum Selbstlob,
(Da er doch sonst darthut, dass seine Sache die Demuth).
Nämlich wenn man erwäget und vorurtheilslos überleget,
Wessen er würdig sich glaubet: was ist's denn? — ein Holz, das, entlaubet,
Seines Schmuckes entbehrt: so gering ist das Ding und so unwerth,
Unter die Füsse gethan von den Leuten, als wäre gar nichts dran.
Nach einer solchen Spende da streckt nicht ein Bauer die Hände.
Ein Unwürd'ger, bedenkt, ist würdig, dass man ihm das schenkt.
Nun zum Probst weiland von Sulza, zu Otto, der's gut fand,
Seine Landprobstei ohne Weitres zu opfern, aus Abscheu
Vor des Landes Gefilden, seitdem eilf Monde sich füllten.
Uebrigens ist er ein Kenner des Rechts. Von dir, seinem Gönner,
Ward ihm zu Theil das Loos und so wichtige Amt eines Custos.
Auch war der Einfall klug, der solch' einem Manne das auftrug,
Dass er ein Wächter da sässe ehrwürdiger Bücher, Gefässe,
All' der Schätze zugleich, die die Kirche machen noch sonst reich.
Hätt' sechstausend Mark — zwar ist das selten und sehr stark —
Jene Kirche im Fonds, entführen liess er da nichts von,
— Das sein Leben bezeugt — so weit ihm des Armes Gewalt reicht'.
Solcherlei Weise leiht sein Amt ihm den Titel in Wahrheit.
Aber auch du bist, o Sünder, dotirt, ich verschweig' es nicht, Günther,
Darfst ein Lehramt haben, doch laufen zum Spiel schon die Knaben
Hierhin und dorthin behende, entbehrend des Unterrichts Spende.
Sag', warum singst du nicht schier, warum häufst du frech auf das Haupt dir
Kirchliche Aemter so viele, da doch der Obrigkeit Wille
Nur Eins Einem bestimmt? doch ich weiss, dass dir das nicht die Ruh nimmt,
Wenn du nur sorgst für den Magen, als wär' kein End' deinen Tagen!

Digitized by Google

Bist wie ein Schwein so feist; wenn zum Satan die Hölle dich fortreisst,
Wird er dich walken so feste, als dröhnte der Blasen gar beste.
Geh' auf das Vicariat, das ertheilt dir jene Probstei hat
Auf dem Marienberg,*) denn gehst du nicht, kann es dir fortgehn.
Lass doch das Schulamt fahren und mich darauf länger nicht harren.
Soll es dir wohlgehn, dann gieb andere Stellen sofort dran.
Hugo's Sohn zwar kriegt, doch des Berthold Witego Spross nicht,
Eine Pfründe durch dich, ihren Mann zu nähren ergiebig.
Hier nun beschleicht mich leise die Frage, die ab ich nicht weise,
Nach des Verfahrens Grund, wonach Einen zu kränken dir anstund.
Und die Lösung ist leicht: weil er Jenem an Gold und Besitz weicht.
Gieb' ihm 'ne andre, o thu das! es steht ihm gar nach Zacharias,
Meine des Täufers Vater, an Güt' und Sinn ohne Hader.
Ist doch ein gut Theil Pfründen noch offen und drob zu befinden.
Nicht so rasch sie vergeben, es gilt, auf löbliches Leben
Forschend Gewicht zu legen und nicht das Vermögen zu wägen.
Aber verweilt' ich noch gern bei diesem Schwarme von Domherrn?
Namen mehr als genung, auch haben sie keine Bedeutung.
Ich verklag' das Geschicke, das mir versagt hat mit Tücke
Eine von den Präbenden, die doch so Erkleckliches spenden.
Denn als besondres Gesetz stand dort in der Kirche das fest stets:
Wird was Einem bestimmt, von dem, dass er da sei, man annimmt:
Dem das Doppelte wird, der, nicht da, in der Fremde herumirrt.
Schweift man nun noch so umher zu Land', auf dem Wasser, ja Weltmeer,
Kann man da Etwas verspüren von Samlands reichem Dotiren?
Kommt aber irgendwo Etwas zu Markte, dann stellt's, so
Andern es nicht offenbar, jener Domherrn Gut, wie man weiss, dar.
Solcherlei fette Pfründen sind keine noch sonst wo zu finden. —
Mainz, das gewaltige, reiche, es hatte, damit sie sich beuge,

*) Die Erfurter Stiftskirche.

Digitized by Google

Gegen die Bürgerschaft von Erfurt geschleudert des Banns*) Kraft
Wie einen Blitz, und den Fluch nur schwer das ganze Gebiet trug.
Da hilfst, Retter der Ehr' du, des Rechtes tapferste Schutzwehr,
Dein Appell ist der Anfang, so lenkst du den Streit in den Rechtsgang.
Drauf ein päbstlicher Brief an's Ziel mit geflügelter Hast lief,
Und wie du merkst, gar bald bringt Freude dir Ton sowie Inhalt.
Die Parteien herzu du rufst, dass sie sehen, wie mild du
Seist und an Vorsicht reich, auch zu heilen geschickt, einem Arzt gleich.
Wünschtest im Rechtsvertrauen die Maschen des Netzes durchhauen,
Ziehst an Gesetze genug aus dem grossen kirchlichen Rechtsbuch,
Mehr, als tausende wohl; doch wer wär' also im Kopf hohl,
Dass er nicht Alles erfasste, was von Rechtswegen ihm passte?
Was du gefordert, erzieltest du, weil an's Recht du dich hieltest,
Nahm man doch, Dank deiner Bitte, zurück die früheren Schritte.
So war Mainzens Dorn nun stumpf, ohnmächtig sein Jähzorn.
Zwar die Praedicatoren, die grossen und kleinen, (die Thoren!)
Und aus dem Kreise der Domherrn die, so nicht haben das Recht gern,
Einige Klosterbrüder, dem Bachus ergebne Gemüther,
Von den Plebanen**) ein Theil — ich bezweifle, dass ihr Verstand heil —
Diese das Singen versagen und fort an des Wahns Schmach nagen.
Die Art spricht noch von Irrung trotz deiner klaren Entwirrung.
Unwiderleglich sie war, du siegtest; doch trotzte ihr Sinn starr,
Und deine Kraft nun liess sie erfahren des Bannes Verhängniss.
Aus ihren Klausen sie ziehn, man sieht sie die mächtige Stadt fliehn.

*) Ueber dieses auch in unserm Gedichte eine so grosse Rolle spielende Interdict (es dauerte im Ganzen vom Ende des Jahres 1279 bis Anfang 1282) siehe das Nähere in Fischer's gründlichem Excurs p. 153—158.

**) Die Pfarrer an den städtischen Kirchen.

Digitized by Google

Morgen, ersäh'n sie nur wie, in der Früh' schon kehrten zurück sie.
Wandeln von Städten zu Städten ringsum, von Weinen sie reden,
Die sie da tränken, gar feinen; doch leer die Börsen mir scheinen.
Einige Zeit verstrich, da wenden sie an das Gericht sich:
„Trügerisch sind wir beschädigt und unsres Besitzes erledigt,
Uebel behandelt dermassen, dass Erfurt wir haben verlassen."
Jetzt sie die Rückkehr begehren, doch will sie die Stadt nicht gewähren,
Wenn sich nicht reiniget flugs ein Jeder vom Fluche des Banndrucks.
Da du der Sache nicht traust und ihren möglichen Gang schaust,
Sorgend, das Recht entscheide doch dir und den Deinen zu Leide,
Appellirst du wieder, du willst auch der Cleriker Lieder.
Sagst: „nur ruhig, nicht scher' euch jetzt, was von anderer Seit' her
Anträg' etwa bezwecken, ob Strafen sie dräun zum Erschrecken,
Für den Clerus und Ort, wie wild sie auch toben und schrei'n dort;
Alles das nichts verfängt, der Schutz, den wir haben, am Recht hängt."
Nun kommt ohne Verzug durch den, der die grosse Capuz' trug,
Wieder 'ne Bulle vom Pabst und ein Brief, dran du dich im Voraus labst.
Die Parteien darauf citirst du und biet'st deine Künst' auf
Nimm des Gesetzes Waffen, lass schnell her die Canones schaffen,
Rede, soviel du nur weisst, lass sehen, was du für ein Kerl seist.
(Rasch mit dem Worte zur Hand, da der Gegner murrt wider Anstand!)
Klüglichen Blicks stehst auf du, verlangst ein geduld'ges Gehör drauf.
Vieles bringest du bei, ich erachte, dass thöricht kein Wort sei.
Heimlich und offen man lauscht, wie der Strom deiner Rede dahin rauscht;
Bald in leiserer Sprach', bald laut hört man deinen Vortrag;
Die aber bei dir standen, nicht recht es (im Stillen zwar) fanden,
Als du brachtest zum Schluss noch 'ne kleine Geschichte, sie schien doch
Dichtung, als Wahrheit mehr, von einem Gregorian, der,

Digitized by Google

(Ja von ihm war wohl die Rede), ohnlängst in der Würzburger Fehde
Glorreichen Siegs sich erfreute durch Appelliren, er weihte
Einen mit eigener Hand, bei dem er die Wahl für gerecht fand.
Seltnes noch wäre vernommen, du warst in's Zürnen gekommen.
Aber es wehrten dem Zorne des Worts die von hinten und vorne,
Hättest wohl sonst auch geredt, was mit Reue dich später erfüllt hätt'.
Preises genug deiner Künste — dir steht ja die Bibel zu Dienste
Ganz mit des Rechtes Belägen; doch hält man dir schüchtern entgegen
Von einem Dieb 'ne Geschichte. Der Spruch will, dass man ihn richte,
Aber die Schaar, die ihn führt zum Tod, o Wunder! am End' spürt,
Dass es fehl' an dem Seile, das Volk rennt, suchet in Eile;
Gleich der Teufel sich zeigt bei dem Dieb, dem er blinkendes Geld reicht,
(Will fast zehn Mark geben, dass, Richter, du schonest sein Leben)
Aber inzwischen ist ja durch Unglückshand auch ein Strick da.
Und sie knüpften und schlangen denselben, zum Ziel zu gelangen.
Wie nun der Strick zur Leiche den Dieb macht', also ist Zeuge
In deiner Hand jener Brief, dass es gehet mit deinem Process schief.
Solch Anecdote für jene erzählt man dir zum Notabene.
Lass auf dem Weg nach der Wohnung, den Tritten zum Schutz und zur Schonung,
Von einer Fackel dich führen: Trabanten, die froh fabuliren, *)
Seh' ich dich eifrig geleiten: wie vornehm erscheinst du den Leuten! —
Nach nicht gar langer Frist, nachdem diese Sache vorbei ist,
Wirst du auf's Neu' zugezogen, zu stillen das städtische Wogen,
Sprichst zu den Bürgern der Stadt: „Seid ruhig, das Ding keine Noth hat,
Haft hat ein gült'ger Beschluss zuerkannt einem Theile des Clerus,
Welcher erlegen in Schande, wenn nicht zum Bischof er sandte,
Wär' und gelacht nicht, geheult eh'r hätt' weil verurtheilt
Auch in die Kosten baar uns zu gute, das kirchliche Schwert gar
Wäre gezückt, allein es drang viel Bittens auf mich ein,

*) Die Lesart famulante statt fabulante dürfte freilich die bessere sein.

Digitized by Google

Und so schont' ich, die lagen am Boden, doch möcht' ich wohl sagen:
Nicht umsonst, denn es weinten da all' die in Reue Vereinten
Und sie schwuren daneben, sie wollten Mühe sich geben
Dass werd' beigeleget der Streit und nicht weiter erreget.
Würde nun das nicht zur That, was geäussert dorten ihr Mund hat,
Dann will traun! ich nicht schonen, wenn anders, mag Gott es mir lohnen,
Nehmend am andern Ort mir das Scherflein, gewonnen an dem dort;
Und so liess ich noch anstehn, was wohl verdiente im Umsehn,
Ordentlich vorgenommen, zur vollen Erled'gung zu kommen;
Aergerniss zu bereiten dem Clerus, wollt' ich vermeiden.
Aber wir wollen wohl schwingen nach einigen Monden die Klingen
Unseres Canons des alten, des himmlischen Königs Walten
Macht, dass nach unserem Willen die tobenden Stürme sich stillen.
Alles wird dann abgestellt, was jetzo als schädlich sich darstellt;
Lässt sich so Alles herbei zur Vollendung, dann Friede eu'r Loos sei."
Wer hier ein Glaubender wäre, der sterb' auf Betrieb der Megäre*). —
Muse, hier hemme den Schritt ein wenig, schlimm spielte der Tod mit,
Als ein gefrässiger Wütherich, dem sehr ruhmwürdigen Dietrich,
Dem**) von Rosla nehmlich, der, als er des Todes Geschoss sich
Nahen ihm sehn, dem Grab in voller Rüstung den Zoll gab,
Sicher in rühmlicher Lage, der Clerus umstand ihn mit Klage.

*) Lat. lauten die Worte: Qui putat haec vera, pereat stimulante Megaera. Sind sie unverfälscht, (und es findet sich hier keine Verschiedenheit der Lesart angezeigt), so muss man wohl eine boshaft hineingeworfene Aeusserung des Verfassers hier annehmen, die ihm ja nicht unähnlich ist. Könnte man statt putat negat conjiciren und danach etwa übersetzen: „Sterbe, wer glaubt, das wäre nicht wahr, durch die tück'sche Megäre", so wäre das freilich planer.

**) Dietrich von Rosla war Domherr an der Erfurter Stiftskirche.

Digitized by Google

Was von ihm blieb hier unten, beim Walpurgs-Berg hat es funden
Dort im Kloster*) die Ruh: ihm setzt nun nicht wieder der Tod zu.
Ihm zum ewigen Bette beschied man die ehrende Stätte.
Zwar nicht auf selbiges Ziel des Todes Pfeil wieder hinfiel.
Doch einen Andern er stürzte, sein Leben die Tugend durchwürzte,
Nehmlich den Greis Probst Günther, den würdigen förmlichen Gründer
Von jenem neuen Werk,**) das er schuf, dass es immer die Schaar berg'
Keuscher und aus den Klaun der Sünde entrücketer Jungfraun.
Schutz giebt diesem Vereine und Weide Maria die reine,
Dass kein Glied der Heerde die Beute des Satanas werde.
Ich beweine die Leiche, den Mann, kaum ist, der ihm gleiche.
Sollte mit dichterischen Weisen ein Grabdenkmal ihm nicht preisen?
„Tod, was hast du gethan, da du uns entführetest den Mann,
Da du, räubrischer Gast, einen solchen mit nichten geschont hast?
Sah man nicht schweres Leiden dich Christi Mägden bereiten?
Weisst du auch, was du gemacht? du hast die Heerd' um das Haupt bracht.
Lass, Gott, Hirten und Heerde, die jetzo der Tod so sehr störte,
Da wieder werden vereint, von dannen den Frommen das Licht scheint."
Mich aber rührt es doch sehr, dass unter dem Druck, den der Tod schwer
Fühlen uns lässt, jene Beiden so gar schnell mussten verscheiden.
Doch das erwäg' ich wohl auch, wie niemals die zwei eines Streits Hauch
Trennte, ja wie die Denkart, das Herz stets mehr ihnen eins ward;
Keiner wollte voran, ja nach gleich vollendeter Laufbahn
Wollten bestattet zur Erden an Einem Tage sie werden.

*) Das ursprünglich bei Arnstadt und Wachsenburg gelegene Kloster Walpurgisberg wurde später nach Arnstadt selbst verlegt.

**) Das Nonnenkloster Neuenwerk zu Erfurt.

Digitized by Google

Und wie konnt' auch im Sterben solch Band des Lebens verderben!
Weiht denn aus gleichen Herzen den Sel'gen den Zoll eurer Schmerzen.
All' ihr, die näher ihr stehet; und innig zum Heilande flehet:
Dass er selig für Beide ein Wiedersehen bereite. —
Einst soll Mainzens Gemein' durch ein Königsgesetz so bedacht sein:
Wird einem Frevler zu Theil für seiner Handlungen Unheil
Seitens des Bischofs Verdammniss, vielleicht ein hartes Gefängniss,
Und ist in diesem Bann er ein ganzes Jahr lang verharrt, dann,
Strebt' er nicht nach Freisprechung, wird selbige Klag' zur Erwägung,
Zum Resolut vorgelegt dem König, dass Hülfe der selbst brächt'.
Unter gesetzlichem Schein tritt so des Königs Gericht ein,
Lautend auf Acht, der Elende ist reif nun zum traurigsten Ende.
So war's auch mit Jenen zu Erfurt, Monde sich dehnen,
Zwanzig wohl und nicht besser, nein sichtlich werden sie böser,
Siehe da traf sie die Acht von des Königs erhabener Weltmacht.
Welch' eine Schmerzes-Höhe! es bleibt nichts, wie ich wohl sehe,
Als sich zu ein'gen in Eil, um zu meiden grösseren Nachtheil.
Wie wirst du auftreten? wohl drängt's dich zu härteren Reden.
Wie in Christo die Einen, so lang' er hier lebte, den Reinen
Sahen und hoch ihn priesen, doch Andre das gelten nicht liessen
Und ihn beschuldigten gar, er verführe zum Bösen die Volksschaar,
Also in jeglicher That, die du thust, sehn Freunde nur Gutthat,
Während der Feinde Rotte das Alles begeifert mit Spotte.
Sei mit dem Schöpfer im Bunde daher zu jeglicher Stunde,
Ziehe den Frieden dem Streit, zieh' vor des Wortes Beredtheit.
Stehe nicht feindlich mehr da, vor der Thür ist das heilige Pascha,
Sieh' doch die Kirche da, der nah' ist die heil'ge Maria*).
Sei ohne Cultus sie nimmer, sonst schauen wir gleichsam nur Trümmer.
Fehlt's an Versöhnung ihr mit dem glücklichen Volke, was folgt schier?
Du, der du lachst, wirst barmen und du, jetzt Reicher, verarmen;
Dem um die schöne Gestalt jetzt glänzend das prächtige Kleid wallt,

*) Die Erfurter Stiftskirche.

Digitized by Google

Dem ruhmwürdige Lehr' entströmt, der du jetzt von Natur hehr.
Dich wird bitterer Hass dann erreichen und widriger Wurmfrass.
Und wo du warst ohne Vorwurf, die Stadt musst fliehn du, ein Auswurf
Und der Verachtung Spielball bei Grossen und Kleinen in Unzahl.
Lass*) sich die Leut aufmachen, ihr Ohnmachtsbewusstsein erwachen.
Lass sich die Vielen aufmachen, die gleichsam im Todesrachen.
Lass sich die aufmachen, die leiden in tödtlichen Plagen.
Lass sich die All' aufmachen, die heillos verwundet, geschlagen.
Lass sich die Meng' aufmachen und heile die Wunden, die Klagen.
Lass sich die Schaaren aufmachen, die Mäulern wohl gleich sich betragen.
Lass sich die recht aufmachen, die Satan sein nennt mit Lachen.
Lass sich Solch' aufmachen, die Schlimmstes ihm scheinen zu wagen.
Lass sich bestimmt aufmachen, die durch dich elend erlagen.
Mach' auch selber dich auf, nicht länger verschiebe den Anlauf.
Mag man des Erzbischofs Gnade anrufen und ziehen zu Rathe,
Dass sie schone die tief Erniedrigten! Ob man umsonst rief?
Dass man doch Bürger schicke, die deine Gesellschaft beglücke;
Leicht wohl durch Opfer an Geld der ganze Handel in Nichts fällt.
Doch in Beziehung hierauf bringt Bosheit die Rede in Umlauf,
Dass du dem Priesterfürsten die Bürger aus wuchrischem Dürsten
Schnöd' zu verrathen im Sinne gehabt mit einschmeichelnder Miene.
Wahrlich, bei Christi Blut, du bist der letzte, der das thut.
Ob wohl nur Einer sich fände, den so eine Schwalbe verblende
Durch entfallenen Koth? Fürwahr, wem nicht die Vernunft todt,
Wem noch brennet ihr Licht, hell leuchten muss ihm die Einsicht,
Dass das herbeigezogen aus Hass und schändlich erlogen.
Bald kömmt Gnad' und Heil, das zuvorgesprochene Urtheil
Wird widerrufen, doch muss der hochansehnliche Clerus
Erst in die Stadt hinein und wieder zu Ehren gebracht sein.

*) Die hier folgenden neun Verse fangen ein jeder im Lateinischen mit den Worten: Surgere fac an. Dem entsprechend lautet dann die erste Hälfte des nächstfolgenden Verses: Et tu consurge, precor.

Digitized by Google

II.

Was nun kam, wer verstünde das, wer kann melden die Gründe,
Wie es geschah, dass dich traf der sein Schwert schier zückende Markgraf
Meissens! Zum Zorne getrieben vielleicht nahm er nach Belieben,
Was er in früherer Zeit dir verliehen hat ob deiner Weisheit,
Dir wieder weg, ich mein' dein kirchliches Amt, und es stimmt ein
Bischof Witego, den ich hier wieder in meinem Werk nenn'.
Und nun verdriess' es ihn nicht, wenn du gehst in die Ferne, du Rechts-Licht,
Für so frevelnde That, da er nämlich dir Weisung ertheilt hatt',
In eines Dörfchens Enge zu wohnen, dir, welchem die Klänge
Göttlichen Rechts im Herzen ertönen; zumal nur mit Schmerzen
Du existirst ohne Wein, kann blos an den Küsten dein Sitz sein,
Wo die Reben blühn; Jener mass dir bei so viel Blödsinn,
Dass du verkenntest bang' deiner Sache nothwendigen Ausgang.
Doch das mag er sich sagen, dass das nicht eine der Fragen,
Die du schweigend begräbst; dein Recht, so lange du fortlebst,
Wirst du verfechten, ich wette, beim Pabst hast 'nen Stein du im Brette.
Er, seine Auserkornen — gewiss dem zur Erbschaft Gebornen
Ihres Ansehns werden sie wieder erstehn die verwehrten
Rechte und Alles erled'gen, am Ende wird Jenen man nöth'gen,
Dass er den Fehl gut mache, sonst werd' ein Kind er der Rache!
Aber dich, o Christian, ich eigentlich gar nicht verstehn kann;
Thorheit muss ich es heissen, dass du mit Macht an dich reissen
Wolltest das kirchliche Feld eines Mannes, bekannt dir als Rechtsheld.
Des Decretisten Stimm' wird erweisen, der Bischof und mit ihm
Auch du selbst und mit dir der ältere Markgraf, ja all' ihr
Habet euch weidlich geirret, das Sein' ihm gewaltsam entführet,
Drum, so will sich's gebühren, ihr müsset ihn restituiren.

Digitized by Google

So ist hier ein Streit vor der Thür, doch Kosten und Arbeit
Scheut er nicht bei dem Zwist, weil seines Rechts er gewiss ist
Und es ihm klar, dass am Schluss er auf's Haar wieder Alles empfahn muss.
So wär' noch unbestritten der heftige Bischof zufrieden,
Wenn's nur dahin käme, dass man vom Stuhl ihn nicht nähme
Und ohne Strafe er bliebe, die sonst doch gebühret dem Diebe.
Übrigens wundr' ich mich recht, dass der Markgraf nicht anderen Sinn hegt.
Was ihn wohl stachelt und treibt, dass er sich so gehässig an dir reibt,
Als wärst du Manichä'r; gedenket des Dienstes er nicht mehr,
Den du gethan ihm zur Zeit mit deiner erprobten Gewandtheit?
Trugst ja sein Kyrie zu Ehren der Jungfrau Marie
Hin nach Rom, und dein Wort erwirkt' ihm Bestätigung aus dort,
Dass im heil'gen Gesange sein Lob der Erlöser empfange.
Zwar kaum glaubt er das noch; und auch dessen gedenkt er nur schwach doch,
Dass, als man seinem Sohne darreichen wollen die Krone
Seitens des Volks der Lombarden, *) die sehr eines Königes harrten,
Für den fürstlichen Spross der Erfolg da erzielt ward durch dich blos.
Als jenes Volkes Gesandten des Markgrafs Blicke sich wandten
Freudig nun zu, und er fand in seinen Umgebungen Niemand,
Welcher da wär' ein Kenner der Sitten, der Sprache der Männer:
Gleich überliess er sie dir mit den Worten: „Heinrich, die Leut' hier
Hüte mir ja des Besten, was mein ist an Städten und Vesten,
Dörfern und Märkten und Villen, das zeig' ihnen, sei mir zu Willen.
Als ein Kundiger sprich mit Jenen, wie schliesslich das Werk sich
Bestens erled'g'; ihre Sinnen, die magst du auf diese Ruinen
Lenken, doch andre dagegen nicht offen dem Blick etwa legen.
Schone der Kosten nicht, nichts fehle, du hast ja doch Einsicht.

*) Nach Fischer's Vermuthung fällt diese Lombardische Gesandtschaft in das Jahr 1271.

Digitized by Google

Was ihr Begehr, willfahre; den Ruhm, der mich schmückt, man erfahre!“ —
Wie gross warest du da! Anständig erschienst du schon sonst ja,
Aber da glänzte dein Anstand noch mehr, deine Kluft von dem Bau'rn-Stand.
Lässest, nicht achtend der Kosten, Gerichte die Menge sie kosten,
Lässest Ungar-Wein am trauten Kamin ihren Trank sein,
Bietest bald Fisch' ihrem Magen, bald Hirsch' ihnen muss man erjagen,
Bald auch Rehböcklein — sorgst, dass sie nimmer allein sei'n.
Lässest in Bäder sie führen, damit sie sich lassen rasiren,
Räthst ihnen dann und wann jungfräulicher Mädchen Besuch an. —
Als die Lombarden beendet, wozu sie waren entsendet,
Schickst du den Kostenbetrag der aufgerechneten Höh' nach
Zu entrichten dich an, du thatest vernünftig und recht dran.
Doch das Geschlecht jenes Lands, der Ehre baar und des Anstands,
Hat dich zu täuschen riskiret; es hatte wen'ger notiret,
Als sich beliefen die Kosten; du hast die geschriebenen Posten
Richtig bezahlt und dem Rest gerecht zu werden gelobt fest,
Heilig versichernd mit Worten und Hand, du werdest von dorten
Nicht dich entfernen, als bis du berichtigt das ganze Ergebniss.
Doch im Gesetze gewiegt für dich selber, für Andre ein hell Licht,
Weisst du, dass schlechte Versprechen das Recht wohl gestatte zu brechen,
Und sich zum Bösen verpflichten, zur Handlung nöth'ge mit nichten.
Kommst nun zur Heimath zurück, dort winkt dir in Fülle der Ruh Glück;
Warten die Polster, die weichen, nicht dein, die du nennest dein eigen?
Vivat der eigene Heerd, die fremde Behausung ist nichts werth! —
Als nun dem Gläubiger klar deine Nichtachtung deines Worts war,
Da du gesuchet das Weite: da eilt mit zerrissenem Kleide
Er vor des Bischofs Synode, doch fürchtet sich nicht der Bedrohte.
Du auch kamest sogleich, schlagfertig zu dienen und geistreich

Digitized by Google

Solch einem Querulanten, der gerne gemacht dich zu Schanden.
(Nannt' einen Schelm dich flugs, dich beschuldigend heillosen Treubruchs.)
Doch da erhebst du dich, holst tief aus dem Herzen und machst kund
Gründe des Rechts zu der Unbill Abwehr, es packt dich der Unwill',
Dass man geärgert sich an deiner Nichtzahlung, sowie Flucht dann.
Willst auch mit Händausstrecken nun dringlich Gehör dir erwecken,
Weil jedes Wort ja verfehlt seines Zweckes, wo Ruh sich nicht einstellt.
„Bischof, so mild und klug, weshalb erlaubst du den Unfug,
Solcher Feindschaft Verbrechen; grad'zu der Vernunft ja entgegen
Ist, wenn man mehr eindringt, was von jener Seite man vorbringt.
Hehrer Vater, dein Sohn, hat er nicht es versprochen dir längst schon,
Als deine Gnad' es für gut fand, mit des Gekreuzigten Beistand
Ihn zu investiren, und auch die Verwaltung er führen
Durft' einer Parochie: dir ungehorsam zu sein nie?
Darf da in keinen Stücken den Pflichten mich lassen entrücken,
Ausser durch deinen Rath, wie ich denn lange seither that
Schon meine Schuldigkeit, wie ich glaube; was hülf' mir die Weisheit
Alle, wenn nicht ich vollbrächte, was ich als nöthig bedächte!
Hast mir Befehl gegeben, der Heerde des Heilands zu leben,
Dass ich betet' und wachte und wirkte bei Tag und bei Nachte,
Christo Seelen zu fangen, zu handeln gemäss dem Verlangen,
Welches nach meiner Lage dereinstens im Jenseits ich trage.
Jener Unhold denket, von seinem Geize gelenket:
Wenig besag's ohne Zweifel, wenn nun eindringe der Teufel
Schlau in die Pforten der Kirche, die Seelen darinnen erwürge,
Gierig benutzend mein Fehlen, die Aermsten zu packen, zu stehlen,
Welche vor solchem Tod zu bewahren doch Christus sein Blut bot.
Auf dieser Noth Vermeidung denn nehme Bedacht die Entscheidung.

Digitized by Google

Soll ich noch drauf aus sein, dem Schufte zu füllen den Geldschrein?
Unter sein Dach zu treten, verstand er mich schlau zu bereden.
— Wollt' noch die Zinsen dazu! — wie ein Dieb zu den Zeiten der Nachtruh,
Mit seinem Weib war er da, nicht gleicht es der trefflichen Phua.*)
Um sich Profit zu machen, er mind'stens für seine Sachen
Dreifachen Preis ansetzte, was, glaub' ich, auch Alle verletzte.
Höre mich billig nun an: „Jener wehrte durchaus meinem Weggang,"
Eh' ich ihm nicht zusagte, was doch ich als Unrecht erachte.
Hätt' ich gethan, wie versprochen, das Recht dann hätt' ich gebrochen.
Ein privater Vertrag, so sagt das canonische Recht, mag
Hart er sein oder lind, macht nicht, dass Gesetze umsonst sind.
Nun, wozu ich wohl thät', was als rechtswidrig mir fest steht?
Und das musst du wissen: zu halten, mein Vater, beflissen
Bin ich mein erst Wort wohl, doch nicht gelten, was drauf ich versprach, soll.
Von seiner Redlichkeit ganz nur schweige der bäurische Prahlhans,
Nicht wegen der Bagatelle verfolg' mich der läst'ge Geselle!
Seufzend trag' er den Schaden mit Recht, den er auf sich geladen!
Dass er nur jetzo mir glaubt und mit langer Nas' sich beurlaubt,
Der mir nicht glaubte — der Narr! — dazumal, da es noch für ihn Zeit war!
Das, wonach übel er brannte, verlor er auch übel; er kannte
Als einen Meister der Lehre mich, hätt' mir geschuldet die Ehre.
Giebt er sie noch mir, dann kriegt er vielleicht das, woran ihm so viel liegt". —
Drauf der Clerus: „Uns freute, dass fest seinen Stand der gescheute
Decretist einnahm hier". Der Platz, den bestimmt die Synod' dir,
Dicht nun vorm Bischof ist er, mit freundlicher Mien' dich begrüsst der. —

*) Eine von den ebräischen Wehmüttern, die der grausamen Zumuthung des ägyptischen Königs, die neugebornen ebräischen Söhne zu tödten, nicht entsprachen. cf. Exod. 1, 15—21.

Doch von dem doppelten Dutzend von Ochsen erzählen aufmutzend
Lästernde Zungen viel hin und her, ich begreif' nicht den Unsinn.
Guenzlin, ein niedriger Sclav' und auch von Natur eine Art Schaf,
Schlachtete einstens sie zwar, als deine Köchin nicht da war;
Sie aber solches verdrehn und machen's zur Schuld dir im Umsehn,
Staunend in Stadt und Land über ungemessenen Aufwand,
Gleich als wollten sie sagen: mehr, als seine Kräfte vertragen,
Thut der verschwend'rische Mann, der greift sich doch mehr als zu viel an,
(Leicht nimmt's mit dem Gewinn, oder mit der Zahlung sein Leichtsinn),
Macht mit schlauem Muthe sich Feste von Anderer Gute. —
Die übersehen die Lage, als ob sie am offenen Tage
Schliefen; denn nicht sie gewahren, dass du und deine Vorfahren
Bei einem reichen Verbrauch der Güter gewonnen den Ruf auch
Unangefochtener Bravheit, und so obenan ihr gestellt seid
Unter den Freunden der Pracht, denen Lieb' auch zur Tugend man nachsagt.
Soll ich die Wahrheit sagen: sie lebten in Füll' und Behagen,
Keinen dabei sie drückten, gewaltsam nichts sie entrückten,
Scheuten auch jeden Betrug, ihnen war ja des Guten bescheert gnug,
Lebten durchaus ehrsam, ihnen gnug aus eignem Besitz kam,
Keinem das Wasser sie trübten, das Ihre zu spenden sie liebten.
Magst auf ihr Beispiel sehn, drum lässest das Deine du drauf gehn
Aus Rücksichten der Ehre; wo an dir ein Makel wohl wäre,
Wie er den Gauner befleckt und den, der nicht ehrlich die Schuld deckt?
Einige sagten und mehrten die Fabeln dadurch, die verkehrten:
Dass du' nichts von den Fellen der Thiere zurück wieder stellen
Wollen nach deinem Kauf; doch es hör' ihr neidisch Geschwätz auf!
Wie mich die Lüge ekelt! — das Fleisch war nehmlich gepökelt,

Digitized by Google

Und mit dem Salz, das verwandt, der Felle Werth in Balanc' stand.
Traun! des Geschlachteten Preis hast richtig bezahlt du, ja, mehr sei's,
Mein' ich, gewesen zu lieb deinem Namen, dass der nur intact blieb.
Schweig' daher jeder der Lästrer, nun wär' ein gar niedrig Geschöpf er;
Wollt ihr euch nicht blamiren, so mögt ihr das nicht mehr berühren! —
Wer denn in dieser Zeit hätt' wohl dem Tyrannen die Kühnheit
Das zu sagen, was du ihm gesagt, als du tratest auf ihn zu:
„Mit einem rothen Bart eint selten sich redliche Denkart."
Hättest gern und gut ja geschont so erhabenes Vollblut
Und dich selber vor Allen, da dir's nicht konnte entfallen,
Dass dir des Bartes Blüthe in erster Röthe erglühte,
Jetzt scheint grau er den Blicken, dein Herz aber kennt keine Tücken.
Sonderbar, wo das Gesicht nicht roth aussieht, da gefällt's nicht.
Sieht man das rothe Gewand nicht auch ganz gern bei dem Wehrstand?
Auch an der Rose gefällt das Roth, in dem sie sich darstellt,
Und die Lippen der Fraun, drauf schwellender Purpur erglüht, traun!
Werden zu häufigem Kuss begehret, ein Abbild der Venus.
Sind sie grau, oder blass, da ist man mit Küssen gewiss lass,
Und wohl dann am meisten, wenn was schon in Runzeln sie leisten.
Wenn nun von dem Gesicht, das roth sich erweiset, man gut spricht,
Warum beschuldigt man leicht den, dessen Bart sich als roth zeigt?
Wie es mir scheint, ist das ganz einfach hiezu der Anlass:
Dem Habsücht'gen im Kreise der Zwölfe, der schändlicher Weise
Sich zu Christi Verrath erbot, der die Welten gemacht hat,
Waren, wie man berichtet, die Haar' in Röthe gelichtet.

Da der Glaube herstammt, dass jetzt noch Einer, dem roth flammt
Auf seinem Antlitz das Haar und im Bunde damit auf dem Haupt gar,
Untreu sei und auf Ränke noch mehr, als Andere, denke.
(Schütz' uns Gott vor dem Wahn, den nicht theilen die Regel des Rechts kann!)
Möge des Einen Verbrechen nicht so noch an Andern sich rächen! –
Vielfach traten zu nah' ihrer Regel die Mönche von Fulda,
Leerten doch gar zu viel Becher des Weins als durstige Zecher.
Schleunige Reise verführen nach Rom sie, zu queruliren
Wider den Abt, den sie zeihn eines solchen Wandels, der, unrein,
Ihn befleck', und sie treiben auch auf ein päbstliches Schreiben
Für einen Inquirenten, der, sonst zu bequem wohl zu enden,
Was man ihm aufgegeben, sofort sich nach Erfurt begeben,
Ob der Schmach, die zur Last man dem Abt legt'; der, schon im Sturz fast
Ruft dich zu Hülfe und du — du setztest den Mönchen mit Recht zu,
Schlägst den Inquirenten aufs Haupt mit der Wissenschaft Händen.
Drauf der Fuldaer Abt, deine Nachbarn wissen's, dich sehr labt,
Mit viel Ehren, sieh da! du wirst durch ihn Graf von Sarobja.
Glücklich der Rede Kraft, die dir so grossen Gewinn schafft!
Wo wohl wäre der Held, der dir sich zur Seite mit Recht stellt'? —
Kürzlich machten Scandal die Homburger*) Mönche im Trunk mal,
Wider den Abt sie verwegen mit Schwertern und Stöcken sich regen.
Doch einen Rechtsbeistand, einen kräftigen, dieser an dir fand.
Himmel! welches Verbrechen, die nächtlichen Diebe erbrechen
Stracks die Hostie frech, auch nehmen die Mönche den Kelch weg
Sammt dem Kreuz, dem verehrten — es glänzte von Gold und von werthen
Steinen — und anderen Sachen, mit denen in frühesten Tagen
Die, die das Kloster erbauten, es als mit 'ner Mitgift betrauten.

*) Die Mönche von Homburg an der Unstrut.

Digitized by Google

Doch vor den Richter gezogen, ergiebt sich's, dass Jen' ihn bestochen,
Und der Abt, der zugegen, verliert, du kannst ihn nicht rächen.
Rathlos ist, was er nun treibe, der Abt, ob am Ort er noch bleibe;
Giebst ihm bei dir eine Statt, doch er da kein leichtes Geschäft hat:
Geht, zu legen die Hand an ein neues Kloster, nach Samland. —
Die im gestreiften Zeuge sich tummelnde Frau das bezeuge:
Gerhard — das ist wohl der Nam' eines Custos — begiebt sich nicht langsam
Zu dir mit mässigem Gelde, dem Keim deiner Gunst doch in Bälde,
Drum deine Kunst ihm und Macht eine stattliche Probstei zubracht. —
Conrad der Arzt, dein Freund, dem Ergebenheit gegen dich Pflicht scheint,
Suchet dich auf, legt's dann auf ein treues Verfahren mit dir an,
Bis er erforschet dich hätt', und da Andres ihm nicht zu Gebot steht,
Giebt er ein Haus dir, ich denke, das scheint dir ein lachend Geschenke,
Das macht frohe Gedanken dir und du vergiltst es mit Danken
Und wohl mit Korn, obendrein baar mit gut hundert Mark fein.
Noch kein Monat verstrich, seitdem der Presbyter Heinrich
Dort in Eisenachs Mauern — lang schien's mit ihm nicht mehr zu dauern —
(Durch dich wurde gehalten, worauf noch sein längeres Walten).
Ebenso soll Woldmar, der nicht grade kundig des Rechts war,
Dafür dich können loben, dass seine Finanzen sich hoben.
Auch vor dir spielt Berthold — dein Herz dem Verstümmelten Geld zollt —
Spielt auch ohne das Glied, das vom Zeigefinger er abschnitt.
Ewig gesegnete Gülden, die flugs mit Talent ihn erfüllten
Zu seines Fingers Ersetzung, als wär' hier keine Verletzung! —
Hier nun sieht man so recht, wie dir im Busen ein Herz schlägt
Voll vom canonischen Recht: ob tausend Leidend' ihr Fuss trägt,
Dass sie Rath von dir hören und dieses und jenes begehren,
Jeden belehret dein Wort, das so rein wie dein Herz, je nachdem dort

Digitized by Google

Offen die Börse zu Spenden sich zeigt'; oft lachend sich wenden
Auf deines Trostes Gewähr, die da kamen mit thränendem Blick her.
Steht nicht zur Augenweide bei Würzburg seit lang ein Gebäude?
Und es find't sich dabei die reichste, prächtigste Probstei.
Als diese Pfründe vacant, da unter den Domherrn losbrannt'
Das, was der Irrungen Quelle, ein Zwiespalt: zwei für die Stelle
Wurden zuletzt gewählet, und das war kindisch, verfehlet.
Jetzo auf beiden Seiten beschliesst man: dass Jeder bei Zeiten
Nach einem Rhetor um sich seh' mit der Jurisprudenz Ruhm,
Einen man such' zu gewinnen als Leiter im streit'gen Beginnen.
Nun, über Keinen, als dich, der Himmel sicherlich wölbt sich,
Dem das besser geläng', von der Zunge geläuf'ger das Wort spräng'.
Denn dein lauterer Mund thut Anderes nicht, als das Recht, kund.
Ueber den Feind wohl siegen, das kannst du, doch nicht ihm erliegen,
Stets du triumphirtest mit Glanz, so oft du plaidirtest;
Stärkst den schwächeren Theil, aus deiner Kunst ihm erwächst Heil.
Schau doch, wie viel dir spenden, die gern sind deine Clienten.
Also nur rasch auf die Beine, es winken dir herrliche Weine!
Dir würd' Führung von kleinen Processen als schmachvoll erscheinen.
Schande nicht, Ruhm, wie du weisst, bringt's dir, dass du Allen gerecht sei'st.
Lass deine Reise nicht leiden Verzug, rasch gilt es zu reiten,
Neu ist das Kleid, das du trägst, auf hurtigem Ross du dahinfegst.
Man empfängt dich mit Wonne, nur zu! schon steiget die Sonne
Höher am Himmelsbogen, erkleckliche Zeit ist verflogen! —
Und der Moment war da, wo der Gegner gewonnen sein Spiel sah
Und sich mit Lorbeer'n geschmücket, als hätte sie Gott ihm geschicket.
Aber was machst du nun, Gast, der so viel du und eifrig gelernt hast?

Digitized by Google

Ein du tratest sogleich im Vertrauen, dass Christus dir hülfreich,
Liessest dich nieder als Einer, der wusste, den Fall bring' in's Rein' er.
Dann mit leichter Manier auf die Schultern die Hülle des Haupts dir
Legend standest du auf und eröffnetest dein Referat drauf:
„Weil dieser Sache Bedeuten nicht ganz bekannt ist den Leuten
Und nicht gehörig erörtert, so denk' ich, es wird das befördert,
Wenn du Gegenpart, dass wir seh'n: wie verfuhr man, wie weit ward
Streitend gegangen zurück? deine Acten uns reichtest zum Einblick.
Glaubt mir von Rechtswegen, wir können's gesetzlich belegen,
Dass eure Pflicht es sei, zu entsagen der fraglichen Probstei,
Werden's auch ohne Verzug, denn ihr habt keinen rechtlichen Anspruch.
Als es dies hörte, das Heer der Gegner, erschrak es nur zu sehr,
Hatte den Argumenten kein Wort entgegen zu wenden.
Weil nun auf rechtlichen Wegen sie nichts zu gewinnen vermögen,
Kömmt's, dass einen sie wählen, auf den gar Manche sich stellen.
Nehmlich, sie sprachen gar viel von einem listigen Trugspiel,
Habest gar durchgestochen mit feindlicher Seit' und versprochen
Heilig hier, dort zu laviren, zum Schein nur und falsch zu agiren,
Dass du empfingest von hüben nach Kräften und gleichfalls von drüben.
Geht auch der Ruf durch die Welt, dass solcher Frevel wohl vorfällt
In der hehrsten der Städte, zu Rom — meine Seel' ich verwette,
Dass solch' Bubenstück und Todesverbrechen dich nie drück'
Mit unheimlicher Last: auch Andern du nie das erlaubt hast.
Ja, ich behaupte dieses, die Band' eines dunkeln Verliesses
Oder lebendiges Braten: du zögst's vor solchem Verrathen.
Aber das Frankengeschlecht, mit den Schlechten im Bunde und selbst schlecht,
Glaubte doch, jen's sei wahr, daher's nothwendig für dich war,
Lieber zurückzutreten, als fürchten beschimpfende Reden.

Digitized by Google

Sah man dich so sich bescheiden, so mag das im Blick auf die Leiden
Christi Alle beschämen, die lügnerisch frech sich nicht zähmen.
Willst als Jurist du nun nicht noch Weitres gewinnen? — ein Fall liegt
Vor, von Int'resse gar sehr: zwei Mond' und einige Tag' mehr,
Drei wohl, sind kaum vorbei, dass geschah, was man so sich erzählt neu:
Freund vom Gesetz scheint wenig der neue Ungarsche König,*)
Brach auch den Bund der Treue mit der durch gesetzliche Weihe
Ihm verbundenen Gattin! So lass hier Alles und eil' hin,
Hin zum König, ich sage, was wahr ist nach Lage der Sache.
Suchst du dir etwa Güter, du find'st sie bei diesem Gebieter;
Schwänzle nur stets um ihn her und beschönig' ihm durch deine Rechtslehr'
Seine Verirrung, ich mein', alsdann wirst gross du geehrt sein.
Nicht, wie der Ansicht ich bin, ist ihm der jetzige Pabst grün
Eben wohl wegen dieses abscheulichen Aergernisses;
Den wird's bald dir gelingen zur Mild' und Versöhnung zu bringen.
Nimm aus des Königs Chatulle nur Gold mit zum heiligen Stuhle,
Auch Juwelen und führ' an Silber so viel etwa mit dir,
Als zweihundert Mann zu tragen haben — noch mehr! — dran.
(Wolle nicht messen und wägen, dran sei dir nicht ängstlich gelegen).
Kömmst du zum Pabste so, dann macht ihn auf einmal der Blick froh
Auf jene Schätz', und durch dich wird geschmeidig er, fügt deinem Wort sich.
Wird sich lassen herbei zu Allem, was auch dein Wunsch sei.
Wenn zwei Frauen zu wenig erscheinen denn sollten dem König,
Mag sich die Dritt' ihn zu nehmen bei strahlender Schönheit bequemen,
Und dass Solches nicht Sünde, bezeuget die Schrift, wie ich finde:
Wohl erinnerst du dich: in der Oster-Vigilie find't sich
Jenes Orakel aus alten Zeiten, es würden sich halten
Sieben Weiber an Einen, warum nun nicht zwei, sollt' ich meinen?

*) König Ladislaus der Cumane.

Digitized by Google

Wird das Gröss're gebilligt, warum nicht das Klein're bewilligt?
Danken wir nicht jene Kunde Jesaias' heiligem Munde?*) —
Solcher Instanzen, ich meine, sind gute hundert für eine
Unter den Schätzen der Bibel für fraglichen Zweck disponibel.
Zeigt uns der heil'ge Bericht zwei Söhne verschiedener Fraun nicht,
Welche der Eine Sam' erzeugte des biederen Abram?
Als ob Jacob nicht hätt' mit des Vaters Willen das Eh'bett
Zweier Schwestern als Sclav sich verdient, wo zuletzt ihm die Kraft brach?
Welchen erst Lea nahm, derselb' auch in Rahel's Besitz kam,
Stammt davon allzumal nicht der Stämm' ehrwürd'ge Zwölfzahl?
Und weil Gott er gefiel, ihm der Name Israel zufiel.
Ferner im heiligen Texte ja steht, wie der ihnen nächste
Mit zwei Mädchen verfuhr, — zwar schlafend erlitt er's vielmehr nur —
Von seinen Töchtern Loth, im Weinrausch liegend wie halbtodt;
Doch nicht für schlecht die Welt ihn deshalb hielt und auch noch hält. —
Als noch Phoebus und Zeus vor Alters beherrschten den Erdkreis,
Haben sie's auch getrieben mit mehreren Fraun nach Belieben:
Da ist der eine gewesen mit zweien vermählet, gelesen
Irgend in einem Bericht hab' ich's — in welchem? ich weiss nicht. —
Hat jener König denn nicht von Böhmen — die göttliche Vorsicht
Liess ihn fallen im Krieg — es erlebt, dass man fügt' seinem Wunsch sich?
Kinderlos war sein Gemahl, drum ward ihm erlaubt eine Neuwahl.
Fälle der Art giebts viele, auch wo kein Purpur im Spiele.
Und warum sollte nicht auch, wenn bei Göttern und Heiligen der Brauch,
Selbst zu Gunsten der Menge sich mildern die päbstliche Strenge,
Dass auch in solcher Sphäre wie Ross und Mäuler man wäre? —
So wirst Ruhm du bereiten dir weithin, für ewige Zeiten. —
Aber ich bitt' um Gehör, denk' jetzt mal an Anderes nicht mehr.
Sieh, wie so viele Jahre dir fernhielt Klotho die Bahre,

*) Jes. 4, 1.

Digitized by Google

Schonend des Lieblings, wie weit auch am Rocken gediehen die Arbeit.
Schon ist lang der Faden von deinem Leben gerathen,
Den dir Lachesis spann, nichts übrig im Grunde mehr sein kann.
Aber du kennst auch die Gier, die Atropos hat, sich zu nahn dir.
Jeden betrog sie bisher und wird's, einem wüthenden Räuber
Gleicht sie unter den Parcen, den Namen ja hat sie vom Schwarzen*) (!).
Die wird auch dir mit Verlangen durchschneiden den greisenhaft langen
Lebensfaden, sich rühren, in's Jenseits dich zu spediren,
Und eines Nestors Jahre erreichst du nimmer, bewahre!
Einst wird kommen der Tod, **) er veracht't deiner Rechte Kleinod.***)
Einst wird kommen der Tod, mir die grösst' in der Trübsale Nachtrott'.
Einst wird kommen der Tod, jedes Lösegelds, jedes Gebets Spott.
Einst wird kommen der Tod, der des Lebens Wurzeln dir ausrod't.
Einst wird kommen der Tod, dass die Tag' er dir kürze und ausrott'.
Einst wird kommen der Tod mit hinüber dich führendem Fährboot.
Einst wird kommen der Tod, ein hartes Ende voll Angst, Noth.

*) Die ganz falsche Etymologie (Atropos von ater!) kümmert natürlich unsern Autor nicht.

**) Das „mors est ventura" musste wenigstens drei Mal, wie es hier geschehen, von der Uebersetzung variirt werden, da es sonst unmöglich gewesen sein würde, die vom Original streng festgehaltene Abwechselung der Endreime im Deutschen zu erreichen. Wurde aber diese Abwechselung preisgegeben, dann wäre doch eine gar zu grosse, infolge des stets gleichen Versanfanges auch nicht einmal den Charakter des Gezwungenen ausschliessende Eintönigkeit zu befürchten gewesen. In der Reihenfolge dieser Verse habe ich mich ganz an den Höfler'schen Text gehalten, aber auch hier die versus intercalares aus der Berliner Handschrift hinzugefügt. — Uebrigens werden Vers 866—871 von Huss in seiner berühmten Predigt vom November 1509 citirt, cfr. Höfler, Nachtr. p. 1.

***) Oder mit spezieller Beziehung auf den Juristen: der nicht fragt nach dem Recht, deinem Kleinod?

Digitized by Google

Einst wird kommen der Tod, wo nach deinen Verdiensten dir lohnt Gott.
Einst wird kommen der Tod, deines ewigen Schicksales Vorbot'.
Einst wird kommen der Tod, welch' Uebel, ein wahrer Behemoth!
Einst wird kommen der Tod zu der Thür dein, ein düsterer Nachtbot'.
Einst wird kommen der Tod, du weisst nicht, was hinter der Gruft Grott'.
Einst wird kommen der Tod: — ein Satz, dem man nie g'nug das Ohr bot.
Einst wird kommen der Tod, der nicht wankenden Städten den Sturz droht.
Einst wird kommen der Tod zu dir und zu mir ohne Furcht, flott.
(Einst wird kommen der Tod, auch zur hohen Gestalt, zum Gesicht roth.)
Einst wird kommen der Tod, lässt dich nicht, tritt dich in Staub, Koth.
Tod ist der sicherste Gast, so bedenk', was vor Gott du zu thun hast.
Tod ist der sicherste Gast, der als seinen Schuldner dich anfasst.
Tod ist der sicherste Gast, Umkehr dem dich holenden nicht passt.
Tod ist der sicherste Gast, er bringt deinem trinkenden Schlund Rast.
(Tod ist der sicherste Gast, aber einmal er nur wider dich rast.)
Tod ist der Sterblichen Loos, er schweigt deinen Mund, der der Zucht los.
Tod ist der Sterblichen Loos, auch dich wird packen er treulos.
Tod ist der Sterblichen Loos, ein bald entführendes Schlacht-Ross.
Tod ist der Sterblichen Loos: bis in's Mark erbebst du drob machtlos.*)
Tod ist der Sterblichen Loos, deine Stimm' er erstickt in der Erd' Schooss.
Tod ist der Sterblichen Loos, auf Jeden sich lenkt seiner Macht Stoss.

*) Oder nach der Lesart: quae confringet tua crura: dein Gebein zerschellt vor ihm wehrlos.

Digitized by Google

Tod ist der Sterblichen Loos, seinem Angriff ist jede Gestalt bloss.
Tod ist der Sterblichen Loos, nach Lauterkeit ringe du rastlos.
Tod ist der Sterblichen Loos, so walle hienieden denn sündlos.
Tod ist der Sterblichen Loos, aus der Gruft dir Weihrauchsduft spross'! — *)

Doch dir droht eine Klippe vielleicht von der Cleriker Sippe,
Die, fortwährend beleidigt, weil du ihre Gegner vertheidigt,
Ueber dich schreiben könnte, was dich nicht würdiglich krönte.
Durch ein faul Epigramm könnt' untergehn sogar dein Nam'.
Solch eins bleibe dir fern, drum als Grabschrift wünscht' ich dir das gern:

„Hier liegt Heinrich, dem wonnig das Wort, so feigen- und honig-
„Süss von der Lippe glitt, sing' Erfurt, du armes, ein Klaglied;
„Dennoch freu' dich im Weinen — wie magst das Conträre du einen?
„Also: Beweine den Tod, des freu' dich, was doch dir das Glück bot:
„Durch eine Sonne, die schwand, eine strahlende Gruft bei dir Platz fand.
„Wenn du ihn fürder besessen, er stets wär' Schild dir gewesen.„—
Schlechter nicht, als mein Stift hier schrieb, einst laut' ihm die Grabschrift.
Dass sie noch besser gerathe, zu trachten ich Jedem gestatte.
Doch sagt etwa ein Narr: ruht Jener denn lebend im Grab gar?
Warum geschieht ihm im Leben die Todtenverherrlichung eben?
Oder als Todten ihn denket vielleicht schon zur Gruft man gesenket —
Fort mit dem Unsinn, dem Wahne, so denken nur Thoren, Profane.
Sache des Rechts und gerathen wohl ist's, dass drohendem Schaden
Klüglich zuvor man kommt, wie Vorsicht gegen den Schmerz frommt.
Wär's eine Kleinigkeit, wenn ein Schwarm von Scholaren in Frechheit

*) Sehr passend ist der Vers, der sich bei Höfler, Neue Beitr. p. 22, noch findet und den auch Fischer in seinen Text aufgenommen hat: M. e. v. quid erit de praepositura: Tod ist der sicherste Gast, was Probstei dann, dein Alles anjetzt fast?

Digitized by Google

Solch einen Inbegriff von Tugend anschwärzte und angriff,
Wie es schon im Muthwillen geschah, der sich zeigt' in Pasquillen,
Die man versificirt' und auf die Wänd' überall schmiert'
Läppisch mit Händen gemein, ich erachte die Knaben für unrein,
Beides: an Herz und Verstand, wenn auch Clio, die heil'g', ihnen beistand,
Folgender grossen Bosheit noch anzulegen das Verskleid:
„Hier ist der ungerechte Heinrich, Meister im Rechte,
„Ein Geizmagen und Raffer, war ein philosophischer Aff' er.
„Scheinbar des Friedens Bote, war Hetzer der Sanscülotte,*)
„Rechtsverdreh'r, obendrein an Manieren ein General-Schwein!**)
„Räuber und Dieb und des Clerus Wahrheit knechtender Ausschuss,
„Gleichsam des Irrthums Vater! man flucht jederzeit dieser Natter!" —
Das verbiete ich strenge, dass Keiner sich etwa bemenge
Mit so schandbarem Zeug, mit den Fingern es gar an die Wand streich'!
Wahrlich, beim Castor, ich starrte, wenn derlei als Schrift ich gewahrte!
Oder ich würd' jeden Tropf von Scholaren machen zum Glatzkopf,
Ueber den ich erführe, dass das er dictir', recitire.
Drum sollt vor den Scholaren den Mann mir des Ruhmes ihr wahren
Und erlauben mit nichten es, aus Pietäts-Rücksichten,
Dass sie den Doctor, dess Nam' ist so gross, der an Einfalt ein Lamm ist,
Solcher Dinge bezichten, zum Schimpf ihm, in cyn'schen Gedichten.
Ist von so raschem Blute ein Strolch, so treff' ihn die Ruthe
Derb, man vergerb' ihm das Fell, und man sag' ihm: weiche zurück schnell.
Geben den Thoren doch schlaffe Zügel zur Frechheit die Waffe,
Nachsicht macht zu Excessen, ist einmal geübt sie, vermessen.

*) iens sine bracis.
**) ani cum pollice tersor.

Digitized by Google

O ihr Verleumder-Brut, die ihr Aergeres noch, als der Dieb, thut,
Fest ist's, glaub' ich, beschlossen, euch aus der Schule zu stossen,
Dass ihr nach Buben-Art nicht über den Doctor mehr herfahrt,
Der so erhaben dasteht und dessen glänzender Ruhm geht
Eilend von Mund zu Mund, ja weithin über das Erdrund.

III.

Sage mir von den Tyrannen nun, Muse, von jenen Plebanen,*)
Furcht sticht ihre Gewissen, wie müssten in Thränen zerfliessen
Ihnen die Augen, wenn recht sie bedächten ihr schmähliches Unrecht!
(Zweierlei Schändlichkeit begingen sie, erst einen Meineid);
Denn sie haben gebrochen das, was sie dem Bischof versprochen
Fei'rlich am hellen Tage, als gält's die heiligste Sache;
Haben im amtlichen Kleide vor'm Volk sich verstanden zum Eide
Unter Berührung der Schrift: das geschah entsprechend der Vorschrift.
Aber sie sorgten dafür, dass ihr Eid in die Lüfte dahin führ'.
Selbst ein Israelite die Wahrheit nicht also verriethe,
Gäb' nicht um den Gewinn von hundert Mark seine Seel' hin.
Noch eine Schuld, die zweite, gerichtet im Munde der Leute:
Schlecht mit dem Theile es steht, der fügsam in's Ganze nicht eingeht,
(Wenn nicht dem Ganzen sich fügt der Theil, ist sicher er gut nicht),
Stimmt mit dem Ganzen der Theil, so wird er ihm bringen viel Vortheil,
Wird diese Einheit vermisst, des Theiles Verwerfung da recht ist.
Man lobt Wasser nicht leicht, das nicht notorisch ein Quell zeugt,
Und nichts Rechtes geschieht durch ein vom Körper getrennt Glied.
Doch als möglich gesetzt, dass man mir erwidert und zusetzt:

*) Die städtischen Pfarrer, die trotz des Interdicts in Erfurt zurückblieben.

Digitized by Google

„Strafen verdienen durchweg jene Geistlichen nicht nach dem Rechtsweg,
„Und empfingen sie deren, o weh! unbillig sie wären;
„Wie? mit dem Ganzen im Bund nicht waren, so schlossen den Mund nicht,
„Sondern sangen mit Kunst, überall sich erwerbend des Ort's Gunst?
„Streiche mit Recht nur erleide, wer treulos suchte das Weite!“ —
Falsch ist der Schluss in dem Fall, das Gesagte nur fruchtloser Wortschwall,
Denn für die Geistlichkeit giebts weder Theil, weder Ganzheit,
Bürger nicht, Ort nicht, doch hast du wohl Recht, wenn die Sache du so fass'st:
Als eine Totalität der Clerus selbst in der Welt steht.
(Nicht das Schlechte hier zählt, nur das Bessere hier in's Gewicht fällt).
Wer einer grössern Partie des würdigen Clerus, und wenn sie
Etwas besagt, sich entzieht, der Thor eine Wunde sich zuzieht;
Tritt die Heilung nicht ein, so kann die Folge der Tod sein.
Leicht ist das Leiden, die Cur nicht, der Weg zur Hülfe da schwer nur,
Aerzte, die mangeln da sehr, und ich wüsste nur Einen allein, der
Arzt sein könnt' und Berather hiebei — den heiligen Vater.
Suchet ihn auf vor Allen, die neulich dem clericalen
Bande von selbst ihr entronnen, von engem Netz nun umsponnen.
Aber das merket, ihr müsst dem Mann auch Alles, was eu'r ist,
Euch zu bringen beeilen; er Wunder verrichtet im Heilen,
Sei es mit Wort oder Wink, er hilft bei gefährlichstem Leid flink;
Doch eine starke Ader von Schärf' und List hat der Vater,
Drum nicht so leicht man ihn kriegt, auch heilt er gerade umsonst nicht.
Ihn somit zu bedenken ich rathe mit vielen Geschenken,
— Wenn ihr Rettung erhofft — der Mittel zur Heilung ertheilt oft.
Habt doch schon öfter gehört, was der Volkswitz beissend im Vers lehrt:
„Ist nur die Medicin sehr theuer, dann wird sie gewiss ziehn,
„Wenn man umsonst sie bekommt, in tausend Fällen sie nichts frommt.“ —

Wer wohl dem Pabst Martin*) zuschreiben möcht' einen Lamms-Sinn?
Sagt man demselben zur Schmach doch solch ein thöricht Gebet nach:
„Wär' doch ein grosser Teich, wo die Deutschen haben ihr Weltreich,
„Tauchten sie unter da horden-weise zu Fischen geworden!" —
Wollen uns da nicht geniren, mit bitterem Wunsch reagiren:
„Während es uns wohlgehe, so treff' ihn des Todes Wehe!"
Solche Wünsche nicht hegte der andere Martin: er legte
In drei Todte wieder das Leben, giebt Allen noch Güter,
War der Priester Krone, ein frommer Wunsch seine Wonne,
Hielt sich dafür nicht zu hoch, drum wird er verehret von uns noch.
Simon des Magiers Spur folgt Jener; wie der von der Stadt Tours
Ehrend benannte Martin heisst er — ein Omen liegt nicht drin.
Was schreibt einst über ihn wohl die Welt, wenn der Tod ihn gerafft hin?
Welch Epitaph ihm droh' mit Recht? — man hat's schon in Petto:
„Hier vor dem Chor die Manen des, der eintaucht' die Germanen,
„Hier liegt Martin der Hirte, der ganz als Lamm sich gerirte,
„Innen von Wolfestücke, den keine Erlösung beglücke,
„Tief in der Hölle Grund sei gestürzt er von seinem Höh'punct!" —
Aber da deutschem Blut der Mensch nicht ist, wie es heisst, gut,
So zu der Lüg' euch bequemt, dass ihr von Ungarland herkämt.
Doch wenn er nicht geneigt zu heilen, zu helfen sich euch zeigt,
So kommt hieher nicht wieder und lasset in Ungarn euch nieder.
Ihr, ihr reiztet den Herrn, weil wider Gebot euch der Unstern
Zu celebriren verleitet; und weil das Gesetz ihr entweihtet,
So herrscht jetzo der Trug in der Welt und die List und des Kriegs Fluch.
Bar durch Satans Tück' ist der Ackerbebauenden Anblick,
Auch keine Weinbergspflege! zu Freveln nur ist man nicht träge.
Villen versinken in Asch', auf den Vater stürzt sich der Sohn rasch.

*) Martin II., ein Franzose von Geburt (1281 — 1285).

Digitized by Google

Brüder verschonen nicht Brüder und Töchter verschonen nicht Mütter,
Dyna'n *) bringt zu Fall die Gewalt, Raub blühet und Diebstahl.
Räuber von Profession ist jetzo, der früher gepflügt schon;
Der nimmt Pfeile zu Handen, der sonst auf den Pflug sich verstanden.
Sämmtliches Vieh ist genommen, was man vor Zeiten bekommen,
Was Gott früher gereichet, das fürder den Spitzbuben weichet.
Auch nicht das Lied mehr erklingt, das sonst aus der Kehle dem Bau'r dringt,
Wenn er pflügend gedenket der Pfänder, die Lieb' ihm geschenket,
Sondern da heisst's: nimm, eile dich, rette, schlag durch dich und heule.
Niemand vom Kaufmannsstande, kein Wandrer im guten Gewande
Zieht mehr durch die Strassen, die schnöde der Friede verlassen.
Frech in der Kirche Hallen die Feinde mit Schwertern einfallen
Und mit Stangen und Knütteln, am Thron auch der Gottheit zu rütteln.
Jegliches Eigenthum der Priester verschwindet nach ringsum.
Cleriker auf dem Lande, durch Opfer zu sühnen im Stande
Gott und dem Ewigen dar — zubringen die Messe am Altar,
Zahlen nach herrischer Strenge des Fürsten Tribut mit der Menge.
Zeigt sich auch in der Tonsur schon, im heiligen Kleid da des Stands Spur,
Das stört nicht die Gewalt, sie werden nur mehr noch gedrangsalt,
Ist ein Räuber so schlecht, dass der Geistlichen Güter er wegträgt,
Oder sie sonst bedräu't und beschädigt mit räub'rischer Frechheit,
Gleichsam dann Thau von oben er glaubt mit dem Mund zu erproben.
Nicht so Canopus gar, das ein götzendien'rischer Pfuhl war! —
Da ist der Abt von Pforta, kein Mond, ja kein Tag wohl vergeht da,

*) Vgl. Gen. c. 34.

Digitized by Google

— Und seine weite Capuze gereicht ihm durchaus nicht zum Schutze, —
Wo man nicht zwäng' ihn zum Geben, befehlend und drohend daneben.
Markweis' heischt, als Talent gar, das Silber der Erste sogleich baar,
Der raubt hundert Widder, Getreide begehret ein Dritter,
Sechszig Ellen aber von Tuch jener, dieser da Haber,
(Der da setzt sich, schmarotzet, der Andr' einen Weinkrug ertrotzet),
Klein an Gewicht nicht, nämlich an sechs Maas fassend bequemlich;
Dieser beklagt seinen Schaden, der will seiner Schuld sich entladen,
Holz ein Andrer begehrt, indem er sich hält des Geschenks werth.
Der schreit: „Heu her für mich!" Der lobt einen lieblichen Sang sich,
Dieser ein Ross sich beschlägt, jener mit sich Gefässe herumträgt,
Die sie ihm füllen sollen, und der will Fische sich holen,
Dem nach 'ner Quantität von grossem Käse der Sinn steht,
Der nimmt Mohngebäck und der mit Aepfeln 'nen Korb weg.
Jener verlanget nach Zeug mit den trotzigen Worten: ich sag' euch:
„Jährlich ist das mir Gebühr, nur her, sonst nehm' ich ein Pfand mir!"
Dem ein Paar Sandalen und Strümpfe zum Plündern gefallen.
„Wagen zum Fahren für mich", brüllt jener, „das Feld sonst schänd' ich,
„Kost auch auf Monatszeit!" Ein Andrer die Brüder gar durchbläut
Und misshandelt noch hart sie mit Worten, die Männer im Vollbart. —
So prampiret und schnaubt und in tausendfacher Manier raubt
Jene so wüste, so gott-vergessene Rotte. Warum, Tod,
Fällst du nicht diesen Mann?*) die ganze Wirthschaft und Schmach dann
Wär' gleich ausgetrieben, doch scheinst du das sehr zu verschieben.

*) Den Landgrafen Albrecht.

Digitized by Google

Seit noch nicht Jahresfrist zehnmal in Person der Tyrann ist
Nächtlich erschienen geschwind im Kloster bei Nord- oder Südwind
Mit seinen rohen Soldaten; da hat er mal auf sich geladen,
Folgend der Stimme der Bosheit, ein schweres Verbrechen zur Nachtzeit,
Wider die Ehre, denn greulich! als aus dem Haus er entfernt sich,
Lässt er nach Knechte-Gebahren ein lautes Geräusch sich entfahren,
Eilt in des Abtes Ställe, damit er ein Pferd sich erwähle,
Nimmt's von der Kripp' und schnürt einen Sattel auf, dann er es fortführt.
Er und seine Leute verziehn sich des Morgens, die Beute,
Die sie gemacht mit Gewalt, zu bringen in sichern Gelass bald.
Nicht so handelte Heinrich, der Landgraf und so auch nicht Ludwig
Weiland, sie mussten sterben, ach! leider entbehrend der Erben. —
Bald auch Jäger sich nahn, ihnen hängt sich der Sklaven Geschmeiss an
Und eine Hundemeute, an Broten ist so viel Beute,
Als zwei Sclaven zu tragen vermögen, auch drei, doch die Magen,
Leer erst, sättigt's nicht recht; da mundet Einem das Brot schlecht,
Dieser wittert Getränke, „zu unterwühlen ich denke
Ganz dieses Klosters Grund," so sagt er mit wüthender Gier, und
Jener der rennet zum Keller und ruft: „Wein! nicht einen Heller
„Geb' ich für Christum, doch viel wen'ger für euren Convent noch!"
Als nun Sämmtliche voll sich gegessen und als sie gezecht toll,
Fällt's ihnen ein, zu blasen, ihr Heulen ertönen zu lassen,
Diener zugleich und Herr, als ob auf den Fluren der Wolf wär'.
Da nun fraget ein Jäger, dem Frieden nicht hold, nicht sein Pfleger,
Nein, in Verbrechen gewandt und kühn, nach des Klosters Vorstand.
Jener, vom Fürsten erlesen ob solcher Wildheit im Wesen
Zu der Bereich'rungs-Methode, bemerkte, wobei er viel drohte:
„Schon wird dieses Papier zum vierten Mal präsentirt hier,

Digitized by Google

„Dass mir werd' auf den Schein ein Pferd, der Abt muss blind sein,
„Sieht er nicht das, was ich, der als einfacher Mensch ich gerir' mich?
„Ich spring' über die Mauer, das wird ihn erfüllen mit Trauer,
„Ich bin Dieb, ohne Scherz, bin Räuber, ich treib' wohl vom Pflugsterz
„Hundert und mehr noch der Rosse; ich bin der Diebe Genosse
„Und der Räuber; auf's Haar den Fledermäusen vergleichbar,
„Irren umher in der Nacht wir, der Unseren Schaar, wenn er schläft, wacht.
„Will er das Pferd nicht lassen, dann werden wir anders ihn fassen."
Siehe, mit Pferden zu zwei oder vier da kommen auch Fraun, ei!
Welch eine Blumenpracht zeigt ihre geschmackvolle Kopftracht!
Nicht Aebtissinnen, nein! es mögen Gräfinnen eh'r sèyn,
Auch Excellenzen wohl, einer Leiche gilt ihrer Trau'r Zoll.
Dran auch viel Volks Theil nahm; doch nach förmlich bestattetem Leichnam
Wird ihnen vor den Thoren durch Presbyter und Senioren
Speise gereicht, und mit Lachen sie dann aus dem Staube sich machen,
Während die nüchternen Magen entlockt ihnen Thränen und Klagen;
Nicht mehr kümmert sie nun, was die Frösche werden dem Leib thun.
Noch eine andre Methode des Forderns, Begehrens ist Mode,
Die, nicht zu tadeln grad', eines harmlosen Scherzes Gestalt hat.
Nach einer alten Sitte erwählet aus eigener Mitte
Tags vor dem Christfest sich flugs der Cleriker lustiger Anwuchs
Einen der Knaben zum Haupt, mit welchem der Haufe am Fest glaubt
Kurzweil treiben zu können, die Inful schon lässt ihn erkennen;
Der nun, mit kindischen Ehren geschmückt, muss bettelnd begehren
Gaben der Lieb' an der Thür seines Abts, so schreibt es der Brauch für.
Dass er ihm schenk' Etwas, spricht Einer vom Chor ohngefähr das:

Digitized by Google

„Diener des Herrn Jesu, ein Knab' auch warest doch selbst du,
„Damals dich spielen man sah mit dem Obern nicht anders, als die da;
„Damals kindische Freude, Vertiefung in's Göttliche heute.
„Nicht sei's unliebsam dir, nicht zürne doch, wenn wir dich gleichsam
„Uns noch zählen zu: bist Kind ja durch kindlichen Sinn; du,
„Damals ein Kind, weil so alt, bist jetzo ein Kind noch durch Einfalt.
„Bist drum gehalten, den Knaben zu reichen winzige Gaben.
„Denkst wohl an eine Spende von Eiern? doch wer damit könnte
„Sättigen die, o Herr! du erzielst durch Jegliches sonst mehr.
„Kömmt's auf Silber nicht an dir, dann wend' eine Mark, ein Talent dran;
„Dünkt dir zu viel das indessen und weigerst du sparsam dich dessen,
„Gieb was Gering'res dann her, im Himmel wird dir's belohnt sehr.
„Wenn's dir gefällt, gieb Wein, das bringt dir von Jedem gewiss ein
„Fünf Pater noster und Ave Marias zur Rettung aus Herzweh.
„Dazu wird jeder der Knaben noch folgende Verse sich graben
„Tief in die Brust, sie täglich zu Ehren Maria's und für dich
„Betend mit Andacht zu sprechen": „„O Gott gieb, o Heilige, Segen,
„„Dass jenes Abtes Seele zur Schaar der Seligen zähle."" —
Das den Abt überwindet, zu Allem man willig ihn findet.
Freude ergreift die Scholaren, gewiss ihres Zieles sie waren,
Und sie loben den Abt und des Abtes Sinn, der sie so labt.
Und an seiner Schwell' ertönt ihr ehrender Sang hell,
Erst das „dir Königin Gruss!" dann der dreifache Segen zum Anschluss.
Hiernach der Bischof-Knab' empfiehlt mit der Schaar sich und geht ab.
Sitten und Possen der Knaben, ich würde sie sicher nicht haben
So umständlich beschrieben, wenn nicht so ein Muss mich getrieben.
Sehet, das ist eine Zucht, wie man sie in Klöstern wohl kaum sucht,

Digitized by Google

Aber in denen sie find't, die in solcher Herren District sind.
Nicht mehr giebt es Soldaten zum Peitschen der Elenden, Faden,
Straflos bleibt das Verbrechen, man muss mit dem Stricke es rächen,
Den zur Bestrafung ziehn, der verschuldet den blühenden Unsinn.
Wer du auch bist, fällt zu dir die Last dieses Frevels, und bist du
Vater von solchem Trug: wollt' Gott, die als Mutter dich einst trug,
Hätte getragen 'nen Molch eh'r unter dem Herzen, als dich Strolch!
Heil'ge, was thut ihr indessen? ihr seht ja eure Int'ressen
So schlecht wahrgenommen, die Zeit nun zum Reden ist kommen. *)
Sprecht: „Wir all' deine Kinder, o Gott! deine Mutter nicht minder,
Haben zur Klage viel Stoff über unseren diebischen Bischof,
Ist er ein Räuber doch gar und schlechter, als Pharao einst war,
Für den Clerus 'ne Strafe, der Weiber brünstiger Sclave,
Nicht rechtmässig geschah, nicht ob seiner Tugenden etwa
Seine Wahl, die nur glückte dadurch, dass den Sinn er verrückte
Jenes Clerus, der wählte, mit reichlichem klingenden Gelde,
Und verdankt er sonach sein Bisthum der Simonie Schmach.
Wird er Bedenken sich machen, zu feilschen mit geistlichen Sachen?
Nein, er weiht überdies wohl den Clerus, die Tempel nicht gratis.
Auch dass das Geld nicht fehl', wenn er tauft, oder spendet das Salböl!
Schismen nach allen Seiten bewirkt er durch dies Geldschneiden,
Prasset in Saus und Braus, er stattet die Tochter und Frau aus
Mit jenem Gut, das dein ist, o Christe, der diesem du nichts bist,
Bittet nicht für die Heerde, arbeitet für's Lob nur der Erde.

*) Bei Fischer ist noch ein Vers vor V. 1156, welcher letztere bei ihm etwas verändert ist, eingeschoben:
Um eurer Frömmigkeit willen: steht auf, um den Wunsch zu erfüllen.

Digitized by Google

Hält nicht der Messe Feier, doch baut er Belag'rungsgemäuer,
Sucht, statt das Deine zu schaffen, das Seinige, prangt auch in Waffen.
Heimisch im Lagerleben bedenkt er nicht ewiges Leben,
Fasten wird von ihm gemieden, er bringt nicht die Feinde zum Frieden,
Sondern er schüret zum Streite und freut sich, wenn Zank er erneute.
Auch nicht trocknet er Zähren und tröstet nicht die, so entbehren.
Wird er den Nackenden kleiden? — Doch mag er das Würfelspiel leiden.
Was an Almosen den Leuten er giebt, was will das bedeuten?
Schmälert durch Sorglosigkeit, was immer der Kirch' einen Schmuck leiht.
Soll ich noch mehr dir sagen: er lässt falsch Geld sogar schlagen.
Und er gewinnt halwege mit diesem falschen Gepräge.
Wiss' auch, dass zum Ruin deinen Klöstern sein Regiment dien'.
's Ist ihm völlig egal, wie die Nonnen beschaffen, die Mönch' all'.
Bei Visitationen verlangt er, die Schuld'gen zu schonen,
Gelder von ihnen, Geschenk' auch, vor Zeiten war es so nie Brauch.
Was sein Mittwochs-Vermerk vorschreibt, was da er als Busswerk
Irgend wem dictiret, schon Donnerstags wird's revociret.
Nicht mehr grosse Glocken des Morgens läuten und locken
Hin durch den Episcopat-Kreis, weil sie der Bischof zerstört hat.
Sag', o Mittler, hiernach solch einem Mann, dass er gehn mag,
Wie er's reichlich verdien', da wenig dein Leiden geschult ihn.
Einen andern beschere, der wahrhaft als Herrn dich verehre;
Räche doch, die nicht wenig gelitten, die Laien, o König." —
Ueber dem Grabe des Bösen was wird man einstens da lesen?
Wie sie gebührt ihm zum Lohn, so liegt seine Grabschrift bereit schon:
„Hier ein richtiger Harpax, der herrliche Glocken sich stahl stracks,
„Fand seine Gruft. Keine Seele beklage sein Loos in der Hölle!

Digitized by Google

„Auch nicht für seine Ruh' send' Einer dem Himmel ein Flehn zu.
„Wegen der Glocken allein muss Frass der Frösch' sein Gebein sein.
„Dass in der ödesten Wüste sein Geist doch betten sich müsste!
„Mag des Avernus Schrecken ihm ewig den Rückweg verlegen!"
Brüder, was macht ihr denn, man sieht euch durch Häuser und Land gehn,
Warum strafet ihr nicht, was euch als Böses in's Aug' sticht?
Was ist's immer damit, dass ihr redet von Esther und Judith,
Erst von der Esther Mann, von Simon, dem Pharisä'r, dann,
(Dann wieder von Matthäus und Judas Maccabäus),
Alsdann von Zachäus, den Söhnen des Zebedäus,
Oder des Alphäus, vom Simon, oder Thaddäus,
Jetzt wieder von Tobias, von Bersaba, oder Urias,
Und dann vom David, der mit Goliath als wie ein Held stritt,
Bald von der Susanna, bald von den Thränen der Hanna,
Bald von der Zeit, wo den Tod Samuelen vom Himmel gesandt Gott. *)
Erst von Noah's Fähre, und dann, wer Nicostratus wäre,
Weiter von Cain und Abel, und wohl auch von Serubabel,
Jetzt wiederum von Dyna und dann von der heil'gen Cath'rina,
Ferner von Salomo'n, dem Könige, dann auch von Samson,
Jetzt von Pharao, dem schrecklichen, dann auch von Nero,
Von dem Triefaug', der Lya (Lea), und dann von der sünd'gen Maria,
Bald von Michael, dem heiligen, bald von der Rahel;
Nach Erwähnung des Jethro vom Jüngerfürsten, von Petro,
Nach der von Mosis Kästlein, von Bileams weiblichem Es'lein,
Erst von Jacobs Gestirne, dann von einer zuchtlosen Dirne,
Von des Mittlers Erscheinen, des Stephanus Tödtung mit Steinen,
Von des Erlösers Gewande, Johannis Jungfraun-Stande;
Dann 'mal über Kinder, vom lieblichen Lenze nicht minder,
Auch von der Wiege des Herrn, von Tribunen und Königen auch gern.
Auch wo jetzt der Messias sei, oder Enoch, Elias;
Jetzt von dem Aussatz des Na'man, jetzt von dem Henker des Haman;

*) Nach einer anderen Lesart: (exortum statt exitium):
Bald wann nach des Herrn Rath Samuel in diese Welt trat.

Jetzt von der Kerzen Strahlen, vom Himmel der Himmel dermalen,
Dann einmal wieder von Palmen und von Davidischen Psalmen;
Erst von Nathanaels Haut, dann vom Kreuze, von dem uns das Heil thaut;
Erst von der Schüssel des Täufers, von Franz *) dann, dem Manne voll Eifers,
Und, wie ihr's könnt, von den Sitten und Schicksalen der Niniviten;
Auch vom heiligen Vater mit fühlbarer Geizes-Ader,
Bald von des Bischofs Stab und Person und der heillosen Raab,
Auch von der Hölle Ketten, den Strafen dadrunten, den steten,
Und nach so drohenden Tönen vom Buche der Weisheit, dem schönen.
Das ist sattsam bekannt, nicht so gut ist der Gegenwart Zustand,
Als der Vergangenheit: es leben gar Viele in Bosheit.
Also, ihr guten Brüder — man hält euch für Väter und Hüter —
Habt hier sorgsam Acht, und wenn ihr vom Alten Bericht macht,
Fügt dazu Neues ja, sonst wirkt eu'r Wort nicht ein Jota.
Neues: ich meine damit, was gestern, was heute sich darbiet't.
Saget dem Pabst, ich bitte, mit Rücksicht auf Frömmigkeit, Sitte:
Wie noch die Simonie in der Kirche garstig und viel blüh',
Und g'nug Andres dazu sehr Abbruch der Religion thu',
Was gar leicht, wenn es bleibt, in heilloses Dunkel hineintreibt.
Und dem Könige sagt: Nicht thu', was zum Spott das Gesetz macht.
Stehst du nicht hoch blos zum Schein, so musst du als Richter gerecht sein.
Wenn dir Gerechtigkeit fehlet, dann Gott dich stürzet, zerschellet,
Wie sein heiliger Rath einst Saulen durch David gestürzt hat.
Aber den Bischof fraget: Warum so am Clerus genaget?
Bist doch sein Vater und hegen du solltest ihn füglich und pflegen,
Hast doch an Pharao'n, o Bester, ein warnendes Bild schon,
Du bist der Schützer der Heerde, der Hirt und sie folgt deiner Fährte;

*) Franz von Assisi.

Digitized by Google

Sündigte sie und wäre bedacht nicht auf Anstand und Ehre,
Psalmen dann lesen sie müsste und weinend nach Vorschrift sie büsste,
Müsst', statt Gelder im Kasten zu zählen, sich üben im Fasten.
Saget den Herrn Prälaten: Warum so schlecht denn berathen
Jene Gemeinden, die man euch gab, schon gähnt sie die Tief' an;
Wird nicht zum Lohn eurer Tücke von euch Gott fordern zurücke
Derer Blut, denen jetzt die teuflische Schlange so zusetzt?
Wünschtet alsdann wohl, richtig gelebt jederzeit und auch tüchtig
Für der Gemeinde Frieden gesorgt zu haben hienieden.
Saget dem Mönch: Ist's schön, dass du huldigest so Aphrodite'n,
Wie dem Bachus, und strebst, dass du nicht ohn' eignen Besitz lebst?
(Fliehe der Lüste Pein und hüll' in Zucht dein Gesicht ein).
Wein' in Reu, Gott hör' es, und lies recht viel Misereres.
Und zum Bekehrten sagt: Nicht mach' mit schweifendem Blick Jagd,
Zu durchmustern die Stadt, ihren Markt; da das Unrecht zum Quell hat
Oefter die Augen, drum müssen die Blicke dir fest sich verschliessen,
Oder sie sittsam beug', und sündlicher Regung entflieh gleich.
Saget der Clerisei: Macht euch vom Weiberverkehr frei,
Greulich sei euch die freche Dirn' gleich siedendem Peche
(Lasst sie sein die Verschmähten, als wären's giftige Kröten);
Habt ihr zur Messe die Stirne, nachdem ihr umarmet die Dirne,
Wird euch Styxen's Rachen, da Christum ihr kreuzigt, erjagen.
(Wollt ihr lastfrei sein, eu'r Zimmer dann schliess' keine Wieg' ein).
Sagt gleich ernst im Tone dem flüchtigen Musensohne:
Vorwärts, schreibe, studire, mit Würfeln nicht hasardire,
Wirst wohl noch Thränen vergiessen, mit herzlicher Trauer es büssen,
Wenn du gespielt nur fast und spielend zu wenig gelernt hast.
Sagt der Begine dann: Leb' häuslich, o Schwester, denn Dyna'n
Wär' in stiller Klause nicht Schand' angethan, nicht so grause,
Und nicht noch heut' von ihr würde beweint die gestohlene Würde.

Digitized by Google

Wallt nicht, so saget von Rom, dort des Glaubens duftender Prachtstrom?
Sagt von der heiligen Stadt, dass sie viel Aepfel von Gold hat.
Glaube das doch nicht von Rom, von dem ich schon viermal zurückkomm';
Sicherlich hätt' ich, wenn derlei gesehn ich, genommen mit zwei, drei.
Aber doch ist es richtig: der mächtige Pabst ist gewichtig
Also an Schätzen und Golde, dass, wenn nicht verschmähn er das wollte,
Er leicht Aepfel erhielte, von jedwedem Erzgebilde
Vier, oder fünf, doch gleich, o Muse, mir hier von der Zahl schweig',
Reicher ist Jener fürwahr, als böt' von dergleichen sich ihm dar
Ein Schock Millionen — als Wunder nicht ist's zu betonen.
(Keinen Zweifel gehegt, da er nimmt, was man ihm in die Hand legt!)
Selber er Keinem giebt, die ganze Welt aber ihm giebt. —
Dem, der Krieg anzündet, dem Landgrafen dieses verkündet:
Da du ein Fürst und Regente, so mach' deinem Lärmen ein Ende!
Lass dich nicht maulschelliren, dich Schauspielern gleich tractiren,
Sprich nicht dermassen roh, wie ein Hanswurst oder Bajazzo.
Die aber sei'n dir verhasst, von denen du Solches gelernt hast. —
Rede, was fliehest du schnöde das fürstlich bekränzete Bette?
Bist ein Verächter des hehren Gemahls von Zucht und von Ehren,
Schönheit und Fruchtbarkeit ist ihr Theil, nicht ein Zug von Gemeinheit,
Friedrich gar hat sie gezeugt, der Verklärte, dess Ruhm durch die Welt fleugt;
Wagst einer Magd zu begehren von Eisenberg und zu nähren
Brünstiges Feuer im Bunde des Eh'bruchs mit Kunigunde,
Die nicht durfte zum Thoren dich machen, mocht' auch geboren
Früher sie dir schon haben unehelich einige Knaben.
Darum geschah es mit Recht — ja wisse, du handeltest sehr schlecht —
Dass dein Weib, wie ich hörte, vor Kurzem den Rücken dir kehrte,

Digitized by Google

Tief dich verachtend, und flink die in ihre Heimath zurückging,
Froh, zu entfliehen der Schande — die Friedrichen Vater nannte.
Ja, sie liess dich, nicht achtend dich selbst und dein Bett nun verachtend.
Garstiger, von ihren Küssen wird dich deine Schmach nun ausschliessen;
Mindestens magst du erflehen Verzeihung für solches Vergehen,
Auch mag fürderhin rein mit besagter Kun'gunde dein Bund sein.
Diese hat, jung noch genug, den mir unbegreiflichen Vorzug
Von der Natur, dass sie jetzt nicht Kinder dir mehr in die Welt setzt,
Die sie doch sonst dir gebar, da als Mädchen sie wen'ger bekannt war.
Bessere Sitten erstrebe, nach Aelterer Vorbild doch lebe;
Wolle nicht heute schwören, um morgen dich nicht dran zu kehren;
Deine Rede sei wonnig, sie dufte nach Blumen und Honig,
Plump nicht gebe sie sich, nein fein bei sittlichem Anstrich;
Und durchaus muss rein deines Landes Umfang vom Krieg sein.
Ja, lass Frieden nur walten, du kannst dich sonst nicht mehr halten.
Dann wirst wirklich du hehr, wenn du nicht versumpfest im Schmutz mehr,
Dann wird dein Ruhm gross, wenn du machst dich vom bösen Geschmeiss los,
Dann du dich herrlich zeigest, wenn Schaden und Schuld du verscheuchest,
Dann strahlst hell du, o Fürst, wenn fremdes Gut du nicht wegführst,
Dann stehst sicher zu höchst du, wenn ohne Trug du des Rechts pflegst. —
Habt ihr so angefangen einmal, dann weiter gegangen!
Mahnet die Söhne des argen so eben erwähnten Monarchen,
Dass sich's nicht vatre bei ihnen, dass ja nicht nach Vaters Beginnen
Schmählich entart'*) ihre Jugend, vielmehr dass sie folgender Tugend
Jener, die Mutter sie heissen, und stets der Zucht sich befleissen.

*) Anspielung auf Albrechts Beiname degener.

Macht ihnen Wahrheit zur Pflicht, sagt, dass sie sich mästen den Bauch nicht,
Dass sie die Unzucht meiden, und friedlich, sittsam, bescheiden
Führen ihr Leben möchten und Gottes in Liebe gedächten.
Männern des Friedens verleiht ja auch Kaiser zu werden die Gottheit,
Knüpfend der Enkel Bahnen an die der seligen Ahnen. —
Schärfet dem Grafen ein, er solle doch eifrigst bedacht sein,
Dass der Friede regiere sein Land und immerdar ziere.
Und den Edlen erklärt mit Worten, daraus man den Zorn hört:
Durch euren Wandel mit Tadel verliert ihr im Grund euren Adel,
Eurer Sitten Gemeinheit, sie stellt euch unter den Knecht weit.
Sprecht zum Soldaten: Folge der Pflicht und bessre die Strolche.
Waschet den Kopf recht Jenen, die frevelnd die Höfe verbrennen,
Denen auch Kirchen zu heilig nicht sind, sie verletzen sie greulich,
Sagt ihnen: Nicht zu theuer bezahlet ihr selber im Feuer.
Und den Räubern bedeutet: Die Arm ihr jetzt ausbeutet,
Ihr seid Satans Krallen unrettbar als Beute verfallen,
Und mit gewuchtigen Schlägen wird unter die Füss' er euch legen.
Saget dem losen Banditen: Unsel'ger, zur Nacht oder mitten
Auch in des Tages Stunden als blut'ger Mörder erfunden
Weh! an den Brüdern dein: ein böser Tod wird dein Loos sein;
Satan, der wird mit Blut dich tränken und speisen mit Feu'rs Gluth.
Sprecht zu des Diebes Ohren: Im Feuer hast du zu schmoren
Auch für Kleinigkeiten in endlos sich dehnenden Zeiten. —
Dem Präfecten befehlt: Nur ein Spruch, wo die Wage das Recht hält! —
Saget dem Amtsherold: Zu den Martern der Hölle, du Unhold,
Musst du hinunter am Ende, bis du giebst tausend Talente!
Doch auch wird dich dein Zahlen nicht retten von Tartarus' Qualen. —

Digitized by Google

Und dem Bürger eröffnet: Vernimm, wenn dein Ohr sich uns öffnet:
Bist du auch noch so reich, oh! du lebst weder stets noch wie jetzo.
Grade wo dir es deucht am unglaublichsten, sieh! da dein Tag fleucht,
Und du kannst dir nicht sagen, zu wem deine Schätze sich schlagen.
Wird nicht nach altem Brauche dein Weib, nur bedacht, dass er tauge,
Ein Stiefvater zu sein deinen Kindern, noch einmal die Hand leihn
Einem, der ohne Warten, was längere Zeiten ersparten,
Wird mit Berechnung zerreissen und Gut und Aecker verschleissen?
Saget denen darauf, die mit Kauf sich befassen und Verkauf:
Fliehet die gottlosen Eide, betrügt nicht erfindrisch die Leute,
Keinen Wucher gewagt, denn dies Laster wie eine Maus nagt
Rings an der Seelen Gestalt, und im Zorn drob des Ewigen Herz wallt.
Und dem Gastwirth erklärt: Seinen Schlund der Drache schon aufsperrt,
In ihm wirst du verschwinden und draus keine Rückkehr je finden.
Das sei euer Bescheid an den Hofbau'r: Früh an die Arbeit!
Und bis an deinen Tod lass dir genügen am Schwarzbrot.
Und den Sclaven gebühret das Wort: Gott Alles regieret,
Ihm dient der nicht gut, der wider Gebot'nes sich aufthut. *) —
Aber was werdet den Fraun ihr sagen, ihr könnet ja selbst schaun,
Dass dies traur'ge Geschlecht doch gar nicht sich zeigt als im Kopf recht.
Schonet doch diese duldsam und heget und pfleget sie schmiegsam,
Dass ein Gefäss von der Schwäche nicht eure Barschheit zerbreche.
Denn dies Völkchen der Erden, sich weigernd der Mutter-Beschwerden,

*) Der Capitelcodex lässt hier noch die zwei Verse folgen:
Diener, o dienet gut euren Herr'n, esst friedlich, ohn' Unmuth,
Dass man nicht sage mit Recht: geht fort, ihr Sclaven, ihr seid schlecht.

Digitized by Google

Wird um so toller dann sein, je mehr ihm was leucht't als Verbot ein.
Eva beweiset das sattsam; ihr höllischer Ungehorsam
Lauert, dass Frücht' er treibe der Sünd', in jeglichem Weibe.
Doch entschuld'gen wir zart ein wenig es und seine Unart,
's Hat ja ein Jeder bei Leibe den Ursprung von einem Weibe.
Wem schien's gut da gethan, dass mit des schwarzen Verraths Zahn,
Oder mit Versen ohn' Würde benagt die Gebärerin würde?
Dieses so schwache Gebild, das an Geist uns, an Leibe gering gilt,
Stark wohl hätt' es der Herr ja gemacht, wenn's gewesen sein Will' wär'.
Kündiget an den Plebanen, den thörichten und auch profanen,
Die, ob verstummt auch die Höh'ren, mit Singen doch liessen sich hören:
Fort nun möchten sie eilen, in dieser Stadt nicht mehr weilen.
Und vom Frieden zeugt mit dem Worte, das frisch aus der Brust steigt:
Friede, das ist's, was in Unruh' mit Lechzen dem Himmel uns treibt zu,
Mehr noch, als hienieden, verehrt man im Himmel den Frieden.
Wär' uns göttlicher Frieden von Gott auf ewig beschieden!
Gieb uns Fried', o Jesu! die Welt nicht hat ihn, allein Du!
Friede, was hast du gethan, dass der Erde du nimmermehr willst nahn?
Ist der Friede verscheucht, dann von allen Gütern der Werth fleucht.
Mehrheitsform will immer die List der Frauenzimmer,
Das hat mich heftig choquiret; es wollten doch, wie sich's gebühret,
Die Grammatiker all' ursprünglich, schon mit der Einzahl
G'nügsam in diesem Fall, dass „Hochzeit" nicht wäre ein Plural;
Dann aber, breit geschlagen, den Fraun nach Wunsch es zu machen,
Liessen zur Mehrheit herbei jene sich, da erlässlich die Schuld sei.
Welcher Kundige will Grammatik nicht zeihen der Unbill,

Digitized by Google

Die stets Weisung gegeben, dass „Heil“ und „Frieden“ und „Leben“
Für den singulären Gebrauch geeignet nur wären,
Während man — nicht zum Ruhm! — im Latein zu pluralibus tantum
Worte wie „Hinterhalt“, „Waffen“ und „Drohung“ bekanntlich geschaffen.
Ist's nicht, als wär' das mit Fleiss auf kommende Uebel ein Hinweis?
Fried' in geringem Maass und Hinterhalte im Unmaass?
Ist nicht durch Drohungen lahm und gedrückt dies Leben genugsam?
Scheitert nicht menschliches Heil an der Waffen, der Plünderung Unheil?
Die Grammatik ihr treibt in Liebe zu dem, was sie vorschreibt,
Aendert nur jene Norm, dem „Frieden“ gebt doch Pluralform,
Uns zur Sicherheit verschafft auch dem „Heile“ die Mehrheit;
„Leben“ man schon in der Schrift im Mehrheits-Numerus antrifft,
Und jedes Ding überhaupt, wovon, dass es schad', ihr mit Recht glaubt,
Das declinirt in der Einheit, ich leide das nicht in der Mehrheit;
Ja mir wär's zu thun drum, 's zu stempeln zum defectivum,
Wie um anzudeuten, nicht sei's oder höchstens zu Zeiten. —
Würd' aber Fried' uns beschatten, durchaus nichts würd' uns dann schaden.
Könnt' ich — o welcher Gewinn! — aufs Land mich behaglich zurückziehn,
Würd' es mir nicht einfallen, für Rom zwei Aepfel zu zahlen,
Früge dann nichts nach casernen-festen Gebäuden, nach Sternen,
Nichts nach dem Himmel, denn wisst: wie ein Himmel mir dann jede Rast ist,
Wo man sich würde freuen und nicht vor dem Tode sich scheuen.
Ei, man nehme doch an, dass ein dauernder Friede sich bräch' Bahn
Ueberall hin durch die Land' und des Krieges Verheerungen Niemand

*) Im Hebräischen.

Digitized by Google

Fürchten mehr dürft', dass die Erde den Menschen willig gewährte,
Was sie an Früchten ersehnen, Geschrei nicht, nicht Schmerzen und Thränen,
Selbst nicht der Tod mehr regierte, das Schicksal uns Alles zuführte,
Endloses Leben sogar; wo's wüst jetzt, spränge der Quell klar:
Wer dann wohl Neigung noch hätt' zum Himmel, auch wenn er sich aufthät?
Aehnliche Thorheit bekunden so manche Menschen hier unten,
Die, wie durch Honigseim gebannt, nicht wollen zu Gott heim,
Das sind Sinnlose eben, die nur nach Irdischem streben.
Gott nur zu schaun, sich zu sonnen in seines Angesichts Wonnen:
Das jene Ding' überstrahlet, die erst eurem Aug' ich gemalet.
Wahrlich, wer ihn erkennte, in Wahrheit leben der könnte.
Dass wir ihn aber, den Herrn, erkennen und schaun seines Seins Kern,
Dazu erforderlich, merke, ist, was ich hier jetzo vermerke:
Erstens des Glaubens Kleinod, des rechten, o gieb mir ihn, Herr Gott!
Hoffnung, dann Lieb' und Geschrei, das der Brust zu den Wolken entsandt sei!
Und aufricht'ges Gemüth und Zerknirschung, die durch das Herz zieht,
Wahrhafte Sündenbekenntnisse, lautere Thränenergüsse,
Und ein Mund, der so recht das „Erbarm dich auch unser" zu Gott trägt.
Hände, die sparsam nicht sind, die da geben, was nur im Geldspind!
Sinne, die üppig mit nichten, das Herz rein, Wandel in Züchten!
Solches erhebt den Sterblichen, wenn im Tod er erblichen,
In des Erlösers Schooss. Ihm wird er, von jeglichem Leid los,
Immer dann angehören, in Ewigkeit schauend den Hehren.
Möcht' es uns Allen gelingen, dies herrliche Ziel zu erringen,
Wolle darauf denn legen, dreieiniger Gott, deinen Segen!

*) Nach anderer Lesart: dass es grünt' jetzt, wo's sonst wüst war.

Digitized by Google

IV.

Erfurt.

Erfurt, wohin sich nun kehrt mein Lied — nach Gebühr und Verdienst werd'
Völliges Recht dieser Stadt, die es rühmlichst dahin gebracht hat,
Dass sie, geschreckt nicht vom Schwert, nicht von aussen noch drin, ihren Vollwerth
Hat als ein Glied in der Kette der hohen, wie friedlichen Städte.
Hier ist der Plätze bester für Mönche nicht minder wie Klöster,
Gott ist genehm ihre Führung, sie scheuchen von sich Verführung.
Auch Prälaten zieren die Stadt in verschiednen Quartieren,
Tugendhaft ist ihr Wallen und Gott und dem Volk sie gefallen.
Von den Domherrn gross giebt's zwei Coetus in der Stadt Schooss.
Noch einen fruchtbaren kenn' ich, ihn fördre der himmlische König.
Rühmlichen Klang hat ihr Name, da Etlich' aus edelem Stamme.
Der Grammatik studirt und der für die Unschuld das Wort führt.
(Der in Gesetzen macht und der als Sophiste hervorragt).
Einige nehmen auf's Haar der Gestirne Zeiten und Lauf wahr,
Und sie berechnen danach, warum Gutes und Böses geschehn mag.
Einige sind auch als Helden der metrischen Kunst zu vermelden,
Welche verdient, wie ich meine, Bewund'rung und Lob, wie nur eine.
Einige wissen zu rühren das Herz durch der Saiten Berühren,
Manche die singen so klar auf dem Feldplan wie vor dem Altar.
Die sind im Vorlesen geübt und Andr' in Processen,
Manch' im Messen vor Allen, sowie im Gebrauche der Zahlen.
Decretisten, die sieht man, wohin nur dorten der Fuss tritt,
Und auch Redner, die jetzt die Welt als die besseren hochschätzt.
Fromm sind alle dabei und von jeglichem Makel und Fehl frei.
Das sag' gut ich und gern, dass jeder der trefflichen Domherrn
Werth eines Bisthums mag sein: wer darf mich der Lüg' in dem Punct zeihn?

Digitized by Google

Dort hat ein Braver vor Allen die Würd' eines Officialen,
Welcher, zum Richter bestellt des Clerus, die Wage des Rechts hält,
Die nicht mit tausend Stücken von Geld man ihm könnte verrücken.
Eisen ihn gleichsam umkleidet und jeglichen Abweg er meidet,
Wahrlich, er ist unbeugsam und stets der Gerechtigkeit folgsam.
Solch eines Officials erfreute kein Ort sich wohl jemals.
Liebliches nah und weit hier eine Cavate dem Blick beut.
Auch giebt's Kreise von biedern, so grössern wie kleineren Brüdern,
Männer so löblich und theuer, die priesterlich heiliges Feuer
Durch und durch beseelt, denen Christi Beifall in nichts fehlt:
Lehrer des Glaubens das, und verliehn ist ihnen Elisa's
Doppelte Kraft, denn sie geben von Wunden getödtetes Leben
Wieder dem Erdenverband mit dem Wunsch, dir zu folgen, o Heiland,
Bloss dir Entblösstem, sogar dir Sterbendem sterbend — wie kostbar!
Von der Blindheit sie retten durch's Wort, so erschliessend ein Eden,
Taube zum Hören sie bringen und Lahme zum Gehen und Springen,
Lösen den Mund, da drein sie belebenden Samen des Heils streun.
Die, die der Aussatz schwer drückt, reiben und stellen sie ganz her
Mit ihren heiligen Säften, und steuern des Frevlers Geschäften.
Ob nun ihr grosses Geschicke der Leiden so viel' auch mit Glücke
Heilt, ja ob's schon erreicht, dass jegliches Wehe zurückweicht,
So auf dem Land, in der Stadt doch die Eine Gabe zumal hat
Ihnen der Himmel verliehn: dass denen, die an der Last ziehn
Eines Höckers gekrümmt, ihres Kreuzes Zeichen die Last nimmt
Durch eine Kraft von oben: der Masse, die hoch sich erhoben,
Sprechen sie zu so fest da, bis die Geschwulst sich in nichts löst.
Dieses Wunder ist werth, dass seiner im Liede gedacht werd'.
Viele haben's gesehen, was dort in Erfurt geschehen,
Rücken sah man anschwellen von Männern als wie bei Kameelen,
Die doch durchs Nadelöhr sich dann schlängelten, Dank Jenen! unschwer.

Digitized by Google

Die sich in Sünden verblenden, die gelten für Fieber-Patienten,
Und für bucklig desgleichen hat oft man gehalten die Reichen;
Aber wenn Einem zu schwer fällt seine Börs' und sie anschwellt
Gar zu sehr ihm, dann könnte, so er diese Heil'gen nur kennte,
Er sich entlasten bequemlich an diesem Orte vornehmlich.
Diese, das weisst du nun doch, sind gleichsam Elias und Henoch;
Mehrere Antichriste schon giebt's, deren Trug und Gelüste
Von Jenen ungescheut bekämpft wird mit Worten der Wahrheit.
Was sie lehren so frei, das ist für Sünder, wie Arznei,
Und ich glaube zu wissen, die Welt kann ihrer nicht missen.
Fehlte der Welt dieses Licht und erstickte das faule Geschwätz nicht,
Dann dem ganzen Geschlechte die Blindheit Verderben nur brächte.
Augustin, deinem Namen der Ordnungen zwei dort entstammen:
Religiöse Brüder, zum Theil auch Canoniker wieder.
Ach, ich kann sie nimmer vergessen, ich denke noch immer,
Zu der einen zu gehn, doch kann ich mit nichten voraus sehn:
Wo mich mein Loos hinzieh', ob dahin, ob dorthin. O Tod, flieh,
Bis meinen Sünden ich Sühne durch göttliches Leben verdiene.
Doch ein gewisser Heinrich, genauester Freund von mir, zieht mich,
Zog mich so unverwandt, dass ich Zweifelnder Frieden in ihm fand.
Da fehlt's auch nicht an Schotten, im Rausche da wählten die flotten
Zu der Gläub'gen Decan, denkt nur, den heiligen Brandan.
Hiefür brachten sie bei, dass selbst der heilige Gott sei
Von Brandanus der Bruder, wie Brigida *) sei seine (Gottes) Mutter.
Aber nicht glaubet der Hauf, auf Wahrheit Solches hinauslauf',
Sieht drum als profan jene Schotten, als Narren zugleich an.
Doch wem noch offen der Sinn für Belehrung, der trete vor mich hin:
Sieh', was ich sage, dafür liefr' ich den Beweis aus der Schrift dir:

*) Brigida erlitt nach der Legende den Märtyrertod im Jahre 523. Brandanus und Brigida genossen in Schottland besondere Verehrung.

Digitized by Google

Wer nicht sündigt, vielmehr meines Vaters Willen vollbringt, der
Wird von mir selbst, heisst's doch, mit dem Namen des Bruders geehrt hoch;
Ja, spricht Christus, mir Bruder ist er und Schwester und Mutter:
Sämmtliche Heil'g' ebenso, ob sie herrschen nun hier oder sonst wo.
Füglich können sie Brüder des Heilands heissen und Mütter,
Wenn man bedenket den Sinn; auch Schwestern sind sie dann für ihn.
Brigida'n nennt drum Mutter, und Brandan nenne man Bruder,
Lebten sie doch nach allen Geboten, zu Gottes Gefallen.
Noch soll dies man erfahren: Es sind da wohl tausend Scholaren,
Unter ihnen befinden sich Gauner und Diener der Sünden,
Die mit Würfeln hantiren, auf Lug und Trug nur studiren,
Lernen ist ihnen ein Greu'l, nur der ehrende Nam' ist ihr Antheil.
Andre verführet die Art, die oft schon ein Sittenverderb ward.
Mancher, wenn um seine Zeit, hat zum Diebshandwerke die Frechheit.
Einige könnten just was leisten, wenn sie ihre Unlust
Bannten und ihre Stumpfheit, doch nicht ertragend die Arbeit
Und feind jeglicher Müh, sind manchmal so roh sie wie Rindvieh.
Selbige Schülerfratzen die möcht' ich vergleichen den Katzen,
Die einen Fisch empfangen wohl mögen zur Kost, doch nicht fangen. *)
Was fängt so Einer an, wenn die Weihe des Geistlichen etwan
Ihm mit Recht man versagt und die Scham ihm das Blut in's Gesicht jagt?
Läuten lerne der Narr, er bedien' als Küster den Altar,
Wähle des Glöckners Fach, da der Philosophie er nicht oblag.
Doch es giebt auch Scholaren, die eifrig im Lesen verfahren.
Was sie vernehmen, geschwind in ihr dürstendes, wachsames Ohr rinnt,
Ihnen nicht leicht entfällt es, das Herze bewegt und behält es.
Schützend mit trockenem Brote den dürftigen Leib vor dem Tode,
Stehen sie frühe schon auf und verbringen nicht leer ihrer Zeit Lauf.

*) prandere — prendere.

Digitized by Google

Und sie schreiben und stellen Gelehrtes zusammen aus Quellen.
Täglich die Durstigen ziehn nach den Bächen der Philosophie hin,
Keine Zeit sie verlieren, bei Tag und Nacht sie studiren.
Ging es nach mir, so wären Prioren die, die sie lehren,
Als doch von höherem Schlag; auch hiefür stehen sie nicht nach.
Uebrigens zweifl' ich, dass Reih' und Rang zu befolgen hier noth sei.
Bild't sich so Mancher nicht hier, dass er als Prälate dereinst zier'
Die oder die Kathedrale, ja dass er als Bischof gar strahle?
Ein'gen der Probst ist beschieden, sie leben, im Geist dann den Frieden.
Einigen blüht der Decan, ein Andrer kommt als Pleban an,
Dieser da wird Domherr, ein die Tugend Verehrender Jener,
Mancher vielleicht wird ein Wandrer nach Rom und ein Dichter ein Andrer.
Einige führen entweder bei grossen Herren die Feder,
Oder sie sind Lectoren, der Ehrgeiz treibt sie mit Sporen.
In zwei*) Klöstern wohnen zu Erfurt heilige Nonnen,
Ausserhalb kommt noch hinzu ein drittes,**) o leite sie, Jesu!
Kirchenrectoreien die Stadt zu vielen erfreuen,
Zwanzig bekleiden sie wohl, ihr Leben ist heiligen Dufts voll,
Kann's nur von Wen'gen verneinen, die lose Vögel mir scheinen.
Auch fehlt's nicht an Beginen, unzählige finden sich drinnen;
Lebt ein Theil in Verkehrtheit, ein andrer doch für sich in Keuschheit.
Hier begegnet man Reinen, ihr Ohr ist feind dem Gemeinen,
Sind auf Schmutz'ges nicht aus, wogegen sie fleissig ins Bethaus
Gehn und die Messe hören, um lauteren Sinns dann zu kehren
Von ihren kirchlichen Wegen zurück zum Leben im Segen,
Das wie im Kloster sie führen so still; ich glaube, sie zieren
Mehr so die christlichen Lehren, als wenn im Verschlusse sie wären.
Weihn sie auch ihre devoten Gelübde dem Herrn nicht nach Noten
(Ohne Geschrei, doch in Liebe, aus gläubigem, hoffendem Triebe),

*) Das Kloster der weissen Frauen und das zum Neuwerk.
**) Das Cyriacskloster.

Digitized by Google

Leisten sie doch damit mehr, als wenn es stets ihr Beruf wär',
Laut wo zu singen und hoch, auf richtiges Tactmaass bedacht noch.
Ob auch ihr reiches Erbarmen am Tag nicht ermüdet, den Armen
Gaben, erwünschte, zu reichen zu Ehren der Schmerzensreichen:
Fasten und wachen sie doch und machen wollnes Gespinnst noch
Und beweinen das Leid. So wirken sie Tags und zur Nachtzeit;
Müssiggang fliehen die Schwestern und treiben nur Gutes. Wie gestern,
So auch morgen und heute ist Beichten noch ihre Freude,
Thun's vor den Brüdern gar weidlich, erzählend mit Thränen und deutlich,
Was sie geträumt in den Nächten und was sie am Tage vollbrächten.
Einzelne nun von ihnen — doch selten nur — kommen von Sinnen,
Zweifellos ist, dass sie fasse alsdann eine heil'ge Ekstase,
Wo sie Christum erblicken, das Volk nennt's lautes Entzücken.
Will auch von Einiger Sitten Bericht zu thun mich nicht hüten:
Von jenen Quasi-Matronen, die denken, es soll sich verlohnen,
Dass sie fromm sich geriren, um faul überall zu flaniren.
Ihre Renonc' ist der Rocken, umher zur Kurzweil sie socken.
Bald sie den Markt frequentiren und Klöster, wo Mönche logiren,
Etwa den Raum gar, darin diese schlafen, 's ist wahrlich nur Unsinn,
(Drängen hinauf bis zum Chor der Domherrn manchmal sich frech vor),
Bald sie vergnügt dahin eilen, wo's klar, dass Scholaren verweilen
Edelen Blutes und schön von Figur und von trefflichem Ansehn.
Was sie hier profitiren, ist Verskunst und Decliniren.
Aber nicht mit Spondeen sind ängstlich sie, noch mit Trochäen,
Einzig passet für diese Geschöpfe der dritte der Füsse,
Eigentlich muss er allein zu dem, was sie schmieden, sich herleihn.
Ihre Kinder ohn' Schonung man setzt vor der Geistlichen Wohnung,

Digitized by Google

Oder an das Portal einer Kirch'; jüngst machte der Zufall
Einige, die dort standen, zu Zeugen des eben Genannten.
Lasst mich's nur immer hier sagen ohn' Angst vor möglichen Klagen,
Zur Vermeidung von Dingen, die noch mehr Schande bedingen:
Nämlich einige Mütter, weil Vaters Verrath ihnen bitter,
Nehmen des Satans Rath an zu arger, heimlicher Schandthat,
Brechen die Häls' ihren Kindlein und zwängen sie in einen Topf ein,
Den sie dann thun in den Fluss: so fahren die ärmsten zum Orcus,
Auch die Mütter, doch später — ihr werdet folgen, ihr Väter!
Dass doch die Mutter durch's Kindlein mit dauernden blutigen Tröpflein
Wäre befleckt und gezeichnet, so dass sie ein Merkmal, geeignet,
Einen Frevel, so blutig, gerecht zu verrathen, davontrüg'!
Wie jene Schwalb' etwa wär' sie ganz kenntlich der Welt da.
Auch zwei Aerzte befinden sich hier, die zum Lob mich entzünden,
Denn ich höre, dass grössre sich nirgends finden und bessre;
Sie sind brav in dem Grade, dass nie eh'r mit ihrem Rathe
Sie die Kranken erfreuen, bis die sich gelobend befreien
Und durch zerknirschten Bericht von der Schuld, die auf Körper und Geist liegt,
— Denn durch Sünden entsteht gar oft ein schmerzliches Siechbett —:
Also, dass, wenn so weicht der Grund durch den Trost, den der Herr reicht,
Auch die Wirkung dann weicht, und wenn nun geworden die Brust leicht
Nach dem gesühnten Verbrechen, so eilt Jener Kunst und sie pflegen
Jetzt den Leib so geschickt, dass des Fiebers Heilung gewiss glückt.
Mehr noch gereicht das Beiden zum Lob, dass sie Geld nur zu schneiden
Viel zu viel Kunstsinn hegen — oft anders die biedern Collegen!
Seht, sie fordern nicht Lohn, sie kennen der Kunden Nobless' schon;

Digitized by Google

So aber kriegen sie mehr, als wenn eine Fordrung gestellt wär'.
Nun giebt's Aesculape noch mehr da, die zwar nicht ich habe
Gleich fein nennen gehört, doch halt' ich sie auch nicht für unwerth.
Jene behaupten mit Fug trotzdem nun einmal den Vorzug,
Denn ihre Dienste gefallen, ja werden begehret von Allen.
Auch giebt's Glocken dahier, oft klingen sie früh schon ans Ohr mir,
Denk' da: ein Festtag gewiss — dann ist's ein stattlich Begräbniss.
Wer da auch komm' oder geh' oder wandele grad' in der Stadt Näh':
Dass dem entgehe der Ton, mir scheint das ein seltener Fall schon.
Der Präfect in der Stadt ist als Richter gerecht und als Mensch grad',
Seine Diener verfehlen nicht, Räuber und Dieb' abzukehlen.
Auch nicht vermisset man Reiter, berufen, zu bänd'gen die Streiter.
Aber der Kaufmannsstand ist bedeutender hier, als der Wehrstand,
Denn die vom Handel da leben, gut tausend wohl mag's ihrer geben.
Welch eine Zahl Werkstätten, wie sind die Gewerke vertreten!
Und in diesem Bereiche wer ist's, der die Münzer erreiche?
Denn da der höchste Regente das Geld jetzt ist doch am Ende,
Wer wohl leugnet es doch, wer's macht, sei mehr als ein Fürst noch?
Einem Stier macht ferner ein Goldschmidt goldene Hörner,
Oder er lässt Halsketten, wohl hundert, aus Silber verlöthen,
Und ein anderer Schmidt, um Glöckchen zu formen, das Erz glüht,
Oder aus Zinn ciselirt er ein Lamm, danach staunend der Wolf giert,
Giesst auch ein kupfernes Halsband, 's kauft's eine treulose Frau'nhand.

Digitized by Google

Schilde verfertigt der Eine, der Schwerter, gar scharfe und feine,
Messer bereitet ein Dritter, gar gross oder zart und auch wieder
Formlos und stumpf; ich wollt', dass Lethe verschlänge den Witzbold,
Der wider heilige Glocken und schlichte Messer mit Brocken
Rythmischen Hohns sich erhob und auch die Riegel zurückschob.
Andere fabriciren Zäume, die Spangen verzieren,
Schlüssel und Schlösser zu Thoren und Thür, man erfragt da auch Sporen.
's Ist von der Schaar Fabrikanten ein Waaren-Coloss dir zu Handen!
Kaufst du von dieser Masse, so scheint's ein Fund auf der Strasse.
Auch ist Erfurt versehn mit Webern, die wollen nicht nachstehn.
Früher sind sie gewesen durch ihr grossmäuliges Wesen
Die Matadore sogar, ob's sonst wo so sei, ist mir unklar.
Uebrigens will ich zu zählen die Zahllosen nimmer mich quälen.
Hier eine That von ihnen: Es war eines Tages erschienen
Mit bewaffneten Schaaren, ich glaube vor bald nun drei Jahren,
Vor den Thoren der Stadt dicht Titzmann, der fürstliche Bös'wicht;
Dörfer verbrannte der Rohe, so dass sich zerstreute die Lohe
Ueberall hin im Kreise: wer wundert sich nicht, dass zum Preise
Ihrer willkommenen Kraft die gewaffnete Webergewerkschaft
Einige niedermacht' und Andre hinweg von der Stadt jagt'?
Ferner ist eine Cohorte von Wasenmeistern am Orte.
Vielfach machen den Tod von Vieh sie zu ihrem Berufsbrot.
Schaf' und Schwein' und Kälber und Ziegen, wie Ochsen auch selber
Bieten dir immerdar bei Jenen zum Essen ihr Fleisch dar.
Auch hat das Zimmergewerke hier nach den Wappen die Stärke
Von zweihundert, wenn 's reicht, denn die Zahl der Aexte noch mehr zeigt.
Einer, der zimmert ein Prachtstück, dass es die Häuser des Herrn schmück';
Der fügt einzelne Stücke zu Rädern zusammen mit Glücke;
Der macht neue Sitze, der Viert' ein Haus bis zur Spitze;
Der stellt her mit Camin ein Zimmer — 's wird herrschen Comfort drin;

Digitized by Google

Dem ein Privé gelingt, das bequem und passend er anbringt;
Dieser da füllt ein Haus, das alt, mit Geräthe von Holz aus;
Der zweirädrige Karren, drauf neue Gefässe zu fahren,
Der Tragkörbe sowohl für Birnen bereitet als Grünkohl.
Der bringt Kisten zuweg', dass man Mengen von Aehren hineinleg';
Der macht Wurfmaschinen: gedeckt nicht, fliehe vor ihnen;
Jener bereitet dem Pferde die Kripp', ihm von Nutzen und Werthe;
Dieser verfertiget Sopha's, dass drauf seine Glieder man ruhn lass';
Der eine Armbrustwind' und Leuchter dreht, die 'ne Lust sind.
Der baut Thürme für Glocken, der macht Chais'longs zum Verlocken,
Der, dass den Schmuck er mehre des Hauses, ein fein Belvedere,
Der, einem Grafen zu Leide wohl einst, eine wuchtige Bleide.*)
Was diese fordern an Lohn, du wirst's, wenn ein Haus du dir baust, schon
Sattsam erfahren als Bauherr, die stellen dir nichts ohne Geld her.
Auch einen wahren Tross von Gerbern birgt dieser Stadt Schooss,
Und des Völkchens Gerücht ist gut, sie kennen Betrug nicht.
Schütze doch, Gott, diese Guten vor Feind, Schwert, Feuersgluthen!
Die, die in Pergament hier machen, im Ganzen der Geiz schänd't;
Die auf den Dienst nicht passen, die Waare mit Lügen ablassen,
Schwören gar, das sei fein, was über die Maassen mag schlecht sein.
Haben gesagt schon, es sässe im fraglichen Stück keine Nässe,
Haben geschworen sogar bei dem, der der Schöpfer des Alls war;
Wie sehr nass es jedoch war, ist an den Lettern zu sehn noch.
Diese tückischen, groben Betrüger, die kann ich nicht loben.
Glaube mir, hierorts fehlt's auch nicht an dem würdigen Steinmetz.
Die aber Maurer von Fach, deren Arbeit ist nichts oder sehr schwach,
Machen's inmitten der Mauer den Mäusen nichts wen'ger als sauer.

*) Bleide ist eine Kriegsmaschine. Das Wort kommt u. A. bei H. Sachs vor, vgl. Grimm's Wörterbuch s. v.

Digitized by Google

Die hier schreiben, die stehn in geachteter Stellung und Ansehn. —
Felle verkaufet man dorten und Wollnes von jeglichen Sorten,
Was sie dir auf Begehren vorzeigen, für Geld auch gewähren.
Fehlt aber Münze zur Frist, wird, wenn er nicht schlecht situirt ist,
Gern die Zahlung der Waar' einem Käufer gestundet auf Ein Jahr.
Das ist Sitt' und Coulanc' insgemein hier zu Lande, so hält man's.
Aber die Schuster-Innung wird zeihn mich der Feindes-Gesinnung,
Weil sie in diesem Programm so ziemlich ans Ende zu stehn kam.
Höret, warum ich's beliebe: — das frech unreelle Gesippe
Haut über's Ohr, wen es kann und preist sein gering Fabrikat an.
Als wär's Leder von Ziegen, so wirst Schaafsleder du kriegen,
„Wahrlich, der Schuh" — das ihr Schwur — „ist vom Leder des Bocks", wo's vom Hund nur.
Auch giebt's hierorts Schneider, die wissen gar zart auf die Kleider
Täuschende Blumen zu näh'n, dass sich's abhebt wie Malerei schön.
Endlich gebrichts nicht an Malern, die tausendfarbig den Zahlern
Vor die Augen bringen den Hergang von vielfachen Dingen
Und derartig bereiten dem Geist Entzücken und Freuden. —
Dem, der gesund ist, thut, wie dem Kranken, das dasige Brot gut,
Auch jenes schwarze Bier, wodurch eine Philosophie schier
Neuer Art, wenn er's kost't, im Herzen des Mannes emporsprosst.
Und ein Wein dort fliesst, der dem schwächlichen Magen Genuss ist.
Aber der dasige Meth — so oft ich ihn trinke, mir's schlecht geht.
Denn mir erregt wohl das Ueber-Maass von Süssigkeit Fieber. —
's Giebt Vollbürger darinnen voll Muths, die sich gar nicht besinnen,
Messer zu tragen und Schwert, wo Jeder für Jeden zu stehn schwört.

Digitized by Google

Hier sei gedacht des Verraths durch den tückischen Uebermuth Volrad's,
Welcher, wohl vorbereitet, von hundert Mannen begleitet,
Diese friedliche Stadt mit Fehd' und Schaden bedroht hat.
Aber ihn schlugen, verbannten als einen im Hirne Verbrannten
Baldigst die Bürger der Stadt, und sie straften einmüthig die Unthat
Durch den Beschluss, dass der Unhold in alle Ewigkeit nie sollt'
Finden den Rückweg hieher, da er so gekränket der Stadt Ehr'.
Mehr nun zu leihn seiner Stadt des Friedens Bürgschaft und Wohlthat,
Traf mit dem Bannfluch ferner den Räuber der Erzbischof Werner
Sammt seines Clerus Macht: ihn, der diese Händel verursacht,
Alle die Stürme nur durch seinen thörichten Aufruhr.
Das war das End' und Ergebniss von solchem verwegenen Wagniss.*)
Will man nun gern erfahren und nicht mehr in Zweifel verharren,
Wer wohl der Consul dort, so ist nicht so rund drauf die Antwort.
Schwieriges und überdies ausnehmend wicht'ges Verhältniss!**)
Einer nicht hat da den Stuhl der Gewalt als Tribun oder Consul,
Mehrere sind es vielmehr — nicht Kinder, sondern gereift sehr.
Mächtig sind sie durch Einsicht und möchten verletzen das Recht nicht
Selbst um der Welt Preis, und ich denke mir, dass auf dem Erdrund

*) Diese Vertreibung Volrad's von Gotha (Volrodus de Gota), um den sich, als um den Mittelpunkt einer socialistischen Bewegung, auch manche Erfurter Missvergnügte gesammelt hatten, erfolgte im Jahre 1283, in demselben Jahre, in welchem derselbe noch kurz vorher an der Spitze der Erfurter Rathmannen, der sogenannten summi burgenses (höchsten Vollbürger) gestanden hatte. Er stammte aus einer der angesehensten Familien.

**) Infolge eines Beschlusses vom Jahre 1255 wählten die summi burgenses jährlich 12 Männer zu Consuln, an deren Spitze zwei Senioren, Bürgermeister standen. Dies Collegium sollte nach Stimmenmehrheit über die Angelegenheiten der Stadt endgültig entscheiden. Vgl. Fischer Excursh. p. 159.

Digitized by Google

Gleiche nicht dürften wandeln, wie männlich man wär' auch zum Handeln.
Jene gerecht und vollendet dastehn, nicht Habsucht sie wendet
Ab von des Rechten Pfade, nein täglich, was etwa schade,
Sorglich sie das und wachsam erwägen, und was etwa heilsam.
Eins scheint ihnen vonnöthen zumal: für den Markt einzutreten,
Ihm vor der Bäcker Gilde zumeist zu dienen zum Schilde;
Denn des Uebels Ursprung, er liegt in dem Geiz dieser Innung,
Die, auf ihr Selbst nur bedacht, von geringerem Umfang das Brot macht,
Als es vor Zeiten war, und weil doch die Menge vielleicht gar,
Wüthend durch Hunger, wie Tiger sich losstürzt auf die Betrüger,
Um die ärgsten der Placker zu tödten in blut'ger Massacre,
So verwehrt das zum Glücke der Männer Rath und Geschicke.
Nehmlich es werden dahier von ihnen in jeglicher Woch' zwier
Leut' entsendet zum Spähen, die, wenn sie Brot etwa sehen
Von nicht gehöriger Grösse, mit Zähnen knirschend — so böse! —
Laut es den Schaaren verkünden des Volks, die im Ort sich befinden,
Und nun dem grossen Haufen verschaffen so wohlfeiles Kaufen,
Dass einem Jeden für eins zween Wecke zum Groschen nun feil stehn.
's Nimmt diese Procedur dem beschwichtigten Volk jeder Klag' Spur. —
Wär' ein Gleiches der Fall mit Getränken, das fände nur Beifall. —
So wird durch Jene regiert die Stadt, dass nirgends man dort spürt
Weder des Nachts einen Dieb, noch wen, der das Rauben am Tag trieb'.
Nicht nach des Ruhmes Beute zu haschen brauchen die Leute:
Da sie auch glänzen in Sitten, so würden vergeblich durchschritten
Länder und Meer, um zu finden, die allseits gleich ihnen stünden.
Hier ein Gevatter zwängt die Dieb' in den Stock, die er dann hängt.
Dem er folgt' im Geschäfte, der widmete Eifer und Kräfte
Selbigem Amte nicht schlecht, was erhellen aus diesem Gedicht' möcht',
Welches, gerecht und geeignet für ihn, sein Grabmal bezeichnet:

Digitized by Google

„Hermann lieget dadrunten, in That, Sinn grausam erfunden.
Hundert von Dieben, ja drüber spedirt' er am Galgen hinüber.
Geier und Krähen und Dohlen und schandbare Dirnen, sie sollen
Ihr abscheuliches Schrein einstimmig dem Henker als Trau'r weihn.
Räuber und Bösewichte, so freut euch denn, treulos Gezüchte,
Dass der Tod Jenen fällte, der so Viel' würgend entseelte."
Als nun gekommen sein Ende, da folgte der oben Erwähnte,
(Gleich, auf die eiligste Art), dem die herrlichste Mitgift zu Theil ward:
Nehmlich das Foltergemach, ganz schwarz, das dem Pranger*) zunächst lag,
Ferner von Räubern Anzüge und Fesseln und Seile zur Gnüge,
Auch ein Rad und ein Schwert: drum, Diebe, sofort meinen Rath hört:
Weg von den Thoren der Stadt, da, was jener Erstre gethan hat,
Einfach etwan oder zweifach, geschehn mag vom Anderen zehnfach.
Dieser, mit Namen Dietrich, ist gegen die Diebe ein Wüthrich.
Noch erwähn' ich die Wirthe: wer Räuber sie nennte, nicht irrte.
Nehmlich den Würzburger Wein, an sich gut, mischen mit Landwein
Selbige Bursch', und mein Magen vermag das nicht leicht zu ertragen.
Auch fehlt's dort nicht an Leuten, die Stühle gar künstlich bereiten,
Auch die ältern umbilden, und auch sich befassen mit Sohlden.
Auch liegt Tuch da bereit je nach der verschiedenen Jahrszeit:
Frizsal**) und Scharlach und reiche noch sonstige wollene Zeuge,
Rothe Stoff' oder gelbe, auch wo nicht im Stücke derselbe
Faden, und grün gestreift', und deren Muster Gefahr läuft,
Dass man's verlach', und geringe, nach denen der Clerus nicht ginge,
Die auch verachtet der Wehr-Stand, und doch der Arme noch schätzt sehr.

*) Zu Erfurt damals Gak oder Kak genannt.
**) Frizsal, ein meist gelber kostbarer Kleiderstoff.

Auch zu gedenken hier ist des Wassers, das hin durch die Stadt fliesst,
Die es befruchtet und kühlt und gewichtigen Falles auch rein spült.
Ueber die Mühlen im Fluss, da fehlt mir der sichere Aufschluss,
Weiss nicht, wie viel deren sind, noch wem sie, noch wie sich der Fluss wind't.
Mehrere Räder doch jagt um sich selbst im Kreise des Stroms Macht,
Und zwar mit gleicher Eile bei Tag und bei nächtlicher Weile.
Und das bringt, wie ich mein', ein ganz erkleckliches Geld ein.
Dort eine Brücke steht, wo leer der Bettler nicht ausgeht,
Und auch der sich nicht irrt, den der Wunsch, zu kaufen, dahin führt.
Hab' nur Vertrauen und kauf', sieh', alles nur Mögliche liegt auf!
Einmal von freien Stücken bot Küsse mir auf dieser Brücken
Eine feils hende Dirne mit Neumondsglanz auf der Stirne,
Trat von ferne herbei, und indem sie wähnt', dass ich Arzt sei,
Da die Kranke sie spielt', und sofort ein Gefäss sie mit dem füllt',
Was die Kranken oft zeigen: um mir's dann ängstlich zu reichen
Und in Hoffnung — zum Schein! — auf Hülfe; sie hüllt das Gesicht ein,
Dass sie mich nicht ansähe, noch so ein Gelächter geschähe.
Ich aber geh' auf der Stelle mit dem mir Gereichten ins Helle
Und erkläre sodann: es ist in der Ferne der Eh'mann,
Siehe, der Inhalt mir das besagt, und es räth meine Kunst dir:
Ruf' ihn zurücke geschwinde, wenn nicht, ohne Hoffnung verschwinde.
Was sich nun zugetragen? — die nach den Details etwa fragen,
Frügen ja einen Prälaten, als den mich die Kleider verrathen.
Bäder auch kannst du hier haben bequem, sie müssen dich laben;
Willst du dich, wer du auch seist, vom Schmutze, der tief in die Haut beisst,
Reinigen, ruhig nur eil' dahinein und bedenk' deinen Vortheil.
Freundlichst wird einladen die lieblichste Maid dich zum Baden,
Wird dich begleiten ohn' Zieren, die einzelnen Glieder frottiren

Digitized by Google

Dir mit schmeichelnder Hand, so weit's noch gestattet der Anstand.
Ferner noch weiht ein Barbier seine Kunst, seinen schätzbaren Dienst dir,
Hütet die Backe dein, dass auch vom Schweiss nicht ein Tröpflein
Könne darüber gleiten: er müht sich, den Frevel zu meiden.
Hast du so Alles erlitten, so wird dich vom Bade nun Müden
Bald aufnehmen ein Bett', dass Ruh' die ermattete Brust hätt'.
Eine, die in der That nicht denkt, dir zu schaden, sich drauf naht.
Schön und auch züchtig — denn schau! in Allem verräth sie die Jungfrau —
Wird sie dein Haar vornehmen und eifrigst ordnen und kämmen.
Wer nun möchte mit Küssen, mit zärtlichen, hier nicht abschliessen,
Wenn es ihm geht so bene und nicht schon versagt ist die Schöne?
Wenn man begehrt ein Geschenke, dann gnügt ein Groschen, ich denke;
Lass es auch, wenn's dir gefällt, weil Niemand gewaltsam dich festhält,
Oder das Kleid auf der Stelle dir nimmt; die möchten die Hölle
Lieber, als dem, der von dort sich entfernt, nachrufen nur Ein Wort
Bitteren Klanges. — Wer jetzt dir übrigens freundlich den Mund netzt,
Dass dich der Durst nicht mehr drückte, und wer deinen Körper erquickte,
Wahrlich den würdest du preisen, ja unter die Heil'gen verweisen.
Wirst in's Auge du fassen inzwischen die einzelnen Gassen,
Siehst du fast jede, bei Leibe! mit fünf- und sechsfacher Kneipe.
Tritt nur in eine davon ohne Zaudern, denn dir ohne Geld schon,
Auf dein ehrlich Gesicht, man einschenkt und sich besinnt nicht.
Wirst nicht allein dich pflegen, da viele Gesellschaft zugegen;
Und je mehr du verkneipst an Stoff, um so mehr du auch austreibst
Alles, was dich an Sorgen bedrückt für heut' und für morgen. —
Sieh', eine „Hilla" benannte Magd eines Priesters vom Lande

Digitized by Google

Kommt und bringet hierher aus ihrem Dorf, was ihr schmeckt sehr.
Und nicht lange, so folgt ihr der Priester, auch find't der Soldat hier,
Aber nicht ohne den Dolch, sich, zu ihnen denn setze auch du dich.
Hier die Bürger sich zeigen und mit den Armen die Reichen,
Hierher begiebt sich der Bauer, ihn dürstete während der Dauer
Fast einer Woch' und er trank nur etliche Mal da vom Born schlank.
Jener von neuem Geflecht einen Korb, eine Torte sein Weib trägt.
Von einem slavischen *) Ort kam nicht ohne Keule der Mann dort,
Manch einer kam überdies sich stützend auf Schwert und auf Wurfspiess.
Auch trifft Beutelschneider und Räuber und Gauner man leider
Hier nicht wenig. Die Sitten erweisen sich dort als verschieden.
Jener sich rühmt seiner Stimme, und zeigend die sehr ungestüme
Grölt sich der Prahlhans heiss; ein Zweiter zu tanzen wie toll weiss;
Und eines Dritten Kehle entleert sich in einer Novelle.
Ferner des Gastwirths Magd ein Andrer (nicht fein grad') die Cour macht.
Der nimmt Speise zu sich, der Trank, der kommt, der entfernt sich,
Der will in der Kneipe nur zechen mit eigenem Weibe,
Der sich Nüss' aufknackt, einen Andern die Last seiner Schuld packt,
Weil er vorm Tod sich entsetzt, mit Thränenfluth er sein Aug' netzt.
O Herr Gott und Versöhner, warum denn ernüchtert sich Jener?
Denn die trunkene Art wär' schuldlos, wenn sie den Rausch wahrt'.
Nichts, als Geschwätz treibt der, einen Andern gelüstet's nach Rom sehr.

*) Die Villae Slavorum bei Erfurt sind Dittelstedt, Melchendorf und das nicht mehr existirende Daberstedt.

Digitized by Google

Der hat zum Schlafen Lust, und der Rausch schürt Jenem die Wollust.
Der will kämpfen, sich schlagen, warum? kann selbst er nicht sagen.
Der legt's auf viel Lachen und Pumpen in Gaumen und Magen
— Eins der fidelen Gemüther! — an, sitzt im gerundeten Gitter.
Einige stellen blos ihre Ehr' und trinken gar maasslos,
Jener begiebt sich nach Speier — so leben die Ungeheuer.
Und es trinkt jener Landmann schon längst sich, ich bitt' euch, den Tod an.
Aber ein Andrer ergreift die Würfel, und über die Gall' läuft
Ihm in den Worten: o weh! dass ich jetzo so nackend einhergeh',
Dank ich dir, Spiel, und ich wollte, dass Jene der Satanas holte,
Die dich erfunden haben, dies Gift den Sterblichen gaben.
(Ihm entgegnete gleich ein Andrer beschwichtigend, liebreich):
Unrecht thust du den Dingern, und halt eh'r dir, deinen Fingern
Eine Rede dermaassen, da, wenn du sie liegen gelassen,
Sicher du solchen Schaden durch sie nicht auf dich geladen.
Sieh' zwar, du könntest, mein Freund, wenn's jetzo zu spielen dir recht scheint,
Meine Gewänder lucriren, indess dein Kleid auch verlieren.
Kraft nicht und Krieg hier entscheid't, nein, nichts als des Wurfes Gewandtheit.
Nichts hat der Andre dagegen, und beide, wie Spieler es pflegen,
Setzen, ein jeder, ein Pfand: bis den Frieden ein Zweifel im Spiel bannt,
Und ihre Wuth sie treibet, dass Einer am Andern sich reibet.
Als nun ihr schandbares Drohn und Schimpfen nicht fruchtet, da bald schon
Werfen die Würfel sie hin, an den Haaren sie wild sich herumziehn,
Schlagen sich auch in die Zähn', so dass die bluten im Umsehn.
Schwerter ergreifen sie nun, flieh', Priester, dran würdest du klug thun.
„Waffen zur Hand", so krakeelt durch einander man, Leitung und Zucht fehlt.
Horch, welch Lärmen und Toben, das allseits hier sich erhoben!

Digitized by Google

Drauf steht auf ein Soldat, der die Wichte zu bändigen vorhat,
Aber ein Bau'r, der sich wehrt, ihm mit dem Schwert durch den Leib fährt.

Der einen Schemel ersieht, der ein längliches Messer hervorzieht,
Der eine Pflugschar schwingt, der mit einem riesigen Beil ringt,
Der schlägt ganz ohne Grund mit seinem Knüttel den Freund wund,
Mit einem Hebebaum giebt der seiner völligen Wuth Raum,
Dieser durchsticht mit dem Dolch ohn' all' Ursach' einen Freund-Strolch.

Küsse, nicht süsse, nein Keile den Köpfen ertheilt jene Keule.
Einen, er stand von der Seite, war gar nicht betheiligt beim Streite,
— Widriger Stern, der ihm schien zur Geburt schon! — streckte ein Stein hin.
Maasslose Wuth übermannt' einen Andern, vielleicht einem Freund rannt'
Er durch den Leib seinen Speer, nicht wissend, ob's Mann oder Weib wär'.

Der gleich erntet als Ringer ach! abgeschnittene Finger,
Jener da klagt mit Geschrei, dass der Fuss ihm schmerzlich verletzt sei.
Mancher wohl wäre gestürzt noch, wenn er nicht unter den Tisch kroch. —
Aber man möchte wohl fragen: die Weiber? was ist's, was sie machen?
Traun, die Sitte bei diesen ist, Thränen zu so was vergiessen.

O was behaben sich die, bald schluchzen, bald schimpfen und schmähn sie,
Rennen und schrein wie die Eulen, bei flatterndem Haare sie heulen!
Ihr so geäusserter Schmerz erbittert dann oft noch des Manns Herz,
Pflegt zu vermehren noch unter den Gatten der Rauferei Zunder.
Hab' einmal, glaub' ich, gehöret, dass, als ihrem Manne begehret

Beizustehn eine Frau, sie mit ganz unweiblichem Griff schlau
Ihre grausamen Finger gekrallt in den Schooss einem Ringer
Von der Gegenpart — das ist die schlechteste Kampfart. —

Digitized by Google

Endlich erscheint auf dem Plan — man sieht seinen Schultern die Kraft an
Eines Hector — der Wirth, der sogleich zum Schlichter des Streits wird.
„Welches Beginnen, so dumm! ihr kommt ja des kläglichsten Tod's um,
Bitte, beruhigt euch doch!“ — so spricht er — „und bläut euch nicht mehr noch!
Macht nun ein Ende dem Streit, die ihr Zeugen von Etlicher Fall seid.
Könnet, ihr Schelm', antworten, warum ihr euch wollet ermorden?“ —
Auf so entschiedenes Wort da setzt auch nicht Einer den Kampf fort,
Und nach Johannes-Wein als Trank des Friedens sie laut schrein. *)
Jeder beeilt sich, dass flink den herbeigetragnen er austrink',
Den, wie nun sichtlich, im Streit Gefallnen man Thränen der Trau'r weiht, **)
Und nach dem blutigen Strausse verfügt sich ein Jeder nach Hause.
Möglich, dass sprechen hier könnte, der recht nicht das Einzelne kennte:
„Wo nur denken die hin, dass ohne Weitres sie abziehn,
Ohne dass eins was erlege — vielleicht haben frei sie die Zeche?
Wär' es nicht würd'ger gewesen, durch Geld oder Pfänder sich lösen
Für den Trunk, der genossen?“ — Vorbei, mein Bester, geschossen!
Denn ein Gesetz in der Stadt gemeine Geltung für's Volk hat:
Dass kein Mensch absolut, und wär' er in Bildung auch ganz gut,
Oder sein Kleid noch so schön, oder bracht' er's zu Ehren und Ansehn,
Krieg' einen vollen Pokal, so er nicht seinen Groschen vorauszahl'.

*) Nach der auch von Fischer aufgenommenen Lesart »Gertrudis amorem« statt »Johannis amorem« (die heilige Gertrud galt im Mittelalter als Patronin der Reisenden und Herbergenden) wäre etwa zu übersetzen: Sondern sie fordern laut einen Trunk (Abschieds- und Versöhnungstrunk) im Namen der Gertraud.

**) Oder nach der Lesart: »deportantur« statt »deplorantur«: Die aber, deren Fall sich herausstellt, trägt man heraus all'.

Digitized by Google

Lust'gen Gesellen gab das zu folgenden Versen den Anlass;
Oeffne zum Trinken den Mund breit der, dess Hand mir das Erz beut,
Dem sei's Zechen gewähret, der's selbst durch Geld sich bescheret.
Willst einen Trunk du kosten, so lass einen Groschen dir's kosten.
Möge der Wein den fliehn, der nicht mit der Börse verdient ihn.
Das ist doch nicht zu loben, umsonst zu trinken die Schoppen,
Zahl', und es lohnt dir die Flasche, wie Hector dann hast du Courage.
Um den Denar sich's handelt, sonst werde wie Jo verwandelt,
Wem's in der Rechten nicht blinkt, dem gebührt's, dass er draussen den Wein trinkt,
Die ihre Kreuzer bezahlten, heisst trinken die Sitte der Alten
(Während die Sitte, die alte, den Trunk wehrt dem, der nicht zahlte).
Wer da bezahlet voraus, der trinke nur kühnlich sein Glas aus,
Solche Verbindlichkeit lass, dann werde dir auch nicht ein Zahn nass!
Niemand bilde sich ein, dass er trinken darf, was durch Kauf mein.
Baumfest steht das Gesetz, dass man nie ohne Zahlung den Schlund netz'.
Stammts doch von höchster Stelle: es zahle die durstige Seele.*)
Das ist so Sitt' und Manier, unumstössliches Kneipengesetz hier.
(Einmal gezecht oder zwier für nichts und du gehst, ist es Schmach dir.)
Viele serviren als Kellner daselbst, sind frech wie die Zöllner.
Selbige bilden ein Corps von fünfmal hundert, oft kommt's vor,
Dass sie gemeinsam ziehn durch die Dörfer nach jeglicher Seit' hin,
Alle mit Schwertern und Knitteln, so manchen Feind zu ermitteln,
Der etwa ganz im Stillen betriebe ohn' ihren Willen
Eigene Biergeschäfte; und gehn von Keines Gehöfte,
Bis sie so Vieles erpresst, als die Sitte gemeiniglich zulässt.

*) Nochmals von Neuem eingeschärft in dem Erfurter Zuchtbrief vom Jahre 1851.

Digitized by Google

Einst mit dem unliebsamen Galoppa *) zusammen sie kamen;
Er widerstand, von innen verschliessend sich, ihrem Beginnen
Draussen; um diesen Patron zu fassen, versuchte man viel schon.
Durch einen Stein, geschwungen mit Kraft, ward er endlich gezwungen,
Selbst sich gefangen zu geben, sie liessen ihn kaum noch am Leben,
Weil sie ausser sich waren vor Wuth. Und dies sein Gebahren
Compromittirte ihn so, dass er schmachbedeckt aus der Stadt floh.
Will man mich etwa nöth'gen: „Sag' an von den schaamlosen Mädchen,
„Wo und in welcher Gasse denn sind sie?" — Auf's Wort dich verlasse,
Das ich aus ehrlicher Brust dir vermeld', 's sind wenig in Sicht hier.
Willst du Kunde erhalten, wie viel' im Verborgenen schalten,
Thor, kannst selbst das erspüren, da braucht dich kein Seher zu führen.
Ich aber darf in den Tagen, den vierzig des Fastens, nicht wagen,
Von so Sünd'gem zu zeugen; nur wer in den schelmischen Streichen
Aphrodite's Bescheid weiss, lüstern sich über derlei freut,
Rede davon, oder spüre danach, nicht ich ihn genire. —
Auch giebts hier eine Zunft von Juden gottloser Herkunft,
Die wider unseren Glauben an jeglichem Tag sich erlauben,
— Ohne alles Ermüden — mit Kopf, Hand Ränke zu schmieden,
Und durch Wucherei viel Schaden bereiten und Abscheu.
Fehlte drin die Nation, die uns hasst, wär' heil'ger die Stadt schon. —
Könnt' ein Buch anfüllen, wenn mehr ich zu schreiben den Willen
Hätte, doch wie? Einen Band? Verzeihung, dass ich nicht mehr nannt'.
Zehne sogar vermöchte ein Jeder, der es nur möchte,

*) Wohl identisch mit dem oben erwähnten Volrodus de Gota, vgl. Höfler p. 10.

Digitized by Google

Deren wohl anzufüllen, und so noch mehr zu enthüllen.
Material in Masse, auf das ich mich nicht noch einlasse,
Auch hat zu längerm Bericht mein Griffel die Zeit in der That nicht.
O ihr siegenden Schaaren, berufen, den Frieden zu wahren
Hin durch die Stadt, gönnt, werthe, nun Ruhe dem Erfurter Schwerte.
Auf den Frieden bedacht, habt ja mit scharfem Verstand Acht,
Was für Uebel doch all' auf Erden erwecket ein Kriegsfall.
Hört den Beweis, wie gut der Aufenthalt in einer Stadt thut.
Als, der den Tod durchbrochen und uns ins Leben gezogen,
Schied, das Gewölk zu zerreissen und die Jünger, die baldigen Waisen,
Tröstet' als Meister und Hirt, da sprach er, wie noch erzählt wird,
Mit einschmeichelndem Klang: „Nach dort, wie ihr wisst, ist mein Aufgang,
Dass ihr, da hoffend ihr banget, des Vaters Verheissung empfanget.
Weilet, Geliebte, hinfort noch getrost in der heiligen Stadt dort,
Bis die Kraft von oben, mit Duft wie von Myrthen durchwoben,
Euch entzünde mit Gluth, in der nur Wonne, nicht Schmerz ruht".
Danach sahen die Zeugen ihn alle von hinnen entweichen
Und ihn verschwinden unter der Wolke; welch heiliges Wunder,
Dass er mit Einem Male aufflog zu dem Himmels-Saale
Und mit dem Vater nun thront dort oben, wo nimmer der Tod wohnt!
Draus ohne Zweifel ist so zu schliessen, dass, wenn er gewusst, wo
Sonst er vorerst ein Asyl zuwies' und ein passend'res zufiel'
Seinen Aposteln, der Schaar, deren Freund er, nicht deren Tyrann war:
Nicht so geflissentlich er es begehrt, dass ihr Sitz in der Stadt wär'.
Merke mir draus die Pflicht, den Entschluss: ich verlasse die Stadt nicht.
Von den Bürgern nicht weiche der Friede; der Arme wie Reiche
Flehe zum Mittler und Herrn, dass er dien' ihrem Leben als Leuchtstern,
Auf dass treues Vertragen erblüh' und die Armen nicht klagen.
Jeder, der in dieser Stadt, ihrem wogenden Leben, die Stirn hat,
Ruh' und Frieden zu stören, den möge die Flamme verzehren!

Digitized by Google

V.

Wen ich mir auf noch gespart? — Nun, den tugendbeflissenen Gebhard,
Den, durch welchen getrieben dies Werk meiner Mus' ich geschrieben.
Denn weit schallet der Ruf, den ihm seiner Tugenden Kranz schuf; *)
Wär' er kein trefflicher Mann, dazu keiner, dem hold ist die Glücksbahn,
Dann von der Kirche nicht wär' er so dringlich gezogen als Domherr
An solch drei Cathedralen, die reich bepfründet vor allen.
Erstens die Metropole von Mainz, diese traubenvolle!
Dort muss trinken den Wein er, wenn Du willst, Christe, ihm hold sein.
Und den Glücklichen bitt' ich, mich trinken zu lassen doch mit sich.
Und abwechselnd zieht er nach Naumburg — ein Sitz, auch nicht bitter,
Wo wie in Abrahams Schooss er ruht, man nennt ihn dort Custos.
(Wenn er sorglicher wachte, geschadet nicht hätt's, wie ich achte),
Da er die Bischofswahl so wenig betrieb im Vacanzfall.
Doch wenn etwan er saget, er habe sie stets nicht gewaget
Unter so zänkischer Hord', ertheil' ich zur Sache die Antwort:
Tapfre zu sterben nicht fackeln, so hört man den Plato orakeln. **)
Ja, wer brav ist: in Flucht nicht, nein in Vertheid'gung sein Heil sucht;
Besser, im tapferen Streiten dem Tod entgegenzuschreiten,
Als der Tod ohne Wehre, der Kampf ist mir immer das Höh're.
(Eh'r, heisst's deshalb, nicht feig' in den Streit, als gegeben den Kopf gleich,

*) In den meisten Handschriften folgt hier noch der Vers:
Und wird weiter noch dringen, kann höher zu Jahren er's bringen.

**) Ich lese statt »Sortem« conjicirend »Fortem« und folge im Uebrigen der Prager Handschrift, wonach der Vers lauten würde:
Fortem, sic fatur, occidere Plato minatur. Die schlechte Wortstellung ist nicht unerhört. Mit dem »Sortem« aber ist gar nichts anzufangen.

Digitized by Google

Besser, den Kampf zu wählen, als abgeschnittene Kehlen).
Schöner der Tod im Kriege, als dass man sonst ihm erliege;
Wohl für Keinen wird's geben ein völlig streitloses Leben,
Ob man auch insgemein das sich wünscht; denn Streit eben muss sein.
Erst sich im Streite messen wär' dort auch das Bessre gewesen.
Sieg, ja Triumph konnt' Jenen und reichere Ehre dann krönen,
Und meiner Muse Macht, sie hätte die Feinde zur Flucht bracht,
Dass sie gewusst nicht: wo in der Welt wieder fassen wir Posto?
Mancher dann lachte vielleicht, der jetzt trübseligen Haupts schleicht.
Im Maccabäer Buch ist dess eine Stelle Beweis g'nug,
Wo es da heisst: Zu sterben ist besser, auch selbst eines herben Todes, als sehn die Plagen des Volks und dem Streiten entsagen. *) —
Meissen ist drittens der Ort seiner amtlichen Würde, man braut dort
Zwar kein vortreffliches Bier **), doch nennt man vortrefflich die Pfründ' hier.
Erfurt beut ihm zuviert einen Platz: was ist's, was ihm noch wird
Fehlen zum völligen Glück, als dass die Mitra sein Haupt schmück'?
Jene Zierde, die klar des Priesters Herrlichkeit stellt dar,
Die ihn erhebet so hoch: was verzieht denn darin sein Stern noch?
Petrus wohl hätt' ihn erlesen, wenn's werth die Herde gewesen,
Doch ihres Unwerths Sold ward der Herd' in Agag dem Unhold. ***)
In den „Kön'gen" wir lesen, was das für ein König gewesen.
Doch sans comparaison: man wird mir's glauben von selbst schon,
Dass mein Vergleich nicht ziel' auf den Bischof, den Mann, den man ehrt viel.

*) Ziemlich wörtlich aus einer Anrede des Judas Maccabäus an das Volk, I. Macc. 3, 59.

**) Oder ist unter tisna vielleicht Tisane zu verstehen?

***) Ein gewöhnlicher Name der Amalekitischen Könige. Doch liegt hier wohl eine Verwechselung vor, so dass der bekannte König von Israel Ahab (I. Kön. 16, 33 ff.) gemeint sein dürfte.

Digitized by Google

's Ist ja ein vornehmer Herr, wie ein Lamm, eine Seele von Trug leer,
Seht doch, im Recht ist zu Haus' er und sanft, freigebig, kein Knauser,
Ferner: gerecht und einfach, geschmückt mit Tugenden vielfach,
Und auch kennt er genung der Schriften, der heiligen, Weisung.
Stammt aus dem Blut der von Ranis *), o dass durch die Frösche Verderbniss
Nicht so rasch seine Leiche erführe, ihn Noth nicht erreiche!
Leb' er und mög' ihn geleiten das Glück durch ewige Zeiten!
Agag der andr' ist gar plump, von doppelter Zunge, ein Dieb, Lump,
Räuberhauptmann und wüster, berüchtigter Kirchenverwüster.
Glaube jedoch, dass Martin**) bereits in Wirklichkeit für ihn
Selbst sich so gut als bestimmt hat und festen Sinnes Bedacht nimmt,
Ihn zu versetzen zum Rhein. Dann würdest du trocken wie Heu sein,
Naumburg, du Blume, wenn Er nicht mehr dein Hüter und Hort wär'.
Stattlich und hochachtbar und Freunde der Tugend, das sind zwar
Sämmtliche Capitularen daselbst, doch hab' ich erfahren:
Bei diesem Einen, Gebharden, da dufte die Tugend wie Narden.
Wehe, wenn abgehn sollte mit Tod oder sonst wie der Holde!
Denn in der Priesterwelt wer wär' wohl, der selbigem gleich gält'?
Wenn in Bezug auf dies man Lüg' oder Irrthum mir nachwies',
Wenn ein Bessrer erstände, bei dem sich Löbliches fände
In weit höherem Grade, wär's seiner Ehre ein Schade?
Nein, sie wüchse vielmehr, wenn Keiner geringer, als Er, wär'.
Was willst du, Donate ***), nun thun, weiss nicht, was ich rathe,
Wie ich dir helfen könnt', o es wird dir gar manches Lamento

*) Bei »Ranis«, auf dessen appellative Bedeutung durch die Erwähnung der Frösche angespielt wird, dürfte an die schon früh erwähnte Burg Ranis bei Ziegenrück zu denken sein.

**) Der heilige Martin, dem die Mainzer Kirche geweiht war.

***) Donatus, ein Märtyrer, dem der Dom zu Meissen geweiht war.

Digitized by Google

Mit Jeremia entfahren, da's für dich nach hundert von Jahren
Kaum seines Gleichen wohl hat, der Natur so kärgliche Werkstatt
Keinen in der Art zweiten wird liefern; was lässt du entgleiten
Dir eine solche Person? Und dabei vermein' ich, es wird schon
Witego bald abgehn; dann wirst du durch Zwist dich gekränkt sehn,
Und auf die Bischofswürde dann Bernhard losgehn würde,
Träge nicht, sondern gewiss als der Erste; doch Allen ist klar dies,
Dass er unwerth in der That, obgleich er die Weiss' eines Schwans hat.
Und zwar grau von Haar muss dennoch er als profan gar
Büssen die Stelle ein, da sein Nam' ist eigentlich „Eslein",
Wie aus der Lombardei man bezeugt, dass Letzteres wahr sei:
Esel bedeute das Wort, einen Mann auch von es'liger Art dort.
Nun, einen Esel wer nähm' ihn zur Wahl, wenn er ihm in den Wurf käm'?
Deshalb möcht' ich doch zart als 'nem Freunde rathen dem Bernhard,
Dass er sich möge bezähmen und abzustehen bequemen
Von so erhabenem Sitze; der Dichtkunst heilige Blitze
Würden vernichten mit Hass ihn, als gar zu untauglich ihn aufziehn.
Aber das sei ihm dann Trost: er werde für irgend ein Kloster
Stattlicher Abt, das genüg' ihm, der doch nun 'mal sehnet nach Ruhm sich.
Und es wird nicht der Bernhard Bischof, sondern der Gebhard.
Drei Jahr sind's und ein Drittel: das Magdeburger Capitel
Wählte da, dass er sitze in seinem Rath an der Spitze
Auch 'nen gewissen Bernhard, man fühlte so lang seinen Druck hart:
Denn er ist ein Tyrann, doch er liess sich nicht träg' und nicht schlecht an.
Aber es wurde von oben Bestät'gung und Weihe verschoben,
Weil man dem Namen nicht grün war und dessen Omen nicht gut schien.
Drum bist, Moritz, durchaus und mit allen Kräften du drauf aus,
Dass du von dorten ihn nimmst stracks und dich nicht zeigst als Patron lax.

Digitized by Google

Jener *), wenn kommen er wär', hätt' sich schon mit dir liirt sehr;
Denn es war ja immer dein Heinrich sein Freund, sein intimer;
Und seine offenen Thaten die lassen füglich errathen
Seine verborgene Tugend: verschliesst er doch weder der Jugend,
Noch den Erwachs'nen die Pfort', es geniessen Speise wie Trank dort
Arme, gebrechliche Leut', und der Fürst mit dem Krieger hieher schreit't,
Auch mit dem Priester von Stande der Fremdling, der nackt abgebrannte.
Jedem, wer es auch ist, eine gastliche Statt sich da aufschliesst.
Täglich auch essen Scholaren daselbst mit heitrem Gebahren,
Zwei oder drei, so macht sich's durch Liebe des himmlischen Königs.
Christe, nach deinem Sinn erquicke durch himmlischen Thau ihn,
Gieb ihm, so viel an Ertrag aus der Erde Fett er nur ziehn mag,
Auch ein Volk ihm verleih', das ihm dien', zu ihm halt' und ihm treu sei.
Freud' erblüh' ihm ohn' Maassen, Verehrung von sämmtlichen Klassen,
Herrsch' er unter den Brüdern, nichts Düstres begegne dem Biedern!
Beugen vor ihm sich zur Erde, die seine Gebärerin nährte! **)
Fluch aber Jenem gebührt, der mit That und Worten im Schild führt
Gegen ihn Böses in Tücke: ein herbes Gebresten ihn zwicke!
Aber im Gegentheil, wenn Einer ihn segnet, ihm wünscht Heil,
Auf den fliesse wieder der Segen des Himmels hernieder.
Fiebergluth ihn fliehe, sein Ruhm aber wachse und blühe!
Hier thu' zögernde Schritte der Tod, lang leb' er, ich bitte,
Nach seinem Pilgerlauf aber mögen ihn nehmen die Stern' auf!
Spricht dazu „Ja" Jemand, so lab' ihn der himmlische Beistand,
Wer aber nicht sagt Amen, verderb' in des Ewigen Namen!
Wüsste der Tod zu schonen, dann möcht' sich's bei ihm wohl verlohnen,

*) Jedenfalls Gebhard.
**) Worte aus Jacobs Segen, cf. Gen. 49, 8.

Digitized by Google

Um den Character den hehren und auch wohl den Dichter zu ehren.
Doch da der Tod hinrafft auch König' und Männer der Herrschaft,
Ist es wohl also auch hier, das bändigt gewaltsam den Wunsch mir.
Und was wird auf die Gruft man ihm schreiben, wenn einst ihn der Tod ruft?
(Schon in Bereitschaft liegt die gebührende Grabschrift, die nicht lügt):
Duftend wie eine Nard' ist da unten der liebliche Gebhard,
Zeichnet' als Priester sich aus, Gott helf' ihm zum himmlischen Reich aus!"
Ich an die Domherrn wend' mich als Freunde, Gebieter inständig,
An jene Priester da vom heiligen Berg der Maria,
Ja des heil'gen Sever Capitel bitt' ich gebeugt sehr,
Dass sie dem Dichter doch möchten verzeihn, wenn etwa sie dächten,
Dass Jenem irgendwo er die Tugend verkürzt; und es ist so,
Gott weiss auch, inwiefern; doch sollt' er's selbst übersehn gern.
Nehmlich, bei Gott! ich gehe nicht heimlich, noch so, dass man's sähe,
Je auf irgend was aus, wo jene Braven mit Recht draus
Grund zum Verdruss für sich zögen. Wie ungeschlacht meinetwegen
Mund und Person mir, zu dienen bereit bin ich allweg' doch ihnen.
Sollten die Verse mein in Wahrheit des Lobes nicht werth sein,
Ja ohne Salz und Geschicke, so bitt' ich sie: weist sie zurücke,
Oder streichet sie aus, oder macht gar Fetzen Papiers draus,
Oder verbergt sie; doch mag wo möglich belieben ihr Vortrag.
Aber wie heisset der Autor und wann nahm er sein Gedicht vor?
Wer so fragt, der höre die Antwort, die ihn nicht störe:
's Ist der „Verborgne" und zwar, weil der, so das schrieb, doch ein Narr war,

Digitized by Google

Dass er sich, statt zu beten, gemacht zum geschwätz'gen Poëten.
Klüglicher war's von ihm halter, wenn mehr er getrieben den Psalter.
Wer aber anders ihn nennt, dem heillose Strafe sich zuwend',
Wie jener käuflichen Seele, dem Frevler am Herrn ohne Fehle! 2195
Kurz ist das Nöth'ge berichtet, und nichts oder wenig erdichtet.
Aber erfand ich was, liess ich mir auch was entschlüpfen, was müssig,
Stets mag zu solchen Stellen sich ein Benedictus gesellen.
(Hier nun treib' ich zum Hafen und ende mein dicht'risches Schaffen),
Also, Camoene mein, leb' wohl und schliesse dies Werklein. *)
Doch noch an Reinhard ergeht meine Bitte, dass, wenn er auch ganz spät 2200
Selbige Verse erhält, sie der zehnten Feile doch werth hält,
Und wenn ihm was vorkommt, wovon es ihm scheint, dass es nicht frommt,
Narrheit und Rohheit dran klebt, vielleicht es zu sehr in der Luft schwebt —
Dass er das woll' einrichten und stützen, ergänzen, vernichten,
Und den Dichter bewahren vor hinkender Verse Gefahren, 2205
Oder vor solchen, wo Etwas sich sonst einschlich wider 's Kunstmaass.
Reinhard, du bester der Herrn, du des Clerus prächtiger Glanzstern,
Möge der Bronnen der Gnade vom Himmel herab deine Pfade
Tränken mit heiliger Fluth, bis die Lichthöh' selbst sich dir aufthut.
In dir fliesst gleich helle der Rhythmen und Tugenden Quelle. 2210

*) Hier der eigentliche Schluss des Werkes, das, wie man bemerkt haben wird, gegen das Ende seinen desultorisch-änigmatischen, damals Bekanntes mehr blos andeutenden Character steigert, so dass besonders hier Einzelnes für jetzt als dunkel, wo nicht unverständlich, auf sich beruhen muss. Es folgen nun noch, in loser Aneinanderreihung, spätere Zusätze, wahrscheinlich vom Dichter selbst, die auch mit dem Ganzen in keinem organischen Zusammenhange stehen. Doch sind auch diese musivischen Stücke im Einzelnen nicht ohne poetischen Werth. Namentlich enthält ganz schöne Stellen die freilich etwas gewaltsam herbeigezogene und lang ausgedehnte Fürbitten-Episode (V. 2281 bis V. 2382).

Digitized by Google

Sei dem Gedicht zugethan und sieh es mit feinerem Blick an,
Und bedenke dabei, dass dein Gönner der, der es schrieb, sei.
Und was wird auf die Gruft man ihm setzen, wenn einst ihn der Tod ruft?
„Wenn", sag' ich, und nicht „weil", o hätt' doch der Tod hier nicht Antheil!
Schon in Bereitschaft liegt die gebührende Grabschrift, die nicht lügt:
„Leser von diesen drei'n auf das Grab hier geschriebenen Versreihn:
„Reinhard — ihn deckt dieser Stein — mag fern von Dunkel und Graus sein,
„O mit des Glaubens Köcher ersteig' er des Himmels Gemächer!"
Abt von Oldisleben, da dir viel Weisheit gegeben
Und man aller Orten dich preist als Zierde vom Orden,
Nimm diese Erstlingsspende von Metren, die neu, in die Hände.
Nicht ist's zweifelhaft, dass du selbst mir verhalfst zu des Worts Kraft
Mit freigebiger Hand; dass mein Leib auch im richtigen Zustand,
Ist dein Verdienst, mir zum Brauch jüngst Kleidung du gabst, dass der Pesthauch
Kalter Luft mir nicht schad'te; bewahr' dich drum Christi Gnade,
Wie durch dich ich bewahrt, in behagliche Lage versetzt ward.
Gebe Maria, der Stern des Meers *), dass noch lang dir der Tod fern,
Lang in behäbigem Leibe die fröhliche Seele dir bleibe.
Möge dein Kloster behüten der himmlische Vater in Frieden.
Pflegst ja mit hellen Gebeten vor Jesu Mutter zu treten.
Nun, ist gedient dir damit, 'mal in folgenden Versen sie ausschütt':
„Jungfrau lobesam, der die Himmel dienen gehorsam,
Deren Verdienste mit heissen Ergüssen die Gläubigen preisen,
Die du allein geboren als Jungfrau, Geisteserkoren,
Du, in welcher vereinet die Jungfrau-Mutter erscheinet,
Mit deines Glanzes Scheine zu mir blick' nieder, du Reine,
Hilf mir in deiner Huld, und es bet' für mich deine Unschuld;

*) Stella maris, häufig vorkommende symbolische Bezeichnung der Maria, um ihre Reinheit und Schönheit auszudrücken.

Digitized by Google

Nimmst du mein Flehn gut auf, macht Satan vergeblichen Anlauf.
Schein' ich dir aber nicht würdig, verzögst du nur wenig, so würd' ich
Diesen Verzug wohl büssen mit künftigem Schaden noch müssen,
Fesselst ja durch unerhörten und dauernden Bann die Bethörten.“
Selbige Verse die pfleg' ich zu Ehren Maria's tagtäglich
Zu recitiren, und fahre so fort von Jahre zu Jahre.
Nah' dich auf folgende Weise der Geister mächtigem Kreise:
„Selige Engelschaar — Brautführern bist du vergleichbar —
Bring in neunfachem Chor dem König des Himmels mein Flehn vor,
Und was befleckt meine Seele, das euch ich zur Tilgung befehle.“
Kannst dann auch angehn Patriarchen, Propheten und so flehn:
„Täufer von Gottes Sohn, o Johannes, tritt vor des Herrn Thron
Mit den beglückten Mitbetern, den Sehern so wie Erzvätern,
Die die Befehle des Herrn ihr zur Zeit des Gesetzes gethan gern
In dem erhabenen Reich, dess Lohn ihr habet verdient euch:
Denkt eurer Diener in Gott und befreit uns gnädig von Schmerz, Noth,
Und, positiv zu wenden mein Wort, wollt Segen uns spenden.“
Dem apostolischen Chor trag dies mit geflügeltem Wort vor:
„Petre, du Gottes Freud' und Schlüsselbewahrer im Jenseit,
Mach' uns zu sel'gen Genossen des Reichs, das dein Kreuz dir erschlossen.
Und gieb, Bruder du Petri, dass wahres Leben uns aufblüh',
Herrlicher Andreas — dich liess am Kreuze zu Patras
Einst Aegeas *) verscheiden, wo Myrmidonischen Heiden
Du gepredigt mit Muth — hilf, dass die Seel' uns in Gott ruht,
Dass wir vereint mit dir werden, die jetzt wir dir huld'gen auf Erden.“
„O du Licht voll Kraft für jegliche Kirchengemeinschaft,
Welches die Sonn' überraget, die Nebel siegend verjaget,

*) Der Apostel Andreas soll durch den Römischen Proconsul Aegeas i. J. 62 zu Patrae (jetzt Patras) in Achaja den Märtyrertod am Kreuze erlitten haben.

Digitized by Google

Lieblich Gestirn, um die Welt so strahlend verdient, die dein Glanz hellt,
Stern der Apostel, so rein, dass der Feind flieht vor deines Lichts Schein,
Heiliger Paulus, so gross, dass du leuchtest im himmlischen Prachtschloss;
Der du der Heiden Macht aufscheuchtest durch Licht aus des Wahns Nacht,
Tränkend sie mit den Lehren des ewigen Königs der Ehren;
Du, auf Erden fürwahr wie ein Weihrauch duftender Altar,
Du, den Christus hiess eingehn in des Himmels Geheimniss',
Wo du im Voraus sahst, was du Keinem gesagt und kein Mensch fasst:
Dorthin, nach oben uns richte den Lauf beim Scheiden, zum Lichte,
Zum wahrhaft'gen, wohin du ausdrücklich die Kräft' uns des Geists ziehn
Willst mit heiliger Hand: das Licht ist uns Gläub'gen der Heiland."
„O du Jacobus-Paar, das sich ähnlich in Sinn und in That war,
Treu wart beid' ihr dem Licht der Welt, eure Liebe erbebt' nicht,
Für den Erlöser zu dulden den Tod; dass von unseren Schulden
Uns aus euren Bitten doch Rein'gung und Rettung erblühten!"
„Und nun du Liebling der Güte des Höchsten, du Zebedaide!
Der du mit Bruder Jacobus — zurückstehn Vater und Netz muss —
Christo folgst; der verschmähn du würdest das üppigste Weib, wenn
Trunken gar etwa die List dich gemacht: stets rein deine Brust ist.
Als dieser Erde Sohn durchdringst mit dem Blick du die Bräuch' schon
All', die im Himmel bestehn und die der Gläub'ge nur wird sehn.
Da du der Jünger so bist, dem das Leben ewig dahinfliesst,
Hat dir Christus als Bruder vererbt das Wohl seiner Mutter.
Klang es vom Kreuze nicht her, dass die Jungfrau Mutter für dich wär'?
Du aber solltest ihr Sohn sein, Glaube sollte den Bund weihn.

Digitized by Google

In einen Kerker geschlossen, mit Geisseln und Schlägen zerstossen,
Leidest du froh im Gemüth für den Namen des Herrn, dem dein Herz glüht.
In ein Gefäss mit Oel, einen furchtbar siedenden Gluthquell,
Tauchte dich Domitian, ich seh' ihn mit Recht als verrückt an;
Doch du entstiegst gesund durch Christi Zeichen dem Höll'n-Schlund.
Ja auf Befehl und Wink von dir da erstanden auch die flink,
Welche vorher der Tod schon gefällt, und dankten dafür Gott.
Fromm ist des Herzens Schrein dir: drum nimmst du zersetzendes Gift ein,
Und du fühlest kein Leid, da dir Hülfe des Ewigen Arm leiht.
Und das Wort, nicht verhehlt es dir Gott, der's vom Himmel dir zustellt.
Ward dir's doch offenbart wie so oft, das vor Andern nicht laut ward!
Unserem Vater im Licht und der Mutter, für die es dir obliegt
Sorge zu tragen, verbinde uns All' und dem heiligen Kinde.
Gott, diese Jahr' uns hüt' ob Johannis lieblicher Fürbitt',
Dass nicht durch Satans Spott uns bring' eine grimme Gewalt Tod!"
„Ewiger, für mich auch lass eintreten den heiligen Thomas,
Der, eingrabend die Finger den Nägelmaalen, die Jünger
So fest gläubig machte, dass keiner ans Zweifeln dann dachte."
Aber nun eine Klippe! — was sag' ich von dir denn, Philippe?
Kannst ja Walpurgis nicht mahnen und sagen ihr: „heb' dich von dannen,
Wolle mein Fest mir nicht neiden, ich kann und mag dich nicht leiden."
Wenn Jacobus sich rührte, zum Ziel das am Ende dich führte.
Jene, so zart wie ein Lamm, die stösst euch vom Stuhle gewaltsam,
Heiliger Gott, ach schau, was für Kriege entzündet die Jungfrau!
Mag dich erweichen Philippus, dass unser eins nicht zurück muss,
Weil eines Höckers Gewicht erhöhend und beugend auf uns liegt.
„Auch Matthäus schütte für mich, Gott, aus seine Bitte.
An ihm nehmen wir klar die Züge des Menschengesichts wahr.
Doch es bedeutet das Stierbild den Tod, der auf ihn sich gestürzt wild,

Digitized by Google

Und seines Grabes Durchbruch der Leu und der Aar seinen Hochflug:
Trug ein Lammsfell, wollte, der Erde Rauhigkeit sollte
Weichen dem Lammessinn, zu dem Einen Gott es sie hinziehn.
Siehe, er bringt dir dar Ethiopische Neger, und hell zwar
Strahlen die dunkeln im Glanz ihres christlichen Glaubens: du magst ganz,
Christe, befrei'n sein'twillen von Sünd' uns, mit Tugend uns füllen."
„Christe, du Gottessohn, ob der Bitt' von Thaddäus und Simon
Würd'g' uns, zu dir uns zu heben, mit uns durch die Sterne zu schweben."
Nun, mein Vater, du freust dich, wenn hier mein Mund Jene kurz preist,
Nennst ja die hohen nur leise, besingst sie in schüchterner Weise.
Da nun bete dein Mund also, wenn dich ruft die Gebetsstund:
„Herr Gott, Jesu Christ, dem solch ein Tempel geweiht ist,
Dem man gegründet die Stätt' und auf dess Ruhme sie feststeht,
Gieb, dass, wer mit Bedauern in diesen geweiheten Mauern
Seine Schulden bekennt und herzliche Seufzer hinaufsend't
Um Vergebung der Sünde, bei dir bald Reinigung finde,
Dass nichts mehr ihn beflecke, dies Haus ihn zum Leben erwecke."
„Bartholomäus, von dir bring' Gaben des Heils deine Haut mir. *)
Wenn Astaroth **) sich scheut, vor dir zu sprechen: dass ich's meid',
Der ich mich würd' entsetzen, bei flüchtigem Blick, vor dem Götzen,
Uebrigens roh wie ein Stier bin — zu reden von dir, wer verdenkt's mir?
Aber erbarme dich mein, ach Herr! ob des Märtyrers Fürsprach'.
Mehreres wollt' ich wohl sprechen, doch bei wiederholtem Erwägen,

*) Die Legende lässt den Bartholomäus lebendig geschunden werden (s. c. V. 1230: Nathanael's Haut).

**) Astaroth (Astoreth, Astarte), ein weibliches Idol der Phönicier, Philister und Juden.

Digitized by Google

Wie man den Jünger geschunden, gemartert mit blutigsten Wunden,
Werd' ich entsetzet im Innern, so dass mir vergeht das Erinnern."
„Wegen der Bitte Mathias' verleih' uns, heil'ger Messias,
Dass der Himmel uns werde, wenn todt dieser Körper von Erde.
Der bracht wieder die Elfe durch Huld des Looses auf Zwölfe.
Gäb's doch ein gleiches Loos, das uns machte vom Unheil der Welt los!"
„Du mit dem Stiersymbol *), auf **) dem Wagen des Mittlers hinauf hol'
Uns in das himmlische Land, St. Lucas, vom flüchtigen Welttand."
„Sprich, St. Marcus:" „„Erbarmen, du frommer König, den Armen!
Wehr' auch nicht, dass dich sehe ihr Aug' in der heiligen Höhe.""
Wenn dich Vertrauen beglückt zu der Schaar, die der Märtyrerkranz schmückt,
Dann leg' also dem Chor dieser Helden getrost dein Begehr vor:
„Bester der Gottesknechte, du leid'st vom profanen Geschlechte
Martern, der Erste voran, die den Himmel dir öffnen, o Stephan.
Jene jüdische Rotte, die Christi Diener bedrohte,
Hat dich verdammt als den Seinen, vorm Thor dich getödtet mit Steinen.
Damals hast du gesprochen": „„O lass diese Schuld ungerochen,
Herr, und was es gethan, das rechne dem Volk nicht zur Sünd' an.
Ihnen ja ist verhüllt, was sie thun, da sie thörichte Wuth schwillt.""
„Hatte dein Wort nun Frucht, wenn's für die Schlechten Erlass sucht',
Wie viel würd' es erreichen, wie würd' es Christum erweichen,
Wenn es die Anderen meinte: die Sanften, die Diener, die Freunde?
Ward nicht bekehret zum Paulus durch selbige Bitten ein Saulus?
Dort nun vereint euch Freude, die keines Gottlosen Beute
Sein darf, dort, wo hinan uns zu ziehn nach der irdischen Laufbahn

*) Stiergestalt, Attribut des Lucas seit dem 6. Jahrhundert.
**) Oder vielleicht: am Wagen?

Digitized by Google

Unserm Erlöser gefall', der da lenkt und durchschauet das Weltall."

„Sixtus *), du Krone von Rom, o ergiess deinen hehren Gebetstrom

Voll in den Himmel hinein auch für mich, gross soll deine Macht sein,

Prangst in des Märtyrers Kranze und strahlest im päbstlichen Glanze."

„Dich, Laurentius **), quälen des Decius Henkersgesellen, 2370

Die auf Wink dieses Tollen dich streckten auf glühende Kohlen.

Was dir an Schätzen ertheilet der Herr, du hast es vertheilet,

Wolltest für Ihn es gebrauchen, und gabst den Blinden die Augen.

Kühn, ein Athlet fürwahr, hast verachtet du Flamme und Caesar.

Bald folgst du zum Genuss nie schwindender Freude dem Sixtus. 2375

Lass von der Erde Getümmel uns, Heil'ger, dir folgen zum Himmel."

„Der du die Welt und ihr Wesen geflohn und ein Muster gewesen,

Heil'ger Georg ***), auch du schrittst kühn dem Tod für den Herrn zu,

Dass du kämest zum Leben, das alle Heil'gen erstreben;

---

*) Gemeint ist der römische Bischof Sixtus II., der unter Valerian den Märtyrertod erlitt (258).

**) Zugleich mit dem Sixtus starben vier seiner Diaconen, von denen einer, Laurentius, bekanntlich auf einem glühenden Roste lebendig gebraten wurde. Die Anführung des Decius im Texte ist daher irrthümlich. Oder aber, wenn man dem über die Märtyrergeschichten gewiss gut unterrichteten Verfasser einen Irrthum hier nicht zutrauen wollte, so müsste man „mandante Decio" nur von den Edicten des Decius verstehen, die noch auf die Zeit Valerian's fortgewirkt hätten, von dem aber bekannt ist, dass er seinerseits besondere Edicte gegen die Christen erlassen, und darunter eins im Jahre 258, infolge dessen u. A. gerade die Hinrichtung des Laurentius erfolgte. Will man trotzdem das »mandante D.« in dem eben angegebenen Sinne nehmen, so kann man etwa übersetzen:

Dich, Laurentius, zwickten die Henker, die nach den Edicten Decius', dieses Tollen, dich streckten auf glühende Kohlen.

***) Der heilige Georg soll unter Diocletian (303) den Märtyrertod gestorben sein.

Digitized by Google

Gieb, dass eifrig und fromm auch unsere Seele dir nachkomm'."

„Christe, erfuhr nicht dein Veit *), dies Kind, was als grässlich ein Mann scheut,
Von einem Richter mit Blute? — doch trug er's mit herrlichem Muthe."

Aber wohin, o Muse? Halt ein mit des Lobes Ergusse!
Weisst du nicht, dass diesen Held mit Recht man für den Patron hält
Unseres Abtes so reich? Unentgeldlich kein Wort mehr, verstumm' gleich.

Dies ist als Brauch bei den Blinden und Lahmen und Armen zu finden:
Wenn sie mit dem Berichte, dem Sang auch einer Geschichte
Angefangen gemach, lässt Lohnsucht sie hemmen den Vortrag,
Dass sie empfahn ein Geschenke. Besehn dann die Bettler, ich denke,
Ein paar Groschen, auch Pfenn'ge von der sie umstehenden Menge:

Fahren sie fort zu singen und glauben, zu mehr es zu bringen.
Halt' danach, Mus', einstweilen zurücke die mühsamen Zeilen
Meiner poëtischen Ader. Mein christlicher, würdiger Vater,
Sollte dein Sinn drauf brennen, von Veit's Ruhm Weitres zu kennen,
Gieb dann dem Dichter vorweg ein Geschenk, weil, wenn er hier abbräch',

Dies sowohl deine Würde, als Veitens, schädigen würde.
Giebst du, dann kann's eintreten, du lernst noch zu Anderen beten
Durch meiner Verse Bericht; doch ich möcht', wenn dir etwa schon dies g'nügt,
Von dir erfahren die Gründe, damit dir kein Ekel entstünde.
(Sieh **) mich bereit vor dem Thor, schenk' du mir ein wachsam geneigt Ohr.

Kämst du nach hundert Jahren, das hiesse gar übel gefahren;

*) Vitus (Veit) als Knabe auf Sicilien hingerichtet (305).

**) Die seltsamen Verse 2400—2404 scheinen ein Einschiebsel von fremder Hand zu sein.

Doch ein Saec'lum, wozu? ich gestehe nicht einen Moment zu.
Gieb, dass mein Leib dann habe schon lang', Gott, Ruhe im Grabe,
Doch meinem Geist, dass er wohnt, wo der Friede erhaben und fest thront).
Du, der, stammend von Geithain *), Gedichte du schmiedest so gar fein,
Gut und gern im Gesang Philomelen beschämend durch Wohlklang:
Celebrir', das zumal ist Pflicht, bei dem herrlichen Nachtmahl,
Da seinen Leib so süss die Zwölf' einst Christus empfahn liess.
Dass du mir auch ihn verzehrst! sonst arm du und hülflos dahin fährst.
Jen's wiegt noch viel mehr, als tausend Säcke von Gold schwer,
Will nicht, dass du durch mich dem Glauben werdest abtrünnig.
Christum halt im Gedächtniss, bedenk' seiner Strafen Verhängniss;
(Flucht dir des Todes das schafft, der Unzähliges schon in den Schlund rafft'.)
Wangen — so hebe du an — erblasst, macht, Thränen, dem Schmerz Bahn;
Dass doch im Greis, wie im Mann, die Adern schwellte der Grimm an,
Dass doch des Kummers Zahn jede Freud' aus Herz und Gesicht bann',
Dass doch, ein heil'ger Tyrann, der Schmerz dämpf' jeglichen Lustwahn!
Traute nicht Todes-Bann den als Wort Gebornen dem Staub an?
Klag', Mensch, 's heben im Drang sich die ehernen Thore der Welt bang;
Um welch heiligen Fang seine Kett' ein entmenschtes Geschlecht schlang!
Töne, du Näniensang! — Doch der Mus' ist's Zeichen zum Ausklang **). —

*) Die Verse 2405—2419 sind als Anrede der Muse an den Dichter zu fassen, der sonach aus Geithain, einer kleinen Stadt im Königreiche Sachsen, gebürtig gewesen wäre. cf. Fischer p. 9.

**) Formell ist zu bemerken, dass sich durch die Verse 2405—2420 die stetige Paronomasie ene-ene in der Mitte und am Ende jedes Verses hindurchzieht, was die Uebersetzung in den sieben letzten dieser Verse

Digitized by Google

Komm' dies durchweg nun dem Ohr nicht zu heiss, auch ohn' Eis und Geschmeiss vor,
Huldigend bringe sogar dir Geschenke der Donnerer selbst dar!
O dass Jeder doch preiste den Vater und Sohn mit dem Geiste,
Macht leihn Priestern die Namen. Das Volk aber spreche sein Amen! *) —

---

nachzuahmen gesucht hat. Denselben Gleichklang durch alle sechzehn (oder siebzehn) Verse im Deutschen beizubehalten, würde kaum möglich sein, und ein Versuch, den ich in dieser Weise gemacht hatte, befriedigte mich wenig. Aber die Uebersetzung könnte eine andere Paronomasie für die neun ersten Verse abwechselnd in Anwendung bringen (wenn denn doch die ganze Versreihe möglichst mit jener Reim-Laune bedacht werden soll), etwa so:

2405: Du, der, stammend von Geithain, Gedichte du schmiedest so gar fein,
Dass die Melodein Philomelens beschämet das Lied dein,
Musst du vor Allen nicht ein Celebrirender bei jenem Mahl sein,
Da seinen Leib so rein seinen Zwölfen der Herr vor des Tod's Pein
Bot? O nimm ihn, ich mein', ein elender Tod wird dir sonst dräun.
Sind dafür ganze Reihn von Säcken mit Gold ein Ersatz? Nein. 2410
Will, dass die Pflege mein deinem Glauben nicht trage Verlust ein.
Halt in des Herzens Schrein den Erlöser, den Sünder dem Fluch weihn.
(Dass nicht des Todes Stein dich erdrücke, der viel schon zermalmt' klein.)
Wangen — so hebe du an — etc. — —

*) Die letzten vier Verse wahrscheinlich unächt. Ihr Original lautet:
Nullaque pars huic sit, vel nix vel pix vel stix sit.
Ipse vel altitonans tibi numina (munera) conferat ovans.
Lausque patri, nato, sit laus quoque pneumificato,
Quo Domini flamen regnat. Gens proferat Amen.

Digitized by Google

Berichtigungen.

Das Zeichen † bei Vers 45 gehört zu Vers 46.
V. 52, statt: „hast's Gesetz", lies: „hast 's Gesetz".
V. 92 ist vielmehr zu übersetzen:
„Warst schon damals ein Mann von Verdienst, der beschritten des Ruhms Bahn."
V. 234 muss das erste Wort statt „nur" „nun" heissen.
V. 236, statt: „Arnoldum" lies: „Arnolden".
V. 324 war einzurücken.
V. 420, statt: „Wütherich" lies: „Wüthrich".
V. 494, statt: „rief" lies: „rief'?".
V. 592 fehlt in der Mitte das unentbehrliche Reimwort „und" („erhebst du dich und").
V. 727, statt: „Verfahren" lies: „Verkehren".
V. 882, statt: „lässt dich nicht", lies: „lässt Dich nicht".
V. 1106 ist „auch" zu streichen.
V. 1331, statt: „folgender" lies: „folgen der".
V. 1347, statt: „Arm" lies: „Arme".
V. 1711, statt: „Chais'longs" lies: „Chais'longues".
V. 1870, statt: „netzt" „netzt".

Digitized by Google

Die absoluten Höhen

aus den Uebersichtskarten der Forste im Amtsbezirke Gehren in der Schwarzburg-Sondershäuser Oberherrschaft

Arnstadt.

Aus den betreffenden Karten entlehnt und in pariser Maass verwandelt

von

Major a. D. **A. Fils** zu Ilmenau.

Es ist bekannt, dass in dem Fürstenthum Sondershausen eine äusserst solide Landesvermessung für ökonomische und forstliche Zwecke, die in Specialkarten von 1 : 2000 der Natur und dann in Uebersichtskarten in 1 : 15,000 zusammengetragen und durch sorgfältige Lithographie von Kraatz in Berlin für den amtlichen Gebrauch vervielfältigt worden sind. Diese ganze und grosse Arbeit wurde unter der oberen Leitung des Sondershäusischen Oberforstmeisters Herrn von Michaelis glänzend ausgeführt. Die empfehlenswerthe Eigenthümlichkeit derselben besteht darin, dass auf Grund der von Preussen empfangenen trigonometrisch gemessenen Dreieckspunkte aus der allgemeinen Landesvermessung über das Königreich etc., so weit sie das besagte Fürstenthum betreffen, nun noch ein sehr eingehendes specielles Netz von trigonometrischen Punkten 1., 2. und 3. Ordnung gelegt worden ist, so dass eine grosse Zahl derselben in jeden Forst, in jede Flur gefallen ist, dessen Abstände vom Meridian und vom Breitengrad des Possens bei Sondershausen hierdurch bestimmt und die genaue Details-Aufnahme darauf gegründet wurde. Durch diese vielen festen Haltpunkte wurden die kleinen unvermeidlichen Fehler aller geometrishen Operationen vermieden, die, an sich noch so klein, doch in Summa wesentliche Verschiebungen veranlassen, die zuletzt — wir wissen es ja — hübsch überall hin vertheilt und so unmerklich gemacht werden sollen, aber immerhin vorhanden bleiben.

Der preussische General-Lieutenant Beyer — der bekannte Gradmesser — hat die ersten umfassenden Vorschläge zu dieser

Digitized by Google

Landesvermessung gegeben und nach seinem Plane ist sie speciell durchgeführt. Während dieser Arbeit wurden viele Fachmänner aus dem Auslande, so z. B. aus Russland, dazu beordert, um von ihrer Ausführung persönlich Kenntniss zu nehmen. — Ausführlich sind die Höhenangaben auf den Sondershäuser Generalkarten, angegeben in preussischen Ruthen bis auf eine Decimalstelle, die es vornämlich sind, welche uns interessiren und die wir, als einem Theile des Thüringer Wald-Gebirges angehörig, hier im Auszuge und in pariser Fuss — als dem gangbarsten Maasse in der Hypsometrie — verwandelt, in Folgendem wiedergeben, als eine Erweiterung meiner „Höhen-Messungen von den Oberherrschaften Rudolstadt, Arnstadt und Ilmenau". Wir halten dabei die Eintheilungen in Forsten nach den Uebersichtskarten, wie sie vor uns liegen, fest. Leider sind diese Blätter nicht käuflich zu haben. Trotz der Menge der hypsometrisch gemessenen Punkte in jedem Forste, fehlen doch oft diese Angaben von den Bergköpfen, als den extremsten Punkten ganzer Terrain-Strecken. Ueberhaupt hätten wir gewünscht, dass das gesammte Terrain zusammenhängend durch Horizontalen mittelst einer bescheidenen Druckfarbe dargestellt wäre, die keine für den Forstmann nothwendige anderweite Details unterdrücken dürften. Trotz alledem sind die in Rede stehenden Karten eine wesentliche Bereicherung in den topographischen Einzelnheiten dieser Landesstriche, die uns von andern fehlen, besonders in Angabe der absoluten Höhen. Diese lassen wir nun, als einen Gegenstand von allgemeinem Interesse von einer schönen vielbesuchten Gegend unseres Waldgebirges, hier folgen, und zwar mit gütiger Zustimmung der höchsten Forstbehörde in Sondershausen.

I. Langenwieser Forst.

Es ist der westlichste der zusammenhängenden Sondershäuser Waldforste und grenzt im Westen mit der Schorte an das Weimarische Amt Ilmenau, im Norden an die Fluren Oehrenstock und Langenwiesen, östlich an den Kirchenwald von Gehren, mit der Schobse an den Obergehrner und den Neustädter Forst; ganz im Süden bis nahe an den Rennsteig zwischen dem Grossen und Kleinen Dreiherrnstein.

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Hundsrück.		
Landes-Grenzstein Nr. 5, der Kleine Dreiherrnstein an der alten Langenwieser Strasse, nahe dem Rennsteige	213.4	2474
Landes-Grenzstein Nr. 143 im Markthal, nahe der Mündung des Marter-Thälchens	173.0	2006
Nördliche Grenze des Forstorts am Wege, Durchschnitt mit der Abtheilung L, c und d	203.3	2357
Dieselbe Abtheilungs-Linie c, d und a, westlich bei der Hundsrücker Wiese	203.0	2354
Die Langenwieser Strasse, unteres Ende am Martinjonasrod, Grenzstein Nr. 2	203.3	2357
Die Grenzlinie von da hinab zur Schobse, Grenzstein 8 an diesem Flusse	192.5	2232
Die Langenwieser Strasse, Grzst. 8, westl. an Martinjonasrod	203.1	2355
Dieselbe Strasse, am Grzst. 2 und an der Mittelhundsrück-Wiese	206.1	2389
Dieselbe Strasse, Grzst. 1, oberes Ende der Hirten-Wiese	207.5	2406
Das nordöstl. Ende der Forst-Grenzlinie gegen Neustadt, nahe der Schobse-Quelle, Grzst. 29	206.3	2392
Der Grenzstein 22 am rechten Ufer der Schobse	203.5	2359
Schobser Flossteich, am Grzst. 32, unter dem Teiche	197.0	2284
Forstort Hoher Hundsrück.		
Abtheilungslinie zwischen a und b, Weg, nahe der Linie zwischen b und c	201.7	2338
Die Linie zwischen a und c, Kamm 60 Ruthen östl. v. Lds.-Grzst. 140 an der Schorte	195.8	2270
Forstort Silberleite.		
Unteres Ende der Hundsrücker Wiese, nahe der Quelle vom Silbergrund Wr., Grzst. 30	201.6	2337
Weg über den Silbergrund in Abtheilung a	184.4	2138
Abtheilungslinie zwischen a und b, 65 Ruthen nördlich von letzterem Punkte	206.5	2394
Die Ecke derselben Linie 22 Ruthen nordöstlich weiter	205.5	2383
Der Weg in der scharfen Ecke nordwestlich daneben	193.8	2247
Die schon gedachte Abtheilungslinie in der scharfen Ecke zwischen b und c	200.8	2328
Dieselbe Linie westlich nahe am Kl. Pferdeställchen, Ecke	203.7	2362
Wo dieselbe Linie den vorigen Weg wieder trifft, b und c	196.4	2277
Der Weg schneidet die Forstorts-Grenze an 13 Tannen und Pferdeberg	196.4	2277
Mühlmatzenrod, Grzst. 4, Westende der Wiese	202.8	2351
Der Weg nach Köhlersberg-Wiese, geht von der Strasse östlich ab	197.6	2291
Die Strasse an Martinjonasrod und Köhlerberg	210.9	2445

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	Höhe par. Fuss.
Forstort Mertriansrod.		
Nordgrenze, 45 Ruthen von letzterm Punkte	205.2	2379
Dieselbe Linie unten östlich an der Schobse, über d. Grenzstein 246	181.0	2098
Grenzstein 24 an der Schobse	183.6	2129
Forstort Köhlerberg, Südwand.		
Grenzstein 94 an der Schobse	167.3	1940
Der Köhlerbergsrodweg, oben, wo der Weg nördl. einfällt	199.0	2307
Derselbe Weg südlich von Köhlerbergsrod, u. Nordende der Linie zwischen a und b	192.1	2227
Forstort Köhlerberg, Nordwand.		
Der Weg 45 Ruthen östlich v. Köhlersbergs-Wiese	196.0	2272
Grenzstein 63, nahe an der Quelle vom Alkerthal-Wasser	190.5	2209
Grenzstein 49, am westlichen Seitenbache v. diesem, unter dem Mühlenmatzenrod	183.4	2126
Alkersthal-Wasser, am Grzst. 81	174.0	2017
Grenzstein 76 an der Schobse	160.4	1860
Der Weg 35 Ruthen westlich davon, auf der Bergabdachung	171 1	1984
Grenzstein 82 an der Schobse	162.0	1878
" 4 an dem Köhlerbergsrod	185.0	2145
" 11 an demselben Rod	181.0	2098
Forstort Pferdeberg.		
Trigonometrischer Punkt von der Pfarr-Wiese und Breiteborns-Wiese gegen 47 Ruthen östlich von der letztern	199.8	2316
Derselbe Weg, 85 Ruthen östlich von letzterm	191.0	2214
" " trifft die Pfarrwiese und die Langenwieser-Strasse	194,5	2255
Langewieser-Strasse, am Grzst. 11 an der Sandwurf-Wiese	192.6	2233
Grenzstein 3 an der Breitebornswiese	202.0	2342
" 34 " " " "	205.1	2378
" 62 " " Ebertsgrube	186.5	2162
Forstort Dreizehn Tannen.		
Das Markthal, am Landes-Grenzst. 132 und Mündung des Mönchthals	161.1	1868
Schortethal, an der Mündung des Nesselthals, Lds.-Grzst. 121	156.0	1809
" am Grzst. 56, dem Gr. Erbstiegel gegenüber	157.2	1823
Die Grenze mit Forstort Trossrand, kreuzt den Weg auf der Höhe, gegen 50 Ruthen westl. von d. Ob. Steinbachswiese	193.4	2243
Dieselbe an der Abtheilungslinie zwischen a und c, östlich von letzterm Punkte	202.2	2344
Dieselbe an der Grenze gegen den Pferdeberg	198.0	2296
Dreizehn Tannen-Wiese, Grzst. 4	198.3	2299

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuts. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Trossrand.		
Der Weg auf der Höhe, zwischen a und b, 55 Ruthen östl. von der Mündung des Kl. Erbstiegel	183.7	2130
Derselbe Weg zwischen a und c, 75 Ruthen östl. v. letzterm	185.8	2154
» » am Mittelberge	183.1	2123
Die Grenze am Mittelberge trift die Hirschwiese, Grzst. 8, oberes Ende	168.5	1953
Dieselbe Grenze trift die Wiese an der Schorte, Grzst. 93	149.0	1727
Die Grenzlinie zwischen a und b trift die Schortenwiese, Grzst. 71, dem Kl. Erbstiegel gegenüber	147.8	1713
Forstort Mittelberg.		
Der Schneidemühlenweg durchschneidet die Abtheilungslinie zwischen a und b	169.0	1959
Die Abtheilungslinien zwischen a, b und c treffen zusammen, nordöstlich von letzterem	174.6	2024
Der Grenzstein 117 an der Schortenwiese	145,3	1685
» » 121 » » » gegen 50 Ruthen über der Schneidemühle	143.7	1666
Grenzstein 9 am Steinbach	143.9	1668
Am Steinbach, die Abtheilungslinie zwischen a und d auf dem Aechtlersberge, treffen den Bach	149.3	1731
Grenzstein 1 an der Steinbachswiese	156.7	1817
» 14 am Steinbach	162.7	1886
Die nordwestliche Ecke der Abtheilungslinie zwischen c u. d	176.3	2044
Die südwestliche Ecke derselben Linie	181.0	2098
Dieselbe Linie trift unten den Steinbach, am Grzst. 142	163.0	1890
Grenzstein 4 derselben Wiese, östlich gegenüber	165.2	1915
Forstort Hüttenrand.		
Langenwieser Strasse, westlich vom Langerod, Ostende der Linie zwischen a und b	200.5	2325
Dieselbe Strasse, am untern Ende desselben Rods, Ende der Linie zwischen b und c	202.2	2344
Die Abtheilungslinie b, c und d stossen zusammen, westlich der Strasse	175.0	2029
Abtheilungslinie c und d am Aechtlersberge	175.2	2031
Dieselbe Linie 30 Ruthen südw. vorher	177.8	2061
Der Weg an der obern Ebertsgrube am Grzst. 29	182.2	2112
Grenzstein 25 am Nordrande der Ebertsgrube	181.5	2104
Forstort Heiderthalskopf.		
Nördlichste Ecke der Abtheilungslinie zwischen d und c	188.7	2188
Nordöstliche Ecke der » » d und c	180.9	2097
Grenzstein 16 am Alkersthal-Wasser	170.0	1971
» 3 » » » zwischen c und d	166.1	1926

Digitized by Google

	Absolute in preuss. Ruth.	Höhe par. Fuss.
Grenzstein 5 am Altersthal, oberhalb dessen Mündung in die Schobse	161.0	1867
Schneidemühlen-Teich an der Schobse, Grzst. 67	157.3	1824
Grenzstein 1 am Heiderthal	166.7	1933
„ 30 „ „	177.3	2056
„ 20 „ „	178.8	2073
„ 17 an der Hochzeit (Wiese) am Kienberge	190.4	2207
Forstort Aechtlersberg.		
Die südöstliche Ecke der Abtheilungslinie zwischen a und b	180.6	2094
Trigonometrischer Punkt an derselben Linie, nahe der Nordostecke	174.7	2025
Nordende derselben Linie, a, b und c treffen hier zusammen	175.5	2035
Die Linien b, d und e treffen zusammen	177.7	2060
Der Weg oben an der westlichen scharfen Ausbiegung in a	179.2	2078
Derselbe Weg in der scharfen östlichen Ausbiegung in a	168.0	1948
Derselbe Weg trifft den Wildberg	158.5	1838
Die Abtheilungslinie zwischen d und e trifft das Schortethal, nahe Grzst. 142, Schortenweg östlich oben	143.0	1658
Die Grenze mit Wildberg trifft die Huckwiese, a. Grzst. 161	137.4	1583
Die Linie zwischen a und b trifft das Wildthal a. Grzst. 201	140.8	1632
Dieselbe Grenze vom Wildberg u. a. Grzst. 215 aufwärts oben am Wege	183.1	2123
Dieselbe Grenze am Wildthal, Grzst. 215	157.2	1822
Der Waldweg von der Höhe trifft die Wildthalwiese, Grzst. 219	169.4	1964
Grenzstein 221 an derselben Wiese	168.0	1948
Der Weg oben, 65 Ruthen westlich v. Grzst. 228 a. Wildthal	184.4	2138
Forstort Wildberg.		
Die Abtheilungslinie zwischen b u. c trifft unten das Schortethal, Lds. Grzst. 40	134.5	1549
Forstort Kienberg.		
Langenwieser Strasse, Grzst. 260 an der Hochzeit	194.5	2255
Das Pirschhäuschen auf dem Kienberge	201.9	2341
Die Langenwieser Strasse, Linie zwischen a und b stösst hier an	192.1	2227
Dieselbe Strasse 37 Ruthen nordöstlich von letzterm Der Weg nach der Struth geht von hier ab.	188.1	2181
Dieselbe Strasse nördlich von letzterm Punkte, Linie c d geht hier nördlich ab	183.3	2125
Dieselbe beim Eintritt von Oehrenstock in den Wald, Grenzstein 337	175.4	2034

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Hochzeit, die östlichste Wiesenecke, am Grzst. 22 an der Kupferstrasse	197.5	2290
Kupferstrasse, an der Abtheilungslinie a, d	193.9	2248
Halbe Länge der Abtheilungslinie zwischen a, b, c und d	183.4	2126
Oberstes Ende der Linie zwischen c und f, am Wege	184.4	2138
Kreuzweg an der Struth	180.0	2087
Wiene-Wiese, Grzst. 3, Weg	173.7	2014
Nordende der Thiemen-Wiese, am Rempten-Berge	164.7	1909
Grenzstein 56 an der Schobse, unter d. Heiderthaler Mündung	156.4	1813
Schneidemühle an der Schobse, Grzst. 49	154.2	1788
Forstort Matzbrand.		
Dorf Oehrenstock, an der Kirche	156.7	1817
Trigonometrischer Punkt, südöstlich vom Dorfe	159.0	1843
Der Oehrenstöcker Weg zur Wildthalwiese, am Grzst. 325, beim Eintritt in den Wald	166.5	1930
Derselbe Weg, die Abtheilungslinie zwischen b und c stösst darauf	168.0	1948
Derselbe Weg trifft die Wildthalswiese, Grzst. 178	164.5	1907
Oestlichste Ecke an dieser Wiese, Grzst. 274	174.2	2020
Forstort Schobsergraben.		
Grenzstein 45 an der Thiemen-Wiese	156.4	1813
Rodebachs-Wiese, am Grzst. 27	169.8	1968
Der Grenzweg am Hexenstein, Abtheilungslinie c, b	161.3	1870
Derselbe Grenzweg trifft südlich das Schobserthal, Grzst. 20	150.3	1743
Forstort Hexenstein.		
Trigonometrischer Punkt am Grzst. 21 auf der Höhe	173.7	2014
Die Abtheilungslinie von da hinab an die Schobse, Grzst. 9 an diesem Wasser	146.5	1699
Die südöstliche Ecke des Forstorts, Grzst. 109 und am Gehrner Kirchenwalde	142.1	1647
Forstort Tragberg, südöstlich am Grenzhammer gelegen und von der Hauptmasse des Forstes getrennt.		
Landes-Grenzstein Nr. 3, nahe der Ilm beim Grenzhammer	124.6	1445
Die südlichste Spitze vom Forstort, am Grzst. 35, im Oehrenstöcker Grunde	128.7	1492
Am Grenzstein 38 an der Langenwieser Flur, südöstliches Ende der Abtheilungslinie zwischen a und b	138.8	1599
Grenzstein 1, südöstliche Ecke des Forstorts	123.7	1434

Digitized by Google

II. Forst Neustadt.

Derselbe liegt zwischen dem Rennsteige, der Schobse, dem Mullenthal, Wohlrose, Thiemthal und der Chaussee von Witzleber-Tanne nach Neustadt mit dem Beinamen „am Rennsteige".

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Hinter-Morast.		
Grosser Dreiherrnstein, Lds.-Grenzstein 1 am Rennsteige	217.4	2520
Nordostende der Grenzlinie mit Langenwieser Forst, oberes Ende der Schobserwiese und am Grzst. 29	206.3	2392
Nordostende der Grenzlinie mit Vord.-Morast u. Rosenborn	208.4	2416
Dieselbe Linie auf ⅓ ihrer Länge von letzterm Punkte	221.0	2562
Dieselbe Linie, südwestliches Ende, an der Meiningschen Grenze, Rennsteig, Stein Nr. 7	223.0	2585
Forstort Vordere-Morast.		
Am Meiningschen Lds.-Grzst. 18, Rennsteig	221.0	2562
" " " " 18, " Grenze beim Bühlsröderkopfe	215.8	2502
Grenze mit Bühlsröderkopf u. Brücke über Bühlsröder Wasser	212.8	2467
Dasselbe Wasser schneidet die Linie zwischen Vord.-Morast und Suhlersteig	191.1	2216
Dieselbe Linie 25 Ruthen nordwestlich von letzterm Punkte	194.9	2260
Forstort Bühlsröderkopf.		
Meiningscher Lds.-Grzst. 24, an der Pechhütte, nahe am Zeisigrod	211.3	2450
Zeisigrod, trig. Punkt, 30 Ruthen östlich von letzterm	206.3	2392
Der Weg 20 Ruthen nördlich vom Lds.-Grzst. 24	215.8	2502
Die Linie und Grenze mit Suhlersteig, zwischen b und c	190.8	2212
Dieselbe Linie schneidet den Ochsenbach, Brücke	184.5	2139
Forstort Suhlersteig.		
Der obere Weg vom Buchenschlag trifft den Ochsenbach, 60 Ruthen über dem Ochsenbachs-Teiche	181.2	2101
Der untere Weg von eben da trifft den Ochsenbach, 35 Ruthen unter dem Teiche	177.8	2061
Der Grzst. 9 nordöstlich am Teiche u. an der Oehrenstöcker Strasse	180.2	2089
Grenzstein 18, 50 Ruthen westlich von demselben Teiche	179.9	2086
Nördlichstes Ende vom Forstort Suhlersteig, am Rosenborn-Wasser	192.2	2228
Forstort Rosenborn.		
Die Linie zwischen Fürstenberg und Kirchnersgehege trifft mit ihrem Südende das Rohrborn-Wasser, Brücke	198.0	2296
Quelle vom Rosenborn-Wasser am Fürstenberg	208.2	2414

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Halbe Länge der Grenzlinie zwischen Rosenborn und Fürstenberg, der Fürstenweg geht von hier nordöstlich ab	208.0	2411
Das Westende derselben Grenzlinie an der Schobse, Grzst. 22	208.6	2360
Der trig. Punkt nahe der Linie zwischen c und d	208.5	2417
Forstort Fürstenberg.		
Langenwieser Forstgrenzstein 32, an der Schobse	197.0	2284
Grenzstein 24 eben dort, norwestliches Ende der Linie zwischen Fürstenberg und Günthersberg	183.6	2129
Der Fürstenweg schneidet dieselbe Grenzlinie	208.9	2422
Dieselbe Linie, wo diejenige zwischen Fürstenberg und Kirchnersgeheege darauf stösst	208.1	2413
Forstort Günthersberg.		
Die Grenzlinie zwischen Günthersberg und Kirchnersgehege an der Oehrenstöcker Strasse und nahe an der Schäferswiese	189.8	2200
Die Abtheilungslinie zwischen a u. b trifft die Oehrenstöcker Strasse, 80 Ruthen von letzterm Punkte	190.4	2207
Dieselbe Strasse schneidet die Linie zwischen Günthersberg und Schobserwand	187.3	2171
Der Fürstenweg schneidet dieselbe Linie, nahe der Oehrenstöcker Wiese	204.8	2374
Dieselbe Grenzlinie trifft die Schobse, nordwestlich von letzterm Punkte	181.6	2105
Der trig. gem. Punkt im Günthersberge, nahe der Linie zwischen diesem und Günthersberge	218.2	2530
Forstort Schobserwand.		
Die Oehrenstöcker Strasse schneidet die nördliche Grenzlinie dieses Forstorts mit dem Obergehrner Forste	189.7	2199
Dieselbe Grenzlinie trifft die Schobser Wiese, am Grzst. 223	180.8	2096
Forstort Mullenthal.		
Grenzstein Nr. 7 auf der Schäferswiese	185.8	2154
Das nordöstliche Ende der Grenzlinie mit Kämpfenberg im Mullenthal	166.2	1927
Forstort Kämpfenberg, Nordwand.		
Mündung des Mullenthal-Wassers in die Wohlrose, Grzst. 121	158.5	1838
Grenzstein 130, am Obergehrner Forst	157.0	1820
Grenzlinie zwischen Nord- und Südwand, Abtheilungslinie zwischen a und b	182.4	2115
Dieselbe bei VII. a	187.5	2174
Dieselbe Grenzlinie an der Oehrenstöcker Strasse	188.0	2180

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Kämpfenberg, Südwand.		
Die Oehrenstöcker Strasse trifft das Rosenborner Wasser, am Grzst. 9	180.2	2089
Kämpfenberg, ein Punkt im Innern auf halber Länge	178.2	2066
" trig. Punkt, 40 Ruthen nördl. vom Ochsenbach	183.3	2102
Mündung des Ochsenbach in die Wohlrose, nahe am Grzst. 13	184.3	2137
Grenzstein 1 an der Wohlrose	159.2	1846
" 136 nahe westlich von letzterm	162.2	1880
Forstort Reiter.		
Mündung des Ebertsbachs in die Wohlrose	173.0	2006
Forstort Burgberg.		
Die Grenzlinie zwischen a und b am Ebertsbache	178.5	2069
Grenzlinie am Buchenschlage und an der Beerwiese	189.7	2199
Ein Punkt derselben Linie, 50 Ruthen vom Ochsenbach	180.9	2097
Forstort Buchenschlag.		
Die Grenze zwischen b und c am Ochsenbach	181.2	2101
Dieselbe Linie 100 Ruthen südöstlich von letzterm Punkte	188.9	2190
Die Linie zwischen a und e, am Wege	191.1	2216
Derselbe Weg 75 Ruthen südlich von letzterm	195.5	2267
" " an der nächsten südlichen Wiese, Grzst. 3	198.1	2297
Der Ebereschenweg schneidet die Linie am Forstort Ebereschenhügel, 50 Ruthen nördlich der Meiningschen Landesgrenze	202.2	2344
Dieselbe Grenzlinie, 130 Ruthen nördlich von letzterm Punkte, Grenze zwischen d und f	194.0	2249
Forstort Ebereschenhügel.		
Grenzlinie mit Bühlsröderkopf, 85 Ruthen nordöstlich vom Lds.-Grzst. 33	208.2	2414
Dieselbe Grenzlinie am Meining. Lds.-Grzst. 33, nahe am Gr. Burgberg	216.5	2510
Forstort Beerwiese.		
Am Meiningschen Lds.-Grzst. 53, 185 Ruthen nordwestlich von Neustadt	206.6	2395
Am Grenzstein 6, an der Wiese, Abtheilungslinie zw. a u. d	192.2	2228
" " 14, 45 Ruthen über dem Ebertsteiche, Grenze beim Forstort Ebertsberg	186.0	2156
" " 28, Südende der Grenzlinie mit Bauholzschlag	198.5	2301
" " 39, an der Neustädter Wiese	201.9	2341
" " 5, nördlich am Dorfe Neustadt	208.0	2411
" " 49, am Neustädter Felde	209.1	2424
Dorf Neustadt, 40 Ruthen südwestlich vom Ein halb Meilenstein	211.7	2454

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Brand.		
Am Grenzstein 31, östlich an der Kaltebrunnswiese	192.1	2227
» » 45, am Vaterunserthal	185.2	2147
» » 47 » »	183.6	2129
Dasselbe Thal, 60 Ruthen südlich von der Gehrner Chaussee	197.4	2289
Forstort Kl. Neustadt.		
Grenzstein 23, 50 Ruthen östlich vom Lds.-Grzst. 73	201.7	2338
» 11, am Vaterunserthal	195.3	2264
» 3, Ostseite des Forstorts	194.2	2251
Forstort Bauholzschlag.		
Südostende der Grenzlinie mit Edelmannskopf, an der Gehrner Chaussee	209.7	2431
Nordwestende derselben Linie an Ebertsberg	197.0	2284
Trig. Punkt nahe der halben Länge derselben Linie	209.8	2432
Forstort Edelmannskopf.		
Nordöstlichster Punkt der Grenze mit Ebertsberg, Weg	203.0	2354
Abtheilungslinie zwischen d und e, Weg	216.2	2507
Am Höllteiche	202.4	2347
Forstort Ebertsberg.		
Nordostende der Theilungslinie zwischen d und e, am Wege	193 0	2238
Der Weg trifft die Theilungslinie in a	194.6	2256
» » » » » zwisch. a u. b, nahe am Höllbach	180.0	2087
Forstort Gr. Höllwand.		
Die Linie zwischen a und b trifft den Höllbach	174.4	2022
Dieselbe Linie südlich vom Grzst. 5	193.0	2238
Der Grenzweg mit Ob. Gehrner Forst, östlich von letzterm Punkte und wo der Weg vom Höllteich einfällt, zugleich Grenze mit Rehmhügel	194.7	2257
Der Höllteichsweg an der nördlichen Höllwandswiese, Grenzstein 1, zwischen a und c	195.9	2271
Forstort Kl. Höllwand.		
Der Höllbach, in Abtheilung b, halbe Länge vom Höllteich bis zur Mündung vom Ebertsbache	185.8	2154
Forstort Rehmhügel.		
Linie zwischen Rehmhügel u. Rothkopf, über dem Thiemthal	206.0	2388
Grenzstein 33 am Thiemthal-Wasser	185.9	2155
Der Grenzweg schneidet das Thiemthal dicht über dem Ilmsenteich, Grzst. 1	184.6	2140
Derselbe Weg an der Linie zwischen a und b	189.6	2198
Wo die Theillinien von a, b und f zusammentreffen	199.0	2307
Südostende der Linie zwischen c und d	204.0	2365
Forstort Rothkopf.		
Chaussee nach Gehren und Breitenbach, Theilllinie zw. f g	211.3	2450

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Chaussee nach Gehren und Breitenbach. Theillinie VII f und VIII g	211.7	2454
Dieselbe am Ein-Viertel-Meilenstein	211.9	2457
Dieselbe an der Theillinie zwischen a und b	204.4	2370
Dieselbe am Grenzstein 20, nahe am Wege nach dem Ilmsenteiche	197.1	2285
Weg zwischen VIII g, VII g und f, 45 Ruthen nordwestlich vom Ein-Viertel-Meilenstein	211.0	2446
Grenzstein 10, 75 Ruthen südlich vom Ilmsenteich	191.6	2221
" 13, am Thiemthal	195.0	2238

III. Forst Obergehren.

Forstort Zipersberg.

Der Weg in a schneidet die westl. Neustädter Forstgrenze	188.2	2182
Die Südspitze von Abtheilung b	182.7	2118

Forstort Albertinenlust.

Westgrenze mit Steingebiss und Forst Neustadt	189.5	2197
Das Pirschhaus. Grenze Vorder- und Hinter-Pochrand	203.1	2355
Nordwest-Grenze mit Steingebiss, wo sie die Theillinie vom Pirschhause nach der Forstwiese schneidet	197.7	2292
Wo die drei Grenzlinien vom Steingebiss, Hassbach und Vorder-Pochrand zusammentreffen	198.6	2303
Trigon. Punkt, 17 Ruthen vom Pirschhause und Grenze mit Hinter-Pochrand	203.6	2360
Dieselbe Linie, 85 Ruthen südlich vom Pirschhause	174.8	2026

Forstort Hinter-Pochrand.

Die nördliche Grenzlinie mit Vorder-Pochrand, 55 Ruthen östlich vom Pirschhause, Linie zwischen b und c	195.7	2269
Dieselbe Grenzlinie, 140 Ruthen östlich vom Pirschhause	183.0	2122
Ostende derselben Linie, an der Eschleiter Wiese, Grzst. 5	160.0	1855
Grenzstein 11, unten und östlich an derselben Wiese und 30 Ruthen westlich von der Oberwohlroser Schneidemühle	150.4	1744
Oberwohlroser Schneidemühle, an der Mündung des Eschleitenbachs	148.2	1718
Am Wege 30 Ruthen südlich von der nördlichen Forstortsgrenze, in d	187.5	2174
Die östliche Spitze von Abtheilung b, Grenze mit e	186.1	2158
Dieselbe Grenze schneidet die Linie östlich an b, 40 Ruthen südwestlich von letzterm Punkte	185.9	2155
Dieselbe Grenze (zwischen a und b) schneidet ein Waldweg, 90 Ruthen südöstlich vom Pirschhause	195.3	2264

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Vordere Pochrand.		
Die Abtheilungsgrenze zwischen b und c, 16 Ruthen nördlich von der südlichen Forstortsgrenze, Weg	178.0	1980
Derselbe Weg, 75 Ruthen nordöstlich von letzterm Punkte	170.7	1979
Derselbe Weg, 45 Ruthen südlich von der nördl. Grenzlinie	177.2	2054
Ostende der nördlichen Grenzlinie am Forstort Eberesch	182.6	2117
Grenze zwischen den Abtheilungen a und b, obere oder nordöstliche Ecke	200.6	2326
Grenze zwischen den Abtheilungen a, b und c	194.9	2260
Forstort Steingebiss.		
Die Forstwiese Ullrichsrod, in Mitte des Forstorts, östlicher Rand, am Wege	186.5	2162
Dieselbe Wiese, nordöstlichster Punkt, am Wege zur Schobse	183.3	2125
Kreuzweg am Schlemmersrod, am Grzst. 4 und am hintern Stechberg	180.4	2091
Grenzstein 213, an der Westgrenze mit Langenwieser Forst	196.5	1965
Forstort Hintere Stechberg.		
Grenzstein 208 am Langenwieser Forst	163.2	1892
Obere oder östliche Wiesenrand am Grzst. 194 in a	179.7	2083
Die Abtheilungslinie von da trifft die andere zwisch. a u. b	189.3	2195
Die Forstorte Weissledersptze und Hassbach treffen mit der östlichen Grenze vom hintern Stechberg am Hirschkopf zusammen	200.8	2328
Der trig. Punkt, 80 Ruthen nordwestl. darneben. Hirschkopf	200.7	2327
Oberes Ende der Wiese, südwestlich an der Kindtaufe, Grzst. 5	175.4	2034
Das untere Ende derselben Wiese. am Grzst. 183	158.7	1840
Forstort Kindtaufe.		
Grenzstein 172, an der Nordgrenze	154.1	1787
Der Grenzweg an Weissledersptze trifft die Schobsewiese am Grzst. 160	157.9	1831
Forstort Weissledersptze.		
Die Abtheilungslinie zwischen a und b trifft die nördliche Grenze, nahe am Grzst. 154	149.7	1734
Wiesengrenze nördlich hieran, am Stein 17	119.0	1380
Die Grenze mit Vord. Stechberg, Nordende, nahe am Grzst. 149	154.0	1785
Dieselbe Grenze an Vord. Stechberg und Hassbach	184.5	2139
Der Weg aus Hassbach schneidet die südliche Grenzlinie	183.7	2130
Derselbe Weg zwischen c, b und d, 20 Ruthen nördlich von letzterm Punkte	181.5	2104
Die Abtheilungslinie zwischen a und b, 35 Ruthen südlich vom nördlichen Waldrande	155.0	1797
Die Abtheilungslinie zwischen a und c, südlichste Ecke	155.8	1806

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Die nahe, südlich davon gelegene Spitze zwischen c und d	186.0	2156
Die andere nordwestliche Spitze von d	186.0	2156
Grenze mit Hassbach, 45 Ruthen südl. von letzterm Punkte	191.3	2218
Dieselbe Grenze, wo sie sich in d im Winkel bricht	188.0	2180
" " wo die Abtheilungslinie c d in Hassbach darauf stösst	186.7	2165
Forstort Vordere Stechberg.		
Die Abtheilungslinie zwischen a und b, auf dem Rücken des Zuges, erste nördliche Ecke	181.1	2100
Die Abtheilungslinie, die dritte Ecke von da	172.8	2003
Die nächste östliche Ecke, am Wege	169.2	1962
Der Hassbach, 25 Ruthen über seiner Mündung in die Schobse, am Grzst. 106	147.4	1709
Grenzstein 136, rechtes Ufer der Schobse	144.2	1672
Forstort Hassbach.		
Grenze zwischen den Abtheilungen a u. b, nördlichst. Punkt	192.5	2232
Dieselbe Grenze, südlichster Punkt	184.0	2133
Die Abtheilungsgrenze von c und d, stösst südlich auf das Wasser, Grzst. 47	167.5	1942
Dieselbe Grenze, oben nördlich erste Ecke	182.7	2118
Der trig. Punkt östlich daneben	187.4	2173
Die obere Wiesengrenze am Forstort Eberesch, Grzst. 14	182.1	2111
Südlich dabei, am Vord. Pechrand und Eberesch	182.6	2117
Südliche Grenze mit Vord. Pechrand, Abtheilungslinie zwischen a und e	193.6	2245
An derselben Grenze, halbe Länge bis Steingebiss	196.8	2282
Forstort Eberesch.		
Die Grenze zwischen a und b, Westende, 25 Ruthen vom Hassbache	172.6	2001
Dieselbe Grenze trifft unten westlich die Wiese, Grzst. 3	166.8	1934
Tiefster und nördlichster Punkt des Forstorts, am Hassbache, und Grenze mit Vord. Stechberg und Hassleberschlag	152.0	1762
Grenze mit Hassleberschlag, zwischen a und b	175.3	2032
Der Waldweg von Südwest trifft diese Grenze zw. a u. b	178.9	2074
Die Grenze mit Hassleberschlag, wo b und c von letzterm grenzen	182.6	2117
Forstort Hassleberschlag.		
Der mittlere Punkt der ganzen Figur des Forstorts in Abtheilung b	183.7	2130
Südliches Ende der Linie und Grenze mit hintern Brandskopf am Brandbach	171.4	1987

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Dieselbe Grenze, 45 Ruthen nördlich vom Brandbach	175.2	2031
Dieselbe Grenze, am Wege gegen 20 Ruthen über der Blochschlaufen-Wiese	174.7	2025
Dieselbe Grenze, an der Wiese, nördlich von letzterm Punkte	163.7	1898
» » unten an derselben Wiese, Grzst. 118	150.6	1746
Forstort Hintere Brandskopf.		
Die Abtheilungsecke, östlich nahe der einzelnen hohen Tanne in b	192.1	2227
Abtheilungslinie zwischen a und b, 110 Ruthen genau nördlich von dieser Tanne	170.7	1979
Dieselbe Linie, nordöstlich von letzterm Punkte	169.6	1966
» » nördlichste Spitze	167.0	1936
» » südöstlich von letzterm Punkte	169.0	1959
» » nächste südöstliche Ecke	165.0	1913
Das obere Ende vom vordern Kohlgeheu, Wiese östl. daneben	160.0	1855
Grenzstein 94 an der Schobse	137.6	1585
Die Schobse, 70 Ruthen von da östlich und unterhalb	136.0	1567
Forstort Vordere Brandskopf.		
Die westlich vorspringende Ecke der Grenze gegen hintere Brandskopf	170.4	1975
Südende dieser Grenze am Brandbach	159.7	1852
Forstort Pfeifersthal.		
Die Wohlroser Wiese, südlich von der Abtheilung c, nahe Grenzstein 56	145.1	1682
Südende der Abtheilungslinie zwiscen b und c, nahe Grzst. 49	145.4	1686
» » » a und b, an der Chaussee, nahe Grzst. 48	143.7	1666
» » Grenze mit Steinbachswand, nahe Grzst. 40	141.9	1645
Dieselbe Grenze, 30 Ruthen nördlich von letzterm Punkte	154.6	1792
Trig. Punkt an derselben Linie, auf der Höhe	175.9	2039
Dieselbe Linie 20 Ruthen weiter nördlich	176.9	2051
Forstort Steinbachswand.		
In der südlichen Abtheilungslinie zwischen e und c	160.3	1858
Dieselbe, südöstliche Ecke	162.6	1885
Der Weg nördlich an der Abtheilung e	175.3	2032
Derselbe Weg weiter östlich, zwischen e und c	179.4	2080
» » » » und zwischen a und b	179.5	2081
» » » » in a	163.1	1891
In Abtheilung b, Nordseite	162.1	1879
Der Weg verlässt östlich den vord. Brandskopf am Brandbach, Grzst. 41	153.6	1781

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Der Weg von Steinbachswand verlässt diesen Forstort am Grzst. 21 und am Wohlroserberge	157.7	1828
Der Grenzweg am Wohlroserberge trifft die Abtheilung a in letzterm	152.7	1770
Derselbe Grenzweg weiter südwestlich, am Grzst. 8	150.4	1744
Die Wohlroser Chaussee, gegenüber der Schneidemühle, Grzst. 36	141.6	1642
Die Schneidemühle, gegenüber	144.1	1671
Die Chaussee, am Grzst. 21	141.0	1635
Dieselbe Chaussee, am Grzst. 15 und an a	138.5	1596
Forstort Wohlroserberg.		
Der Drathhammer, Chaussee	134.4	1548
Forstort Vordere Schmiedenhaupt.		
Grenzstein 302, auf der Ostseite in b (Gickelberg)	135.4	1560
» 238, am Wege nach Hint. Schmiedenhaupt, an der Möhrenbacher Flur	155.6	1804
Grenzstein 233, an der Südgrenze, derselbe Weg	156.0	1809
» 219 » » » » » Grenzecke mit Hint. Schmiedenhaupt	170.5	1977
Westliche Grenze, 25 Ruthen nordw. von letzterm	170.0	1971
Das nordw. Ende derselben Linie, Grzst. 237, nahe am obern Ende der Ludwigsrod-Wiese	159.3	1847
Der Weg auf halber Länge in a, südlich vom Grzst. 253 an der Wohlrose	153.0	1774
Derselbe Weg trifft auf die Wohlroser-Wiese, Grzst. 260	148.4	1721
Die Wohlrose nördlich davon, nahe am Grzst. 258	137.4	1583
Forstort Hintere Schmiedenhaupt.		
Der Weg auf der nördlichen Abdachung, am Grzst. 213 und am Bärenkopf	158.4	1836
Westgrenze am Bärenkopf, nahe unter dem Bärenthälchen, Weg an a	170.0	1971
Der Weg in b auf der Höhe schneidet die Grenze mit Bärenkopf	179.6	2082
Dieselbe Grenze, südöstlich an den Grubern, Grzst. 355	174.9	2028
Trig. Punkt an der Abtheilungslinie zwischen a und b	181.7	2107
Dieselbe Linie, 25 Ruthen weiter östlich	180.6	2094
Forstort Bärenkopf.		
Trig. Punkt in Abtheilung a, 35 Ruthen nordwestlich von der Bärenthälchen-Wiese	178.2	2066
Der Weg zwischen b und c, 52 Ruthen von der Grenze am Hint. Schmiedenhaupt	184.0	2133
Die südlichste Grenzlinie, östliches Ende an den Grubern	180.4	2091

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Dieselbe Linie, westl. Ende am Silberberg u. am Mittelbusch	193.0	2238
Die Grenzlinie mit Silberberg, 20 Ruthen nördlich von letzterm Punkte	192.0	2206
Dieselbe Linie, der Weg schneidet sie nahe über der Katzmannsthal-Wiese	181.5	2104
Das obere Ende dieser Wiese, am Grzst. 17	179.8	2079
Grenzweg am Silberberg, 12 Ruthen unter derselben Wiese	159.7	1852
Grenzstein 186, an der Wohlroser Wiese u. nahe der Chaussee	152.2	1765
„ 197 „ „ „ „ u. an der Chaussee	145.1	1682
„ 208 „ „ „ „ u. am Waldwege	159.6	1850

Forstort Silberberg.

Die Grenzlinie an Eschleite, nordwestliches Ende an der Wohlroser Wiese, Grzst. 164	165.8	1922
Dieselbe Linie, 60 Ruthen südöstlich von letzterm Punkte	188.0	2180
„ „ der Waldweg trifft sie südlich von letzterm	200.7	2327
Dieselbe, der Waldweg aus der Eschleite trifft sie	204.3	2369
Südliche Grenze des Forstorts, westliche Ecke an Eschleite und Hohenschlaufe	196.5	2278
Dieselbe, 50 Ruthen östlich von letzterm	196.4	2277
Trig. Punkt auf der Abtheilungsgrenze in b	195.0	2261
Der Weg südlich darunter	196.8	2282
Der Waldweg in b	184.0	2133
Abtheilungslinie zwischen a und b, Westende an der Wiese, Grzst. 166	158.9	1842
Dieselbe Linie auf halber Länge östlich	167.7	1944
Dieselbe, südliche Ecke	171.2	1985

Forstort Eschleite.

Abtheilungslinie zwischen a und b, nordwestliches Ende an der Wohlrose, nahe Grzst. 149	156.3	1812
Abtheilungslinie zwischen a und d, westliches Ende eben dort, Grzst. 26	163.8	1899
Abtheilungslinie zwischen a und d, Weg auf halber Höhe des Berges	186.5	2162
Abtheilungslinie zwischen a und b, trig. Punkt	200.1	2320
„ zwischen a und b, Ostseite	198.7	2304
„ „ a und b „	197.2	2286
Trig. Punkt in a	197.9	2294
Abtheilungslinie zwischen a und b, nördlich von letzterm	196.1	2274
„ zwischen d und c, westliche Ecke	199.6	2314
„ „ b und c, nördliche Seite	203 5	2359
„ „ c und d, westliche Ecke, Grenze mit Hohenschlaufe	193.5	2243

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Hohenschlaufe.		
Trig. Punkt in b	199.0	2307
Abtheilungslinie zwischen a und d, nahe der Neustädter Forstgrenze	194.5	2255
Weg zwischen den Abtheilungen b und d	193.5	2243
Grenzweg, am Neustädter Forst und mit Quärigberg	194.7	2257
Wiesengrenze, am Stein 28 und an Abtheilung a, Quärigbergswiese	187.9	2178
An der nordöstlichen Spitze derselben Wiese, Grzst. 1 am Mittelbusch	180.0	2087
Am Grenzstein 22 der Silberbergswiese, Ostende und am Mittelbusch	184.2	2136
Am Grenzstein 18 derselben Wiese und am Mittelbusch	188.7	2188
Forstort Quärigberg.		
Südlichste Spitze, Durchschnitt des Neustädter Forstgrenzwegs mit dem Ilmsenbache, 15 Ruthen über dem Ilmsenteiche	183.9	2132
Der mittlere Fahrweg durch den Quärigberg, 20 Ruthen nördlich von letzterm Punkte	185.2	2147
Derselbe mittlere Fahrweg, 95 Ruthen vom Ilmsenteiche	184.4	2138
Derselbe, 16 Ruthen südlich von der Grenze am Mittelbusch	176.5	2046
Nördliche Grenze am Mittelbusch und am Grzst. 77, am Kl. Ilmsenbach	175.7	2037
Nordöstl. Grenzecke am Ilmsenbach, tiefster Punkt, Grzst. 71	172.2	1996
Südöstl. Grenze, Grzst. 22 am Ilmsenbache, am Thiergarten	178.2	2066
Forstort Mittelbusch.		
Trig. Punkt an der östlichen Grenze und nahe am Grzst. 27	181,4	2103
Ostgrenze mit Gansleite, Grzst. 28, 18 Ruthen nordöstlich von letzterm Punkte	177.4	2057
Forstort Gansleite.		
Grenzstein 389, an den Grubern	175.6	2036
„ 404, nördlich an der Möhrenbacher Flur, Grenzweg	181.1	2100
„ 416 „ „ „ „ „ „	161.2	1869
„ 172 „ „ „ „ „ „	160.7	1863
„ 170 „ „ „ „ „ „	157.1	1821
„ 164 „ „ „ „ „ „	154.3	1789
„ 100, östlich „ „ „ „ „	161.7	1875
„ 126 „ „ „ „ „ „	158.7	1840
Trig. Punkt, Grzst 101 an der Chaussee, 45 Ruthen von der Mündung des Ilmsenbaches in den Möhrenbach, von der Witzleber Tanne her	154.1	2787
Grenzstein 39, an der Ochsenrod-Wiese, an der Abtheilung a	167.6	1944

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Abtheilungslinie zwischen a und d, 45 Ruthen nordöstlich von letzterm	169.6	1966
Am mittlern Wege der Gansleite, 38 Ruthen nördl. v. letzterm	180.0	2087
Trig. Punkt, 100 Ruthen nordöstlich von der Chausseebrücke	187.5	2174
Abtheilungslinie zwischen a, c und d, Südende, Wegedurchschnitt	176.1	2042
Derselbe Weg, 30 Ruthen nordöstlich von letzterm	175.0	2029
Abtheilungslinie zwischen a und c	175.4	2034
Der Weg schneidet dieselbe Linie, nördl. von letzterm Punkte	176.5	2046
Nördliche Spitze der Linie zwischen a und b	176.7	2049
Grenzstein 156, an der Wiese	166.7	1933
Forstort Ilmsenberg.		
Grenzst. 472, Möhrenbacher Wiese, nahe südl. an d. Chauss.	154.4	1790
Drei-Viertel-Meilenstein, nahe am Grenzst. 481, an der Breitenbacher Chaussee	162.2	1880
Am Grenzstein 486, westlich und nahe der Chaussee	165.3	1916
„ „ 492 „ „ „ „ „	167.0	1936
„ „ 509, östl. von der Chaussee und an der Wiese	161.8	1876
An der Chaussee, Grzst. 520, Abtheilungslinie zwischen b und d, an der Wiese	174 3	2021
Grenzstein 538, Wiese, östlich von der Chaussee	168 5	1593
Die Grenze zwischen Ilmsenberg und Thiergarten schneidet den obern Weg	184 8	2142
Dieselbe Grenze, 50 Ruthen östlich von letzterm	190.0	2203
Der obere Weg, 78 Ruthen von der Grenze	193.5	1243
Die Abtheilungslinie östlich nach der Chaussee hinab, 60 Ruthen südöstlich von letzterm Punkte	185.4	2149
Trig. Punkt in Abtheilung a	195.0	2261
Nördliches Ende der Abtheilungslinie zwischen a und VII. der Weg	188.5	2185
Derselbe Weg, nordwestlich am Berge	184.9	2144
Abtheilungslinie zwischen a und b, ganz im Norden	184.9	2144
Der Weg westlich am Berge	182.6	2117
Derselbe Weg bei der scharfen Wendung in das Thal, Abtheilung a, nahe Grzst. 17	176.4	2045
Das nordwestliche Ende der Linie zwischen b und c, am Grzst. 61 und am Ilmsenbache	165.2	1915
Dieselbe Linie, 30 Ruthen südöstlich von letzterm	173.3	2009
„ „ 68 „ von ihrem Ostende	178.1	2065
Forstort Thiergarten.		
Ziemlich in der Mitte des ganzen Forstorts, südöstliche Ecke der Linie zwischen a und c	198.8	2305

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Trig. Punkt, nahe an der nordwestlichen Grenze	180.4	2091
Abtheilungslinie zwischen a und c, auf der Nordseite	187.6	2175
Wo diese Linie auf der Westseite am Neustädter Forst endet	192.4	2231
Abtheilungslinie zwischen b und c, halbe Entfernung zwischen letzterm Punkte und der Witzleber Tanne	197.8	2293
Grenzstein 548, 35 Ruthen nordwestlich von der Witzleber Tanne und westlich der Breitenbacher Chaussee	187.0	2168

IV. Forst Ober-Breitenbach.

Chaussee von Neustadt nach der Witzleber Tanne und nach Breitenbach etc.

Die Chaussee 65 Ruthen von der westlichen Grenze des Reischelberges nach der Witzleber Tanne	214.5	2487
Abtheilungslinie zwischen b und c vom Reischelberge, trifft die Chaussee 90 Ruthen östlich von der westlich. Grenze	215.0	2493
150 Ruthen von St. 8 an der westlichen Grenze, Chaussee zwischen Dornhaupt und Reischelsberg	216.0	2504
205 Ruthen von St. 8 do., am Dornhaupt	211.0	2446
330 » » St. 8 do., an der Breitenbacher Flur, Grzst. 1	201.8	2340
Der Meilenstein südlich bei der Witzleber Tanne	185.8	2154
Chaussee, 140 Ruthen südlich von der Witzleber Tanne	181.0	2098
70 Ruthen nördlich der Wigandsmühle, Chaussee, d. i. Festlegungsstein auf der ersten Höhe 600 Str. nordwestlich vom obern Ende der Stadt, im Felde Rodich und auf der Viehtrift, nahe am Chausseestein 1,24 und 31 Schritt westlich der Chaussee	177.3	2056
Die Chaussee westlich vor Gr. Breitenbach	171.5	1988
Der zweite südliche Ausgang der Stadt	171.2	1985
Gr. Breitenbach, die Kirche	174.0	2017
Ein Punkt 55 Ruthen südöstlich von der Schwefelhütte	155.5	1803

Forstort Reischelberg.

Abtheilungslinie zwischen a und b im Westen	206.8	2397
Dieselbe, südöstliche Ecke	216.0	2504
Dieselbe, auf halber Entfernung von da bis zur Chaussee	210.6	2442
Dieselbe zwischen b und e, westlich am Reischelbache, halbe Breite des Forstorts von Süden nach Norden	194.7	2257
Dieselbe südwestlich am Reischelbache, zwischen b und e	198.7	2304
Abtheilungslinie zwischen b und e, südlich im Forstort	195.1	2262
Dieselbe Linie, südlich am Reischelberge	193.0	2238
» » zwischen b und d, südlich am Reischelberge	192.3	2229
» » südlich am Reischelberge, Grzst. 22 an der Langenbrücke-Wiese	193.7	2246

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Am Waldstein 5, an der kl. Wiese Kranichsköhler mitten im Forstort	207.5	2406
Abtheilungslinie zwischen b und d, östlich von der zuletzt genannten Wiese	199.8	2316
Am Grenzstein 15 an der obern nordöstlichen Wiese, Ellenbogen genannt	209.6	2430
Grenze mit Dornhaupt, am Waldstein 1	202.1	2343
Nordende der Linie von der Haube bis zur Langenbrück-Wiese, östlich vom Reischelbache und beim Waldstein 14	179.9	2086
Forstort Dornhaupt.		
Nordwestliche Wiesenecke beim Grzst. 18, oberer Margarethenbrunnen	201.8	2340
Grenzstein 5 an derselben Wiese	198.0	2295
» 4 an der nächsten südöstlichen Wiese oben	186.5	2162
» 14 an der Nordostgrenze, an Flur Breitenbach	191.2	2217
» 23 Ostgrenze, an Flur Breitenbach	185.8	2154
Abtheilungslinie zwischen b und f	177.4	2057
» » b und f, östl. von letzterm Punkte	183.2	2124
Forstort Tannenstrumpf.		
Grenze (nordwestliche) mit Dornhaupt, Grzst. 12	183.7	2130
» mit Flur Breitenbach, Grzst. 43	175.5	2035
Kreuzweg zwischen der Abtheilung a, b, c und d	177.6	2059
Der Weg westlich von hier kreuzt die Wiese beim Stein 18	177.0	2052
Westlichster Punkt, 50 Ruthen östlich von der Reischelthaler Schneidemühle, Grzst. 33	163.4	1894
Abtheilungslinie zwischen c und f 55 Ruthen südöstlich von letzterm Punkte	175.0	2029
Dieselbe kreuzt den Weg zwischen e und f	172.1	1995
» » » » » e und d	174.4	2022
Waldrand an der Breitenbacher Flur, am Grzst. 53	171.8	1992
Ostende der südlichen Grenzlinie, Grzst. 59	173.4	2010
Dieselbe Linie Westende, am Grzst. 14 und an der Wiese vom Reischelthal	159.4	1848
Forstort Kaltebrunnen.		
Kaltebrunns-Wiese, am Grzst. 17	206.6	2395
» » » » 23	201.7	2339
Südliche Wiesenspitze vom Reischelthal, am Grzst. 13	204.5	2371
Das Reischelthalwasser betritt am Südende die Wiese, Grzst. 30	195.3	2264
Am obern Flossteich, Grzst. 8	182.0	2110
Der Weg von Neustadt betritt die Wiese, westlich vom Flossteich	192.1	2227
Nordöstliche Grenze, das Ende am Ober-Flossteich	190.0	2203

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Nordöstliche Grenze auf der Höhe im Kreuz	205.0	2377
Der Punkt 80 Ruthen südwestlich von da in b	212.0	2458
" " 110 " " " von hier	207.8	2409
Die Grenzlinie unten an der Wiese, Grzst. 1., unter Wiese Kaltebrunn	202.9	2352
Forstort Kalbsgeräumde.		
Am Grenzstein 9, Westgrenze	192.8	2235
Spitze der Wiese, nördlich von Altenfeld, Fränzelsgeräumde	180.8	2096
Südliches Ende der Grenzlinie am Cyriäckel und Grzst. 538	179.3	2079
Trig. Punkt auf dem Cyriäckel, Westrand, nahe am Grzst. 531	178.0	2064
Forstort Haube (Nordrand).		
Das Reischelbergwasser betritt südlich die Wiese, Grzst. 47	189.1	2192
Das Reischelthal südlich am Reischelberge, Grzst. 1, Weg	175.3	2032
Die Linie zwischen Reischelberg und Dornhaupt nach der Haube zu, schneidet den Thalweg am Reischelbach	169.6	1966
Die Haube, Kopf zwischen Süd- und Nordwand	209.9	2434
Auf der halben Länge der Linie von da bis Forstort Kaltebrunnen zwischen a und b	205.6	2387
Theilgrenze zwischen a und b im Nordwesten	184.8	2142
Forstort Haube (Südwand).		
Der Teich über der Schneidemühle, Grzst. 1	164.8	1910
Theillinie zwischen a und b, dicht südlich unter dem Haubenkopf	202.9	2434
Dieselbe, südlich darunter	192.3	2229
Dieselbe " weiter	190.4	2207
Dieselbe endet am Cyriäckel und am Wiesen-Grenzstein 541	179.0	2075
An der westlichen Wiesenspitze, Grenze mit Brand, Grzst. 629	178.7	2072
Der Teich über der Schneidemühle, Grzst. 1	164.8	1910
Forstort Brand.		
Der Weg von der Schneidemühle nach Cyriäckel trifft die Wiese am Grzst. 622	169.4	1964
Derselbe Weg trifft die Wiese am Cyriäckel, Grzst. 548	171.7	1991
Wiese am Reischelsbache, Gr. Brunnhardt genannt	162.6	1885
Am Grenzstein ohne Nummer, 140 Ruthen südöstlich von der Schneidemühle	158.2	1834
Das Wasser vom Cyriäckel fällt in den Reischelbach, Grzst. 495 unter der Bezirksmühle	149.2	1730
Forstort Arenschle.		
Schmelzhütte, Grzst. 307, Zusammenfluss des Haubenwassers und Reischelbachs, von hier beginnt der Name Oelzefluss	147.3	1708
Der nordöstliche Weg von Altenfeld trifft diesen Forstort, Wiese, Grzst. 476	169.8	1968

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Arenschle, Mitte	167.2	1938
Der Weg von Altenfeld nach der Schneidemühle, Wiese, Grzst. 11	165.0	1913
Flur Altenfeld.		
Der Weg von Altenfeld nach Giesshübel trifft den Wiesenstein XXIV., 105 Ruthen von der Mitte des Orts	163.6	1897
Die nordöstlich vorspringende Wiesenspitze am Grzst. XX.	172.3	1998
Der Weg von Altenfeld nach Neustadt an der Wiese und am Grzst. 434	173.7	2014
Das Haubenwasser trifft diese Wiese nahe am Grzst. 437	172.9	2005
Altenfeld, Dorf, das nördlichste Haus, nahe am Grzst. III.	166.0	1925
» das Haus 25 Ruthen südlich von letzterm	166.7	1933
» ein Haus in der Mitte des Orts (Kirche?)	161.8	1876
» am südwestlichen Ausgange nach dem Flossteiche zu	159.2	1846
Der Weg nach dem Beckenholze und der nach dem Wolfsborn trennen sich, 25 Ruthen südöstlich vom Dorfe	161.5	1872
Der Weg nach dem Beckenholze, 85 Ruthen von letzterm Punkte	172.2	1996
Die Breitenbacher Chaussee trifft das Altenfelder Wasser, 110 Ruthen westlich von der Schmelzhütte	150.2	1741
Forstort Rothkopf.		
Grenze zwischen a und d, südliche Spitze, Mitte des Forstorts	195.8	2270
» » a und d, westliche Seite	193.5	2243
» » b, c und d, nordöstliche Abdachung des Berges	190.0	2203
Strasse von Neustadt nach Altenfeld, an der Wiese und am Grzst. 434	173.7	2014
Dieselbe Strasse am Grzst. 9, Wiese	179.6	2082
» » » » 17, Wiese	194.3	2253
Grenze zwischen a und d, dicht südl. über derselben Strasse	193.6	2245
Forstort Kl. Neustadt.		
Nördlicher Rand der Wiese üser der Neustädter Strasse, Grzst. 33	204.3	2369
Forstort Kohlhieb.		
In der Mitte des Forstorts, in b	202.7	2350
Ein Punkt, 50 Ruthen nordwestlich von da, in b	209.8	2432
Ein Punkt, nahe nordöstlich von da, Südecke der Abtheilung von a und b	206.5	2394
Die Wiesenecke nahe nördlich von letzterm, Grzst. 25	205.5	2383
Wiesenrand bei Grzst. 20	201.4	2335
Nördliches Ende der Abtheilungslinie östlich in a, Grzst. 13	197.4	2289

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Oestliches Ende der Linie zwischen a und b	191.6	2221
Am Waldstein 4 der kleinen Wiese, am Bettelmannsthal	181.9	2109
Oberes und nördliches Wiesenende, an demselben Thal, Grzst. 11	171.8	1992
Forstort Goldberg.		
Kohlhieb, Wiese, trig. Punkt, nahe am Landesgrenzstein 103	203.5	2359
Trig. Punkt, 65 Ruthen östlich davon auf derselben Wiese	200.3	2322
Kohlhieb, dessen Nordspitze, am Grzst. 1	196.3	2276
Der Goldbach entspringt am Wiesenkohlhieb, zwisch. Grzst. 7 und 8	193.4	2243
Die Grenze mit Forstort Kohlhieb, an der Wiese und Grzst. 4	194.8	2258
Die nördliche Grenze endet östlich am Waldstein 8, an der Wiese	168.7	1956
Die Wiese südlich von a, Grzst. 409	167.1	1937
Am Grenzstein 3, gegen 20 Ruthen über dem Flossteiche	164.6	1908
" " 419, dicht unter dem Flossteich	162.9	1889
Mitte der Abtheilung a	189.3	2195
Weg von Giesshübel, Abtheilung L. b und c	194.5	2255
Derselbe Weg an der Thomaswiese, Grzst. 6	183.4	2126
Der Goldbach, obere Wiesenrand, Grzst. 8	171.3	1986
Forstort Erfurter-Stollen, Südwestecke des Forstes, am Rennsteige.		
Nordende der Linie an der Grenze mit Decemhieb u. Goldberg	175.5	2035
Grenzlinie zwischen Goldberg und Erfurter-Stollen	186.8	2166
Westende derselben Linie, nahe am Landesgrenzstein 113	193.0	2238
Am Landesgrenzstein 116, Rennsteig	199.3	2311
Forstort Decemhieb.		
Decemhieb-Wiese, zwischen den Grzst. 389 und 386	170.9	1981
Dieselbe Wiese, Grzst. 391, Weg	170.8	1980
Die Südspitze derselben Wiese, Grzst. 400, am Forstort Goldberg	171.5	1988
Das Westende der Linie mitten durch den Forstort, an Goldberg	177.3	2056
Das Ostende derselben Linie, an der Rothe-Horn-Wiese	187.3	2172
Forstort Beckenholz.		
Masserbecker Grenze und Abtheilungslinie mit Harzthal	186.7	2165
Dieselbe Linie am Wolfsbornwasser	178.7	2072
Nördliches Ende derselben Linie, Grenze mit Wolfsborn	170.9	1981
Grenzstein XII. und 353, nördliche Grenze	176.1	2042
Masserberger Grenzweg, an Decemhieb, Abtheilung a	194.0	2249

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Masserberger Grenzweg und am Rothehoser Berg, Südende der Abtheilung L	188.2	2182
Am Kl. Wolfsborn, nördliche Grenze, Stein IX.	161.6	1873
" " " " " " 311	154.0	1785
Zwischen dem Kl. und Gr. Wolfsborn, am Grzst. 322	167.5	1942
" " " " " " " 319	162.0	1878
Flurstein VI., südlich bei Altenfeld	162.4	1883
Zwischen den Flursteinen 378 und 359, nahe der Decemhiebwiese	176.0	2040
Der Weg von Altenfeld nach dem Decemhieb, Grzst. XVII.	168.8	1957
Forstort Harzthal.		
Wolfsborner Wasser, oben am Beckenschlag	178.7	2072
Dasselbe Wasser an der Brücke, ob Ende der Wiese, Grzst. 276	151.2	1753
Weg von der Schmelzhütte nach der Schneidemühle, Grzst. 270, zw. b und c	151.4	1755
An der Harzthalwiese, Grzst. 252	147.7	1712
Das obere Ende derselben Wiese, Grzst. 248	149.7	1736
Dasselbe Ende der Wiese, Grzst. 250	149.0	1727
Das untere Ende der Hotzelbecks-Wiese	177.0	2052
Das südliche Ende der Schmalzens-Wiese, Grzst. 4	175.6	2036
Das untere und östliche Ende der Baders-Wiese, Grzst. 1.	170.0	1971
Forstort Frohnholzhieb.		
Südende der Grenze mit Harzwald	177.4	2057
Südwestende der Grenzlinie zwischen a und b, Grenzweg mit Masserberg	184.6	2140
Derselbe Grenzweg an der Alleewiese	179.3	2079
Grenzweg mit Masserberg und Hoheschlaufe	182.4	2115
Forstort Hoheschlaufe.		
Rechtes Seitenthälchen der Oelze, Waldstein 236, zwischen a und b	152.5	1768
Die Abtheilungslinien a, b und c stossen zusammen	162.2	1880
Abtheilungslinie zwischen b und c, 80 Ruthen östlich von letzterm	165.0	1913
Südliches Ende der Abtheilungslinie a und c	182.5	2116
Das nahe Wieschen, am Grzst. 5	182.1	2111
Südlicher Grenzweg, halbe Länge	183.3	2125
Die Forstorte Hoheschlaufe, Harzthal und Frohnholzhieb treffen an der Baders-Wiese zusammen, Grzst. 8	179.0	2075
Forstort Buchenschlag.		
Grenzweg mit Masserberg und Hoheschlaufe	177.8	2061
Halbe Länge der Grenzlinie mit Hoheschlaufe	162.1	1879
Nordende derselben Grenzlinie, unterhalb der Schneidemühle	126.2	1463

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Grenzweg mit Masserberger Forst und zwischen a und b	156.6	1816
Grenzstein 2 am untern Breitenbacher Forst, Südostecke	144.8	1679
Forstort Grundsthal.		
Am Grenzwege, Grzst. 219	161.8	1876
30 Ruthen weiter östlich. am Grzst. 18	151.6	1758
Grenzstein 16 in b	164.9	1912
" 140, 50 Ruthen westlich vom Breitenbache	161.8	1876
" 105, südlich an der Wigandsmühle	169.9	1970
Die Chaussee von Breitenbach nach Oelze, östlich von der Schneidemühle und 165 Ruthen vom Schiesshaus in Breitenbach	163.7	1898
Forstort Hohewald.		
Grenzstein 197, am Oelzefluss, unteres Ende der untern Seilers-Wiese	140.3	1627
Grenzstein, 208 am Oelzefluss, an Abtheilung a	140.0	1623
Die Schneidemühle, am Oelzefluss, zwischen Hohewald und Hoheschlaufe, Grzst. 225	137.7	1586
Grenzstein 240, am Oelzefluss, Buchenschlag gegenüber	123.4	1431
" 254, am rechten Ufer des Oelgeflusses, letzterm Grenzstein gegenüber	129.2	1498
Lieutenantsmühle (Schneidemühle), Grzst. 259, Mündung des Breitenbachs in die Oelze	121.4	1407
Hohewald, 70 Ruthen nordwestlich von der Lieutenantsmühle	142.4	1651
Höhe 45 Ruthen nördlich von der Mündung des Harzthals in die Oelze	154.3	1789
Höhe 45 Ruthen nördlich von der Schneidemühle	150.0	1739
Grenzweg nördlich an Hohewald, Grzst. 189	165.4	1918
Trig. Punkt in Abtheilung c, nahe westlich vom Grzst. 222	165.1	1914
Forstort Königswald.		
Waldgrenze zwischen Pumpe und Königswald, Waldstein 85 und südwestlich von Wiegandsmühle	178.2	2066
Weg am Frankenschlag, Grzst. 14 und am Heuäckerswald	182.5	2116
Grenze mit Macholdshieb, Grzst. 23	183.7	2130
Zusammentreffen der Forstortsgrenzen: Grundsthal, Macholdhieb und Königswald, Grzst. 174	177.5	2058
Grenze und Weg VII. b, a, nordöstliche Wiesenspitze vom Unt. Seiler	167.0	1936
Auf derselben Wiese, nahe dem Grzst. 175	163.8	1899
Die nordwestliche Wiesenecke, 70 Ruthen östlich von der untern Klemmsteiner Schneidemühle	155.3	1800
An der untern Klemmsteiner Schneidemühle, Waldst. 128	144.1	1671
Grenzstein 141 unterhalb dieser Mühle	142.0	1646

Digitized by Google

Forstort Pumpe.	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Am Reischelbache. Grzst. 28, 270 Ruthen südlich von der Schneidemühle	154.0	1785
Am Reischelbache, nahe an d. Breitenbacher Chaussee, Grenzstein 79	151.0	1741
Die Theilungslinien von VII. c, VII. e, VI. a	172.5	2000
Die Theilungslinien von VII. c und b	167.8	1945
Dieselbe weiter südlich	167.0	1936
Dieselbe noch weiter südlich	164.7	1909
Dieselbe, Südecke	160.6	1862
Dieselbe an der Ratzenberger Wiese, Grzst. 5	159.9	1854
Die Chaussee nach Altenfeld, beim Waldstein 2	174.0	2017
Trig. Punkt am Waldstein 62, westlich von Wigands M.	175.8	2038
Dieselbe Chaussee betritt von Wiegands M. den Wald beim Grzst. 69	176.6	2047
Waldgrenzstein 70 Ruthen nordöstlich von der Bezirksmühle	160.7	1863
Simrothswald, 70 Ruthen nordöstlich von der Schmelzhütte	159.0	1843
Die obere Pumpwiese, Weg am Grzst. 56	175.4	2034
Nordseite der Capitainswiese, nördl. v. d. Chaussee, G zst. 8	175.2	2031

V. Forst Masserberg.

Forstort, Hohestock.		
Am Landesgrenzst. 120, an Meiningen, u. am Ob. Breitbchr. Forst, nordwestl. Ecke des Forstorts	198.2	2298
Nordgrenze mit Ob. Breitbchr. Forst, das nächte Knie von letzterm Punkte und 125 Ruthen östlich	195.0	2261
Nordostecke des Forstorts, nördl. über der Rothehoor-Wiese	193.0	2238
Südende der östlichen Forstortsgrenze, an der Rothehoor-Wiese, Grzst. 2	191.8	2224
Das obere Ende der nächsten südlichen Mullmichs-Wiese, Mullenbach-Quelle	180.7	2095
Südostecke des Forstorts, Grzst. 40, am Mullenbach	168.6	1955
Das untere oder Südende der Wolfswiese in d, Grzst. 5	179.8	2084
Unteres Ende der Schlossers-Wiese, Grzst. 6	187.3	2171
Die Grenzlinie, untere Abtheilung a, 30 Ruthen östlich von der westlichen Landesgrenze	200.4	2323
Forstort Jungfer.		
Grenzstein 14 am Mullenbach, Abtheilung c	161.1	1868
Unteres Ende des Forstorts, Mündung der Bärenfalle in den Mullenbach, Grzst. 31	154.9	1796
Das obere und nördliche Ende der Wiese über der Quelle der Bärenfalle	191.0	2214
Die Abtheilungslinie zwischen b und c, halbe Länge	183.5	2127

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Die Abtheilungslinie 60 und 50 trifft oben den nördlichen Grenzweg am obern Breitenbacher Forst.	188.0	2180
Forstort Mahlenbach, Nordwand.		
Grenzstein 18 am Bärenfalle, Abtheilung c	174.4	2022
Grenzlinie mit der Südwand, Wegedurchschnitt, 75 Ruthen östlich vom Bärenfalle	187.3	2171
Grenzstein 1 am Steinseifen, nahe dem östlichen Ende der zuletzt genannten Grenze mit Südwand	164.9	1912
Grenzstein 1, 60 Ruthen nördlich von letzterm	171.0	1983
Das obere westliche Ende der Schachtelmachere-Wiese in Abtheilung b	182.0	2110
Das obere und nördliche Ende derselben Wiese, am Grzst. 1	178.0	2064
Die Grenzlinie mit Säale, trifft oben nördlich die obere Breitenbacher Grenze	180.0	2087
Am Grenzstein 11 an derselben nördlichen Grenze und westlich an der Baderswiese	187.8	2177
Das Zusammentreffen der Abtheilungslinie von a, b und c	188.0	2180
Forstort Mahlenbach, Südwand.		
Am Bärenfalle, Grzst. 27	162.8	1887
An der Masse, Grzst. 3	153.0	1774
Mündung des Steinseifen in die Masse, Grzst. 8	142.1	1647
Am Steinseifen, Grzst. 14	153.7	1782
Forstort Säle.		
Der obere nördliche Grenzweg, unterhalb der Croatenwiese	184.0	2133
Das obere nördliche Ende der Amtmannswiese, am Stein 1	180.3	2090
Der Weg am obern nordöstlichen Ende derselben Wiese	179.8	2084
Das obere Ende der hintern Singerwiese, Grzst. 3	180.3	2090
Die Abtheilungslinie zwischen c und d stösst an dieselbe Linie, Grzst. 32	157.3	1824
Südspitze der Abtheilung d	170.5	1977
Grenzstein 2 an der neuen Schneidemühle	133.3	1593
Mündung des hintern Singerthals in die Masse, Grzst. 9	133.7	1540
Forstort Fleckberg.		
Das obere oder westliche Ende der Oelzerainwiese, Grzst. 3	183.7	2130
Dieselbe Wiese, Grzst. 1 unter dem Wege	180.0	2087
Das untere Ende von der Wiese am Singerthal, Grzst. 23	146.0	1693
An demselben Thal unten, Grz. 170, nahe der Mündung des Vorder-Singerthals in die Masse	132.7	1528
Am Grenzstein 18 an der Masse, nahe dem Orte Masserbrück	128.8	1493
Forstort Lassmann und Neudecke.		
Meininger Landesgrenzstein 137 und am Forstortsgrenzst. 1 an der Strassenwiese	190.9	2213

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
An der Viehhauswiese, Grzst. 22, nahe der Quelle vom Neudeckerthal	172.0	1994
Nördliches Ende derselben Wiese, Grzst. 13	178.4	2068
Grenzstein 2 im Neudeckerthal	167.0	1936
Nördliches Ende der Linie zwischen a und b im hintern Breitort und am Neudeckerthal	164.0	1901
Grenzstein 27 in demselben Thal, nahe der Mündung	158.5	1838
An der Abtheilungslinie 45 Ruthen westlich vom Mullenbach	194.0	2249
Trig. Punkt 40 Ruthen südlich von der obern Wiese im Hohenstocksthal	193.0	2238
Grenzstein 12 an der schmalen Decemwiese, westlich von letzterm Punkte und gegen 60 Ruthen westlich vom Lassmannsberge	192.7	2234
Forstort Hintere Breiteort.		
Meininger Landesgrenzstein 141 am Rennsteige und an der Schwalbenhauptswiese	186.4	2161
Nordende der Schwalbenhauptswiese, am Stein 20	183.3	2125
Meininger Landesgrenzstein 145 am Rennsteige und an der Schwalbenhauptswiese	186.7	2165
Am Grenzstein 31 östlich an derselben Wiese und am Masserberger Wege	192.5	2232
Grenze mit Ersteberg, nahe am Landesgrenzstein 152 und Rennsteige	197.0	2284
An derselben Forstortsgrenze, östliches Ende, an der Forstwiese, Grzst. 2 Masserberger Weg	192.0	2226
Grenze mit Vord. Breiteort, Südende	185.0	2145
Die Abtheilungslinie zwischen a und b trifft dieselbe Grenzlinie, 102 Ruthen nördlich von letzterm	196.0	2272
Ein Punkt in Abtheilung c, 55 Ruthen westlich von derselben Grenze	190.5	2209
Forstort Vordere Breiteort.		
Vorspringende östliche Ecke der Abtheilungslinie zwischen b und c, 45 Ruthen südlich vom Neudeckerthal	174.0	2017
Grenzstein 12, nahe westlich von der Masser Schneidemühle	150.0	1739
Die östlichste vorspringende Ecke der Abtheilungslinien zwischen d und e, 80 Ruthen westlich von letzterm Punkte	170.2	1973
Mündung des Kurtslochs und des Albertslochs in die Steinige Masse, die Forstorte: Vord. Breiteort, Kurtsloch u. Albertsloch treffen hier zusammen	161.7	1875
Forstort Ersteberg.		
Rennsteig, zwischen den Landesgrenzsteinen 157 und 158, Kreuz mit dem Masserberger Wege	201.0	2330

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Trig. Punkt an der Abtheilungslinie zwischen a und b	198.5	2301
Am Grenzstein 1 an der östlichen Grenze vor Abtheilung a	184.9	2144
Der Masserberger Weg an der Finkwiese, Grzst. 4	192.0	2226
Bornwiese, Grzst. 17 an der Südseite	197.4	2289
Wagnerswiese, Grzst. 63, Nordseite	207.2	2402
Dieselbe, am Grzst. 85, Südseite	216.3	2508
Forstort Kurtsloch.		
Grenzstein 14 an der Kurtslochwiese	181.5	2104
» 8 an der östlichen Wiese am Albertsloch	171.0	1983
Forstort Albertsloch und Masserberg.		
Auf der halben Länge der Abtheilungslinie zwisch. c und d, Kreuzweg	181.2	2101
Südwestecke der Wiese: Albertsloch, Grzst. 18	185.5	2151
Nordende derselben Wiese, Grzst. 33	171.8	1992
Die Kirche von Masserberg	209.7	2431
Der Masserberg, westlich vom Dorfe	213.1	2471
Das Nordostende vom Dorfe Masserberg	196.6	2279
Forstort Bonzenberg.		
Grenzstein 22 an Schmidtsgeräumde unter dem Dorfe	187.5	2174
» 29 westlich von Schmidtsgeräumde an Abtheilung d, unter der Schwanzenswiese	186.0	2156
Grenze mit Schmidtsgeräumde, Südende, Grzst. 35	180.5	2093
Dieselbe Grenze zwischen den Abtheilungen b und c	183.0	2122
„ » Nordende, an der Masse, Grzst. 26	145.6	1688
Westende der Linie zwischen a und b, am Bonzenbach	161.7	1875
Forstort Schmidtsgeräumde.		
Habichtsfröschbach, Grzst. 51, Abtheilung zwischen a und e	154.7	1740
Grenzstein 67, zwisch. Abtheilung b und Schmidtsgeräumde	176.5	2046
» 65, in Abtheilung b	172.1	1995
Forstort Habichtsfrösch.		
Westspitze in Abtheilung b, Grzst. 62	169.6	1966
Die Holzfrischer Aecker, Grzst. 8	172.2	1996
Ostspitze in Abtheilung a, Grzst. 28	139.7	1610
Forstort Vordere Schmiedebacherkopf.		
Die Schwarza, zwischen d. Lds.-Grzst. 863 und 864, über dem Ronseiffer Blechhammer	129.1	1497
Trig. Punkt, an der Westgrenze von Abtheilung a	158.0	1832
» » am Grzst. 108. in Abtheilung c	155.0	1797
Grenzstein 116, an den Obern-Aeckern	165.4	1918
Forstort Hintere Schmiedebacherkopf.		
Ramselthalwiese, Ostecke, Grzst. 4, zwischen Abtheil. b u. d	173.3	2009

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Grenzstein 126 an dem Ober-Acker, Südecke an b und d	164.9	1912
Die Abtheilungen a, b und c treffen zusammen	158.0	1832
Am Lds.-Grzst. 864 an der Schwarza	129.0	1496
Mündung des Rehthals in die Schwarza, am Lds.-Grzst. 870	132.0	1520
» » Ramselthals in das Rehthal	141.8	1644
Forstort Ramselthalskopf.		
Rehthal, am Grzst. 13	146.3	1696
Ramselthalwiese, Grzst. 12. Nordostende der Linie zwischen a und b.	173.3	2009
Südliche Ecke der Linie zwischen a und b	171.0	1983
Dieselbe Linie an Schmidts-Geräumde, Grzst. 9	185.5	2151
Quelle des Rehthalwassers, Grzst. 30, nordöstl. v. Forsthause	174.0	2017
Forstort Hohe Tanne.		
Dorf Masserberg, am Grzst. 46 am südöstlich. Ende d. Orts	197.3	2287
Grenzstein 2 an der Abtheilung a, südwestlich von letzterm Punkte	203.5	2359
* Zwischen den Landes-Grenzsteinen 191 und 192, und am Wiesenstein 4, am Rehberge	219.1	2540
* Südende der Grenze mit Lautersborn, nahe am Grzst. 202	220.1	2552
Dieselbe Grenze an der Lauterbornwiese, Grzst. 6	215.2	2495
» » nahe den Dunkelthals-Teichen	191.4	2219
Die Abtheilungslinien von b, c und d treffen zusammen	200.0	2319
Forstort Lauterborn.		
Südende der Abtheilungslinie am Kolitschberg, Rudolstädtische Landesgrenze am Stein zwischen 901 und 902	213.2	2472
Dieselbe Linie am Durchschnitt mit dem Waldwege, nördlich von letzterm Punkte	194.0	2249
Dieselbe Linie am Lauterborn-Wasser, es treffen hier zusammen: Rehberg, Kolitschberg, Lauterborn und Ascherbeetskamm	152.0	1762
Trig. Punkt in Abtheilung b	211.3	2450

*) Der Kopf in der Abtheilung d des Forstorts Hohe Tanne und im Gebirgsrücken mit dem Rennsteige, und zwar am Landes-Grenzstein 195, Rehberg auf der Sondershäuser und Eselsberg auf Meininger Seite benannt, hat nach dem Mittel von zwei meiner Messungen aus den Jahren 1828 und 1853, die absolute Höhe von 2595 pariser Fuss. Danach ist dieses der höchste Punkt des ganzen Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen. Nach denselben Messungen liegt der nahe Dreiherrnstein (südöstlich vom Rehberge) am Forstort Lauterborn und am Landes-Grenzstein Nr. 906, 2549 Fuss hoch. Es ist der südlichste Punkt desselben Landes; beides Punkte also, deren Höhenangabe auf der betreffenden Forstkarte nicht hätten fehlen dürfen.

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Ascherbeetskamm.		
Die östliche Grenzlinie gegen Rehberg schneidet das Dunkelthal	150.0	1739
Dieselbe Linie schneidet den Weg von Masserberg und Goldisthal an der Brandwiese	179.0	2075
Nordende derselben Grenzlinie im Rehthal, zwischen den Grzst. 5 und 6	157.0	1820
Grenzstein Nr. 20 am obern Ende der Rehthalwiese	163.4	1894
Abtheilungslinie zw. b und c unter dem Goldisthaler Wege	184.9	2144
Forstort Rehberg.		
Trig. Punkt auf der Schulzenwiese, nördlich am Goldisthaler Wege	169.0	1959
Nordende der Linie zwischen b u. c, am Rehthal, Grzst. 56	143.0	1658
Rudolstädter Landesgrenze, Stein 885 am Ostende des Dunkelthals bei dem Dorfe Goldisthal	134.7	1552
Forstort Kolitzschberg.		
Grenzstein 9 im Dunkelthal	167.5	1942
„ 1 „ „ oberes Ende der Wiese	147.5	1710
Trig. Punkt in Abtheil. d, dicht am Wege auf dem Kamm	183.6	2129

VI. Forst Unter-Breitenbach.

Forstort Todtmannsgraben (an der Witzleber Tanne südöstlich).		
Der Meilenstein an der Witzleber Tanne	185.7	2153
Forstort Oelzerrain.		
Abtheilungslinie zw. a u. b, wo die Abtheil.-Linie zw. b u. c darauf stösst	177.8	2061
Die Linie 40 Ruthen östlich davon	178.1	2065
Grenzweg mit Ob. Breitenbacher Forst und Masserberger Forst, Westspitze	177.8	2061
Grenze mit Wasserwand, Südwestende	156.5	1814
Dieselbe Grenze oben vor dem Oelzerwege	175.5	2035
Trig. Punkt in Abtheilung c	179.2	2078
Die Kisterswiese, nördl. darüber, Grzst. 8 auf d. Westseite	165.9	1923
Dieselbe, Grzst. 3 auf der Ostseite	159.8	1853
Forstort Masserwand.		
Die Grenze gegen Hammerswand, Südende im Hammergründchen	149.0	1727
Oberes Ende der Wiese im Hammergründchen, Grzst. 137	162.0	1878
Südwestecke des ganzen Forstorts, im Thal von Masserbrück	129.2	1498
40 Ruthen von da thalabwärts, Masserberger Forstgrenze	127.5	1478
Abtheilungsecke in a, 40 Ruth. nordöstl. v. letzterm Punkte	153.2	1776

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Grenzstein 160 thalabwärts, oberhalb Masserbrück	123.0	1426
Trig. Punkt, 45 Ruthen westlich vom Lds.-Grzst. 853, an der Schwarza	139.2	1604
Grenzstein 146, 70 Ruthen westlich von letzterm	153.0	1774
Trig. Punkt in a, 45 Ruthen nordwestlich von letzterm	149.5	1733
Forstort Hammerwand.		
Grenzlinie gegen Masserwand, halbe Länge	163.3	1893
Abtheilungslinie zwischen a und b, halbe Länge	158.6	1839
Trig. Punkt am Ostende dieser Linie, Wiese, Grzst. 100 am Oelzer Steinfels	151.5	1756
Die Westecke derselben Wiese, Grzst. 97	154.2	1788
Südlichste Ecke der Schmergeräumde.Wiese, Grzst. 8	159.5	1849
Forstort Buchenschlag.		
Nordende der Linie zwischen a und c, südl. von der Lieutnantsmühle	156.6	1816
An derselben Linie, Kisterswiese, Grzst. 3, südlich von letzterm Punkte	159.8	1853
Dieselbe Linie, Grzst. 47 an der Westseite der Steinigenwegswiese	169.7	1967
Grenzstein 19 an derselben Wiese	153.0	1774
Südlichster Punkt derselben Wiese, Grzst. 29	141.3	1638
Grenzstein 7 an der Wiese: überm Schmergeräumde	164.4	1906
Forstort Oelzersteig.		
Trig. Punkt am Wege von Breitenbach und dem Oelzestieg	181.8	2108
Am Grenzstein 51 an demselben Wege, südwestl. v. letzterm	171.2	1985
» » 62 » » » südlich » »	166.2	1927
Trig. Punkt in Abtheilung a, südwestlich von letzterm	189.9	2202
Das obere oder nördl. Ende der Wiese, Grzst. 9	159.9	1854
Ein Punkt in a, 65 Ruthen südlich von letzterm	151.3	1754
Trig. Punkt, 40 Ruthen östlich von letzterm, in a	159.6	1850
Ein Punkt, 40 Ruthen östlich von letzterm, in a	155.4	1802
Abtheilungslinie zwischen a und b, von letzterm nordöstlich	154.9	1785
Halbe Länge der Linie zwischen a und b	167.5	1942
Am Grenzstein 78, am Wege v. Gr. Breitenbach nach Oelze	171.8	1992
Trig. Punkt zwisch. d. Grenzsteinen 12 u. 13, am Wege von Breitenbach nach Oelze	160.0	1855
Am Grenzstein 92, an demselben Wege	160.0	1855
Der höchste Punkt der Langenwiese am Schwarzerberge	145.7	1689
Die Linie von da nach d. Grzst. 5, halbe Länge, zw. a u. b.	148.6	1723
Forstort Schwarzerberg.		
Trig. Punkt am Grzst. 20, Weg nach Oelze	151.3	1754

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Am Grenzstein 15, zw. a u. c, östliche Abdachung d. Berges	145.2	1683
Trig. Punkt an der Abtheilungslinie zwischen a und c	142.0	1646
Am Schwemmbach, Grzst. 528, über der Massenmühle	115.0	1333
Trig. Punkt in a, nördlich vom Wirthshause in Oelze	142 1	1647
Forstort Birkenhaupt.		
Grenzstein 178, nahe am Teich und Amselbachsquelle, nahe am Wege von Breitenbach nach Katzhütte	154.4	1790
Grenzstein 173, nördliche Grenze von Abtheilung a	165.8	1922
Dieselbe Grenze, Grzst. 163, am Schwemmbach	154.3	1789
Westliche Grenze von a und c, Grzst. 156	142.0	1646
Dieselbe Grenze von c, am Schwemmbach, Grzst. 151	140.2	1625
Abtheilungslinie zwischen a und b, auf der Höhe	151.6	1758
Dieselbe Linie trifft den Katzhütter Weg, Grzst. 188	149.3	1731
Trig. Punkt am Grzst. 184 und an demselben Wege, südlich vom Amselteiche	155.6	1804
Abtheilungslinie b und c, 70 Ruthen nordöstlich vom Rohrhammer	146.0	1693
Grenzstein 516 an derselben Linie, 45 Ruthen nordwestlich vom Lds.-Grzst. 832 an der Schwarza	129.9	1506
An der Brücke in Katzhütte, nahe dem Lds.-Grzst. 820a	113.1	1311
Forstort Metzenhain.		
Nordwestecke, am Grzst. 237	173.8	2015
Trig. Punkt, nahe am Grzst. 233	178.8	2073
Am Grzst. 234, nahe an letzterm	169.7	1967
Westliche Grenze, Stein 227	165.4	1918
Trig. Punkt, nahe am Grzst. 220	180.1	2088
Grenzstein 216, südlich von letzterm	157.5	1826
» 213, nördlich vom Amselteich	159.2	1846
» 212 » » »	156.3	1812
Forstort Scheffelsberg.		
Der Weg westlich vom Grzst. 49 in a	154.8	1794
Derselbe Weg 50 Ruthen weiter östlich in a	152.2	1765
Nördliches Ende der Grenze gegen Ungeheuer, Grzst. 35	148.3	1719
Der Weg südöstlich vom Amselteich, Grzst. 201.	152.2	1765
Trig. Punkt an der Grubenwiese, Grzst. 15	160.6	1862
Am Grenzstein 16 an der Holbachswiese	149.0	1727
Halbe Länge der Grenze gegen Ungeheuer, Weg	150.0	1739
Südende der Linie zwischen a und b, Weg nach Katzhütte	144.7	1678
Nordende derselben Linie	155.0	1797
An demselben Wege, 60 Ruth. nordwestl. v. letzterm Punkte	151.8	1760
Grenzstein 472 an demselben Wege	130.3	1501
» 479 am Amselbach, westlich bei Katzhütte	120.3	1395

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Ungeheuer.		
Am Grenzstein 450 an der Grenze mit Scheffelsberg, westlich vom Lds.-Grzst. 811 an der Schwarza	118.3	1371
Das ösliche Ende der Holbachswiese, Grzst. 1.	134.3	1547
Am Grzst. 28, Wegedurchschnitt über dem Steinbachsteiche	139.4	1606
Das untere Ende der Steinbachswiese, Grzst. 14, 50 Ruthen über der Schwarza	117.0	1356
Forstort Gräfenborn.		
Südwestgrenze gegen Metzenhain	161.8	1876
Der Weg nördlich darüber, zwischen b und c	163.6	1897
Derselbe Weg, wo er westl. die Grenze mit Metzenhain trifft	171.1	1984
Das obere oder Südende d. schmal. langen Wiese, Grzst. 249	166.2	1929
Trig. Punkt nahe am Grzst. 260	159.9	1854
Grenzstein 276, nahe südlich am Breitenbach	136.5	1573
» 285, Grenze zwischen a und b	157.2	1823
Trig. Punkt nahe an dem Grzst. 293	159.0	1843
Nordöstlichste Ecke des Forstorts, Grzst. 300, am Steinberg	150.0	1739
Halbe Länge der östlichen Grenze gegen Steinberg	148.5	1722
Südende derselben Grenzlinie an der Teichswiese, Stein 16	143.4	1663
Forstort Steinberg.		
Am Steinbach, Grzst. 4, unterhalb des Teichs	136.6	1574
Mündung des Steinbachs in die Schwarza, Grzst. 443	110.9	1286
Schwarzathal, Grzst. 436, nahe d. Lds.-Grzst. 807	110.5	1281
Grenzweg mit Breitenbacher Wand, schneidet die Linie zw. a und b	137.6	1585
Derselbe Weg, nahe am Grzst. 4 der kl. Rambachswiese	143.3	1661
» » wo er den Weg oben auf dem Rücken kreuzt	145.6	1688
» » auf halber Entfernung zw. beiden letz. Punkt.	147.5	1710
» Grenzweg trifft die Breitenbacher Wandwiese, südlich vom Lds.-Grzst. 776	128.3	1487
Abtheilungslinie zw, b u. c, Südabhang des Berges, westliche Ecke	143.0	1658
Abtheilungslinie zw. a u. b, trig. Punkt In der Brandswiese	138.5	1596
Dieselbe Linie 30 Ruthen westlich davon	140.2	1625
» » westlich von der Rambachs-Wiese	149.4	1732
» » kommt nördlich an den obern Weg	150.0	1739
Wo sich der obere Weg westlich und vor der Gräfenborner Grenze theilt	149.4	1732
Forstort Breitenbacherwand.		
An der Schwarza, südl. Wiesenecke zw. den Lds.-Grzsteinen 800 u. 801 unterhalb Voigts Schneidemühle, Grenze zwischen a und b	108.0	1252

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Grenzstein 420 nahe der Schwarza und nahe d. Lds.-Grzst. 798, an der Faikenwiese	108.6	1259
Der Weg auf dem Rücken kreuzt die Grenze mit Schwarzmühle	132.5	1526
Westende derselben Grenze am Breitenbach	116.9	1355
Abtheilungslinie zw. a u. b, westlich von Voigts Schneidemühle, auf der Höhe	137.0	1578
Forstort Schwarzmühle.		
Am Grenzstein 405, 130 Ruth. oberhalb Schwarzmühle, nahe dem Lds.-Grzst. 796	107.8	1250
Die Abtheilungslinie schneidet den obern Weg auf d. Bergrücken am Grzst. 387	124.3	1441
Dieselbe Linie trifft den Breitenbach am Grzst. 374, nahe am Lds.-Grzst. 788	110.0	1275
Das obere Ende der Faikenwiese, Grzst. 415	127.8	1482

VII. Forst Untergehren.

(Langeberg.)

Forstort: Die Röder.		
Der gr. Meilenstein südlich bei der Witzleber-Tanne, Breitenbacher Chaussee	185.5	2151
Die Chaussee vor dieser Tanne nach Gillersdorf zu, tritt in den Wald, am Grzst. 63	190.6	2210
Ostecke der Abtheilungslinie zwischen a und b	179.9	2086
Die Forstortsgrenze am Gillersdorfer Walde, Chaussee	193.0	2238
Forstort Rotheweg.		
Westgrenze, Stein 79, am untern rothen Wege, Südwestecke der Witzleber Wiese	162.0	1878
Am Grenzstein 72, an demselben Wege	158.7	1840
Oestliche Grenze u. an der Südspitze v. Forstort Hundssteig	184.5	2139
Forstort Hundssteig.		
Grenzstein 50 am untern rothen Wege	158.5	1838
Grenzweg mit Ober-Porzel, halbe Länge	187.0	2168
Derselbe Weg nach Gillersdorf, tritt in d. Gillersdorfer Wald	190.6	2210
Abtheilungslinie zw. a u. b, nördlichst. Punkt derselb. (Ecke)	166.3	1928
Dieselbe Linie trifft östlich das Hundsteigsrod, Grzst. 18	180.0	2087
Das obere Ende derselben Wiese am Gillersdorfer Holze, Grzst. 10	189.7	2199
Das obere und östliche Ende der Zeisigsrod-Wiese, Grzst. 6	186.9	2167
Der Teich 150 Ruthen über oder südlich vom Dorfe Möhrenbach, an der Chaussee	145.1	1628

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Forstort Ober-Porzel.		
Abtheilungslinie zwischen a und c stösst südöstlich an das Gillersdorfer Holz	200.3	2322
Dieselbe Linie, halbe Länge	192.0	2226
Der Weg nach der Jenemond-Wiese verlässt die Gillersdorfer Grenze, östlich am Porzel	210.2	2437
Derselbe Weg scheidet den Möhrenbach-Herrschdorfer Weg, am Schieferrand	197.0	2284
Möhrenbacher Weg, wo ihn die Linie zw. b und d trifft	194.7	2257
Derselbe Weg östlich am Dorfe Möhrenbach, Grzst. 15	162.4	1883
Die Stiefelkoppe	214.6	2488
An der Abtheilungslinie zw. a und b, halbe Länge	192.3	2230
Forstort Schieferrand.		
Der höchste Punkt des Langenberges, trig. Punkt, an der Wilmersdorfer Grenze, an Abtheil. e u. südw. Häuschen	214.8	2490
Am Häuschen, nordöstlich von letzterm Punkte	214.3	2484
Grenze mit Porzel, südöstlichster Punkt	210.3	2438
Der Möhrenhacher Weg schneidet diese Grenze, ziemlich auf halber Länge	201.9	2341
Dieselbe Grenzlinie unten an der Jenemond-Wiese, Grzst. 61	194.3	2253
Oberstes Ende derselben Wiese, am Grzst. 64	194.7	2257
Schieferrand. Die Abtheil. L. zw. a, b u. c stossen zusamm	196.9	2283
" " " " " a, c u. d " "	196.0	2272
Die nordöstliche Ecke der Linien zwischen a und b	157.6	1827
Der Weg westlich an Abtheilung b, Grzst. 4	152.3	1766
Westlicher Waldrand und Weg vom Grzst. 1	140.7	1631
Die westliche Grenzecke am Stein 301, südöstlich von der Hammermühle	135.7	1563
Die nördliche Grenze, am Stein 293	151.7	1759
Der Weg von Gehren tritt in den Forstort, am Grzst. 286	150.2	1741
Forstort Porzel.		
Der Weg von Gehren trifft oben über der Jenemond-Wiese die Wilmersdorfer Grenze, südlich beim Grzst. 588	208.1	2413
Die Rudolstädter Ldsgrenze am Stein 587 u. am Steinbruch	208.2	2414
Trig. Punkt nahe am Ldsgrzst. 580	204.0	2365
Der Weg von Möhrenbach nach Herrschdorf, 60 Ruthen westlich neben letzterm	205.0	2377
Derselbe Weg schneidet die Rudol. Lds.-Grenze am Stein 568	192.0	2226
" " 60 Ruthen von letzterm Punkte	194.6	2256
Der Weg nach der Jenemond-Wiese in Abtheilung f, nahe dem letzterm Punkte	191.6	2221
Derselbe Weg von der Linie zwischen d u. f getroffen, südwestlich von letzterm Punkte	193.0	2238

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Wo die Linie zwischen b und d, die von d und f trifft	191.7	2223
Die halbe Länge der östlichen Linie zwischen e und g	194.8	2258
Oestliche Ecke der Linie zwischen b und f, westl. v. Landes-Grzst. 570	193.4	2242
Der Grenzweg gegen „Morast", zwischen b und f	181.6	2105
Derselbe Weg 80 Ruthen weiter westlich von letzterm	177.3	2056
„ „ noch 85 Ruthen westlich weiter	170.3	1974
„ „ noch 120 Ruthen westlich weiter	169.6	1966
„ „ am westlichen Forstortsrande, Grzst. 12	149.8	1737
Der Weg gegen 25 Ruthen östlich vom Grzst. 17	154.0	1785
Derselbe Weg kreuzt südlich davon mit einem andern	160.0	1855
Die Linie zwischen b u. d trifft östlich von letzterm Punkte den Weg	172.1	1995
Dieselbe Abtheilungslinie, in der Südecke	186.7	2165
Dieselbe Linie trifft den nächsten östlichen Weg	182.5	2116
Dieser Weg kreuzt 2 andere, 15 Ruthen nördlich vom Grzst. 40 an der Jenemond-Wiese	168.0	1948
Grenzstein 12 an der schmalen Amtmanns-Wiese in c	169.3	1963
Forstort Gemeinde.		
Am Grenzstein 11, Kreuz zweier Wege am Westrande	148.0	1716
„ „ 6, Waldrand nördlich von letzterm Punkte	143.3	1661
„ „ 249, Weg am Gehrner Gemeinde-Walde, Weg	133.0	1532
„ „ 242 u. am Fiedlers-Teich, nördlichste Spitze des Forstorts	129.0	1496
Südlichstes Ende der Nassen-Wiese, Grzst. 39, Grenzweg mit Porzel	148.8	1725
Forstort Morast.		
Die westliche Spitze der Abtheilungslinie zwischen a u. d	166.8	1934
Die Abtheilung von a, b, d und e vereinigen sich östlich davon	165.0	1913
Rudolstädtischer Lds.-Grzst. 568, am Porzel, Weg	187.7	2176
Dieselbe östliche Landes-Grenze, am Stein 565, gegen Wüste Kirche, südliches Ende der Linie	185.1	2146
Dieselbe Grenze am Wegedurchschnitt und am Bergwerk oder am Steinbruch	174.6	2024
Der Weg 25 Ruthen westlich davon	171.9	1993
Oestliche Grenze, wo die Linie zwischen d u. e diese trifft	170.8	1980
Dieselbe Grenzlinie an der Kalkofen-Wiese, Grzst. 12	161.7	1875
Das untere Ende derselben Wiese, Grzst. 1	151.5	1756
Die östliche Grenzlinie, nördlich von letzterm Punkte, wo die Abtheilung zwischen a und d darauf stösst	148.7	1724
Der Weg 45 Ruthen westlich daneben, in Abtheilung c	149.3	1731

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Nördliche Grenze, an „Nasse-Wiesen", Weg von Norden fällt ein	144.0	1670
Die Abtheilungslinie zwischen b und c fällt in die nordwestliche Grenzlinie	144.4	1674
Wo die Abtheilungslinie zwischen b und e vom Sorger Wege geschnitten wird	158.0	1832
Wo die Abtheilungen e, f und g zusammentreffen, südöstlich von letzterm	166.0	1925
Wo die Abtheilungen a, b und c zusammentreffen, 25 Ruthen südöstlich von der kleinen Rabenwiese her	154.0	1785
Die kleine Wiese in d, nördliches Ende am Stein 1	170 0	1971
Die schmale Wiese in 9, nördliches Ende am Grzst. 14	161.7	1875
Dieselbe Wiese, Südende, Grzst. 6	180.4	2101
Forstort Nasse Wiesen.		
Westgrenze an der Nassen-Wiese, Grzst. 21, trig. Punkt	142.9	1657
» am Grzst. 60, am untern Ende derselben Wiese, Weg	133.7	1540
Derselbe Weg 80 Ruth. östl. von letzterm Punkte, Grzst. 5 am Weibelsrod	136.7	1573
Grenzstein 50 an der nordwestlichen Grenze, Weg tritt ein	126.0	1461
Derselbe Weg 62 Ruthen südlich von letzterm, am Pennewitzer Ruheplatz	137.0	1578
Derselbe Weg schneidet die Theillinie zwischen e und g	142.5	1652
Grenzstein 47 an der nordwestlichen Grenze, Weg aus dem Jesuborner Gem.-Walde tritt ein	127.1	1474
Grenzstein 37, Nordgrenze, am Wachtelbergs-Teich	128.7	1492
» 15, an dem obern Ende der Singers-Wiese	133.7	1540
Der Teich am nördlichen Ende der östlichen Grenzlinie	133.0	1532
Oestliche Grenzlinie, wo die Abtheilungslinie zwischen c u. d herantrifft	134.1	1537
Wo die Abtheilungslinien von c, e u. f zusammentreffen	137.2	1581
Wo die Linie zwischen c und e den Weg schneidet, westlich von letzterm	136.1	1568
Oestliche Ecke der Abtheilungslinie zwischen e und f	139.2	1604
Forstort Vollenhahn.		
An dem ersten oder westlichen der Sorger-Teiche, Grzst. 11, östlich bei Jesuborn	124.0	1438
Grenzstein 7 an dem nächst östlichen Teiche	125.0	1449
» 20 am letzten oder siebenten der neben einander liegenden Teiche	125.4	1454
Die Wiese, südlich von der Chaussee, Grzst. 5, hinter dem Vollenhahn	131.8	1518

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Die Bratwurst-Wiese, am Grzst. 37, am untern Ende	133.9	1542
Dieselbe Wiese, am Grzst. 31, Ostende	134.2	1546
» » » » 27, südliches Ende	138.7	1598
Der Weg von Sorge tritt in den Wald, Grzst. 32	133.5	1538
Die östliche Grenze, am Stein 39	136.2	1569
» nördliche » » » 24	138.9	1600
» Westgrenze, nahe am Grzst. 31	142.5	1652
» Südgrenze, am Stein 44	144.2	1672
Dieselbe Grenze, am Stein 1	138.8	1599
Forstort Wüste Kirche.		
Ostgrenze, Grzst. 3 an der Wiese	146.0	1693
» » 9, Abtheilungslinie zw. b u. f trifft hier ein	151.0	1751
Dieselbe Linie westlich bei d, f, b und c	151.0	1751
Südecke derselben Linie, westlich nahe dem letztern Punkte	150.1	1740
Grenzstein 16 am untern Ende der Herrschdorfer Strassen-Wiese, zwischen d, e und f	157.2	1823
Dieselbe Linie trifft den Schulmeistersrod, am nördlichen Ende der letztern	162.8	1887
Dieselbe Wiese, südöstliche Ecke, Grzst. 2	165.7	1921
Nahe am Lds.-Grzst. 544, an Abtheilung f	154.8	1795
Landes-Grenzstein 548, an der Herrschdorfer Strassen-Wiese, östliche Grenze	163.0	1890
Landes-Grenzstein 552, östlich vom Schulmeistersrod	162.1	1879
Trig. Punkt nahe dem Lds.-Grzst. 557, Rudolstädt. Grenze	176.5	2046
Der Weg aus Abtheilung g überschreitet die Landes-Grenze, Stein 560	178.4	2068
Die Linie zwischen b u. c, Westende, Grzst. 2 an der Zieglersrod-Wiese	146.0	1693
Dieselbe Abtheilungslinie, Ostende an der Bären-Wiese	147.0	1704
Forstort Obere Eich (auf dem linken Ufer der Ilm).		
Südliches Ende der Theilungslinie, trig. Punkt.	129.7	1504
Forstort Untere Eich (linkes Ufer der Ilm).		
Südspitze der Abtheilung a, nahe der Ilm	117.9	1367
Das östliche Ende des Forstorts	113.7	1318
Auf der Nordgrenze, Grzst.	120.8	1400
Trig. Punkt auf Langenwieser Flur, westlich neben dem Forstort	120.2	1394
Forstort Dicke Eiche.		
Die Chaussee von Arnstadt, unteres Ende an Flur Angstedt, Grzst. 83	121.0	1403
Nördlichste Grenzecke, Abtheilung c, Grzst. 95	113.0	1310

Digitized by Google

	Absolute Höhe in preuss. Ruth.	par. Fuss.
Am Grenzstein 116, nördliches Ende der Abtheilungslinie zwischen a und c, nahe am Pflegers-Teich	1140	1322
Am Grenzstein 133, westl. Ende der Grenze mit Wolfsgarten	125.6	1456
Forstort Wolfsgarten.		
Der Weg an der Nordgrenze tritt ein, zwischen a und b	119.2	1382
Trig. Punkt an der südwestlichen Grenze bei f, auf Gehrner Flur, nahe am Grzst. 192	126.2	1463
Die Chaussee von Gehren tritt am Grzst. 201 in das Esbach	126.5	1467
Forstort Wallach.		
Esbachs-Teich, Grzst. 3	125.5	1455
Grenzstein 70, die Jesuborner Flur	120.5	1397
Forstort Schönheide.		
Die nordöstlichste Grenzecke, Lds.-Grzst. 207	116.0	1345

VIII. Forst Lehmannsbrück.

Eine Meile nördlich von Gehren.

Forstort Kessel.		
Trig. Punkt, nahe an dem Landes.-Grzst. 85, Südseite des Forstorts	134.8	1553
Westgrenze an Rudolstadt, nahe am Stein 116	138.5	1596
Forstort Domaine.		
Grenze mit den Forstorten Lärchen und Kirchhof	119.5	1385
Forstort „Am Bärenteiche".		
Südöstl. Ecke des Forstes, am untern Bärenteiche, Grzst. 49	106.3	1232
Forstort Bärenäcker.		
An der Chaussee 20 Ruthen südlich vom Forsthause Lehmannsbrück	111.8	1297
Forstort Rösthalswand.		
Nordwestliche Ecke und Grenze mit Hauptquartier und Schrank	121.7	1411

Dies wäre das Ergebniss aller auf den genannten Forstkarten gefundenen absoluten Höhenangaben in 1050 Punkten von acht Forsten im Amtsbezirk Gehren. Die übrigen von der Ober-Herrschaft Arnstadt überhaupt, wie Arnstadt und Cräfenroda (mit dem Waldsberge) werden folgen, sowie die betreffenden Karten vollendet und ausgegeben sein werden. Ein vorläufiger Abdruck von dem Arnstädter Forst enthält allein noch 263 Höhen-Angaben.

Digitized by Google

Nachtrag.

Wem es beliebt, vorstehenden Aufsatz mit den betreffenden Sondershäusischen General-Karten der Forste zu vergleichen, sei hier noch bemerkt, dass die 8 Karten, von welchen die Höhen angegeben, in der Bibliothek der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt niedergelegt sind.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 115, Zeile 15 von oben steht:	196.5	1965
muss aber heissen:	196.5	2278

Digitized by Google

Ueber

die epischen Dichtungen der finnischen Völker,

besonders die Kalewala.

Ein Vortrag, gehalten von W. J. A. Frhrn. v. Tettau.

Südlich vom finnischen, westlich vom bottnischen Meerbusen bespült, gegen Norden blos durch den Ausläufer des Scandinavischen Gebirges, welcher die Wasserscheide zwischen Eismeer und Ostsee bildet, von den Schneegefilden Lapplands, gegen Osten durch den Ladoga- und andere Seen und Sümpfe von dem eigentlichen Russland geschieden, liegt Finnland, von den Bewohnern selbst Suomi oder Suomen maa, das Land der Suomen, genannt, das an Flächeninhalt den preussischen Staat einschliesslich seiner neueren Erwerbungen übertrifft, aber nur etwa den fünfzehnten Theil der Einwohnerzahl desselben enthält. Es gehört zu den malerischsten Landstrichen Europa's. Die Mitte des Landes ist ein hohes Plateau, das ins Meer steil hinabfällt, gegen Osten sich aber allmählich verflacht. Von Norden her ziehen sich Bergreihen gegen den Süd- und Westrand, die sich zwar nirgends bis auf 2000 Fuss über den Thalboden erheben, die aber mit ihren Verzweigungen fast das ganze Land bedecken. Der röthliche Granit, der meist ihr Gerippe bildet, tritt nicht selten in den abenteuerlichsten Formen zu Tage, ist aber — wenigstens in dem südlicheren Theile, denn in dem äussersten Norden umhüllen ihn ewige Eis- und Schneelager — grösseren Theils von einer sehr fruchtbaren Erdschicht überdeckt. Daher werden die Höhen von ausgedehnten Waldungen von Eschen, Birken, Tannen und Fichten gekrönt, die in den unzugänglicheren Bezirken noch ihre Jungfräulichkeit bewahrt haben und nie von einer Axt berührt worden sind. Sie sind es vorzugsweise, die der Landschaft den melancholischen Charakter verleihen, welcher eine Haupteigenthümlichkeit Finnlands bildet. Die Thalsohlen werden von grossen mit unzähligen Inselchen bedeckten Seen

Digitized by Google

und den diese verbindenden Flüssen eingenommen, welche mit zahlreichen Wasserfällen und Stromschnellen — darunter der berühmte Imatrafall, eine 1000 Fuss lange Stromschnelle, die grösste Europas, in welcher der vorher fast 1200 Fuss breite Wuoxen sich durch eine an der schmalsten Stelle nur 139 Fuss breite Felsenschlucht hindurch drängen muss — die sie umgebende, meist in tiefes Schweigen gehüllte Natur lebendig machen und der Scenerie den Reiz der Abwechselung verleihen. Hier sind alle Gegensätze unmittelbar neben einander gestellt, das Schreckliche und Anziehende, das Furchtbare und Liebliche. Auf jedem Schritte begegnet man dem Bilde des Todes und der Zerstörung, so wie dem Gemälde des Lebens und der Wiedergeburt. — Obwohl sich eine eigentliche Strombildung nirgends findet, die Flüsse vielmehr nichts als die Verbindungsglieder der Seen sind, so ist der Wasserreichthum doch so gross, dass Finnland darin nur von einem Striche Nordamerikas übertroffen wird, und dass die Seen und Sümpfe etwa den dritten Theil seines Flächeninhalts, mehr als 2000 Geviertmeilen fortnehmen. Nicht mit Unrecht hat Finnland daher den Namen des Tausendseenlandes erhalten; den Reisenden führt nicht selten eine einzige Tagereise an hundert Seen vorüber. Jene Wasserflächen sind die zurückgebliebenen Reste der Meeresfluthen, welche in grauester Urzeit alle tiefer gelegenen Theile des Landes bedeckten, aus denen die Höhen als zahllose Inselchen hervor ragten; und aus denen hervorzusteigen Finnland — die verlorene Tochter des Meeres, wie man es sehr bezeichnend genannt hat — viele Jahrtausende — die Erhebung beträgt an der Küste des bottnischen Meerbusens 4½, an der des finnischen 2 Fuss in einem Jahrhunderte — bedurfte. Aus jener Urzeit schreibt sich auch die ungeheure Menge erratischer Felsenblöcke, mit denen das ganze Land bedeckt ist, und deren abgerundete Kanten nach deutlich die Arbeit der Meeresfluthen erkennen lassen.

Wo die Gewässer den Thalboden nicht ganz bedecken, sind sie von Wiesen und Weideflächen umsäumt, die von zahlreichen Viehheerden belebt werden und nicht wenig den malerischen Anblick der Landschaft erhöhen. Den Meeresrand, der meist schroff in die Fluthen hinabstürzt, umlagern unzählige Felseneilande, die Skären, eine Eigenthümlichkeit, welche diese nordischen Meere von allen anderen unterscheidet. —

Digitized by Google

Eben so grosse Contraste wie die natürliche Beschaffenheit des Landes bietet dessen Klima dar. Obwohl im Allgemeinen gesund, indem mit Ausnahme einiger Landstriche und grösseren Orte von 60 Menschen jährlich nur einer stirbt, ist doch der siebenmonatliche Winter sehr hart, da der Thermometer häufig bis auf 20° R. fällt und der Januar wenigstens im Innern des Landes eine Durchschnitts-Temperatur von — 20° R. hat, wogegen im Sommer, dessen längste Tage durch eine kaum zweistündige Dämmerung von einander geschieden sind, die Wärme nicht selten bis auf + 30° steigt, und im Juli die Durchschnitts-Temperatur + 17° R. beträgt. Der Unterschied in den Durchschnitts-Temperaturen jener beiden Monate beläuft sich also auf mehr als 30°, beinahe doppelt so viel wie in unserer Gegend. Die Monate Mai und Juni sind sehr trocken und windstill, Juli und August bringen dagegen häufigen Regen, September und October fast ununterbrochene Stürme. Also auch hier die schroffsten Gegensätze.

Natürlich konnten diese Verhältnisse nicht ohne wesentlichen Einfluss auf den geistigen Zustand und das Gemüthsleben der Einwohner bleiben. Dazu kam aber noch eine andere Eigenthümlichkeit. Finnland enthält nämlich, abgesehen von einigen wenigen Städten, von denen die irgend bedeutenderen sämmtlich an der Küste liegen, keine zusammengebauten Orte, vielmehr nur einzeln liegende, oft durch weite Strecken von einander getrennte Bauerhöfe. Jeder Haushalt ist daher, namentlich während des langen Winters, mehr oder weniger auf sich selbst beschränkt und von allem Verkehr mit andern Familien abgeschnitten. Bei der grossen Ausdehnung der Pfarrsprengel, von denen wenige unter fünf, manche aber 20 bis 30 □Meilen enthalten, ist selbst das Zusammentreffen beim Gottesdienst nur eine seltene Ausnahme. Schulen giebt es nur in den Städten. Auf dem Lande ist jeder Hausvater der Lehrer seiner Kinder; aber sein Wissen beschränkt sich meist auf die Fähigkeit, Gedrucktes zu lesen und die Kenntniss der Stammsagen und sonstigen Ueberlieferungen der Vorzeit. Was er selbst besitzt, vererbt er getreulich den Seinen; je weniger es ist, um so fester haftet es im Gedächtniss, um so tiefere Wurzeln schlägt es im Gemüth, um so ausschliesslicher beschäftigt es die Einbildungskraft.

Digitized by Google

Südlich vom Finnischen Meerbusen und durch diesen von Finnland getrennt, liegt Estland. Die Bewohner beider Länder gehören gleichem Stamme an, reden Mundarten derselben Sprache, zeigen aber doch, theils in Folge der Verschiedenheit des Bodens, den sie bewohnen — Estland ist fast ganz flach und sehr einförmig, selbst die Flora beider Länder ist eine völlig andere — ihrer Verfassung — in Finnland gab es nur Freie, seit der ältesten Zeit gleichberechtigt mit den übrigen Bewohnern des Hauptlandes, die Esten waren bis auf die neueste Zeit Leibeigne ohne alle politische Rechte — ihrer Vergangenheit und ihrer Lage zu den umwohnenden Völkerschaften in ihrer Volksphysiognomie die wesentlichsten Contraste. Im Allgemeinen stehen die Finnen auf einer bedeutend höheren Stufe geistiger Bildung und Gesittung wie das Brudervolk.

Gegen Norden grenzt Finnland an Lappland. Entschiedenere Gegensätze werden selten zwei Nachbarländer darbieten. Von der romantischen Schönheit des ersteren ist, sobald man den Bergrücken überschritten hat, der die Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem nördlichen Ocean bildet, keine Spur übrig. Das Land bietet eine weite Ebene, die nur von den durch Anhäufung des Schnees gebildeten Hügeln und durch zahllose Seen unterbrochen wird, die nicht allein einförmig und öde ist, sondern auch dem Winde und Wetter den freiesten Spielraum gewährt. Auch die im südlicheren Theile sich hin und wieder findenden Wälder bieten keine andere Abwechselung als die ungleiche Höhe der Tannen, kein anderes Leben als das, was sich in den Spuren der Raubthiere offenbart, keinen anderen Laut, als das Heulen des Windes und das Seufzen eines altersschwachen Baumes, der jenem Widerstand zu leisten sich abmüht. Gleiche Contraste zeigt der Mensch. Dass Lappe und Finnländer ursprünglich gleichem Völkergeschlechte angehört haben, ergeben zwar ihre Sprachen unbestreitbar, auch mögen vor Jahrtausenden ihre Wohnsitze dieselben gewesen sein, doch ist die Trennung sicher schon zu einer Zeit erfolgt, die weit jenseits aller Geschichte liegt. Beide Völker sind jetzt nicht allein unendlich weit in ihrer Lebensweise, ihren Neigungen und ihrem Kulturzustande verschieden, sie haben auch gar keine gemeinsame National-Physiognomie. Die Lappen sind fast durchgehends sehr klein und ungemein hässlich, die Finnländer dagegen ein grosser, schöner

Digitized by Google

Menschenschlag. Sie mögen Jahrhunderte lang in derselben Gegend wohnen wie jene, sie verändern deshalb nicht im Mindesten ihren Typus und unterscheiden sich kaum von den benachbarten Schweden und Normannen. Der Anbau des Bodens ist nirgends ein Nahrungszweig des Lappen, während es des Finnländers erstes Geschäft ist, wenn er eine neue Gegend einnimmt, den Boden urbar zu machen.

Die finnischen Völker, ein Zweig der turanischen oder uralaltaischen Völkerfamilie, hatten einst einen grossen Theil Europas inne, bis sie von den einbrechenden Ariern, erst den Celten, dann den Germanen, zuletzt den Slaven, zurückgedrängt wurden, so dass ihnen nur noch der Norden blieb. Glaubt man doch in den Basken Spaniens ihre Stammverwandten erkennen zu müssen. „Es giebt eine Finnenwelt oder einen finnischen Völkerstamm" sagt Schlözer [1]), „der in Ansehung seiner Ausbreitung auf der Oberfläche der alten Welt einer der allergrössten in der ganzen Menschheits- und Völkergeschichte ist, gegen den selbst der Slavenstamm, so weit wir dessen ursprüngliche Grenzen kennen, nur eine Kleinigkeit war." Jedenfalls waren finnische Völker zu der Zeit, wo der Norden Europas zuerst in den Kreis der beglaubigten Geschichte eintrat, im Besitze der Gegenden, in denen wir sie noch heute finden. So kennt schon Tacitus die Finnen als Bewohner des jetzigen Finnland, wenn sie auch wohl die Vorfahren der Lappen gewesen sein mögen, an deren Stelle zur Zeit der grossen Völkerbewegung um das sechste Jahrhundert ein anderer finnischer Volksstamm, die Tschuden oder, wie sie sich selbst nennen, die Suomen traten.

Die Seeräubereien, deren diese sich schuldig machten, veranlassten die Scandinavier, auf ihre Unterdrückung Bedacht zu nehmen. So bemächtigten die Schweden sich Finnlands, die Dänen aber Estlands. Ein von König Erich dem Heiligen um 1155 gegen das erstere unternommene Kriegszug hatte aber nur eine theilweise Unterwerfung zur Folge. Wie immer in jener Zeit war die gewaltsame Einführung des Christenthums die Begleiterin des Eroberung. Aber die alten Götter liessen sich

*) Nestor III. S. 116. Vergl. Schafarik Slavische Alterthümer I. S. 290. Thunmann, Untersuchungen über die Geschichte einiger nordischen Völker S. 17 fgg.

Digitized by Google

nicht ohne blutigen Kampf verdrängen; Heinrich, Erzbischof von Upsala, der erste Apostel der Finnländer, erlitt den Märtyrertod. Erst nach anderthalbhundertjährigen mörderischen Kriegen war die Unterwerfung des Landes vollendet und das Christenthum die allein herrschende Religion geworden. Durch milde Behandlung der Unterworfenen, denen sie die Freiheit liessen und Gleichberechtigung gewährten *), und durch massenhafte Einwanderung sicherten die Schweden sich den Besitz, und sie behaupteten ihn auch in blutigen Kämpfen gegen die andringenden Russen mehr als 300 Jahre hindurch, bis sie diesen im Nystädter (1721) und im Aboer Frieden (1748) den östlichen, endlich in dem von Friedricksham (1809) auch den übrigen Theil des Landes überlassen mussten. Zwar versuchten die Finnländer selbst in einer heldenmüthigen Erhebung diesen Wechsel der Herrschaft von sich abzuwenden, aber erfolglos, da Schweden sie mit unerhörter Schwäche preisgab. Seitdem hat das Land sich unter russischem Scepter eines ungestörten Friedens erfreut und an Einwohnerzahl, Bildung und Wohlstand erheblich zugenommen. Es ist sogar günstiger behandelt worden, wie die übrigen nicht von Nationalrussen bewohnten Provinzen des Czarenreichs. Man hat ihm seine Verfassung und seine Gesetzgebung belassen, eine von der des übrigen Staates gesonderte Verwaltung gegeben, sich auch aller Russificirungsversuche enthalten, so dass unter andern die schwedische Sprache noch jetzt die in allen amtlichen und gerichtlichen Verhandlungen, sowie beim Unterricht in den Schulen gebräuchliche und die evangelisch-lutherische Religion die fast allein herrschende ist.

Nicht so gut wie den Finnländern ist es deren Brüdern auf der andern Seite des finnischen Meerbusens, den Esten, ergangen. König Waldemar III. von Dänemark verkaufte Estland 1347 an den deutschen Orden, der es gegen 200 Jahre besass, den Grundbesitz an eingewanderte Deutsche verlieh, und die Urbewohner zu deren Leibeigenen machte **). — Als der Orden

*) Vergl. Koskinen Nuija. — sota san syyt ja tapankset (der Keulenkrieg, seine Ursachen und Vorfälle) S. 18 und 22. — Ahlquist Wiron nyky isem müstä kirjallis undesta (Abhandlung über die heutige Litteratur Estlands.) Im 15. Jahrgange der Zeitschrift Suomi 1855 im Eingange.

**) Vid. Ahlquist l. c. Schott, Die estnische Sage von Kalevipoeg S. 442—444.

Digitized by Google

in Verfall gerathen war, bemächtigten sich (1561) die Schweden des Landes, denen es im nordischen Kriege (1710) die Russen entrissen. Obgleich dasselbe nun also schon über anderthalb Jahrhunderte dem russischen Reiche angehört und während dieser ganzen Zeit sich eines ununterbrochenen Friedens erfreut hat, ist doch wenig für die Zunahme seines Wohlstandes und die Hebung des Volkes geschehen, was sich gegenwärtig fast noch auf der nämlichen niederen Stufe der Bildung wie zur Zeit der Schwedenherrschaft befindet. Die Aufhebung der Leibeigenschaft ist hier von denselben Erschütterungen begleitet, wie in den übrigen Ländern des Czarenreiches, und die deutsche Nationalität und die lutherische Religion, die auch in Estland bisher die allein herrschende war, sind denselben Anfechtungen ausgesetzt, wie in den andern Ostseeprovinzen.

Die Finnländer sind ein tapferes, fröhliches, abgehärtetes, arbeitsames Volk, redlich und ehrlich in hohem Grade, offen, anspruchslos und dienstfertig, durch strengen Fleiss und Mässigkeit bei wenigen Bedürfnissen glücklich. In den nördlichen Gegenden wird in der Regel nur am Sonntage gekocht; selbst in den längsten Tagen unterbricht nur eine vier- bis fünfstündige Ruhe das Tagewerk; denn die ländliche Arbeit muss hier in der Hälfte der Zeit geschehen, die in klimatisch mehr begünstigten Gegenden ihr gewidmet wird. Als Lohn dafür hat sich der Finnländer eines gewissen Wohlstandes zu erfreuen; es ist keine seltene Erscheinung, dass der Tisch der Pörte — wie das finnländische Bauerhaus heisst — wenn ein Fremder gastlich darin aufgenommen worden, sich mit Silbergeschirr bedeckt. In den Kriegen der Schweden bildeten die finnländischen Regimenter den Kern des Heeres und noch jetzt gehören die finnischen Jäger zu den besten russischen Truppen.

Im Zusammenhange hiermit steht die ungemeine Beharrlichkeit und Charakterfestigkeit, welche dem Finnländer eigen sind, die aber freilich auch nicht selten in Starrsinn ausarten, und ihn zum unbedingten Anhänger des Hergebrachten machen. Finnischer Eigensinn ist eine schwedische Redensart, und der Finnländer selbst hat das Sprüchwort: „Am Wort halten den Mann, am Horne den Ochsen“. Der Finnländer ist daher für alle Neuerungen, für alles Ausländische schwer zugänglich. Dazu kommt, dass ihm der Trieb, Reichthümer zu erwerben, ganz ab-

Digitized by Google

geht. Der Durst nach Gold wird ihn daher auch nie antreiben, sich auf gewagte Unternehmungen einzulassen, und des Gewinnes wegen, selbst vorübergehend, seine ihm über Alles theure Heimath zu verlassen. Vorzugsweise gilt dies von den Tawastern, dem zahlreichsten und ausgebreitetsten Volksstamme Finnlands, welche die Mitte und den Südwesten des Grossfürstenthums inne haben. Sie sind der in sich abgeschlossenste, fremden Einflüssen unzugänglichste Theil des Volkes, im Gegensatz zu den Karelíern, welche den Osten bewohnen. Nur eine solche Eigenthümlichkeit war im Stande, das von allen Seiten her bedrohte finnische Volkselement in dem Grade treu zu bewahren, dass der Tawaste, abgesehen von dem, was das Christenthum ihm abgerungen, in Geist, Sitte und Gewohnheit, in seiner ganzen Lebensanschauung, ja oft in seiner häuslichen Einrichtung und Beschäftigung, fast völlig derselbe ist, wie vor mehr als einem halben Jahrtausend.

Eine bedeutend weniger scharfe Ausprägung hat der Volkscharakter bei den Esten. Haben diese minder Anstrengung anzuwenden, um die Sprödigkeit des Klimas zu bekämpfen, so sind sie auch erheblich indolenter; auch würde ja ihr Fleiss weniger ihnen wie ihren Herren zu Gute gekommen sein. Der Activität des Finnländers gegenüber charakterisirt den Esten daher eine gewisse Passivität; kann man jenem eine heroische Natur beilegen, so ist die des letzteren eine elegische. Es ist, als wenn das harte Gestein, der Granit, welcher die Grundlage Finnlands bildet, gegenüber dem weichen Kalkstein, aus dem Estland aufgebaut ist, in dem Charakter der beiden Brüderstämme sein Abbild fände.

Ein eigenthümlicher Zug derselben, vorzugsweise jedoch der Finnländer, ist ihre Liebe zur Dichtkunst. So wie die Landschaft hier an poetischen Reizen fast jede andere Gegend der Erde übertrifft, so giebt es auch kaum ein anderes Volk, das mehr Neigung und Beruf zur Dichtkunst hätte, als das finnische. Fast jede ihrer Arbeiten, selbst das Mahlen des Brodgetreides — diese Mühlengesänge, Jauhorunot, bilden sogar eine eigne Klasse ihrer Lieder — begleiten die Bewohner mit Gesang, und, wenn es irgend angeht, mit der Kantele, einer Art Zither. „Die Neigung zur Dichtkunst", sagt Rühs *), „war ehemals über das

*) Finnland und seine Bewohner S. 325.

Digitized by Google

ganze Volk verbreitet; die Bauern verfertigten Lieder und Gesänge und auch das weibliche Geschlecht übte eine Kunst, die überall das Leben verschönert und über eine trübe Wirklichkeit gleichsam einen magischen Reiz wirft. In den Küstengegenden ist die Dichtkunst fast ganz verschwunden; zum Theil ist der missverstandene Eifer der Geistlichen daran Schuld, die die ganze Poesie für ein Ueberbleibsel der heidnischen Gräuel halten und sie auszurotten suchen. In den innern Gegenden, besonders in Karelien, findet man noch häufig solche Naturdichter und man wird nicht leicht einen erwachsenen Bauern treffen, der nicht im Falle der Noth ein Gedicht machen könnte. — Ausgezeichnete Dichter führen den Ehrennamen Runo-niekat, Liederkünstler, und geniessen ein vorzügliches Ansehen. Ohne die Regeln zu kennen, beobachten sie dieselben doch immer durch ihr Gehör und ein wenn auch unklares Schönheitsgefühl geleitet. Die längsten Gedichte behalten sie sehr genau und pflanzen solche blos durch das Gedächtniss unter sich fort. Diejenigen, welche sich vorzüglich auf die Dichtkunst legen, bedauern oft, dass sie nicht schreiben können, ja einige bedienen sich eigner Schriftzeichen nach den Druckbuchstaben, wodurch sie dem Gedächtniss zu Hülfe kommen.“ — Sie besingen merkwürdige Ereignisse rühmen ihre oder ihrer Mitbürger Thaten, schildern das öffentliche Wohl oder Wehe, beklagen den Hingang ihrer Freunde, erhöhen die Freude bei den Gelagen und verspotten ihre Feinde. Auch ein grosser Theil der Sprüchwörter, an welchen beide Völkerstämme einen seltenen Reichthum besitzen, ist in Versen abgefasst. Eins derselben lautet: „Den Tag verlängert die hinzugefügte Nacht und Gesänge vermehren einen kärglichen Biervorrath.“ Nicht selten arbeiten die Dichter ihre Gesänge sorgfältig aus. Sie tragen sie in ihren Gedanken herum, des Morgens, wenn sie zur Arbeit gehen, des Abends, wenn sie von ihrem Tagewerke ausruhen. Noch häufiger aber werden die Gedichte improvisirt, wozu bei dem melodischen Tonfall der Sprache und dem einfachen Rhytmus keine ungewöhnliche Begabung gehören mag, was aber dadurch schwierig wird, dass das Ausdemstegreifdichten nicht von einem Einzelnen, sondern nach einer alten Sitte meist von je Zweien geschieht, von denen der erste, der Vorsänger, das Thema angiebt und den Gesang beginnt, der andere aber, der Helfer, nachdem

Digitized by Google

jener einige Verse vorgetragen, die Fortsetzung übernimmt, worauf er von dem ersten wieder abgelöst wird, bis beide im Wechselgesange zum Schlusse des Liedes gelangt sind. Die Sänger sitzen hierbei dicht beieinander, sich mit den Knieen berührend, auf welche die zusammengefassten Hände sich stützen. Den Schauplatz dieser Wechselgesänge bilden meistens die Gelage — auf das Trinken erstreckt sich die Mässigkeitsliebe der Finnländer nicht — aber auch die Herbergen, in welchen Bewohner oft sehr verschiedener Gegenden zusammentreffen, wenn sie die Schlittbahn im Winter benutzen, um ihre Produkte nach der nächsten Hafenstadt zu bringen und ihre Einkäufe für das bevorstehende Jahr zu machen. Da sollen die Lieder die langen Nächte verkürzen. Diesen Reise-Zusammenkünften ist es in der Regel zuzuschreiben, wenn ein Lied, ohne gedruckt zu sein, durch das ganze Land bekannt wird und sein Dasein längere Zeit fristet, während bei den meisten seiner Genossen das ephemere Leben in den Grenzen des Kirchspiels eingeschlossen bleibt.

Die finnische Poesie zerfällt in eine epische, eine lyrische und eine magische. Für die letztere existirt bis jetzt keine besondere Sammlung — während für Estland Kreutzwald und Neus eine solche geliefert haben — und es steht zu befürchten, dass ihre Erzeugnisse, gegen die vorzugsweise die Anfeindungen der Geistlichen gerichtet sind, allmälig ganz verschwinden werden. Die epische Poesie wird uns in ihrem Hauptrepräsentanten — der Kalewala — demnächst ausführlicher beschäftigen. Von den lyrischen Gedichten besitzen wir Sammlungen von Topelius und Lönnrot. Sie ist die, welche noch jetzt nicht nur im Volke ein frisches Leben führt, sondern auch täglich sich neu reproducirt. In diesen Liedern prägt sich ein zartes, einfaches, tiefes Gefühl aus; in den Liebesliedern spielt, wie bei allen nordischen Völkern, das sinnliche Element nur eine sehr untergeordnete Rolle. In allen diesen Liedern, sagt Lönnrot, ist ein und dasselbe Gewebe, ob auch der Einschlag sich verändert. Die meisten gleichen einem wolkenreichen Herbsttag, an dem nur zuweilen die Sonne flüchtig durchblickt. Das Gefühl der Einsamkeit, der Wehmuth, zieht sich überall hindurch. In der Nachbarschaft des ewigen Schnees, in menschenleeren Wäldern, an einsamer Seen Strand, da kennt man

Digitized by Google

nicht die heiteren Weisen von des Lebens Lust; aber lieben kann man auch da, ankämpfen, entsagen, leiden. Ist dies aber auch der Grundcharakter der lyrischen Poesie der Finnländer, so fehlt es doch auch nicht stets an heiterer Färbung, ja zuweilen begegnet man sogar einem Scherzliede.

Die Sprachen, welche in Finnland, sowie in Estland und auch in Lappland, die bei den unteren Volksklassen gebräuchlichen sind, — die Stadtbewohner und der Adel sprechen im erstgenannten Lande schwedisch, im zweiten deutsch — gehören dem uralaltaischen oder nordturanischen Sprachstamm an. Wenn irgend ein Zweig dieser Familie als ein Prototyp derselben und als vollendeter Ausdruck ihres gemeinsamen Charakters angesehen werden kann, so muss dieser Ehrenplatz der finnischen zuerkannt werden, denn sie ist unter allen von ihnen, denen überhaupt eine grössere Entwickelung zu Theil geworden, die einzige, der Ruhe genug vergönnt war, um ihren Genius ungestört entfalten zu können. Die Magyaren haben von der Zeit an, wo sie sich Ungarns bemächtigten, in ewiger Unruhe unter fast ununterbrochenen Kriegen eine jener grossen Kampfstätten der verschiedenen Nationalitäten bewohnt, und ihre Sprache hat sich nicht rein und ungetrübt von fremden Elementen entwickeln können. Die Türken dagegen sind von der Macht einer auf dem Boden, den sie sich unterworfen, bereits vorhandenen Cultur, der der Griechen und der Araber, überwältigt; die Fortentwickelung und die Kraft ihrer Sprache ist schon im ersten Aufkeimen gestört und gelähmt worden. Das finnische Volk allein hat, unbehelligt durch seine Ueberwinder, geschützt durch die Lage seines Landes, in den tiefen dunklen Wäldern und an den stillen Seen seiner Heimath eine durch die Gesänge der Väter geheiligte und geschützte Sprache ungestört und organisch entwickeln können. So wie der geistige Gesichtskreis des Volkes mit der Aufnahme der Keime der Civilisation sich erweiterte, entfaltete sich auch die Sprache, aber immer treu ihrem ersten Grundcharakter. Sie hat ihr Sprachprincip auch auf jedem Punkte consequent durchgeführt, und so steht sie da harmonisch gebildet und volltönend, rein und ungetrübt.

Zu ihren Eigenthümlichkeiten — und dieser Umstand ist es besonders, dem sie ihren Wohlklang verdankt, durch den sie

Digitized by Google

aber zugleich in den schroffsten Contrast mit ihren Nachbarsprachen, namentlich den consonantenreichen slavischen tritt — gehört, dass sie verhältnissmässig viel mehr Selbstlauter als Mitlauter besitzt; von den letzteren fehlen ihr viele, die in anderen Sprachen vorkommen, so b, c, d, f, g und z ganz; nie duldet sie Consonanten neben einander, die mit verschiedenen Organen gesprochen werden, sogar wird das Zusammentreffen zweier Mitlauter überhaupt zu vermeiden gesucht und daher bei den aus andern Sprachen entlehnten Wörtern der eine von jenen verdoppelt oder fortgeworfen, oder in seine Stelle ein Selbstlauter gesetzt. Wörter, wo drei oder mehr Consonanten in einer Sylbe vorkommen, ein Fall, der in den germanischen und slavischen Sprachen so gewöhnlich ist, existiren im Finnischen gar nicht, dagegen hat dieselbe einen grossen Reichthum an Diphthongen. Die Sorge für den Wohllaut geht so weit, dass in ein und demselben Worte nie ein harter und ein weicher Vocal vorkommen dürfen. — Die Aussprache des Finnischen macht selbst dem Nichteingeborenen keine Schwierigkeiten, da jedes Zeichen nur einen Laut hat und kein Buchstabe geschrieben wird, der nicht auch im Sprechen gehört werden soll. Dagegen erscheinen die Grundsätze der Wortbildung und Beugung dem, welcher blos der indogermanischen Sprachen kundig ist, beim ersten Anblick sehr fremdartig. Schon die Unveränderlichkeit der Stammsylbe unterscheidet das Finnische wesentlich von jenen, sowie die Gleichberechtigung der Vocale mit den Consonanten in der Stammsylbe von den semitischen Sprachen. — Das Finnische hat keinen Artikel, kein Adverbium, keine Proposition; es fehlt ihm sogar das Hülfszeitwort: haben. Dies Alles ersetzt es aber reichlich durch die grosse Anzahl von Beugungen, denen es die Endsylbe der Wörter unterwirft. So hat es nicht weniger als funfzehn Casus, durch die es alle irgend denkbare Verhältnisse auszudrücken im Stande ist. Selbst das persönliche Fürwort wird wie in den orientalischen Sprachen durch Suffixe, die nicht nur dem Haupt- sondern auch dem Zeitwort beigefügt werden können, ersetzt. Auch die Negation wird durch eine angehängte, nicht, wie in den meisten andern Sprachen, durch eine vorgesetzte Sylbe ausgedrückt. Es ist daher auch erklärlich, dass es — mit Ausnahme einiger dem Schwedischen nachgeahmten — im Finnischen keine zusammen-

Digitized by Google

gesetzten Wörter giebt. Diesem Mangel hilft jedoch der Finnländer durch seine Casus, durch Umschreibungen oder durch einfache Worte, an denen die Sprache einen um so grösseren Reichthum hat, vollständig ab. Insbesondere bieten die Zeitwörter nicht blos einen grossen Ueberfluss an die feinsten Schattirungen bezeichnenden Ausdrücken dar, sondern dieselben werden auch durch das unmittelbare Anschmiegen des Lauts an die äussern Gegenstände und das Streben, den Schall möglichst treu wiederzugeben, eine Quelle, die sich beständig von neuem aus sich selbst erzeugt. Der Finnländer bildet oft, um die in sich aufgenommene äussere Natur um so getreuer zurückzuspiegeln, ganz neue Wörter, die jedoch jeder, der mit dem Geiste der Sprache vertraut ist, sofort versteht. Daher rührt denn auch die überaus grosse Lebendigkeit und Schönheit des Ausdrucks, die allen finnischen Dichtungen eigen, und die keine Uebersetzung wieder zu geben im Stande ist, daher auch die charakteristische Eigenthümlichkeit der Sprichwörter. Welche grosse Zahl von Nüancirungen und welche unendlich feine Schattirungen der Finnländer auf diese Weise dem Ausdruck zu geben vermag, dafür mag nur ein Beispiel angeführt werden. Für die Bezeichnung des Donners kann man folgende verschiedene Wörter, lauter Artabbeugungen desselben Stammes, gebrauchen: ukkonen (der Donner) jyräjää erschallt anhaltend aber schwach; jyrisee anhaltend und stark; jyrähtää kracht einmal; jyräelee schwach und wiederholt in Absätzen; jyrähtelee stark und wiederholt; jyrähtäisee nur einmal aber sehr heftig u. s. w.

Dass unter diesen Umständen die finnische Sprache ganz besonders für die Dichtkunst geeignet sein muss, bedarf keines weitern Beweises. An Wohllaut wird sie kaum von einer andern übertroffen, mindestens kann sie sich denen, welche für die wohllautendsten gelten, der griechischen und italienischen, ebenbürtig zur Seite stellen.

Das Versmass der Runen, wie die Gedichte der Finnländer heissen, enthält acht Sylben oder vier Füsse und nähert sich dadurch dem trochäischen, dass, unabhängig von der Quantität, stets die ungeraden Sylben betont werden, wie denn die finnische Sprache es überhaupt liebt, ihren Worten einen trochäischen Tonfall zu geben, und zu diesem Behufe nöthigenfalls der einsylbigen Wurzel einen unbetonten Abfall beifügt.

Digitized by Google

Zum Silbenreime, wie sich die meisten neueren Sprachen dessen bedienen, würde das Finnische zwar an sich nicht ungeeignet sein, bei dem Vorherrschen der Vocale würde es einem solchen aber an Energie fehlen und das Charakteristische der Poesie nicht hinreichend hervortreten. Es ist daher der Silbenreim durch den Stabreim ersetzt, der darin besteht, dass zwei oder mehr Wörter in einem Verse denselben Anfangsbuchstaben, meist einen Consonanten, haben und dass möglichst viel gleich oder doch ähnlich lautende Silben diesem Anfangsbuchstaben folgen. An die orientalische Poesie erinnert der Parallelelismus, der Sinnreim, wie ein gelehrter Finnländer ihn nennt, dem zu Folge zwei, drei, selbst vier Verse denselben Gedanken in mannigfachen Variationen wiederholen, wodurch freilich der Gang der Erzählung oft sehr verzögert wird.

Was bisher in Betreff der finnischen Sprache und Poesie angeführt wurde, gilt im Allgemeinen auch in Bezug auf die der Esten, nur dass die letzteren bei weitem nicht den kräftigen und stolzen Wuchs von jenen haben, und etwas verkümmert und schwächlich neben ihnen stehn. Auch die Lappländer entbehren der Dichtungen nicht ganz, dieselben können aber nur als ein schwacher Nachhall der finnländischen angesehen werden und ermangeln daher aller charakteristischen Merkmale.

Dass Finnland eigenthümliche Dichtungen besitze, war längst auch in Deutschland nicht unbekannt. Schon Morhof hatte in seinem 1682 erschienenen Unterricht von der deutschen Sprache ein finnisches Bärenlied in Ursprache und Uebersetzung mitgetheilt. Selbst Göthe verschmähte es nicht, ein finnisches Liebeslied zu bearbeiten. Ausführlich besprach die finnische Dichtkunst unter Mittheilung von Proben Rühs in seinem 1809 erschienenen Werke „Finnland und seine Bewohner“. Aber noch war man weit entfernt, den grossen Reichthum zu ahnen, den das Land an dichterischen Erzeugnissen besitzt. Erst seitdem es unter den russischen Scepter gelangt war, wurde diesem Gegenstande grösserer Eifer und innigere Liebe zugewendet. Es fiel jener Zeitpunkt zusammen mit dem, wo überhaupt die Nationalitätenfrage zuerst auftauchte, dem der Befreiungskriege. Erst nachdem Arndt gefragt hatte: Was ist des Deutschen Vaterland? machte man die Entdeckung, dass die Territorialgrenze nicht nothwendig zugleich die Volksgrenze sei, und dass

Digitized by Google

das Unterworfensein unter einer andern Nationalität nicht das Aufgehen in diese zur Folge zu haben brauche. Die Erhebung der slavischen, hellenischen und rumänischen Bewohner der Balkanhalbinsel gegen ihre Herren, die Osmanen, das Streben der Italiener, sich dem Joche der Fremden zu entziehen, der Hass der irischen gegen die anglo-normannische Race, der Czechen gegen die Deutschen, datiren alle erst seit jener Zeit. Die Polen haben zwar schon früher für ihre Unabhängigkeit gekämpft, dass aber auch ihre Nationalität in Gefahr schwebe, war ihnen niemals in den Sinn gekommen. So entstand auch in Finnland erst seit jener Zeit das Gefühl: dass es die Pflicht jedes Vaterlandsfreundes sei, die Eigenthümlichkeiten des eingeborenen Stammes so viel als möglich zu bewahren und gegen das Fremde, das sie mehr und mehr überfluthete und allmählich ganz wegzuschwemmen drohte, zu sichern. Dazu trat noch der Umstand, dass Russland sich den neuen Besitz nicht besser sichern zu können glaubte, als wenn es alle Bande, die Finnland an das bisherige Hauptland Schweden knüpften, löse oder doch möglichst lockere.

Durch die Pflege, die es der finnischen Sprache und Litteratur angedeihen liess, ward nicht nur dem weiteren Umsichgreifen des schwedischen Idioms, das sich fast den dritten Theil der Bevölkerung und die cultivirtesten Gegenden zu eigen gemacht, ein Damm entgegengesetzt, sondern es ward auch das Nationalgefühl gestärkt und beim Finnländer der Glauben erweckt, dass sein Stamm dem germanischen völlig ebenbürtig sei und er sich an seinem Vaterlande schwer dadurch versündigt, dass er das diesem von dem Eindringling auferlegte Joch Jahrhunderte hindurch in völliger Apathie ertragen. Von der grossen Anhänglichkeit an Schweden, die Finnland noch zur Zeit des Uebergangs der Herrschaft gezeigt, ist denn jetzt auch kaum noch eine Spur vorhanden. Fast alle grösseren litterarischen Unternehmungen in Finnland verdanken der Unterstützung, welche die russische Regierung ihnen hat angedeihen lassen, ihr Zustandekommen. Selbst die Herausgabe des ersten brauchbaren Wörterbuchs der finnischen Sprache ist nur dadurch möglich geworden, dass der Reichskanzler Rumänzoff die Kosten dazu hergab. Dieser war es auch, unter dessen Auspicien Sjögren, der eigentliche Begründer der finnischen Sprachkunst,

Digitized by Google

seine Arbeiten unternahm (1821). In diese Zeit fällt denn auch der erste grössere Versuch, die Gesänge der Finnländer zu sammeln und zwar geschah dies von Zach. Topelius und E. Lönnrot. *) Aber deren Sammlungen beschränkten sich fast nur auf Lieder lyrischen, mythischen und magischen Inhalts; davon, dass Finnland ein grösseres Nationalepos besitze, hatte man damals noch keine Ahnung, obwohl Prof. R. v. Becker schon seit 1820 in einer in Abo erscheinenden finnischen Wochenschrift einige auf alte Helden der Nation bezügliche Gesänge mitgetheilt und einen Zusammenhang zwischen denselben herzustellen versucht hatte. Noch C. H. v. Schröter, der 1818 zu Upsala eine Sammlung finnischer Runen im Original und deutscher Uebersetzung herausgab, die aber in Deutschland erst durch den von seinem Bruder 1834 veranstalteten Wiederabdruck bekannter wurde, hatte Zweifel darüber ausgesprochen, ob Finnland trotz seines dichterischen Reichthums die epische Poesie gepflegt. Die von Becker bekannt gemachten Gesänge hatten aber E. Lönnrot und gleichgesinnte Freunde veranlasst, mit Unterstützung der finnischen Litteraturgesellschaft zu Helsingfors 1828 bis 1834 durch das ganze Land Wanderungen zu unternehmen, um alles, was an Sagenpoesie noch vorhanden sei, zu sammeln. Das Ergebniss war besonders unter den ausserhalb des eigentlichen Finnlands im Gouvernement Archangel wohnenden Finnen ein so ergiebiges, dass Lönnrot, der mit der Redaction beauftragt ward, 32 Gedichte, die mehr als 12,000 Verse enthielten, welche sich sämmtlich auf die Götter und Helden der heidnischen Vorzeit bezogen, zusammenstellen konnte. Er glaubte in ihnen die Bruchstücke eines grossen Nationalepos zu entdecken, ordnete sie nach diesem Gesichtspunkte und gab sie 1835 unter dem Namen Kalewala heraus. Die Wichtigkeit dieser Sammlung für die Geschichte der Volkspoesie fand sofort im In- und Auslande die vollste Anerkennung. Castrén übersetzte sie in das Schwedische, Léauzun le Duc in das Französische. Jakob Grimm, der berühmte Begründer der deutschen Philologie und Sagenforschung, wiess in einer ausführlichen Ab-

*) Topelius Suomen kansan Wanhoja Runoja (Alte finnische Volkslieder) 1822 — 1836. V Bde. — Lönnrot Kantele 1829 — 1831. III Bde.

Digitized by Google

handlung *) die Wichtigkeit der neuen Entdeckung auf das Ueberzeugendste nach. Indessen hatte Lönnrot seine Nachforschungen und mit dem glücklichsten Erfolge fortgesetzt; 1849 konnte er eine zweite Ausgabe der Kalewala, welche 50 Runen mit 22,796 Versen umfasste, der Oeffentlichkeit übergeben. **) Sie liegt sowohl der 1852 herausgegebenen Arbeit Schotts über eine Episode des Epos, die Kullerwo-Sage, ***) wie der vortrefflichen von A. Schiefner auf Veranlassung und unter Mitwirkung Castréns angefertigten Uebersetzung ins Deutsche, welche in demselben Jahre zu Helsingsfors erschien, zu Grunde, die sehr wesentlich dazu beigetragen hat, dass das Gedicht oder wohl richtiger, wie weiter unten dargethan werden soll, die Gedichte in Deutschland bekannter geworden sind, wenn schon immer noch nicht in dem Grade, wie sie es verdienen.

In lezterer Beziehung will ich mich nur auf das Zeugniss eines der grössten unter den jetzt lebenden Sprachforschern, Max Müllers in Oxford, berufen. Er sagt: †)„Die Finnen sind der am weitesten vorgeschrittene und gebildetste Zweig ihrer ganzen Völkerfamilie und mit Ausnahme der Magyaren kann nur die finnische Race auf eine Stellung unter den civilisirten und civilisirenden Nationen der Welt Anspruch machen. Ihre Litteratur und vor Allem ihre Volkspoesie legt Zeugniss ab von einer hohen

*) Ueber das finnische Epos. Zeitschrift f. d. Wissensch. d. Sprache von A. Höfer 1846. I. 1. S. 13 — 55.

**) Lönnrot hat noch ein drittes Mal 1862 in einer Volksausgabe das Gedicht herausgegeben (Kalewala Lyhennetty laitos, Helsingissä 1862, bildet zugleich die 27. Lieferung der von der finnischen Litteraturgesellschaft herausgegebenen Schriften für das finnische Volk.) Hier sind aber die 22,796 Verse der zweiten Ausgabe auf 9732 reducirt, indem alles, was nicht unmittelbar auf den Gang der Erzählung Bezug hat, fortgeblieben ist. Von mancher Rune, wie von der 15., 17., 18., 20., 23., 25., 26., 29., 30., 32., 46. und 50. ist nicht der dritte Theil übrig geblieben. Lesbarer für das finnische Volk mag das Gedicht hierdurch allerdings geworden sein, für litterarische Zwecke ist diese Ausgabe jedoch, trotz der hinzugekommenen Anmerkungen und Register, weniger brauchbar als die zweite, da mit der Abkürzung auch viel ächt Volksthümliches und Charakteristisches verloren gegangen ist.

***) Abhandl. d. Berl. Academie. Philos.-histor. Cl. 1852. S. 209 — 236.

†) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. I. S. 269

Digitized by Google

geistigen Entwicklung in Zeiten, welche man mythisch nennen könnte und an Orten, die für die Gluth poetischer Gefühle günstiger waren als ihre jetzige Heimath, jener letzte Zufluchtsort, den ihnen Europa gewähren konnte. Die epischen Gesänge leben unter den ärmsten Volksklassen fort, obgleich nur mündlich überliefert, und bewahren alle die Charakterzüge eines vollkommenen Metrums und einer älteren Sprache. — Ein lebendiges Nationalgefühl ist unter den Finnen erwacht, und die Arbeiten eines Siögren, Lönnrot, Castrén und Kellgren haben, durch dasselbe getragen und gehoben, wirklich erstaunliche Erfolge hervorgerufen. Aus dem Munde der Greise ist ein episches Gedicht gesammelt worden, das der Iliade an Länge und Vollständigkeit gleichkommt und das sogar, wenn wir für einen Augenblick alles, was wir in unserer Jugend schön zu nennen lernten, vergessen könnten, nicht weniger schön ist als Homers Gesang. Ein Finne ist freilich kein Grieche und Wainamoinen war kein Homer, aber wenn der Maler seine Farben aus der Natur hernehmen mag, von der er umgeben ist, wenn er die Menschengestalten abmalt, mit denen er lebt, so besitzt auch Kalewala Verdienste, welche denen der Iliade nicht unähnlich sind, und kann auf seinen Platz als fünftes National-Epos der Welt neben den ionischen Gesängen, neben Mahábhárata, Shanámet und neben den Nibelungen Anspruch machen.“

So wenig ich auch Anstand nehme, dem Urtheile Müllers über den Werth der Kalewala mich anzuschliessen, so zweifelhaft scheint mir doch dessen Annahme: dass die Finnländer diese bereits vom Altai, oder wo er sich sonst deren Urheimath denken mag, mitgebracht hätten. *) Das Gedicht spiegelt auf das treueste

*) Auch Castrén (Vorlesungen über die finnische Mythologie S. 261) neigt sich, wenigstens in betreff der Theile des Gedichtes, welche die Bewerbung um die Jungfrau von Pohjola enthalten, dieser Ansicht zu. Wenn er aber zu deren Begründung sich nur darauf bezieht, dass Ehen innerhalb eines und desselben Geschlechtes nicht erlaubt gewesen sein müssten, und also die Völker Pohjolas und Kalewalas ursprünglich nur zwei mit einander nicht verwandte Geschlechter repräsentirten, die als solche schon vor der Auswanderung der Finnen aus Asien existirt haben müssten, so geräth er auf diese Weise theils in Widerspruch mit sich selbst, da auch er nicht bezweifelt, dass in unserem Gedichte unter dem Volke Kalewalas die Finnländer, unter dem Pohjolas aber die Lappen zu verstehen wären, also nicht blos verschiedene Geschlechter, sondern verschiedene

Digitized by Google

die Natur der gegenwärtigen Heimath des Volkes und seines Lebens zurück; alle die Contraste, welche sich dort dem Blicke darbieten, das Wilde und Grossartige, man möchte sagen Urweltliche unmittelbar neben dem Freundlichen und Anmuthvollen, finden sich auch hier wieder. Das siebenmonatliche Erstarren der Natur, die Stürme und undurchdringlichen Nebel, welche es begleiten, treten uns in der Einbildungskraft der Dichter, welche diese Gesänge erschufen, fast handgreiflich entgegen. „Wie die Wogen des Wuoksan branden und rauschen und die Wellen des Imatra schäumen, so stürzen sich die Ströme des Sanges daher.“ Der Kampf, den der Finnländer um seine Existenz, nicht nur mit dem Felsboden und dem rauhen Klima, sondern auch mit dem Wolfe, dem Bären und dem Luchse zu führen hat, die Einsamkeit, die ihn von der Wiege bis zum Grabe umgiebt und fast von allem Verkehr mit der Aussenwelt abschliesst, mussten das Ungeheure, das Schroffe, Düstere als den geeignetsten Vorwurf für die schöpferische Kraft seines Geistes erscheinen lassen. Ein auf finnischem Boden entsprossenes National-Heldengedicht konnte seinem Inhalte und seiner Form nach kaum anders werden, wie es uns in der Kalewala entgegen tritt. Lieder, sagt der Dichter derselben, *)

Gab mir selbst die Kälte,
Sang gab mir der Regenschauer
Andre Lieder brachten Winde,
Brachten mir des Meeres Wogen,
Worte fügten mir die Vögel,
Sprüche schuf des Baumes Gipfel.

Hier fehlten die Grundbedingungen des Entstehens, eben so für die durchsichtige Klarheit und harmonische Schönheit des

Völker, theils würde jene Voraussetzung immer noch die Folgerung gestatten: dass die Finnländer die Sitte, ihre Frauen aus anderen Geschlechtern zu nehmen, aus den Ursitzen in die neue Heimath mitgeführt, und dass diese Sitte zu der Zeit, wo die Kalewala entstand oder doch die Ereignisse vorfielen, die in ihr besungen werden, noch üblich gewesen sei. Daraus dass dieselbe eine ursprünglich asiatische gewesen sein mag und Anklänge daran sich in dortigen Liedern finden, folgt noch nicht, dass jedes Gedicht, worin sie eine Rolle spielt, einen asiatishen Ursprung haben müsse, selbst dann nicht, wenn nicht wie hier, die Oertlichkeit, auf der sich die erzählten Begebenheiten entwickeln, offenbar eine abendländische wäre.

*) Rune I. v. 65 fgg.

Digitized by Google

hellenischen Gedichtes, wie für den gluthvollen Reichthum und die blendende Pracht des indischen und persischen Epos. Wenn in der Ilias mit Schwert und Speer, in der Kalewala aber vorwiegend mit den Waffen der Zauberei gekämpft wird, so erklärt sich dies ausreichend aus der bedeutenden Rolle, welche bei allen turanischen Völkern, insbesondere bei den finnischen, Schamanismus und der Glaube an Zauberkunst selbst bis auf den heutigen Tag spielen. Die Kalewala verhält sich zur Iliade einerseits, zum Schachnameh und zu Mahabharata andererseits, gerade so wie Finnlands eisiger Winter zu dem ewigen Frühling Griechenlands und zur Gluthhitze Irans und Hindostans. Träfe Müllers Annahme zu, so würden wir sicher auch Spuren der Sagen, welche den Hauptinhalt der Kalewala bilden, namentlich denen, welche sich auf den Kampf um den Sampo beziehen, bei den übrigen nordturanischen Völkern, den Magyaren, Türken, Mongolen und Tartaren, deren Märchenvorrath uns ja hinlänglich bekannt ist, vorfinden, wie es den Ursagen der indo-europäischen Völker keineswegs an so manchem Gemeinsamen fehlt. Aber dort ist nichts der Art zu entdecken gewesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Entstehungszeit der einzelnen Gedichte, welche unter dem Gesammtnamen Kalewala begriffen werden, eine verschiedene; die des Haupttheils, welcher die Anfertigung des Sampo und den Kampf um dessen Besitz zum Gegenstande hat, ist wohl nicht sehr viel jünger als der Zeitpunkt, wo tschudische Stämme sich Finnlands bemächtigten, indem sie dessen Urbewohner, die Lappen, daraus verdrängten und kann etwa in den Anfang des neunten Jahrhunderts nach Chr. Geb. gesetzt werden. Andere Bestandtheile der Sammlung sind unzweifelhaft jünger und gehören zum Theil wohl einer der Gegenwart ziemlich nahe liegenden Zeit an.

Ihren Namen hat die Kalewala nicht von dem Hauptheldeu — denn dies ist Wäinämöinen, nach der Sage der Erfinder der Kantele, also der Vater der Dichtkunst, der Urheber der geistigen Kultur, der zuerst das Feuer auf die Erde gebracht und den Ackerbau eingeführt haben soll, der Apollo, Prometheus und Triptolemus der Finnländer. Sein und Ilmarinens, des Erfinders der Erzarbeit, Vorfahr war der Riese Kalewa, des letztern Sitz aber, Kalewala, ein Name der im weiteren Sinne, wenn auch nicht Finnland überhaupt, so doch einen Haupttheil desselben, Karelien be-

Digitized by Google

deutet. Der Schauplatz der Erzählung hat also eben so wie bei der Iliade, den Namen für das Gedicht hergegeben.

Die beim ersten Blick etwas auffallende Erscheinung, dass, ohne dass die schriftliche Aufzeichnung zu Hülfe gekommen wäre, ein Werk von dieser Ausdehnung ein Alter von vielleicht tausend Jahren hat erreichen können, wird fast ausreichend schon durch das vorher über die Eigenthümlichkeit, den Charakter und den Bildungsgang der Finnländer Angeführte erklärt. Hierzu tritt aber noch der sehr wesentliche Umstand dass es dem Lande, seitdem es seine Selbstständigkeit eingebüsst, an einer eignen Geschichte fehlte. Es trat kein einheimischer Held, keine Persönlichkeit auf, die in der Phantasie und in der Ueberlieferung das Andenken an die Götter und Helden der heidnischen Vorzeit hätte verdrängen, diese ersetzen können. Dazu kommt, dass es dem Christenthum in seiner mehr als sechshundertjährigen Herrschaft noch nicht gelungen ist, den heidnischen Aberglauben ganz zu vernichten. Noch jetzt giebt es in Finnland zahlreiche Hexenmeister, die in ihrem Gebahren stark an die Schamanen der Tartaren erinnern, und die sich bei ihren Beschwörungen der alten heidnischen Zauberformeln bedienen. Konnte man den Urglauben nicht rein erhalten, so imprägnirte man doch den neuen christlichen damit. So führt noch jetzt der Allerheiligentag, an welchem das Erndtedankfest begangen wird, den Namen Kekri, wie zu heidnischer Zeit der Gott der Viehzucht hiess. Es war hierdurch das Fortbestehen der alten Sagen sehr erleichtert, da es das von diesen Erzählte im Lichte des Thatsächlichen oder doch mindestens Möglichen, nicht als blosses Gebilde der Einbildungskraft erscheinen liess.

Der Inhalt unseres Gedichts ist nachstehender:

Die beiden ersten Gesänge erzählen, wie Ilmatar, die Tochter der Luft, nachdem sie zur Wassermutter geworden, die Welt geschaffen und der von ihr nach siebenhundertjährigen Wehen in den Fluthen geborne Sohn, Wäinämöinen, durch Urbarmachung der Erde die Schöpfung zum Abschluss gebracht habe. Diese Gesänge sind durchaus mythischen Inhalts und ohne innere Beziehungen zu der eigentlichen Erzählung.

Die letztere beginnt mit der dritten Rune, in welcher der Lappenjüngling Joukahainen, neidisch auf den Ruhm, den Wäinämöinen sich durch Weisheit und Sangeskunst erworben,

Digitized by Google

sich mit diesem in einen Wettkampf einlässt; dabei aber besiegt wird und sich löst, indem er dem Sieger die Hand seiner Schwester Aino zusagt, die sich jedoch weigert, die Gattin eines Greises zu werden und deshalb dessen Werbung zurückweisst, als sie aber von der Mutter, die stolz darauf ist, einen so gefeierten Helden zum Eidam zu erhalten, gedrängt wird, sich in die Meeresfluthen stürzt, um so den Streit zwischen ihrer Kindespflicht und ihrem Widerwillen zu lösen (Gesang IV.), dort aber in einen Fisch verwandelt wird. Wäinämöinen, der von Untamo, dem Gotte der Träume, ihre Verwandlung und ihren Aufenthalt erfahren, begiebt sich aufs Meer, um Aino zu suchen; es glückt ihm auch sie zu fangen, aber sie entschlüpft ihm wieder und weigert sich nicht nur die Seine zu werden, sondern verhöhnt ihn auch. Umsonst durchschifft Wäinämöinen jahrelang alle Meere, um ihrer wieder habhaft zu werden. Als er endlich in tiefem Schmerz zu seiner Wohnung heimkehren will, erscheint ihm der Geist seiner Mutter, der ihm Trost zuspricht und ihn auffordert, sich nach, Pohjola (Nordland) zu begeben, wo es viel schönere und minder spröde Mädchen gäbe als in Lappland und dort eine Braut zu suchen (Gesang V). Auf dem Wege dorthin lauert ihm der noch immer von Hass erfüllte Joukahainen auf; dessen Pfeil trifft zwar nur Wäinämöinens Ross, doch stürzt dieser selbst dabei ins Meer (Gesang VI). Nachdem der Alte, lange von den Wogen umhergetrieben, schon an seiner Rettung zu verzweifeln anfängt, sieht ihn ein Adler, der ihn zum Dank dafür, dass jener, als einst der Wald, um den Boden ertragfähig zu machen, niedergebrannt wurde, eine Birke zum Ruheplatz für die Vögel hatte stehen lassen, auf seinem Rücken nach Nordland trägt. Dort wird er von der schönen Maid von Pohjola wahrgenommen, von deren Mutter Louhi, Pohjola's Herrin, eingeholt, gastlich aufgenommen und von seinen Wunden hergestellt. Der Heimath will den sehnsüchtig danach Verlangenden jene aber nur dann wieder zuführen, wenn er ihr den Sampo schmiedet, wofür er dann aber auch die Hand ihrer Tochter erhalten soll. Wäinämöinen erklärt sich ausser Stande, jene Forderung zu erfüllen, will aber Ilmarinen den berühmten Meister in der Schmiedekunst senden, damit dieser den Sampo fertige und die Jungfrau gewinne (Gesang VII). Louhi lässt ihn, um diesen herbeizuholen, in seine Heimath ziehen; auf dem Wege erblickt aber Wäinämöinen die Jungfrau selbst,

Digitized by Google

entbrennt in Liebe zu ihr und wirbt um sie. Sie will ihm aber nur folgen, wenn er die Aufgaben, die sie ihm stellt, zu lösen vermag. Bei einigen derselben, wie dem Spalten eines Haares mit einem Messer ohne Spitze, gelingt ihm dies auch; als er nun aber noch aus den Splittern der Spindel einen Nachen zimmern soll, verwundet er sich auf Betrieb der bösen Geister Hiisi und Lempo mit dem Beile so stark am Knie, dass er den Blutstrom nicht zu stillen vermag und genöthigt ist, die Hülfe eines Zauberkundigen zu suchen (Gesang VIII), der ihn denn auch so vollständig heilt, dass er schöner und kräftiger wird, denn je zuvor (Gesang IX.). Wieder in der Heimath angelangt, sendet er Ilmarinen und zwar, da derselbe nicht freiwillig gehen will, durch List und Zauberei nach dem Nordland, wo Louhi den lange Erwarteten freudig empfängt. Ilmarinen bringt denn auch, obwohl nicht ohne Ueberwindung grosser Schwierigkeit, den Sampo, eine Mühle, die auf einer Seite Mehl, auf der andern Salz mahlt, auf der dritten Gold in Fülle schafft, zu Stande, aber die Jungfrau weigert sich ihrerseits, die Seine zu werden, so dass er kummervoll wieder in die Heimath zurückkehrt. — Soweit der Inhalt der zehn ersten Runen.

Die fünf folgenden enthalten eine Episode, die mit der Haupterzählung in einem nur sehr losen Zusammenhange steht, die Geschichte des Ahti Lemminkainen (Lempis Sohn), der, nachdem er seine durch ihre Schönheit weit über Finnlands Gränzen hinaus berühmte Gattin Kylliki, die alle Freier, sogar Sonne und Mond und auch ihn selbst abgewiesen, die er aber gewaltsam entführet, deshalb verlassen, weil sie ihrem Gelöbniss entgegen an einem Tanze im Dorfe theilgenommen, sich gleichfalls nach Nordland begiebt und um die Maid von Pohjola wirbt. Deren Mutter verlangt aber von ihm erstens, dass er Hiisis Elennthier einfange, dann dass er das feuerschnaubende Ross Hiisis zügle und nachdem er diese beiden Aufgaben, die erste mit Hülfe Tapio's, des Waldgottes, die andere durch die Unterstützung Ukkos, des Himmelsgottes, erfüllt, dass er den Schwan auf dem Flusse Tuonis, des Todtengottes, schiesse. Als er diese dritte Aufgabe erfüllen will, tödtet ihn ein Hirte, der um einen ihm angethanen Schimpf zu rächen, ihm aufgelauert hat und wirft ihn in den Fluss, wo Tuonis Knabe die Leiche in viele Stücke zerhaut. Indessen hat Ahtis Gattin Kylliki wahrgenommen: dass

Digitized by Google

von dessen Bürste Blutstropfen hinabträufeln und sich erinnert, dass dieser, vor dem Zuge nach Nordland gewarnt, ausgerufen habe: so wenig aus jener Bürste Blut fliessen werde, so wenig werde ihm Leides geschehen. Als sie ihre Wahrnehmung Ahtis Mutter mitgetheilt, macht diese sich auf, um den Sohn zu suchen. Von der Herrin Nordlands erpresst sie durch Drohungen das Geständniss von der ihrem Sohne ertheilten Aufgabe; die Sonne zeigt auf ihr Flehn ihr die Stelle an, wo die Leiche in den Fluthen ruht; mittelst einer kupfernen Harke, die sie sich von Ilmarinen hat anfertigen lassen, sammelt sie die zerstückten Glieder, fügt dieselben zusammen und mit dem Beistande Suonatars, der Gottheit der Adern, und andrer Götter, insbesondere einer Biene, welche Honig und Salben aus dem Himmel herabholt, glückt es ihr auch, dem Todten wieder Leben einzuflössen. Sie führt ihren Sohn hierauf zurück in die Heimath.

Das Gedicht verlässt hier die Geschichte Ahtis, um in den folgenden zehn Runen (XVI—XXV.) sich wieder mit Wäinämöinen und Ilmarinen zu beschäftigen: diese wollen trotz der üblen Erfahrungen ihre Werbung um die Maid von Pohjola noch nicht aufgeben. Zur Reise dorthin baut Wäinämöinen ein Schiff, er kann es aber nicht vollenden, weil ihm drei dazu nöthige Zauberworte fehlen. Vergeblich sucht er diese in dem Reiche Tuonis; er konnte sogar nur mit Mühe wieder aus diesem entkommen (Ges. XVI). Da verweist ihn ein Hirte an den Riesen Wipunen. Wäinämöinen legt den Weg zu diesem, so ungangbar derselbe auch war, da er zuerst auf der Spitze einer Nadel, dann auf der Schärfe eines Schwertes, zuletzt auf der Schneide eines Beiles hinführt, glücklich zurück, findet den Riesen schlafend, stürzt aber, als er ihn wecken will, in dessen offenen Mund und geräth so in dessen Leib. Aber auch hier weiss er sich zu helfen. Er richtet sich eine Schmiedewerkstatt ein und peinigt den Riesen durch die Arbeit auf dieser so, dass er denselben zwingt, alle seine Weisheit auszukramen. Wäinämöinen, der bei dieser Gelegenheit die drei Zauberworte erfährt, verlässt nun wieder Wipunens Bauch, vollendet sein Schiff (Ges. XVII.) und begiebt sich gen Nordland auf die Freite. Auf dem Wege ereilt ihn Ilmarinen, der von seiner Schwester Annikki erfahren, dass ihm Wäinämöinen die ihm früher zugesagte Braut wegzufischen beabsichtige: Beide verabreden aber, dass diese selbst zwischen ihnen

Digitized by Google

sich entscheiden solle (Ges. XVIII). Die Jungfrau wählt den jüngeren und schöneren Ilmarinen, der auch, nachdem er die von der mit dieser Wahl unzufriedenen Mutter ihm gestellten drei Aufgaben — ein Schlangenfeld zu ackern, den Bären Tuonis und den Wolf Manalas (des Todtenreichs) zu fangen und den furchtbaren Hecht Manalas ihr zu bringen — mit Hülfe der ihm von der Jungfrau ertheilten Rathschläge glücklich gelöst hat, deren Hand empfängt. Wäinämöinen kehrt verdriesslich in die Heimath zurück und warnt nun Jeden, zugleich mit einem Jüngeren sich um ein Mädchen zu bewerben (Ges. XIX).

Die sechs folgenden Runen (Ges. XX—XXV.) beschreiben nun sehr ausführlich die Hochzeitsfeier, die Heimführung der Braut und deren Empfang in der neuen Heimath. Sie sind von grosser Bedeutung für Culturgeschichte und Sittenkunde, enthalten auch namentlich in den Ermahnungen und Lehren, welche jedem der Neuvermählten mit auf den Weg gegeben werden, viele ächt dichterische Stellen, gestatten aber nicht gut einen Auszug.

Das Gedicht verlässt nun wieder die beiden Hauptheiden und kehrt zu Ahti Lemminkainen zurück, dessen Abenteuern die fünf folgenden Runen (Ges. XXVI—XXX.) gewidmet sind. Dieser hatte, aufgebracht darüber, dass nur er nicht zur Hochzeit geladen worden, trotz der Warnungen seiner Mutter beschlossen, nach dem Nordland zu ziehen; durch seine Zauberkünste gelingt es ihm auch, alle Gefahren, die ihn unterwegs bedrohen, glücklich zu besiegen (Ges. XXVI). In Pohjola angelangt, benimmt Ahti sich höchst übermüthig, geräth so mit dessen Herrn in Streit und tödtet denselben endlich, nachdem beide lange mit Zauberkünsten ohne entscheidendes Resultat sich aneinander versucht, im Zweikampf, muss dann aber vor der Kriegerschaar, die des Erschlagenen Gattin gegen ihn aufbietet, flüchten (Ges. XXVII). Auf den Rath seiner Mutter sucht er auf einer Insel „jenseits mancher Meere", wo schon sein Vater während des grossen Krieges in Frieden gelebt, eine Freistätte (Ges. XXVIII). Das zügellose Leben, was er hier führt, nöthigt ihn aber nach drei Jahren vor der Eifersucht der Männer von Neuem zu fliehen. Wieder zur Heimath gelangt, findet er seine Hofstätte zerstört und verlassen; von der Mutter, der es gelungen war, sich zu retten, erfährt er: dass die Nordländer während seiner Abwesenheit seine Wohnung überfallen, alles was sie darin vorgefunden

Digitized by Google

getödtet und die Gebäude niedergebrannt hätten. (Ges. XXIX). Um Rache zu nehmen, zieht Ahti von neuem nach dem Nordlande. Aber da dessen Herrin ihm den Frost entgegen schickt, muss er unverrichteter Sache zur Heimath zurückkehren (Ges. XXX).

Es folgt hierauf eine andere Episode, die fast in noch geringerer Beziehung zum Hauptinhalt des Gedichtes steht, wie die Abenteuer Ahtis, die Castrén aber für den schönsten Theil der ganzen Kalewala hält, die Geschichte Kullerwos, die in Rune XXXI. bis XXXVI. erzählt wird.

Untamo überfällt seinen Bruder Kalerwo, mit dem er in Feindschaft lebt, vertilgt alles, was das Schwert erreichen kann, und schleppt dessen Gattin in die Gefangenschaft. Sie gebiert in dieser einen Knaben, den Kullerwo, der schon, drei Monate alt, seinen Vater zu rächen gelobt. Vergeblich sucht der Oheim erst durch Wasser, dann durch Feuer, endlich durch den Strang sich seiner zu entledigen; zu Knechtesdiensten gezwungen, richtet er so viel Schaden an, dass Untamo, um nur seiner ledig zu werden, ihn dem Schmied Ilmarinen als Knecht überlässt (Ges. XXXI.). Dessen Gattin trägt ihm auf, die Heerde zu hüthen, giebt ihm aber zur Zehrung Brod mit, in das sie einen Stein gebacken; als er dasselbe auseinander schneiden will, zerbricht sein Messer, das einzige Andenken an seinen Stamm, das ihm geblieben. Im Zorn hierüber treibt er die Viehheerde in die Sümpfe und sammelt eine Heerde von Bären und Wölfen, die er nach dem Gehöfte seines Herrn führt, wo sie dessen Weib zerreissen. Aus Besorgniss vor Strafe flüchtend, erfährt Kullerwo von einer Alten, dass seine Eltern noch am Leben sind; er findet sie auch an Lapplands Gränzen, wo sie Zuflucht gesucht. Auf einer Reise, die er im Auftrage seines Vaters unternimmt, trifft er eine Jungfrau, die er verführt, und die, als entdeckt wird, dass sie seine Schwester sei, die sich, als sie vor einiger Zeit zum Beerensuchen ausgeschickt worden, verirrt und den Heimweg nicht hatte finden können, sich selbst, um ihre Schmach nicht zu überleben, den Tod im Wasser giebt. Kullerwo, nur durch seine Mutter vom Selbstmord abgehalten, beschliesst zunächst an Untamo für die seinem Vater zugefügte Unbill Rache zu nehmen. Nachdem er dies vollbracht, indem er Untamo getödtet und dessen Hof niedergebrannt hat, bei der Rückkehr zur elterlichen Wohnung aber kein lebendes Wesen

Digitized by Google

findet als einen alten Hund, geht er mit diesem in den Wald, um Nahrung zu suchen. Als er hierbei zu der Stelle gelangt, wo er einst die Schwester verlockt, sich ihm hinzugeben, und die sich dadurch kennzeichnet, dass dort seitdem kein Grashalm mehr emporspross, macht er selbst mit dem Schwerte seinem Leben ein Ende.

Das Gedicht kehrt nun in Rune XXXVII. zu Wäinämöinen und Ilmarinen zurück. Letzterer, schmerzerfüllt durch den Tod seiner Gattin, schmiedet sich eine solche aus Gold und Silber; da er derselben aber, minder glücklich als Pygmalion, keine Wärme einzuflössen vermag, so will er sie dem Wäinämöinen zum Geschenke geben, der ihm aber räth: er möge die Jungfrau ins Feuer werfen und daraus allerlei Geräthschaften schmieden, oder sie zu den Russen oder den Deutschen führen, da es dem finnischen Volke nicht gezieme, eine goldene Braut zu wählen, noch eine silberne zu suchen. Wäinämöinen liess denn auch ein allgemeines Gebot ergehen, nach welchem Niemand nach Gold und Silber, die nur eitle vergängliche Dinge wären, freien solle. — Ilmarinen bewirbt sich nun, aber erfolglos, um die jüngere Schwester seiner Gattin. Als er bei der Heimkehr Wäinämöinen mittheilt, welches Wohlstandes und Glückes sich das Nordland in Folge des Besitzes des Sampo erfreue, beschliessen beide, sich dorthin zu begeben, um das Kleinod für ihr Land zu gewinnen. Als Dritter gesellt Ahti sich ihnen zu (Ges. XXXIX.). Unterwegs strandet ihr Boot auf einem Hecht, den sie tödten und aus dessen Knochen und Gräten Wäinämöinen sich eine Kantele anfertigt (Ges. XL.), auf der er so herrlich spielt, dass alle lebenden Wesen der Luft, der Erde und des Meeres herbeikommen, um seinem Spiel zu lauschen, und aller Herzen so durch dieses bewegt werden, dass ihnen Thränen aus den Augen quellen; auch aus denen des Wäinämöinen rollen grosse Tropfen ins Meer, die darin zu Perlen werden (Ges. XLI.).

Im Nordland angelangt, fordern die Helden von Pohjolas Herrin, Louhi, die Herausgabe oder doch die Theilung des Sampo; als sie beides weigert, wird sie selbst nebst ihren Kriegern durch Wäinämöinens Spiel in tiefen Schlaf versenkt, während dessen der Sampo entführt wird. Erfolglos sendet die am dritten Tage wieder erwachte Louhi ihnen Nebel, Wogengebrause und Stürme nach. Nur die Kantele geht zu Wäinämöinens gros-

Digitized by Google

sem Schmerze dabei verloren (Ges. XLII.). — Louhi eilt nun mit ihrem Kriegsvolk den Samporäubern nach; in der Seeschlacht siegen zwar die Kalewalahelden, der Sampo fällt dabei aber ins Meer und zerbricht in Stücke. Die grösseren von diesen sinken unter und begründen den Reichthum des Meeres; die kleineren werden von den Wellen an das Ufer getrieben, wo Wäinämöinen sie sammelt und wachsen lässt. Betrübt über den Verlust der Quelle ihres Reichthums kehrt Louhi mit dem leeren Deckel des Sampo nach Nordland heim (Ges. XLIII.).

Als sie demnächst erfährt, wie Kalewala in dem Besitze des Sampo gedeihe, sucht sie dasselbe dadurch zu verderben, dass sie alle Seuchen dorthin sendet; Wäinämöinen aber befreit durch sein Gebet an Ukko und durch Zaubermittel sein Volk wieder von dieser Plage (Ges. XLV.). Einen Bären, den Louhi hierauf auf Kalewalas Heerden hetzt, tödtet Wäinämöinen mit einem zu diesem Behufe von Ilmarinen geschmiedeten Speere. Als, während bei dem in hergebrachter Weise hierüber gehaltenen Freudenmahle der Sänger auf der Kantele, die er sich in Ersatz der bei dem Sturme verloren gegangenen, aus dem Holze einer Birke und den Haaren eines Mädchens angefertigt, spielt, Mond und Sonne hinabgestiegen sind, um den Tönen zu lauschen, gelingt es Louhi, jene in ihre Gewalt zu bekommen. Sie sperrt dieselben in einen ehernen Berg, stiehlt auch das Feuer aus Kalewalas Wohnungen. Da aber nun nicht nur das Land undurchdringliches Dunkel bedeckte, sondern auch der Himmel seiner Leuchten entbehren musste, so schlägt Ukko zu einem neuen Monde und einer neuen Sonne Feuer an, das jedoch, als die Jungfrau, der er dessen Huth übertragen, unvorsichtig damit umgeht, auf die Erde fällt, dort grossen Schaden anrichtet und zuletzt auf den Aluesee geräth, wo es von einem Fisch verschluckt wird. Dem Wäinämöinen und Ilmarinen, nachdem sie durch Ilmatar, der Lüfte Tochter, den Aufenthalt des Feuers erfahren, gelingt es den Fisch zu fangen; das Feuer entschlüpft ihnen jedoch, schreitet nun durch viele Länder und richtet von neuem grosse Verheerungen an, bis man endlich seiner habhaft wird und es nun in die dunklen Stuben Kalewalas bringt (Ges. XLVIII.). Aber noch immer lagerte schwarze Nacht auf der eisbedeckten Erde; um diesem Uebelstande abzuhelfen, schmiedet Ilmarinen einen neuen Mond und eine neue Sonne und zwar,

Digitized by Google

auffallender Weise, jenen aus Gold, diese aus Silber, aber sie wollen nicht leuchten. Da erkundet Wäinämöinen durch Werfen des Looses, dass beide Gestirne sich in Pohjola eingeschlossen in einem Berge befinden. Um sie frei zu machen, begiebt er sich dorthin, erlegt auch in blutigem Kampfe die Nordlandsrecken, kann aber die Thüren des Berges nicht sprengen. Ilmarinen soll ihm nun die nöthigen Werkzeuge anfertigen; als Louhi dies erfährt und dass auch für ihren Hals ein Ring geschmiedet wird, mit dem sie an den Felsen gekettet werden soll, geräth sie in Furcht und lässt Sonne und Mond frei, die nun von Wäinämöinen freudig begrüsst werden (Ges. XLIX.).

In der letzten, der 50sten Rune, die offenbar unter dem Einfluss des Christenthums entstanden und jünger ist, wie die meisten übrigen Theile des Gedichts, wird erzählt: wie Marjatta, die reinste und keuscheste aller Jungfrauen, nach dem Genuss einer Preiselbeere Mutter wird. Von den Eltern verstossen und auch sonst überall zurückgewiesen, gebiert sie in einem Stalle ein Knäblein. Der Greis, der es taufen soll, weigert sich, die Handlung vorzunehmen, so lange nicht durch einen weisen Mann eine Prüfung bewirkt worden. Wäinämöinen, zu diesem Behufe herbeigerufen, untersagt die Taufe wegen des Makels, der auf der Geburt des Kindes haftet. Da straft ihn dies mit Worten und hält ihm alle die Verbrechen vor, die er selbst sich in jüngeren Jahren habe zu Schulden kommen lassen, ohne dass er deshalb für unehrenhaft gegolten. Der Alte tauft den Knaben jetzt und weiht ihn zum Könige von Karelien, worüber Wäinämöinen so missmuthig wird, dass er das Land verlässt und auf einem kupfernen Boote zu dem Rande des Horizontes segelt, wo Himmel und Erde sich berühren und wo er noch weilt. Die Kantele und seine Gesänge hat er aber dem Suomivolke zu dessen Freude zurück gelassen.

Schon die kurze Inhaltsangabe, wie sie in dem Vorstehenden gegeben ist, lässt deutlich erkennen, dass es dem Gedichte in der Art, wie es uns vorliegt, an einer vollen Einheit des behandelten Gegenstandes fehlt. Sieht man auch von den ersten Runen, welche die Schöpfungsgeschichte enthalten, und der letzten, welche den Sieg des Christenthums über den heidnischen Glauben verherrlichen soll, ab, so lassen sich doch drei Ströme erkennen, die, wenn sie sich auch hin und wieder berühren,

Digitized by Google

doch durchaus in gesonderten Betten fliessen. Die Erzählung von den Kämpfen, durch welche der Sampo in Finnlands Besitz kam, die Abenteuer Ahti Lemminkainens und die tragischen Schicksale Kullerwos. — Es würde aber ungerecht sein, wenn man die Sänger — denn dass wir es nicht mit einem Dichter, von dem das Ganze verfasst worden, zu thun, dass wir vielmehr das Werk Vieler vor uns haben und vielleicht jede Rune ihren besonderen Urheber hat, bedarf für den, welcher mit der Entstehungsart der Volksdichtungen einigermassen bekannt ist, keines Beweises — hierfür verantwortlich machen wollte, vielmehr muss dies demjenigen, welcher dem Gesammelten seine gegenwärtige Gestalt gegeben, Lönnrot, zur Last gelegt werden. Hat derselbe sich auch, als er mit jahrelanger Anstrengung und grossen Opfern alles, was noch von der Vorzeit her an epischer Dichtung unter dem Finnenvolke vorhanden war, zusammenbrachte, es für alle Zeiten festigte und so vor einem früher oder später, aber sicher in nicht sehr ferner Zeit, eintretendem Untergange bewahrte, unläugbares Verdienst erworben, so ist er doch in der Zusammenstellung des Gefundenen und der Anordnung, die er ihm gab, wenig glücklich gewesen. Lönnrot hat, um möglichste Vollständigkeit zu erreichen, alles aufgezeichnet, was er über ein dem epischen Cyclus zugehöriges Thema singen gehört hat und dann die Stücke, allerdings nach seiner besten Einsicht, zusammengefügt, hat dabei aber offenbar von dem Rechte des Redacteurs zu wenig Gebrauch gemacht, so dass sich nun Tautologien und Widersprüche in Menge finden. Besonders findet dieser Fall bei der zweiten Ausgabe der Kalewala statt. Die 10,000 Verse, um die sie reicher ist als die erste, sind keineswegs eben so viele Verbesserungen. Am meisten aber hat Lönnrot meines Erachtens dadurch gefehlt, dass er ganz verschiedene Dichtwerke in einen Rahmen gezwängt und so die Einheit preisgegeben hat. Dass gelegentlich der Hauptheld des einen auch in einem andern erwähnt wird, konnte hierzu ebenso wenig ausreichende Veranlassung geben, wie es zu billigen sein würde, wenn man alle Mythen von Herakles um deswillen in die Ilias einfügte, weil derselbe beiläufig in dieser genannt ist. Will man die verschiedenen Bestandtheile von einander scheiden, so darf in das Hauptgedicht, was allein auf den Namen Kalewala Anspruch machen kann, blos dasjenige auf-

Digitized by Google

genommen werden, was den Sampo, sowohl die Veranlassung zu seiner Anfertigung, als den Kampf um seinen Besitz, zum Gegenstande hat, etwa ein Viertel des Ganzen. Was der Sampo sei, darüber erhält man keine volle Gewissheit; anfangs wird er eine Mühle genannt, dann werden seine Trümmer eingepflanzt. Jedenfalls liegt ihm ein tieferer und weitergehender Gedanke zu Grunde; man wird kaum irre gehen, wenn man ihn als das Symbol des durch die Einführung des Ackerbaues begründeten Wohlstandes ansieht. Hierzu passt sowohl die Mühle, die Mehl und Gold gewährt, wie das Einpflanzen. Er ist das Palladium, von dessen Besitz Wohlfahrt und Gedeihen abhängen.

Giebt so das, was sich auf den Sampo bezieht, gewissermassen den Einschlag des Gewebes ab, so bilden die Kämpfe zwischen den Finnländern und den Lappen den Aufzug. Wenn die Annahme richtig ist, dass wir diese als die letzten Reste der Urbevölkerung Finnlands anzusehen haben, welche von den aus südlicheren Gegenden einwandernden tschudischen Volksstämmen bis in den äussersten Norden zurückgedrängt sind, so muss man die Kalewala als die, wenn auch in ein mythisches Gewand eingekleidete, Schilderung der hierbei vorgefallenen Kämpfe ansehen. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat die Literatur der neueren europäischen Völker nichts, was sie jener an die Seite stellen könnte. Unwillkührlich drängt sich aber die Vergleichung mit den homerischen Gedichten auf. Die Stelle der Troer nehmen die Nordländer, die der Griechen die Kalewiden ein: wie diese nach Pohjola ziehn, um es seines Heiligthums zu berauben, so die Helenen nach Ilium. Läuft so dieser Theil unseres Gedichtes der Iliade parallel, so vergleicht sich die Episode von Kullerwo der Thebaide der hellenischen Sagenkreise. Hier wie dort: die Brüder, die sich befehden, die unbewusste Blutschande und der tragische Untergang derer, die sie begangen, nach erfolgter Entdeckung. Für die Abenteuer Lemminkainens findet sich in der classischen Heldensage nichts ganz Analoges. Aber gerade die Gestalt von jenem ist so eigenthümlich und durchaus charakteristisch — ein heiterer Sinn, der sich selbst durch die härtesten Schläge des Schicksals nicht aus der Fassung bringen oder einschüchtern lässt, eine stets bereite Dienstfertigkeit, verbunden mit grenzenlosem Leichtsinn und dem gänzlichen Mangel an sittlichem Halt — dass er eine der in-

Digitized by Google

teressantesten Gestalten unseres Epos bildet. Streng genommen müssen, ausser manchen kürzeren Episoden, auch noch die Gesänge, welche den Streit zwischen Joukahainen und Wäinämöinen zum Gegenstande haben, als besonderes Gedicht ausgeschieden werden, da sie aber wenigstens in einigem Zusammenhange mit den Samporunen stehn, indem sie den Entschluss Wäinämöinens, nach dem Nordlande auf Brautwerbung zu gehen, einleiten, so kann man sich hier die Zusammenstellung allenfalls gefallen lassen.

Mögen aber an der gegenwärtigen Redaction der Kalewalarunen noch so viele und gewichtige Ausstellungen gemacht werden können, so stehen diese doch ausser allem Verhältniss zu dem grossen Verdienste des Sammlers. Was noch zu thun bleibt — die Widersprüche und Wiederholungen zu entfernen, die Auswüchse zu beseitigen, eine bessere Ordnung herzustellen und die einzelnen selbstständigen Theile zu sondern — kann überall und zu jeder Zeit nachgeholt werden, nachdem einmal eines, wenn auch nicht der schönsten, doch der charakteristischsten und werthvollsten Denkmale der Volksliteratur aller Zeiten und Nationen gegen den Untergang gesichert ist.

Wenn ich nun noch mit wenigen Worten des Kalewipoeg, des sogenannten Nationalepos der Esten gedenke, so geschieht dies hauptsächlich, um dem Irrthum vorzubeugen, als wenn wir es auch hier mit einer Originaldichtung zu thun hätten. Das estnische Volk ist reich an mythischen Liedern und Zaubersprüchen, auch an Gesängen lyrisch-elegischen Inhalts fehlt es nicht, aber der epischen Dichtung entbehrt es ganz; dies erklärt sich leicht aus dem Charakter des Volks, wie er oben geschildert wurde. Allerdings existirte aber eine Anzahl von Sagen, zwar meist an bestimmte Oertlichkeiten geknüpft, doch in Beziehung stehend zu einem mythischen Helden, den das Volk nur unter dem Namen Kalewipoeg, d. h. Kalewas Sohn, kannte, der aber, wie Gelehrte ermittelt haben wollen, eigentlich Sohni oder Soini geheissen hat. Auf Veranlassung der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat wurden diese Sagen aus dem Munde des Volks gesammelt. Dr. Kreuzwald unternahm es nun, das Gesammelte zu ordnen, zu einem Ganzen zusammen zu fügen, in Verse zu bringen, die gleichzeitig aufgefundenen lyrischen Ge-

Digitized by Google

dichte und Sprüche an geeignet scheinenden Stellen einzureihen. *) Da ist es denn nun gekommen, dass, abgesehen von diesen Einfügungen, das Ganze nichts als eine in das trochäische Metrum gebrachte Prosa ist und in Betreff seines dichterischen Werthes ziemlich auf einer Linie mit den Reimchroniken des Mittelalters steht, dass das alterthümliche Gepräge dabei verloren gegangen ist und der moderne Bearbeiter überall zu Tage tritt. Das Verfahren ist kaum ein anderes, als das, dessen Macpherson sich schuldig machte, als er seinen Ossian erscheinen liess, nur dass Kreutzwald ehrlicher zu Werke gegangen ist und aus seinem Antheile an dem Gedichte keinen Hehl gemacht hat, und dass er nicht das dichterische Genie Macphersons besass, der zu seiner Zeit die ganze gebildete Welt entzündete. Kreutzwald hätte entschieden der Literatur einen viel grösseren Dienst geleistet, wenn er die lyrischen und elegischen Gedichte jedes für sich gelassen, wie es sich vorfand, die Volkssagen aber in schlichter Prosa, wie sie aus dem Munde des estnischen Bauern hervorgingen, mitgetheilt hätte. So wie Kalewipoeg jetzt vorliegt, ist die Dichtung für die Kenntniss der Volkspoesie nur mit grosser Einschränkung und Vorsicht, für die Erforschung der Alterthümer des estnischen Volkes fast gar nicht zu benutzen, wogegen sie für die Kunde dessen, was von der Urreligion und dem Aberglauben der heidnischen Vorfahren bis auf unsere Zeiten gelangt ist, eine ebenso reiche als zuverlässige Quelle bietet. Auch ergiebt sich daraus, dass Kalewa, wenn dieser Name sich überhaupt an eine wirkliche Persönlichkeit knüpft, gleich Wäinämöinen und Ilmarinen, denen wir ebenfalls mit wenig veränderten Namen in den estnischen Dichtungen wieder begegnen, in eine Zeit gesetzt werden muss, wo der estnische Volksstamm sich noch nicht von dem finnischen getrennt hatte und dass die Esten, als sie in ihre gegenwärtigen Sitze einwanderten, das Andenken an ihn schon mitgebracht, und dies nun an Berge, Felsen, Flüsse, Seen und was sie sonst

*) Der Kalewipoeg erschien in der Ursprache unter Beifügung einer deutschen von C. Reinthal und Dr. Bertram angefertigten Uebersetzung zu Dorpat 1857—1861. Später ist herausgekommen: Blumberg, G. Quellen und Realien des Kalewipoeg nebst Varianten und Ergänzungen. Dorpat 1869.

Digitized by Google

hier vorfanden, geknüpft, so aber dafür gesorgt haben, dass der Name gewiss länger als ein Jahrtausend hindurch in dem Munde des Volkes fortgelebt hat.

Der Ausdehnung nach kommt Kalewipoeg der Kalewala ziemlich nahe, da er in demselben trochäischen Versmasse, wie diese, etwa 19,000 Verse enthält.

Der Inhalt des Gedichtes ist, wenn man davon absieht, dass manche der mit aufgenommenen Sagen sich zwar auf Kalewipoeg beziehen, aber nicht den mindesten Einfluss auf den Hauptgang der Erzählung haben, ein sehr einheitlicher. Es werden die Schicksale des Helden im buchstäblichsten Sinne ab ovo, da seine Mutter Linda aus dem Ei einer Birkhenne geboren ist, insbesondere seine gewaltigen Thaten erzählt, wie er, ohne zu ermüden, über den finnischen Meerbusen schwimmt; wie er auf die Bitte eines Mädchens in einen Brunnen steigt, um einen Fingerreif, den sie hat hineinfallen lassen, herauf zu holen, statt dessen aber einen grossen Mühlstein an seinem Finger hinaufbringt, den seine Feinde, um ihn zu tödten, ihm nachgeworfen; wie er auf die Bitte eines Hirtenknaben, um den Wolf von dessen Heerde zu verscheuchen, einen Felsblock schleudert, in welchem seine Finger so tiefe Spuren hinterlassen, dass ein erwachsener Mann darin stehen kann; wie er vom Kampfe erhitzt, um seinen Durst zu löschen, einen ganzen See austrinkt; wie sein Schnarchen meilenweit zu hören ist, und was dergleichen Ungeheuerlichkeiten mehr sind. Zu den interessantesten Gesängen gehören die, welche den zweimaligen Besuch Kalewipoegs in der Unterwelt und dessen Reise zur Aufsuchung des Endes der Welt zum Gegenstande haben, weil sie theils ein Bild von den aus der heidnischen Zeit herübergekommenen und noch jetzt nicht ganz verschwundenen Vorstellungen der Esten von dem jenseitigen Leben gewähren, theils darthun, wie dieselben Sagen fast unverändert bei Völkern der verschiedensten Abstammung uns entgegentreten. Was aber den Kalewipoeg vor den meisten ähnlichen Dichtungen auszeichnet, ist sein ethischer Werth und seine sittliche Tendenz, denn sein Endziel ist der Nachweis der ewigen Gerechtigkeit, die keinen Frevel ungestraft lässt. Kalewipoeg muss, trotz aller seiner Heldenthaten und der grossen Verdienste, die er sich durch die Gründung von Städten und sonst um sein Land erworben, durch sei-

Digitized by Google

nen Tod den in seiner Jugend im Rausche an einem Schuldlosen begangenen Mord sühnen, und zwar durch dasselbe Werkzeug, mit dem er diesen vollbracht, sein eignes Schwert. Die Götter konnten aber einen Mann, der so Grosses vollbracht, nicht wie einen gewöhnlichen Sterblichen behandeln; sie übertrugen ihm die Bewachung der Pforten der Unterwelt; von dort wieder, wenn die Zeit gekommen, zurückkehren zur Erde und seinem Volke Glück, Estland eine neue Zeit bringen. Auch die unermesslichen Schätze, die er zusammengebracht und, bevor er zum letzten Kampfe zog, der Erde anvertraut, harren gleich dem Nibelungenhorte, noch dessen, der sie heben soll.

Das Verhältniss der Kalewala zum Kalewipoeg vermag ich nicht treffender, als mit den Worten Schotts zu bezeichnen: *) „Kalewala ist ein frischer Frühlingsmorgen mit Silberwölkchen im blauen Aether, Kalevi Poeg ein in bunter, zuweilen phantastischer Farbenmischung schillernder Herbstabend.“

Die neueste Zeit hat uns auch mit den dem dritten Bruderstamme, den Lappen, angehörenden epischen Gesängen, welche demselben oder doch einem verwandten Sagenkreise angehören wie Kalewala und Kalewipoeg, bekannt gemacht, den zuerst von dem Pastor Fjellner in dem äussersten und mittleren Theile des schwedischen Lappmarken aus dem Volksmunde aufgezeichneten Liedern, deren Gegenstand die Sonnensöhne (Peiven parneh) bilden. In einem derselben zieht ebenso wie in der Kalewala der Held in den hohen Norden, um sich dort eine Gattin zu holen. Die Gefahren, welchen er hierbei begegnet, besonders der Kampf, welchen er mit dem Vater der Braut zu bestehen hat und in welchem er durch deren Rath und Hülfe ebenso unterstützt wird, wie Ilmarinen durch die der Pohjolajungfrau, charakterisiren auf die treffendste Weise die rauhe Natur der Entstehungsheimath dieser Gedichte. Die Verfolgung der Neuvermählten durch die Brüder der Braut erinnert in mehr als einem Zuge an die Verfolgung der Samporäuber durch Louhi, wogegen, wie in der Kalewalasage und im Kalewipoeg, drei Nachkommen des Helden, die Kallasöhne, sich in verschiedene Gegenden zerstreuen, einer derselben insbesondere sich nach Russland begiebt.

*) Die estnischen Sagen von Kalewipoeg S. 418.

Digitized by Google

Auch diese Lieder haben in Bertram einen Bearbeiter gefunden, der sie in ein einheitliches Epos verschmolzen hat, *) aber um dies zu vermögen, noch mehr von dem Seinen hat hinzuthun müssen, wie Lönnrot bei der Redaction der Kalewala und Kreutzwald bei der des Kalewipoeg. Mit sehr ängstlicher Treue hat der Bearbeiter sich nicht gerade an die Urschrift gehalten. Er nennt die in dieser vorkommende namenlose Jungfrau Kalla; die Kallasöhne sind bei ihm deren Brüder, in den Fragmenten dagegen ihre Nachkommen. Wenn er deren Heimath Kalewala nennt, den Geist Kalewas, in Gestalt eines Raben, die in Stein verwandelten Söhne umkreisen lässt, so sind dies Dinge, von denen das Original nichts weiss. Dem Tone desselben hat der Bearbeiter dagegen sich dadurch genähert, dass er Reim, Assonanz und Allitteration mit einander verschmolzen hat. Je grössere Schwierigkeiten hierbei zu überwinden waren, um so mehr muss man es dem Bearbeiter Dank wissen, dass er auch weiteren Kreisen Gelegenheit gewährt hat, einen höchst interessanten Ueberrest der Volkspoesie, entsprossen in einem für die Blume der Dichtkunst möglichst ungeeigneten Boden, kennen zu lernen. „Es weht den Leser", sagt ein Berichterstatter, **) „aus diesem Gedichte wie die frische Harzluft der nordischen Wälder an. Es ist uns, als hörten wir die Wasser des inselreichen Enarasees unter dem Schatten ihrer düsteren Ufertannen rauschen, wie märchenhafte Stimmen der Edda".

*) Peiwasch Parnéh, die Sonnensöhne. Nach Bruchstücken einer epischen Volkssage aus Lappland von Bertram. Helsingfors 1872.

**) Blätter für literarische Unterhaltung 1872, Nr. 29, S. 756.

Digitized by Google

Excurse.

Vorbemerkungen.

Die Namen: Finnen, Tschuden, finnische Völker, werden in der Regel in so abweichender Bedeutung gebraucht, dass es, wenn man beständige Wiederholungen vermeiden will, nothwenig wird: sich eine bestimmte und feststehende Nomenclatur zu bilden. In dem Nachfolgenden werden demgemäss mit uralischen Völkern diejenigen Zweige des nordturanischen Völkergeschlechts, welche, wenn nicht sicher, doch wahrscheinlich ihre ursprünglichen Sitze in der Nähe des Urals gehabt haben, also Ostseefinnen, Lappen, Bjarmier (Permier), Magyaren, Bulgaren u. s. w., nicht aber Türken und dergl. bezeichnet werden. Unter finnischen Völkern werden diejenigen Stämme verstanden, welche sich in Beziehung zu dem Grossfürstenthum Finnland, wenn nicht noch befinden, so doch befunden haben, oder von denen man annehmen muss, dass sie mit jenen in einem näheren Grade verwandt sind als die übrigen uralischen Völkerschaften, also die Ostseefinnen, die Lappen, die Bjarmier. Sie zerfallen in Ostfinnen, dies sind die Permier mit den Syrjänen, den Wotjaken und den übrigen noch jetzt in der Nähe des Urals wohnenden kleinen Völkern, und die Westfinnen (Ostseefinnen und Lappländer). Unter dem Namen Tschuden werden die Ostseefinnen, sowohl die noch existirenden Stämme, wie die Finnländer, die Esten, Liven und Kriwitschen, wie die ausgestorbenen: die Ingrier, Sawolotzkischen, Tschuden und Wessen begriffen sein, nicht aber die Lappen und Permier. Der Name: Finnen soll das Volk bezeichnen, was in der Urzeit seinen Wohnsitz in Finnland gehabt und in Scandinavien noch jetzt den Landstrich inne hat, der nach ihm den Namen Finnmarken führt: die Lappen. Um aber jedem Missverständisse vorzubeugen, wird er nur für die Zeiten, wo der letztere Name noch nicht üblich geworden war, verwendet werden. Der gegenwärtig Finnland bewohnende Volksstamm wird zur Unterscheidung von seinen Vorbesitzern nicht: Finnen, sondern: Finnländer oder Suomen genannt werden. Er theilt sich wieder in die eigentlichen Finn-

Digitized by Google

länder (Hämen, Tawasten) und die Karelier. — In ähnlicher Weise, wie es in dem Nachfolgenden geschehen soll, hat bereits Leem (Ueber die Lappen der Finnmark S. 11) zwischen Finnen und Finnländern unterschieden und des ersteren Namens sich blos für das sonst Lappländer genannte Volk bedient.

Es soll übrigens nicht in Abrede gestellt werden: dass die gewählte Nomenclatur nicht überall ganz vollkommen sich mit dem wirklichen Sachverhältnisse deckt, da z. B. die Permier der Sprache nach zu urtheilen den Magyaren vielleicht näher stehen als den Ostseefinnen, und dass man unter Finnländer streng genommen alle, welche gegenwärtig das Grossfürstenthum bewohnen, also nicht blos die, welche tschudischer, sondern auch die welche germanischer oder slavischer Abstammung sind, begreifen müsste, indessen erscheint dies für die nachfolgenden Untersuchungen, bei denen nicht chorographische, sondern nur ethnographische Verhältnisse in Frage kommen, nicht sehr wesentlich.

Da die unter dem Namen Kalewala vereinigten finnischen Volksgesänge nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt vorliegen, vielmehr um bis auf die Gegenwart zu gelangen, durch den Mund unzähliger Sänger durchgehen mussten, die sich unzweifelhaft für berechtigt gehalten haben werden, nach ihrem Sinne einzelne Veränderungen vorzunehmen, Zusätze zu machen und das minder treu in ihrem Gedächtnisse Gebliebene zu ergänzen, so ist es sehr bedenklich, auf einzelne Aeusserungen, kleine Widersprüche und dergl. m. ein erhebliches Gewicht zu legen und aus ihnen Folgerungen zu ziehen. Man wird sich vielmehr auf das Gesammtbild, was die Dichtung darbietet, auf den Totaleindruck, den sie macht, auf das Wesentliche des Inhalts beschränken müssen und nur aus diesen Rückschlüsse auf die ursprüngliche Fassung und die Zustände zur Zeit der ersten Entstehung machen können. Als Zusätze der angedeuteten Art muss es wenigstens theilweise wohl angesehen werden, wenn von seidenen Gürteln (Rune IV. 174) von seidenen Strümpfen und Bändern (IV. 175, XXV. 588. 589) von seidenen Fusssteppichen (XXI. 170), von Wachskerzen (ib 204 fgg.) von Trauringen (XXII. 60) und ähnlichen Schmuckgegenständen die Rede ist, oder wenn der Sachsen, d. i. Deutschen (XXV. 289), der sächsischen Planken (XXI. 168), der sächsischen Schuhe (XXV. 544) gedacht wird. Wollte man

Digitized by Google

hieraus schliessen: dass die Kalewalagesänge ihre Entstehung erst einer Zeit verdanken könnten, wo die Finnländer schon mit allen jenen Gegenständen einer verfeinerten Kultur bekannt waren, so würde dies gewiss nicht zutreffen. *)

Hierzu tritt noch der Umstand, dass so treu und gewissenhaft im übrigen der Sammler und Herausgeber der Kalewalarunen verfahren sein mag, schon allein sein Bestreben: die vielen einzelnen Lieder, welche ihm von verschiedenen Sängern mitgetheilt worden und die von Hause aus in keinem Zusammenhange untereinander standen, zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden, es ihm unvermeidlich gemacht hat, einzelne Zusätze beizufügen. So sind die Verse I. 30—36 jedenfalls ein solcher Redactionszusatz, da es völlig unmöglich ist, dass ein einzelner Sänger die fast dreiundzwanzigtausend Verse des Gedichtes im Gedächtniss gehabt und in einem Zuge vorgetragen habe. Dasselbe gilt von V. 37—50 ibid. Sie würden nur dann passen, wenn wir es in unserem Epos mit einem einzigen Dichter zu thun hätten, der, wenn auch mit Benutzung älterer Ueberlieferungen, das Ganze angefertigt hätte. Dies ist aber bekanntlich nicht der Fall; es würde auch nicht blos mit der Art, wie die einzelnen Bestandtheile der Kalewala gesammelt und bekannt geworden sind, sondern mit der Natur des Volksepos überhaupt unvereinbar sein und die mancherlei sich jetzt zwischen den einzelnen Runen findenden Widersprüche völlig unerklärlich erscheinen lassen.

Als solche Redactionszusätze muss man insbesondere auch die Uebergänge, durch welche die verschiedenen Theile der Dichtung mit einander haben, verknüpft und in ein einheitliches Ganze gebracht werden sollen, ansehen, so z. B. Rune XI. v. 1 fgg. XV. 645 fgg. XXX. 495 fgg. u. s. w. — Es ist sehr zu bedauern, dass Lönnrot nicht, wie Kreuzwald dies in seiner Zusammenstellung der Lieder von Kalewipoeg gethan, durch Sternchen oder auf ähnliche Weise die durch die Redaction nöthig gewordenen Zusätze von dem unmittelbar aus dem Volksmunde Entnommenen, in ursprünglicher Fassung Verbliebenen, unterschieden hat.

*) Soweit diese Gegenstände in denjenigen Runen, welche die Feier der Hochzeit Ilmarinens und der Pohjolajungfrau schildern, erwähnt sind, braucht man sie freilich nicht für spätere Zusätze zu halten, da, wie weiter unten näher darzuthun versucht werden soll, diese Runen wahrscheinlich erst der neueren Zeit ihre Entstehung verdanken.

Digitized by Google

Schott (Die estnische Sage von Kalewipoeg S. 475) fragt, als er der Ermahnung gedenkt, welche Wäinämöinen nach seiner Rückkehr aus Tuonela an die junge Generation richtet, gewiss nicht mit Unrecht: „Wer steht uns dafür, ob diese Warnung wirklich aus heidnischer Zeit stammt?“ *)

Ueber die einzelnen Bestandtheile der Kalewala.

Schon Castrén (Ueber die neueste Redaction der Kalewalarunen S. 8) bemerkt: „Es ist in der That schwer, in der neuen Ausgabe (der Kalewala) eine gemeinsame Idee zu entdecken, die durch das ganze Gedicht gehen und dessen einzelne Theile zu einem kunstvollen Ganzen vereinigen würde. Lönnrot äussert sich in der Vorrede zu der neuen Ausgabe also: „„das vereinigende Band zwischen den Kalewalagesängen besteht darin, dass sie schildern, wie Kalewala sich nach und nach zu demselben Wohlstande wie Pohjola erhob und endlich über dasselbe siegte.““ Unläugbar ist der Sieg Kalewalas über Pohjola ein recht weit umfassendes Thema des in Rede stehenden Epos, aber eigentlich handelt es sich darum nur in den Samporunen. Die Runen, welche Wäinämöinens, Ilmarinens und Lemminkainens Freierfahrten nach Pohjola besingen, haben zwar einen gewissen Zusammenhang mit dem Sampocyclus, aber als Siegeslieder können sie unmöglich betrachtet werden, denn mit dem Besitze der schönen Tochter von Pohjola gewannen oder beabsichtigten die Kalewala-Helden keineswegs irgend einen Sieg über das Volk Pohjolas, sondern gerade die ersehnte Verbindung mit der Pohjolajungfrau war ein Hinderniss zum Siege, zur Eroberung des Sampo. Doch wollen wir selbst annehmen: dass die Freierrunen ein mit dem Sampocyclus zusammenhängendes Ganze bilden, so bleibt dennoch eine sehr grosse Anzahl von Runen nach, welche nicht als natürliche Bestandtheile des Gedichts betrachtet werden können, sondern den Charakter eingeschobener Episoden tragen.“

Nachdem Castrén kurz den Inhalt der einzelnen Gedichte, welche unter dem Gesammtnamen Kalewala veröffentlicht sind,

*) Auch Castrén (Finnische Mythologie S. 136) nimmt an: dass Wäinämöinens Ermahnung an die Jugend Finnlands sich allen Frevels zu enthalten, (Kalew. XVI. 401 — 402) aus christlicher Zeit herrühre. Das Richtigere dürfe es sein, sie in die Zeit des Ueberganges von Heidenthum zum Christenthum zu setzen.

Digitized by Google

angegeben, fährt er (S. 11) fort: „Man dürfte schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige ersehen, dass die Episoden einen bedeutenden und vielleicht den bedeutendsten Theil der neuen Kalewalaausgabe ausmachen. Der Hauptinhalt beschränkt sich augenscheinlich auf die beiden Punkte: Sampo und die schöne Pohjolajungfrau. In der Vorrede zu meiner schwedischen Uebersetzung der alten Kalewalaausgabe habe ich darzulegen gesucht, dass beide Punkte mit einander in einem gewissen Zusammenhange stehen. Auf eine mehr einleuchtende Weise ist dieser Zusammenhang in der vortrefflichen Abhandlung über die Kalewala dargelegt, welche sich im ersten Hefte des Forsterländske-Album befindet und von dem für Wissenschaft und Vaterland gar zu früh heimgegangenen R. Tengström verfasst ist. Gleich Lönnrot hält auch er den Streit um Sampo für das Hauptthema der Kalewala und betrachtet die Runen über die Freierfahrten als einen wesentlichen integrirenden Theil in diesem Streite. Von dieser Auffassung muss jedoch bemerkt werden, dass sie eine weit bessere Anwendung auf die alte als auf die neue Ausgabe hat. In der ersteren steht die Pohjolajungfrau mehr im Hintergrunde, weil sie von Anfang an weder für Wäinämöinens noch für Ilmarinens Pohjolafahrten ein Ziel bildet. Bekanntlich wird Wäinämöinen in der genannten Ausgabe durch einen Zufall nach Pohjola verschlagen, ohne irgend welche Absichten auf die schöne Jungfrau zu haben. Auch Ilmarinen tritt seine erste Pohjolafahrt gegen seinen eigenen Willen an, nicht um nach der Jungfrau zu freien, sondern um den Sampo zu schmieden, welchen Wäinämöinen der Pohjolawirthin zu seiner eignen Auslösung versprochen hatte. Ganz anders ist das Verhältniss in der neuen Ausgabe. Hier macht das Mädchen den ersten Grund von Wäinämöinens Pohjolafahrt aus, und auch im Folgenden steht sie als ein nicht minder wichtiger Gegenstand des Gesanges dar, als der Sampo selbst. Es wird mir deshalb schwer, die Runen von den Freierfahrten als einen integrirenden Theil des Sampocyclus zu betrachten und diese Schwierigkeit wird dadurch noch bedeutender, dass die genannten Runen an Anzahl und Umfang bei weitem die Samporunen übersteigen. Vielleicht wäre es aus diesem Grunde am zweckmässigsten, nach dem Vorgange der Sänger jede Art von Runen in zwei besondere Cyclen zu theilen. Einen dritten Cyclus von Gesängen machen die Kullerworunen aus. Ferner bildet der Gesang von

Digitized by Google

Joukahainen und seiner Schwester einen an sich geschlossenen Runencyclus und endlich bleibt der Mythus von Erschaffung der Welt als ein ganz und gar isolirtes Fragment stehen."

Eine bestimmte Ansicht rücksichtlich der Anordnung der einzelnen Runen auszusprechen nimmt Castrén, obwohl er zu der Ueberzeugung gelangt ist, dass alle in die Kalewala aufgenommenen unmöglich als ein in sich zusammenhängendes Ganze betrachtet werden können, um deshalb Anstand, weil er es für möglich hält: dass künftige Forschungen noch neue Gesänge zu Tage fördern werden, welche einen festeren Anhalt für einen solchen Versuch gewähren. Es ist nicht unmöglich, dass diese Hoffnung Castréns einmal erfüllt wird, doch dürfte zur Noth auch das jetzt vorhandene Material für einen solchen Versuch ausreichen und er soll daher in dem Folgenden unternommen werden.

Hier muss nun aber zunächst ein Bedenken gegen die von Castrén aufgestellte, von ihm in seiner finnischen Mythologie S. 273 wiederholte Scheidung in die Bewerbungsrunen und in das Sampolied ausgesprochen werden. Dass ein solcher Unterschied ursprünglich stattgefunden, ist möglich; so wie die Kalewala gegenwärtig liegt, lässt eine solche Scheidung sich aber nicht durchführen, da, namentlich in der neuen Ausgabe, die Bewerbungen Wäinämöinens und Ilmarinens um die Maid von Pohjola auf das innigste mit der Anfertigung des Sampo verflochten sind, und wieder diese letztere mit den Bemühungen der Kalewala-Helden, sich des Sampo zu bemächtigen, in genauer Verbindung steht.

Man könnte sich versucht finden, zum Beweise der Einheitlichkeit der Kalewala sich darauf zu beziehen, dass dieselben Persönlichkeiten mehr oder weniger in allen Theilen derselben wiederkehren, so Wäinämöinens Name, nur mit Ausnahme der Runen, welche die Geschichten Lemminkainens und Kullerwos erzählen, sich überall findet, Ilmarinen in der Kullerwo-Episode vorkommt, Lemminkainen an dem Zug gegen Pohjola zur Erlangung des Sampo theilnimmt und Louhi sowohl in den Lemminkainen als den Samporunen auftritt. Aber dieser Umstand kann eben so wenig jenen Beweis liefern, wie der, dass die nicht irdischen Wesen: Ukko, Mana, Tuoni, Hiisi, Tapio mehr oder weniger in allen Theilen des Gedichts genannt werden. Eben so wie diese waren die Heroen der Sagenwelt, Wäinämöinen, Ilmarinen Lemminkainen allgemein im Volke bekannt. Es war daher auch

Digitized by Google

sehr natürlich: dass der Volksglaube ihnen alle die Thaten beimass, deren Andenken sich erhalten hatte, wenn sie auch ursprünglich von Anderen erzählt worden, deren Namen aber im Laufe der Zeit der Vergessenheit anheim gefallen waren. In den Sammlungen finnischer Runen von Topelius, Gottland, Schrötter, Altmann u. s. w. finden sich nicht wenige, in denen die Namen Wäinämöinen und Ilmarinen vorkommen; es wird aber um deswillen noch Niemand daran denken, sie alle in den Kalewalacyclus aufzunehmen, so wenig es Jemand einfallen wird, alle die epischen Gedichte, in denen Karl der Grosse oder Arthur erwähnt ist, in ein Epos vereinigen zu wollen. Louhi namentlich ist offenbar nicht sowohl der Name einer einzelnen Persönlichkeit wie eine Personification und augenscheinlich typisch. Dass er mit Loviatar, der schlimmsten der Töchter Tuonis, zusammenhänge, muss man daraus folgen, dass andere Runen dieser eben die Thaten beimessen, welche nach der Kalewala Louhi vollbracht haben soll (Castrén Mythol. S. 132—233). Eben so wenig kann daraus, dass in den Joukahainenrunen (VII. 95 fgg.) sich eine Stelle findet, die mit den Schöpfungsrunen (II. 237—262) in Beziehung steht, die, wo erzählt wird: dass Wäinämöinen, als er die Waldung ausgerodet, eine Birke als Ruheplatz für die Vögel habe stehen lassen, geschlossen werden: dass beiderlei Runen zusammengehören. Es war jene That Wäinämöinens eine im Volke bekannte Sage, deren jeder Sänger, wenn sie ihm passte, sich bedienen konnte.

Zerlegt man die Kalewala in ihre einzelnen Theile und behandelt jeden derselben als ein selbstständiges Gedicht, so heben sich viele Schwierigkeiten und Wiedersprüche, die sonst unlösbar sein würden, so namentlich der Umstand: dass Wäinämöinen in den Schöpfungsrunen als ein Gott, in dem übrigen Gedichte als ein Mensch erscheint, der viel Verwirrung in die finnische Götterlehre gebracht, und von der Castrén, obwohl er doch selbst erklärt: dass der Mythus von der Erschaffung der Welt in der Kalewala als ein ganz und gar isolirtes Fragment dasteht, sich in seiner finnischen Mythologie noch nicht ganz frei zu machen gewusst hat. Auch die Schwierigkeit, welche Schiefner (Zur Sampo-Mythe im Finnischen Epos. Bulletin de l'acad. de St. Petersb. T. VIII. p. 72 und: Ueber das Wort Sampo S. 1.) darin findet: dass dasselbe, was an einer Stelle von Wäinämöinen berichtet werde,

Digitized by Google

an einer andern von Ilmarinen, an einer dritten von Lemminkainen erzählt sei, und dass ein Gleiches in betreff Joukahainens und Kullerwos stattfinde, verliert dadurch sehr wesentlich an ihrer Bedeutung, wenn auch zugegeben werden muss, dass durch diesen Umstand der Versuch, die ursprüngliche Fassung und den historischen Gehalt der Sage festzustellen sehr erschwert wird.

Als ursprünglich selbstständige Lieder der unter dem Namen Kalewala veröffentlichten Sammlung dürften die Nachstehenden anzusehen sein.

I. Die Schöpfungsrunen.

(Rune I. und II. der neuen, I. VI. und VII. der alten Ausgabe). Wie bereits erwähnt, hat schon Castrén den Theil der Kalewala, welcher den Mythus von der Erschaffung der Welt enthält, als ein ganz und gar isolirtes Fragment bezeichnet und er hat hierin unstreitig recht. Nicht nur hat der Inhalt dieser Runen nicht die mindeste Beziehung zu den übrigen Theilen der Dichtung, sondern er steht auch vielfach in entschiedenem Gegensatz dazu. Am wichtigsten in dieser Hinsicht ist der Umstand: dass Wäinämöinen in den Schöpfungsrunen ein göttliches Wesen, der Sohn der Ilmatar, der Tochter der Luft, selbst nicht unbetheiligt bei dem Schöpfungsact, im eigentlichen Epos aber wenn auch ein mit ungewöhnlichen Fähigkeiten und Kräften ausgestatteter Heros, aber doch immer nur ein Mensch ist.

In Uebereinstimmung hiermit wird derselbe in den beiden ersten Runen nie ein Sohn Kalewas genannt, welcher Beiname ihm doch im ganzen übrigen Gedichte unzählige Male beigelegt ist. Wo in den Schöpfungsrunen der Name Kalewala vorkommt wie II. 249, Kalewbrunnen und 253: das Haferfeld Kalewa's, ist er nur ein geographischer Begriff, ohne irgend welche Beziehung zu Wäinämöinen.

In den Schöpfungsrunen (I. 122. II. 104) erscheint Ilmatar als einzige Luonatar (Tochter der Schöpfung); wo sich dagegen der letztere Name in den eigentlichen Kalewalarunen findet, kommt er stets in der Dreizahl (IX. 44. XXVI. 78. 707) oder wenigstens in der Mehrzahl (XXXII. 82. XLI. 95.) vor. Nach IX. 44 hat Ukko die Luonatar erschaffen, indem er seine Hände an einander rieb und auf sein linkes Knie drückte; die Schöpfungsrune weiss von einer solchen Entstehung Ilmatars nichts.

Digitized by Google

Castrén (Mythol. S. 280) sagt: „Durch die Darlegung des Inhalts der Kalewala dürfte es wohl zur vollkommenen Klarheit gebracht sein, dass Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkainen nicht, wie man oft anzunehmen versucht gewesen ist, die Rolle von göttlichen Wesen spielen, sondern nur als höher begabte Menschen und Heroen auftreten" und ibid. S. 281: „Es ist mit einem Worte klar und deutlich: dass Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkainen, wenn sie auch einer Seits hoch über den gewöhnlichen Menschen stehen, anderer Seits doch nicht die Eigenschaften haben, welche die alten Finnen ihren Göttern beilegen."

Zur näheren Begründung dieser Ansicht mag Folgendes dienen.

Wäinämöinen wird, wie schon angedeutet, in der Kalewala an unzähligen Stellen ein Sohn Kalewas genannt. Mag man diesem Namen eine blos geographische Bedeutung beilegen, mag man ihn als den einer einzelnen Person oder als Gattungsnamen (= Riesen) ansehen, so ist so viel immer gewiss: dass er in der Kalewala nie als ein göttliches Wesen erscheint, nie als ein solches angerufen und um Hülfe angefleht wird. (Schott Kullerwo S. 234.) Nicht nur Ilmarinen und Lemminkainen werden gleichfalls Söhne Kalewas genannt, sondern es heissen auch die Finnländer überhaupt Kalewas Söhne (XLII. 424. XLV. 186. XLVII. 325), der Stamm Kalewas (XLII. 441. XLV. 183. 362) oder Kalewas Volk (XX 572. 610. XLVII. 360).

Ilmatar, die Tochter der Luft, welche nach der Schöpfungsrune doch Wäinämöinens Mutter sein soll, trifft in einer der Samporunen (XLVII. 141 fgg.) an dem Gestade der Newa mit diesem zusammen. Von einem verwandtschaftlichen Verhältnisse zwischen beiden ist hier aber so wenig die Rede, dass sie sich völlig unbekannt gegenüberstehen.

Nach den Joukahainenrunen (V. 218. 220 fgg.) ist Wäinämöinens Mutter eine Verstorbene, die aus ihrem Grabe dem Sohne guten Rath ertheilt, so dass sie offenbar keine Gottheit, sondern nur eine Sterbliche sein kann. Joukahainens Mutter sagt von Wäinämöinen (VI. 119. 120), dass er von grossem Stamme entsprossen, der Sohn ihrer Schwester, ihr Neffe sei.

Wenn von diesem (L. 465 fgg.) erzählt wird, dass er in seiner Jugend, um sein Leben zu lösen und sich die Freiheit zu

Digitized by Google

verschaffen, seiner Mutter Kind (seine Schwester) hingegeben habe, so schliesst dies eine ihm beiwohnende göttliche Natur eben so aus, wie der Umstand, dass er von der Wunde, die er sich beim Zimmern eines Bootes beigebracht, erst nach langen Qualen und durch fremde Hülfe genesen kann (VIII. IX.).

Wäinämöinen nennt sich zwar selbst einmal (XLV. 231) einen Sohn Ukkos, gleich nachher (v. 330) diesen aber „mein Schöpfer". Dass auch jener Ausdruck nicht buchstäblich, vielmehr nur so aufzufassen sei, wie wir von Kindern Gottes sprechen, hat Castrén (Mythol. S. 25) überzeugend dargethan. Auch Lemminkainen nennt sich (XLII. 132) so.

Eben so wenig wie Wäinämöinen ist Ilmarinen in der Kalewala eine Gottheit. Es ergiebt sich dies ganz unzweideutig aus der Erzählung von seiner Geburt X. 107 fgg. Lokka, die schöne Kalewtochter, seine Mutter (XX. 17. 37. 267), sein Vater (XVIII. 121. 143. 164), seine Schwester Annikki (XVIII. 223. 272. 334) werden als gewöhnliche Menschen dargestellt. Rune X. 496 begiebt Ilmarinen sich an seinen Geburtsort. Wenn Wäinämöinen (VII. 335) von ihm sagt, dass er den Himmel geschmiedet und die Lüfte gehämmert habe und auch Ilmarinen sich dessen rühmt (X. 277. 278, XLIX. 343. 344), so darf man dies nicht buchstäblich nehmen, sondern nur als eine etwas emphatische Bezeichnung der grossen Kunstfertigkeit Ilmarinens ansehen, da die Kalewala (IX. 39 und 286) selbst ergiebt, dass nach der finnischen Mythologie Himmel und Luft bereits vor der Erfindung des Eisens existirt haben. Ein ähnlicher metaphorischer Ausdruck ist es, wenn (VIII. 3. 4. 27. 28) von der Jungfrau von Pohjola gesagt wird, dass sie auf der Lüfte Bogen gestanden und an des Himmels Wölbung geglänzt habe, oder wenn diese (XIX. 36), so wie Annikki, Ilmarinens Schwester (XVIII. 42. 106) die Töchter der Nacht und der Dämmerung genannt werden, was weiter nichts bedeuten soll, als dass sie schon vor Tages Anbruch thätig sind. — Wenn Castrén (Mythol. 241) bemerkt, dass bei den Finnen eine Tradition vorkomme, der zufolge Wäinämöinen und Ilmarinen von einer himmlischen Jungfrau, Namens Ilmatar, hervorgebracht worden, nachdem diese sich aus ihrem bisherigen Wohnsitz herabgelassen und vom Winde schwanger geworden sei, so passt dies in Betreff der

Digitized by Google

Kalewala nur auf Wäinämöinen, da in ihr Ilmarinen bei dieser Gelegenheit gar nicht erwähnt ist.

Beiläufig möchte ich hier noch einer Annahme gedenken, die sich in allen auf den vorliegenden Gegenstand bezüglichen Schriften findet, die aber meines Erachtens auf einem Irrthum beruht, die, dass Ilmarinen und Wäinämöinen Brüder wären. Wenn sich auch in der ersten Ausgabe der Kalewala Stellen finden, die so gedeutet werden können, so ist es doch gewiss, dass nach der neuen Ausgabe ein solches Verwandtschaftsverhältniss zwischen den beiden Genannten nicht stattfindet. Sie wohnen an verschiedenen Orten, bilden also nicht eine Familie (XVIII, 97. 98. XXV. 675. 729 fgg.). Annikki ist nur Ilmarinens Schwester (XVIII. 41 fgg. 223. 272. 334). Die Art, wie dieselbe ihres Vaters gedenkt (ib. 121. 143. 164), lässt keinen Zweifel darüber, dass dieser nicht zugleich der Vater Wäinämöinens sei. Lokka, die Mutter Ilmarinens, ist noch am Leben (XXV. VI.), wogegen die Mutter Wäinämöinens bereits todt ist (V. 212. 220 fgg). Wenn der letztere den ersteren zuweilen, so X. 141. 490, mit „mein lieber Bruder" anredet, so ist dies offenbar nichts als eine Sprachweise, wie sie zwischen genaueren Bekannten, selbst noch heutigen Tages, insbesondere bei den Nationen des östlichen Europa, allgemein hergebracht ist. Die Kalewala braucht diesen Ausdruck sehr häufig in Fällen, wo gar nicht an eine Blutsverwandtschaft zu denken ist, so XXIV. 5. 6, XX. 81, I. 11, wo ein Sänger den andern anredet: „Goldner Freund, mein lieber Bruder". XXII. 21 nennt die Wirthin von Pohjola ihren Schwiegersohn Ilmarinen: „mein lieber Bruder". Wird doch sogar Kalewipoeg, nachdem er den Sarwick (Teufel) im Kampfe überwunden, von diesem mit: „gewaltiger Bruder" angeredet (Ges. XIX. 135. Vergl. Schott Kalewipoeg S. 483). In gleicher Weise wird in der Kalewala das Wort Schwester gebraucht, ohne dass eine Blutsverwandtschaft stattfindet, so z. B. XXIII. 15. 495. — In noch geringerem Masse findet die Annahme Schiefners (über das Wort Sampo im finnischen Epos, Bulletin III. 497), auch Lemminkainen sei ein Bruder der beiden Vorgenannten, und zwar der jüngste von allen dreien, in der Kalewala ihre Begründung; denn in dieser

Digitized by Google

werden sie nie als Brüder genannt; sie wohnen an verschiedenen Orten, haben verschiedene Mütter und Geschwister. Der Name der Schwester Lemminkainens Ainikki (XII. 11) und der der Schwester Ilmarinens Annikki (XVIII. 41 fgg.) haben wohl Aehnlichkeit mit einander, sind aber keineswegs identisch. Der der ersteren hängt mit aina = Netze stricken — sehr passend für die Schwester des Inselbewohners — dieser mit annan = geben, gewähren und mit anne = das Geschenk, die Gabe, zusammen. Wenn alle drei als Kalewsöhne bezeichnet werden, so soll dies nur heissen: dass sie Nachkommen Kalewas, Kalewiden, sind; leibliche Brüder brauchen sie deshalb noch nicht nothwendig zu sein.

So entschieden nun auch die Ansicht ausgesprochen werden muss, dass Wäinämöinen in den eigentlichen Kalewalarunen nicht als überirdisches Wesen, sondern nur als Held erscheint, so soll damit nicht in Abrede gestellt werden, dass ihn nicht nur die Schöpfungsrunen, sondern auch andere Quellen der finnischen Mythologie als eine Gottheit darstellen. *) Schon die älteste von diesen, die Vorrede, welche Mich. Agricola seiner finnischen Uebersetzung des Psalters 1531 beigab, zählt den Wäinämöinen (Äinimäinen w'dhet tacoi Wäinämöinen verfertigte Gesänge) nebst Ilmarinen und den Kalewsöhnen unter den Abgöttern der Hemelaiset (der Tawasten) auf. Nach Gananders Mytholog. fenn. p. 101 ist Wäinämöinen sogar die höchste Gott-

*) R. v. Becker Dissert. academ. de Väinämöine, priscorum Finnorum numine pars I. (Aboae 1827) p. 4. Sjögren Neue ehstnische Uebersetzungen der Bacmeisterschen Sprachprobe (Bullet. d. l'acad. de St. Petersb. Classe d. scienc. hist. T. VIII. p. 58.) Man ist sogar, aber sicher mit Unrecht, so weit gegangen, den Namen, welchen der Donnergott führt, Ukko, lediglich als ein Epitheton Wäinämöinens anzusehn, und die Einführung des Ukko als eines besonderen Gottes in die finnische Götterlehre einem Missverständnisse späterer Mythologen beizumessen, vid. Porthan in Lencqvists Specim. academ. de superstitione. Note zu pag. 25 Rühs Finnland och dess invänare Oeversättning. Andra uplagan tillökt och omarbetad af A. J. Arwidsson. (Stockh. 1827) D. I. p. 15. Mone Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa Th. I. S. 54. Rein Specim. histor. de vetere Carelia ante occupationem Suecanam (Aboae 1825) p. 51.

Digitized by Google

heit der Finnen gewesen. Castrén (Mythol. S. 302) stellt ihn daher auch mit dem scandinavischen Odin zusammen.

Jener Mangel an Uebereinstimmung in den Angaben über die Natur Wäinämöinens kann entweder eine topographische oder eine chronologische Ursache haben; mit andern Worten: entweder hat Wäinämöinen bei einem finnischen Volksstamme für einen blossen Helden, bei einem andern für eine Gottheit gegolten, oder er ist im Laufe der Zeit in dem Glauben des Volks entweder vom Gott zum Menschen geworden, oder umgekehrt erst unter die Götter versetzt. Möglicher Weise kann auch jene Verschiedenheit zugleich eine örtliche und eine in der Zeitfolge beruhende Veranlassung gehabt haben.

Für die Annahme einer in der Oertlichkeit ihren Grund habenden Verschiedenheit spricht der Umstand, dass, wie angegeben, Agricola den Wäinämöinen unter den Abgöttern der Tawasten, nicht aber unter denen der Karelier aufführt, während, wie unten näher dargethan werden soll, Karelien als die Heimath der Kalewala angesehen werden muss.

Es ist aber auch durchaus nicht unmöglich, dass die Finnländer ihre ursprünglichen Nationalhelden Wäinämöinen, Ilmarinen, Wipunen, Lemminkainen, deren Andenken sie entweder bei der Einwanderung in ihre gegenwärtige Heimath mitbrachten, oder die bei der Besitzergreifung derselben eine wichtige Rolle gespielt und sich grosse Verdienste um ihr Volk erworben hatten, später, namentlich nachdem sie mit der germanischen Götterlehre bekannt geworden, unter die Götter versetzt. Schon Schiefner (über das Wort Sampo S. 1) hat sich dahin ausgesprochen, dass die westlichen Zweige des finnischen Stammes keine ausgebildete Mythologie aus ihrer ursprünglichen Heimath in die jetzigen Wohnsitze mitgebracht, sondern eine solche erst kennen gelernt haben, als sie mit einzelnen in der Kultur vorausgeeilten Völkern des indogermanischen Stammes in nähere Berührung kamen. Er sieht (l. c. S. 2) die Märe von grossen Helden und deren Thaten, als den Stamm an, auf welchem die finnische Mythologie gepfropft ist.

Es liegt in der Natur der Sache, dass diese Einwirkung des scandinavischen Elements bedeutender in dem Theile Finnlands gewesen sein muss, welcher Schweden zunächst lag und mit diesem, schon vor der Eroberung, durch Handel und Kriegs-

Digitized by Google

züge in Verbindung kam, also in dem eigentlichen Finnland, Nyland und dem Lande der Tawasten, geringer in den entfernteren nur wenig vom Meere berührten Gegenden, in Karelien. Es ist daher sehr erklärlich, wenn die uralte Heroensage in jenen Landstrichen eine mythologische Gestaltung angenommen hat, in diesem der ursprünglichen geschichtlichen Ueberlieferung treuer geblieben ist.

In gleicher Weise wird von den Geschichtsschreibern der scandinavischen Völker jetzt meist angenommen, dass Odin und die Asen ursprünglich historische Personen gewesen, denen später eine göttliche Natur beigelegt sei. (Vergl. z. B. Geijer Urgesch. S. 393; dessen Gesch. Schwed. I. S. 26; Eckendahl, Gesch. des schwed. Volkes I. 109 fgg., 146 fgg.)

Dass nicht umgekehrt aus ursprünglichen Gottheiten später Menschen gemacht sind — ein Verfahren, was in den religiösen Sagen der Völker zwar nicht unerhört wäre, aber doch entschieden das seltenere ist — dafür spricht der Umstand, dass bei der Einführung des Christenthums die in Rede Befangenen von den Finnen als Gottheiten angesehen worden sind, wie sich unter andern aus einem von Lencqvist (De superstit. veter. Fenn. p. 26) und Ganander (Mythol. Fenn. S. 101) angeführten Gebete ergiebt, in welchem Wäinämöinen und Ilmarinen zusammen mit der Jungfrau Maria angerufen werden. *)

Zugegeben kann aber werden, dass auch die Karelier von der Versetzung ihres Nationalhelden unter die Götter durch den Nachbarstamm nicht ganz unberührt geblieben sind, und es ist daher mit den obigen Annahmen durchaus vereinbar, wenn in dem an Tawastland und Nyland gränzenden Sawolax das Sternbild des Orion bald den Namen Wänämöisa wikate oder wiitake (die Sense des Wäinämöinen) **), bald den Wäinämöisen miekka (das Schwert des Wäinämöinen) ***) führt.

*) Castrén (Mythol. S. 307) nimmt allerdings an, dass Ilmarinen und Lemminkainen ursprünglich als Elementarmächte oder als Luft- und Wassergott verehrt, und erst später aus ihnen Menschen geworden sind. Was er zur Unterstützung dieser Ansicht anführt, ist jedoch nicht sehr überzeugend.

**) Porthan in Vitterhets Historie och Antiquitets Academ. handlingar D. IV, p. 28 not. ii. und v. Becker l. c. p. 10.

***) Gottland in Svensk Literatur — Tidning 1817, p. 399.

Digitized by Google

Wenn Castrén (Mythol. S. 286) Zweifel gegen die Aechtheit des in die neue Kalewala-Ausgabe aufgenommenen Liedes von Wäinämöinens Geburt ausspricht, so soll dies eben auch nur heissen: dass es ursprünglich keinen Zusammenhang mit den übrigen Runen gehabt habe und nicht gleichzeitig mit denselben entstanden sei; an eine förmliche Unterschiebung und die Absicht eines Betruges ist dabei gewiss nicht zu denken. Castrén (l. c. p. 286) glaubt vielmehr: dass der Gesang von Wäinämöinens Herkunft, wie er sich in der neuen Ausgabe der Kalewala finde, nicht ursprünglich sei, sondern eine aus späterer Zeit stammende Umgestaltung der Sage von der Geburt der Plagegeister durch Loviatar, der Tochter des Todes.

Dass diese Ansicht richtig sei, ist nicht nur deshalb anzunehmen, weil sich viele Varianten des fraglichen Gesanges vorfinden, sondern weil er auch als selbstständiges Gedicht in einer von Ganander (Finn. Mythol. S. 30. 31) mitgetheilten Rune existirt, welche im Wesentlichen allerdings mit der Darstellung in der älteren Kalewala-Ausgabe übereinstimmt, aber auch manche Stellen enthält, welche der neueren entsprechen. Sie erzählt von Kawe Ukko, dem Herrn des Nordens, der nach ihr Wäinämöinens Vater ist (in der älteren Kalewala-Ausgabe ist Kawe Ukko ein Name Wäinämöinens), dass er dreissig volle Sommer im Leibe seiner Mutter geschlafen habe (kolme kymmedä keseä) cf. Kalewala I. 290. 291, wandert noch im Leib der Mutter dreissig Sommer nach einander (kolmekymmentä keseä) und dass er, als ihm die lange Zeit zum Ueberdruss ward und er nicht zum Genusse des Lebens gelangen konnte, seine Wohnung geöffnet, sich gegen die blutige mit dem Zeigefinger (sormella nimittömällä), mit den Zehen des linken Fusses (wasemmalla warpahalla) gestemmt habe. [Vergl. Kalewala I. 317: Wird das Sein ihm unbehaglich, Ihm das Leben dort verdriesslich, Sprengt der Feste schmale Pforte, Mit dem Finger ohne Namen (sormella nimettömällä), Schlüpfet durch das Schloss, das starke, Mit des linken Fusses Zehe (Vasemmalla varpahalla) u. s. w.]

Dasselbe, was von dem Liede über Wäinämöinens Geburt, gilt von dem, welches die Schöpfung der Welt besingt. Auch hier finden sich viele Varianten. Die alte Kalewala-Ausgabe bringt dieselbe mit Jonkahainens Mordversuch in Verbindung; nach einer von Castrén (Reisen im Norden S. 107) mitgetheilten

Digitized by Google

Variante waren ein Adler, der in den Lüften schwebte, und Wäinämöinen, der auf dem Meere umherrirrte, die ersten Wesen in der Welt; jener habe aus seinen, von des letzteren Knien in das Meer hinabgerollten, dann von einem Hechte verschlungenen und in dessen Magen verdorbenen Eiern den Himmel und die Erde geschaffen.

Welche Widersprüche durch die Schöpfungsgeschichte, namentlich in Folge ihrer Fassung in der neuesten Ausgabe, in die Kalewala gekommen sind, ist von Castrén (Mytholog. S. 293 fgg.) ausführlich dargelegt. Auch ist ein Einfluss der scandinavischen Götterlehre hier nicht zu verkennen, wie unter andern die der Eiche beigelegte wichtige Rolle (III. 191 fgg.) sehr an die Eiche Ydrasil erinnert. Es ist daher gewiss vollkommen gerechtfertigt, wenn man die Schöpfungsrunen völlig von den übrigen Theilen unseres Epos ausscheidet.

II. Die Marienrune (Rune L.).

Ein Seitenstück zu den beiden ersten Gesängen der Kalewala bildet der letzte, welcher den Sieg des Christenthums über den heidnischen Glauben zum Gegenstand hat; zu den Samporunen steht auch er nicht in der mindesten Beziehung. Es kommen sogar die Namen: Kaleva, Kalewala und deren Ableitungen gar nicht vor. Finnland erscheint darin nur unter dem Namen, den es noch heute führt: Suomi (L. 510. 512.)

Die Entstehung dieser Rune fällt sicher in die Zeit des Ueberganges vom heidnischen zum christlichen Glauben etwa um 1230, wo im eigentlichen Finnland der letztere bereits eingeführt war, die Karelier ihn aber noch nicht angenommen hatten (Lehrberg Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Gesch. Russlands S. 109. 142). — Christenthum und Heidenthum sind unter einander gemischt. *) Aus jenem hatte der Dichter die dunkle Kunde: dass ein Kind von einer unbefleckten Jungfrau, Namens Marjatta (Maria) geboren worden (V. 122), dass dem Neugeborenen, weil seine Mutter kein anderes Unterkommen gefunden, als ihre Stunde gekommen, eine Krippe zur Wiege gedient habe (V. 336) dass es einst von der Mutter, die nicht wusste, wo es geblieben, erst

*) Heidnisch ist z. B. die Erwähnung von Tapiomäki, dem Berge des Waldgottes Tapio (V. 304) des Dämons Hiisi (V. 163) u. s. w.

Digitized by Google

nach langem Suchen aufgefunden worden (V. 422), dass dasselbe der Erschaffer der Welt sei (V. 384. 397. 411), der künftige Herrscher des Volkes, der Oberste aller Könige sein werde (V. 477. 78). Wenn sich nun hieraus auch ergiebt: dass der Dichter nicht ganz ohne Kenntniss der biblischen Geschichte gewesen, so erhellt doch aus dem übrigen, dass diese Kenntniss nur sehr unbestimmt *) und lückenhaft gewesen sein könne. Der Dichter war wohl ein im heidnischen Glauben Aufgewachsener, der zwar die Taufe angenommen, aber doch nicht ganz ohne Zweifel darüber war, ob das Christenthum wirklich für immer den vollständigen Sieg über den alten Glauben in seinem Vaterlande erlangen werde.

Wenn Wäinämöinen in dieser Rune mit der Jungfrau Maria in Verbindung gebracht ist, so kann dies umsoweniger auffallen, als der Volksglaube lange, selbst bis in die neuere Zeit, an einer solchen festgehalten hat. Rühs (Finnland und seine Bewohner S. 24) bemerkt: Während des Papstthums musste Wäinämöinen die Regierung mit der Maria theilen; daher gab ein karelischer Hexenmeister auf die Frage: was für Gottheiten von seinen heidnischen Vorfahren am meisten verehrt worden wären, die Antwort: der alte Wäinämöinen und die Jungfrau Maria.

Jüngeren Ursprungs als die Form, welche die Marienrune in der uns vorliegenden Redaction der Kalewala hat, ist jedenfalls die Variante, welche Castrén in seinen Reisen S. 101. 102. mittheilt, die offenbar eine Nachahmung der Sage von Ahasverus, dem ewigen Juden, enthält, welche sicher erst lange nach Einführung des Christenthums in Finnland bekannt geworden sein wird.

Als selbstständige Gedichte sind ferner, wie bereits von Castrén dargethan ist, die drei grossen Episoden: der Streit Wäinämöinens mit Joukahainen, die Abenteuer Lemminkainens und die Schicksale Kullerwos anzusehen.

III. Die Joukahainenrunen (R. III. — VI).

Die Joukahainenrunen, welche in der alten Ausgabe der Kalewala, in der sie den 30., 31., 1. und 2. Gesang bilden, eine

*) Als Belag hierfür kann unter anderm die Rolle angesehen werden, welche in der Rune dem Ruotus beigelegt wird (V. 219. 230. 235. 241. 251 261. 277) ein Name, der nach Schiefner (Kalewala S. 299) aus: Herodes, gebildet ist.

Digitized by Google

ganz andere Stellung einnehmen, als in der neuen und dort unter anderen die wesentliche Variante enthalten, dass Wäinämöinen nur durch einen Zufall nach Pohjola verschlagen wird, ohne irgend welche Absichten auf die schöne Jungfrau zu haben, stehen zu den Samporunen nur soweit in Beziehung, als die Pohjolawirthin die Gewährung von Wäinämöinens Verlangen, nach Hause geschafft zu werden, davon abhängig macht: dass dieser ihr den Sampo anfertige und derselbe, da er es nicht vermag, ihr verspricht, zu diesem Behufe den Schmied Ilmarinen ihr zu senden. Offenbar ist diese Verknüpfung eine sehr lose und sie könnte auch fehlen, ohne dass die Vollständigkeit und das Insichabgeschlossene der beiden Lieder dadurch eine irgend wahrnehmbare Beeinträchtigung erleiden würde. Es existiren denn auch wirklich selbstständige Runen, welche den Wettkampf Wäinämöinens und Joukahainens besingen, in denen von dem Sampo in keiner Weise die Rede ist, vid. z. B. Ganander l. c. S. 66. und 97 — 99 (der Bearbeitung von Peterson). Auch stimmt das Bild, was man sich nach den Joukahainenrunen von Wäinämöinen entwerfen muss, nicht ganz mit dem überein, was sich aus den Samporunen ergiebt. In den letzteren ist er zwar auch ein älterer Mann, aber doch noch in voller geistiger und körperlicher Kraft, in den ersteren ist er dagegen seiner eignen Schilderung nach (V. 172—179) ein Greis, dessen Geisteskräfte schon im Abnehmen begriffen sind. — Bemerkenswerth ist: dass Ukko, der in den übrigen Runen so oft als Gott des Himmels genannt und angerufen wird, in den Joukahainenrunen nicht vorkommt, wohl aber Jumala (III. 202. 571). Da nun nach Castrén (Mythol. S. 25. 27., letzterer der älteste Gott der Finnen war, an dessen Stelle später Ukko getreten ist, so könnte man hieraus schliessen: dass diesen Runen ein sehr hohes Alter beigelegt werden müsse; doch ist anscheinend Jumala in der angeführten Stelle nicht in der engeren Bedeutung als Gott des Himmels, sondern unter dem ihm später beigelegten Begriff als Gottheit überhaupt aufzufassen; auch weist die unverkennbare Uebereinstimmung zwischen dem Wafthrûdnismâl und dem Liede von dem Wettkampfe Wäinämöinens und Joukahainens (Castrén Mythol. S. 301) auf die Entstehung des letzteren in einer Zeit, wo die Finnländer bereits mit den scandinavischen Sagen bekannt geworden waren.

Beachtung verdient: dass, während sonst überall in den Kale-

Digitized by Google

walagesängen das Nordland (Pohjola oder Sariola) gleichbedeutend mit Lappland (Lappi) ist, die Joukahainenrunen beides von einander unterscheiden (V. 230. 235. 237). Da aber in den letzteren des Getreidebaues in Lappland (III. 429. 430) und des Pflügens mit Pferden und Ochsen, so wie überhaupt vielfach des Gebrauches der Rosse (III. 68 fgg. 392 fgg. IV. 334) gedacht wird, so muss die Entstehung in eine Zeit fallen, wo die Lappen noch ein ackerbautreibendes Volk waren. Es wird auf diesen Gegenstand weiter unten, wo von den verschiedenen Theilen Lapplands die Rede ist, zurückgekommen werden. Hier will ich mich auf die Bemerkung beschränken: dass der Name Joukahainen wohl unzweifelhaft zu Jouka und der Strömung von Joukola, die mehrfach (V. 156. 234. VII. 68) in Verbindung mit Lappland erwähnt werden, und die an den an den Grenzen des heutigen Lapplands, in der Vogtei Kemi und dem Kirchspiel Kuusamo belegenen See Joukamo erinnnern, in Beziehung steht.

IV. Die Lemminkainenrunen (R. XI—XV. XXVI—XXX).

Dass die beiden Runenreihen, welche die Abenteuer Lemminkainens zum Gegenstande haben, auch nur im mindesten in Beziehung zu den Samporunen stehen, kann von Niemandem behauptet werden. Es wird des Sampo, der Anfertigung desselben, so wie der um seinen Besitz entbrannten Kämpfe in ihnen nie gedacht. *) Dass die Erwähnung Lemminkainens in einem späteren Gesange als Theilnehmer an dem Zuge gegen Pohjola eine Zusammengehörigkeit darzuthun nicht geeignet sei, ist schon oben erwähnt. Dagegen begegnen wir mannigfachen nicht unwesentlichen Verschiedenheiten. Der Wirth von Pohjola spielt nur hier eine einigermassen erhebliche Rolle, auch Syöjätar, die Menschenfresserin, aus deren Speichel die Schlange geschaffen ist, wird nur in diesen Runen (XV. 595. XXVI. 693. 695. 726. 732. 744.) — in den Samporunen (XIX. 201) nimmt Wetchinen dieselbe Stellung ein — erwähnt. Ueberhaupt erscheint in ihnen eine Anzahl von Gottheiten — von einigen aus der lettischen und scandinavischen Mythologie entlehnten wird weiter unten die

*) XV. 82 „Taitan sampuen saranat“ kommt zwar das Wort Sampo vor, dies hat aber mit dem Palladium der Samporunen so wenig zu thun, dass Schiefner die Stelle ohne Weiteres „Sprenge ich der Mühle Angeln“ übersetzt hat.

Digitized by Google

Rede sein — welche sonst nirgends in der Kalewala vorkommen und welche darauf deuten: dass die Finnländer zur Zeit als die Lemminkainenrunen entstanden, schon eine sehr ausgebildete Götterlehre besassen, so Keitelainen ein Waldkobold (XXVI. 746) Pakkanen oder Pakko, der Gott des Frostes (XXX. 124 fgg.) Tuulikki, die Tochter des Waldgottes Tapio (XIV. 174 fgg.) Puhuri, der Nordwind (XXX. 185. 299) Suonetar, die Adergöttin (XV. 316.) In den Samporunen (XLIII. 235 fgg.) wirft Louhi dem Lemminkainen vor: dass er seine Mutter betrogen, da er dieser versprochen, nicht in den Krieg zu ziehen, wenn ihn auch die Lust nach Gold und Silber dazu treibe, und dass er sein Gelöbniss gebrochen habe, nach den Lemminkainenrunen (XI. 301 fgg.) ist es aber nicht die Mutter, sondern die Gattin Kyllikki, der Lemminkainen dies zugeschworen hat. — Auffallen muss es auch: dass der Name Kalewala, so wie die Synonymen desselben Wäinölö und Osmo auch nicht einmal in den fraglichen Runen vorkommen, obwohl Lemminkainen ein Sohn Kalewas, ein Kalewala-Held (Kalevainen) genannt wird.

Lemminkainen — wohl: der Liebe, Zärtliche von lempi, lemmen: Liebe Zärtlichkeit, und der verkleinernden schmeichelnden Anhängsylbe kainen *) auch Kauko, Kaukolainen und Kaukomieli (der weithin Verlangende) so wie Ahti (der Inselbewohner) genannt — selbst ist mit seiner gränzenlosen Leichtfertigkeit, seinem durch nichts aus der Fassung zu bringenden Selbstvertrauen, — in den Samporunen tritt hierzu noch eine unermüdliche Dienstwilligkeit — wie schon oben erwähnt wurde, ein so eigenthümlicher Charakter, dass sich kaum in irgend einer Sage, auch anderer Völker, ein vollkommenes Seitenstück zu ihm finden möchte. Dagegen begegnen wir vielfach in diesen Runen einzelnen Zügen, die auch anderweit vorkommen. So findet die Weise, wie Lemminkainens Mutter nach dem todten Sohn sucht, in einem von Castrén (Mythol. S. 178) mitgetheilten tartarischen Märchen, das ausserdem als ein Seitenstück zur Tundalussage und zu Dantes Hölle ein grosses Interesse darbietet, ein Analogon. — Der Auftrag, den Lemminkainens Mutter der Biene ertheilt, ihr Balsam zur Heilung der Wunden ihres Sohnes herbeizuschaffen, findet

*) Schott (Kalewo S. 233) hält jedoch Lemminkainen für gleichbedeutend mit Lemminpoika, Sohn des Lempi.

Digitized by Google

sich auch in einer Rune bei Ganander (S. 56). Die Verse: Fliege fort in die Weite über neun Seen, zu zehn Meeresgestaden, hole den Honig aus Metsola, die Arzenei aus Tapiola, stimmen zum Theil wörtlich mit Kalewala XV. 397. 398. 424. 425. 495. 547. 548 überein. — Eben so wie in den Lemminkainenrunen Sonne, Mond und Sterne um Kylliki, die schöne Saaritochter, werben, thun sie dies in einer im Kanteletar (III.) mitgetheilten Rune um die schöne aus einem Gänseei ausgebrütete Jungfrau Suometar (die Tochter Finnlands) und im Kalewipoeg (I. 177 fgg. vergl. auch Neus Ehstnische Volkslieder I. p. 9 fgg.) um die aus einem Küchlein erwachsene Selma, und die aus dem Ei eines Birkhuhnes hervorgegangene Linda.

In sich zerfallen die Lemminkainenrunen wieder in zwei gesonderte und nur in loser Verbindung mit einander stehende Abschnitte. Der erste (R. XI—XV.) erzählt die Werbung um Kylliki und deren Entführung, so wie, nachdem diese ihr Gelöbniss: nicht zum Tanz in das Dorf zu gehen, gebrochen, die Werbung um die Pohjolamaid, Lemminkainens Tod und dessen Wiedererweckung zum Leben durch seine Mutter. Den Inhalt des zweiten Abschnitts (R. XXVI. — XXX) bilden Lemminkainens Zug nach Pohjola, um Rache dafür zu nehmen, dass er nicht zum Hochzeitsfeste geladen worden, seine Flucht nach der Meeresinsel und sein üppiges Leben auf dieser, so wie der wiederholte erfolglose Zug nach Pohjola.

In diesem zweiten Theile kommt der Name Kylliki nicht ein einziges Mal vor; nur von Lemminkainens Mutter ist stets die Rede; blos an diese wendet sich derselbe, als er sich zur Reise rüsten will; sie allein ist es, mit welcher er über deren Gefahren und nach seiner Rückkehr, über die Wahl eines Zufluchtsortes Rücksprache hält. Auch nachdem er von der Meeresinsel in die inzwischen verwüstete Heimath zurückgekehrt ist, wird nur der Mutter, nicht der Gattin gedacht. Die ganze Erzählung macht vollständig den Eindruck: dass Lemminkainen unvermählt sei. Die Verse XXVI. 75. 76. „Ihrem Sohn verbots die Mutter, Ihrem Manne auch die Gattin“ die einzige Stelle in allen fünf Runen, in denen das Wort Gattin vorkommt, die auch sonst zu dem Uebrigen nicht recht passt, muss daher als ein späteres Einschiebsel angesehen werden. Beachtung verdient auch der Umstand: dass die Wirthin von Pohjola in dem ersten Abschnitt einen ganz

Digitized by Google

andern Namen führt wie in dem zweiten, in jenem heisst sie Louhi (XIV. 271. 374. XV. 63), in diesem Ilpotar (XXVII. 71. 123) ein Name der sonst nirgends in den Kalewalagesängen vorkommt, weder für die Pohjolawirthin, noch sonst.

Noch wesentlicher erscheint es: dass in dem zweiten Theile der Lemminkainenrunen mit keinem Worte davon die Rede ist, dass der Held früher selbst sich um die Maid von Pohjola beworben, ein Umstand, der offenbar viel besser geeignet gewesen wäre, den Rachezug nach Lappland zu motiviren, wie die blosse Unterlassung einer Einladung zur Hochzeitsfeier.

Dass die Lemminkainenrunen wenigstens in ihrer gegenwärtigen Gestalt ihre Entstehung einer späteren Zeit verdanken, wie andere Theile der Kalewala, namentlich die Samporunen, scheint kaum einem Zweifel zu unterliegen. Darauf deutet unter andern: dass darin von einem Unterschied der Stände, der immer nur das Product einer etwas vorgeschrittenen Kultur sein kann, die Rede ist, von dem sich in den übrigen Runen nicht die mindeste Andeutung findet. Die schöne Maid von Saari war aus einem vornehmen Geschlechte (XI. 69 fgg. 274 fgg. 402), Lemminkainen selbst dagegen aus einem niedern (XI. 75 fgg. 276 fgg.). Es werden besondere Kriegsanzüge (XII. 60. 79. 105. XXVI. 339), ja ein Panzerhemde und Stahlgürtel (XII. 218. 219) erwähnt. Es scheint sogar, dass der Dichter mit den Schiesswaffen nicht unbekannt gewesen ist. *)

Dass die Lemminkainenrunen eine bereits sehr ausgebildete Götterlehre erkennen lassen, ward schon oben angedeutet. Es muss aber auch darauf hingewiesen werden, wie offenbar fremdländische Einflüsse dabei thätig gewesen sind. So ist der Dämon Juntas (XIII. 106) von den Letten entnommen. **) Mimerki, die Gattin Tapios (XIV. 227) aber aus der scandinavischen Mythologie entlehnt. ***)

---

*) Wenigstens erklärt Castrén (Mythol. S. 251) den Ausdruck Umpi-putken lainehista (XIV. 408) durch „eingeschlossenes Rohr." Schiefner hat ihn allerdings durch rohrgleich wiedergegeben. Auch muss dahin gestellt bleiben, ob die Worte nicht überhaupt ein späterer Zusatz sind.

**) Schiefner Kalewala S. 297. und Anmerkungen zu Castréns Mytholog. S. 110.

***) Schiefner Kalewala S. 298 und in Castréns Mythologie S. 93.

Digitized by Google

Auf einen solchen späteren Ursprung deutet auch die Art, wie Pohjolas in den Lemminkainenrunen gedacht wird. Pohja und Lappi sind in ihnen identisch (XII. 33. 36. 81. 82. 107. 108. XIII. 129. 130. 169. 170. XXVI. 292 fgg); es ist aber offenbar ein nicht zum Ackerbau geeignetes Land; *) denn die Runen enthalten nicht die mindeste Spur, dass Getreidebau dasselbst stattgefunden, vielmehr erscheinen Viehzucht, Jagd und Fischerei als alleinige Erwerbsmittel. Es ergiebt sich hieraus, dass die Lemminkainenrunen aus einer Zeit stammen, wo die Lappen schon aus den Besitz der anbaufähigen Landstriche Finnlands verdrängt waren, zugleich aber auch von neuem: dass die Lemminkainen- und die Samporunen nicht zusammengehören können, da in den letzteren Pohjola, wenigstens so lange es sich im Besitze des Sampo befindet, ein getreidebauendes Land ist.

Eigenthümlich ist in jenen Runen auch der Umstand, dass die Sprache der Lappen und der Finnländer als in dem Masse verschieden erscheint, dass die einen nicht von den andern verstanden werden, denn Lemminkainens Mutter sagt zum Sohn (XII. 199. 200):

Kannst ja nicht die Turjasprache,
Nicht die Lappensprache reden.

Es deutet dies auf eine Entstehungszeit der Runen, wo beide Volksstämme schon seit langer Zeit sich getrennt hatten. In den Samporunen, wo die Beziehungen jener zu einander einen Hauptgegenstand bilden, kommt nichts derartiges vor.

Eben so findet sich nur in den Lemminkainenrunen der Name Wuojalainen (Wuojaländer) als identisch mit Lappalainen (Lappländer) (XIII. 47. 48). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass derselbe im Zusammenhange mit Wogansari steht, welchen Namen einer der Gebirgszüge Lapplands führt (Scheffer Lappland S. 424). Die Lappen müssen daher zur Zeit der Entstehung dieser Runen schon ihre gegenwärtigen Wohnsitze innegehabt haben. Dahin

*) Schiefner hat zwar Vainiolle (XIV. 287. und 867) durch Ackerfluren übersetzt, das Wort vainio bedeutet aber auch Feld im Allgemeinen. Diese Stellen können daher auch übersetzt werden: Zu den grünen Fluren. Wenn XXVII. 76. fgg. 97. fgg. der Gerste und des Brodes gedacht wird, so geschieht dies in einer Weise, die annehmen lässt, dass sie nicht eignes Bodenerzeugniss, sondern Gegenstand der Zufuhr von ausserhalb wären. (XXVII. 108. fgg.)

Digitized by Google

deutet auch die nur in jenen *) sich findende Zusammenstellung von Turjaländer und Lappländer (XII. 137. 138. 199. 200. XXVI. 293—296).

Castrén (Mythol. S. 73.) ist der Ansicht, dass der Held Lemminkainen und der finnische Gott des Meeres, Ahti oder Ahto ursprünglich ein und dieselbe Person gewesen wären, und er beruft sich hierbei darauf: dass in den Runen der letztere sehr häufig mit dem ersteren verwechselt sei. Dies kann jedoch in Betreff der Kalewala, namentlich derjenigen Gesänge derselben, welche die Abenteuer Lemminkainens zum Gegenstande haben, nicht zugegeben werden. Wo Ahti oder Ahto als Meeresgott in unserer Dichtung erwähnt ist, wie V. 133. 163. XLI. 133. XLII. 207. 489. 531. XLIII. 276. XLIV. 14. XLVIII. 135., da ist nirgends an eine Verwechselung mit Lemminkainen zu denken, eben so wenig wie bei Ahtola (V. 19. 23. 29. XLII. 488) und Ahtolainen (das Volk der Wassergötter) (XLIII. 272). In den Lemminkainenrunen bezieht sich dagegen Ahti oder (in der ersten Ausgabe der Kalewala) Ahto lediglich auf Lemminkainen; eine Wassergottheit gleichen Namens kommt darin nirgends vor; als solche werden vielmehr Wasserhiisi (Vesi hiisi) und Wasserwirthin (Veen emäntä) genannt (XII. 263 fgg). Da Hiisi ursprünglich eine Waldgottheit war (Ganander S. 47. Castrén Myth. S. 112) und die gedachte Verwendung des Namens erst einer späteren Zeit angehört; so ist hieraus ein neuer Belag dafür zu entnehmen: dass die Lemminkainen-Runen nicht sehr alten Ursprungs sein können. Dabei darf man auch nicht unberücksichtigt lassen, dass nach Agricola, also der ältesten Quellen für die finnische Mythologie, Ahti eine Gottheit der Tawästen, Hiisi aber der Karelier war. Wenn dessen ungeachtet ersterer, gleich seiner Gemahlin

*) Eine Ausnahme macht blos XLIII. 335. 336. Die Bezeichnung des Adlers als eines Turjaländers (XLII. 546) bietet keinen Parallelismus mit Lappländer; auch sind diese Worte dem Lemminkainen in den Mund gelegt. Die Aufforderung an die Tochter aus Turja (den Frost) aus Lappland herbeizueilen (XLVIII. 301) findet sich in dem selbstständigen, die Auffindung des Feuers behandelnden, Liede. Wenn XX. 75 fgg. Karelien, Suomi (Finnland), Russland, Schweden, Lappland und das Zauberland von Turja hintereinander genannt werden, so muss man annehmen: dass die beiden letzten als von einander verschieden gedacht sind. — Uebrigens wird die Frage: was unter dem Namen Turja zu verstehen sei, weiter unten ausführlich behandelt werden.

Digitized by Google

Wellamo in einem Gedichte wie die Kalewala, das wahrscheinlich karelischen Ursprungs ist, mehrfach genannt ist, so erklärt sich dies daraus, dass seine Erwähnung sich (nur mit Ausnahme von Rune XLII.) blos in solchen Abschnitten findet, die wie die Joukahainenrunen, die Kantele und — die Feuerrune anscheinend einer späteren Zeit ihre Entstehung verdanken, als der eigentliche Stamm des Epos, die Samporunen, einer Zeit, in welcher die Karelen sich bereits manches aus dem Götterglauben der Tawasten angeeignet hatten.

Wenn Castrén (Mythol. S. 308. 309) den Lemminkainen als einen menschgewordenen Gott ansieht, so findet dies, wenigstens in den auf ihn bezüglichen Gesängen der Kalewala, in keiner Weise seine Begründung. Aber es muss überhaupt bezweifelt werden: dass die Finnländer denselben jemals als eine Gottheit verehrt haben, wie dies doch in Betreff des Wäinämöinen und Ilmarinen, mit denen Castrén ihn zusammenstellt, unzweifelhaft der Fall gewesen ist. In Agricolas Verzeichniss der finnischen Götter kommt Lemminkainen nicht vor, und auch Ganander (l. c. S. 79) kennt ihn nur als einen starken Ruderer, dem Wäinämöinen die Führung seines Bootes überträgt.

V. Die Kullerworunen (XXXI—XXXVI.)

Unter allen Gesängen, aus denen die Kalewala besteht, sind es die, deren Gegenstand die Geschichte des Kullerwo bildet, über deren Selbstständigkeit und Nichtzusammengehörigkeit mit dem Hauptbestandtheile des Epos die meiste Einstimmigkeit stattfindet. *) Dies gilt insbesondere von der neuen Ausgabe der Kalewala, in welcher die Kullerwoepisode nicht weniger als sechs Gesänge mit 2,197 Versen einnimmt, während sie sich in der älteren auf einen Gesang (XIX.) von 530 Versen beschränkte. In der That kommt darin auch keiner der Namen, welche zu dem Gesammttitel Veranlassung gegeben — Kaleva,

*) Ueber die Kullerwosage handelt ausführlich: Cygnaeus Om tragiska elementet i Kalewala, in seinen Ashandlingar i populära ämnen. Jt. II. Helsingfors 1853. Vergl. auch: Schott über die finnische Sage von Kullerwo in den Abhandl. der Berl. Acad. Philos. hist. Kl. 1852. S. 209—236 und Zusätze in dem Vortrage über die finnische und estnische Heldensage ibid. 1866. S. 254.

Digitized by Google

Kalevainen, Kalevala, Kalevainen, Kalevatar — auch nur ein einziges Mal vor. *) In den Versen 30—50 der ersten Rune, die gewissermassen eine Uebersicht des Inhalts des ganzen Liedercyclus geben sollen, ist denn auch der Kullerwoepisode nicht gedacht.

Man könnte sich versucht fühlen, die Zusammengehörigkeit der Kullerwo- und der Samporunen daraus zu folgern: dass in den ersteren eine Gattin Ilmarinens vorkommt und in den letzteren dessen Werbung doch eine sehr wesentliche Rolle spielt. Aber es ist dem Schmiede, an welchen Kullerwo verkauft wird, wohl nur deshalb der Name Ilmarinen beigelegt, weil dieser überhaupt eine im Bereich des finnischen Volksgesanges bekannte und vielgenannte Persönlichkeit war, und man annehmen zu müssen glaubte: dass ein irgend wo vorkommender Schmied kaum einen andern Namen führen könne. — Die Rolle, welche Ilmarinen in den Kullerworunen spielt, ist aber auch eine so untergeordnete und so wenig ehrenvolle, dass sie mit der, welche ihm anderweit namentlich in den Samporunen zugetheilt ist, einen scharfen Contrast bildet. Wie unwesentlich der Name Ilmarinen in der Kullerwosage sei, ergiebt sich namentlich auch daraus: dass der Schmied in Karelien, an den der Held verkauft wird, in einer andern Redaction, deren weiter unten ausführlicher gedacht werden soll, nicht jenen, sondern den Namen: Köyrötyinen führt.

Noch unzweifelhafter erscheint es: dass das boshafte Weib, als welches Ilmarinens Hausfrau in den Kullerworunen geschildert wird — die übermüthige Wirthin, diese zähnearme Alte, das alte Weib des Schmiedes, Ilmarinens stolze Hausfrau (XXXII. 20. 21. XXXIII. 101. 112. 123. 161.) — ganz unmöglich mit der Pohjolatochter: die in den Samporunen als die Krone aller Jungfrauen sowohl an Schönheit als an Tugenden dargestellt ist, identisch sein könne. Nach R. XXXVIII. 57 ist denn auch die Pohjolatochter jung gestorben. **)

*) Nur in einer im Kanteletar (III. 22) mitgetheilten Rune, der Mädchenraub, und in einer Variante zu einem andern Gedichte derselben Sammlung (III. 95) so wie in der ersten Ausgabe der Kalewala (XIX. 1) wird Kullerwo ein Sohn Kalewas genannt.

**) Die Schlussverse (297 fgg.) der Rune XXXIII. passen durchaus nicht zu dem Vorhergehenden und sind jedenfalls, wie so häufig die Uebergänge von einem Gesange zum nächstfolgenden, ein Redactionszusatz.

Digitized by Google

Unter allen finnischen Volksüberlieferungen, die unter dem Collektivnamen: Kalewala vereinigt sind, ist keine, der man so oft nicht nur in den Dichtungen der Finnländer, sondern auch der stammverwandten Völker wieder begegnet, wie die Kullerwosage. Unter den ersteren ist zunächst einer von Ganander (l. c. S. 100—102) mitgetheilter Rune zu gedenken. Der Held, der ein Sohn Kalewas genannt wird, heisst hier: Soini, welcher Name, wie von Schiefner (Castréns Mythol. S. 90) dargethan ist, eine ähnliche Bedeutung wie der: Kullerwo hat; ein Beiname von ihm ist: Kalki (der Schalk). Der Schmied in Karjala, an den er verkauft wird, heisst, wie soeben erwähnt ist, Köyrötyinen. Aehnlich wie in der Kalewala (XXXI. 90 fgg.) von Kullerwo, wird hier von Kalki erzählt: dass er schon am dritten Tage nach der Geburt die Wickelbänder zerrissen habe. Da er zu jeder andern Arbeit, wegen der ungeheuerlichen Weise, wie er seine Aufträge ausführt, sich untauglich zeigt, so wird er von seinem Herrn, dem Schmied, an den er verkauft worden, zum Hüten der Heerden angestellt. Die Hausfrau giebt ihm dabei ein Brod mit, in welches sie einen Stein eingebacken. Soini wird hierüber so ergrimmt, dass er die Wölfe und Bären herbeiholt, die zuerst die Heerde, und dann, als des Schmiedes Hausfrau hinzukömmt, auch diese zerreissen.

Wenn wir hier den ersten Theil der Kullerwosage ziemlich treu wiederfinden, so bietet eine im Kanteletar III. p. 185 mitgetheilte Rune: Marjetiellä kaorant (die beim Beerensuchen Verlorengegangene) eine frappante Analogie mit dem zweiten Theile; denn auch hier wird erzählt: wie ein junges Mädchen Marketta, die Tochter des Matero, bei demselben Geschäfte ein gleiches Geschick betroffen, wie die Schwester des Kullerwo.

Denselben Gegenstand behandelt auch die im Kanteletar III. p. 95 fgg. mitgetheilte Rune Tuiretuinen lapset (die Kinder des Tuiretuinen), in welcher die unglückliche Begegnung des Bruders und der Schwester bei des ersteren Rückkehr von der Reise zur Ablieferung des Geschosses erzählt wird. Hier endet Jener aber, nachdem die Aufklärung erfolgt ist, sein Leben dadurch, dass er sich ins Meer stürtzt.

Hierher gehört auch das Gedicht Neien rosvo (der Mädchenraub) (Kanteletar III. 22). Kullerwo, des Kaleva Spross entführt hier gewaltsam die Jungfrau. Die Mutter derselben fleht, nachdem

Digitized by Google

sie von dem, was geschehen, durch einen Hirtenknaben Kunde erhalten, die Rache Ukkos auf den Frevler hinab, der dann auch durch einen Blitzstrahl getödtet wird.

Als eine Variante der Kullerwosage muss man auch das Fragment ansehen — denn ein solches ist es offenbar nur — das in die erste Ausgabe der Kalewala (R. XIX) aufgenommen ist. Hier ist von keinem Bruderzwist die Rede, auch wird nicht gesagt: dass Kullerwo, der Kalewas Sohn heisst, in der Knechtschaft geboren sei. Er wird an den Schmied Ilmarinen verkauft, weil der Umstand, dass er, erst drei Tage alt, seine Windeln sprengt, versprach: dass er dereinst ein tüchtiger Mann werden werde. Jenem thut er nun alle die Schelmenstreiche an, welche die zweite Ausgabe ihn gegen Untamo verüben lässt. Als er zuletzt sum Hüter der Heerde bestellt, seine Herrin durch Wölfe und Bären hatte zerreissen lassen, erhält er auf der Flucht Kunde von dem plötzlichen Tode seines Vaters, seiner Mutter und seiner Ehefrau. Nachdem er in Betreff aller drei die Einladung zur Leichenfeier in schnödester Weise zurückgewiesen: zieht er blasend in den Krieg — gegen wen? erfährt man nicht.

Eben so lässt ein anderes im Kanteletar mitgetheiltes Lied: Kullervan sootan lähtö (Kullerwos Kriegszug) den Helden aus blosser Liebhaberei in einen nicht näher bestimmten Krieg ziehn. Wie in der Kalewala, fragt er auch hier die Seinen: ob sie, wenn er fallen sollte, seinen Tod betrauern würden und erhält nur von seiner Mutter eine bejahende Antwort. Auch hier ist er vermählt und seine Gattin ist gerade die, welche am herbsten seine Frage beantwortet. Als er der Seinen Tod erfährt, erklärt er dies als eine gerechte Strafe für die ihm zugefügte Unbill, nur von der Mutter nimmt er an: dass sie aus Schmerz über ihn gestorben sei.

Unter den Analogien der Kullerwosage bei verwandten Stämmen befindet sich zunächst der Kalewipoeg, das estnische Volksepos. Nicht nur stimmt der Eingang der betreffenden Runen in der Kalewala, von dem Knabendreiblatt, das in verschiedene Gegenden versprengt wird, indem ein Falke den einen nach Karjala, den zweiten nach Russland trägt, den dritten in der Heimath lässt, von welchen der nach Russland Fortgeführte zum Kaufmann heranwächst (XXXI 7 — 12) ziemlich genau mit Kalewipoeg I. 85—92. — Hier entsprang ein Knabendreiblatt, Einer wanderte

Digitized by Google

nach Russland. Nach dem Nordland zog der andere, auf den Rücken eines Adlers Schwang der dritte sich der Brüder. Der nach Russland ausgewandert Wuchs heran zum tüchtigen Kaufmann u. s. w. — sondern es bildet die Verführung eines Mädchens auch in beiden ein entscheidendes Moment *) in dem Leben des Helden. In beiden macht die Verführte ihrem Leben durch einen Sturtz in die Fluthen ein Ende. Auch Kalewipoeg zersprengt seine Windeln und reisst das Wickelband in Fetzen, allerdings nachdem er schon einen Monat alt ist, dafür zertrümmert er aber auch gleich die Wiege (I. 660—662). Kullerwo so wie Kalewipoeg erleiden den Tod durch ihr eignes Schwert. Der letztere führt in einer estnischen Sage den Namen Sohni (Kalewip. II. 69); wie oben angeführt worden, wird auch dem Kullerwo in einer finnischen Rune der Name Soini beigelegt.

Nach allem diesen kann es wohl kaum einem Zweifel unterliegen: dass beide Sagen aus einer gemeinschaftlichen Quelle ihren Ursprung herleiten. (Vergl. auch Schott: Ueber finnische und estnische Heldensage in den Monatsber. d. Acad. zu Berlin 1866. S. 250).

In einem Liede aus Ingrien, dass von Europaeus in seinen Pieni runon seppä (der kleine Runenschmied) S. 19 mitgetheilt ist, werden gleichfalls die Erlebnisse Kullerwos bis zu seiner Rache am Weibe des Schmied besungen. Die Veranlassung zum Zwist der Brüder Untamo und Kalewa, welchen letzteren Namen der eine derselben hier führt, wird fast übereinstimmend mit der zweiten Ausgabe der Kalewa berichtet. Untamo vertilgt das ganze Haus seines Bruders bis auf einen, hier namenlosen Sohn, der aber schon etwa 15 Jahre alt ist. Dieser, beauftragt Untamos Kind zu wiegen, schwingt die Wiege so heftig, dass der ganze Boden erzittert. Untamo versucht nun auf die mannigfachste Weise, den Knaben aus der Welt zu schaffen, als ihm dies nicht gelingt, übergiebt er ihn einem Schmied, um die Heerden zu hüten. Aus Rache dafür, dass dessen Frau ihm einen Stein in das Brod gebacken, verwandelt er dann die Kühe in Bären und die Schafe in Wölfe und treibt sie so nach Hause. Der Wirthin, die ihm da-

*) Schott (die estnische Sage von Kalewipoeg S. 460) glaubt: dass auch die von Kalewipoeg Verführte dessen Schwester gewesen sei, doch sind die Gründe, durch welche er diese Ansicht unterstützte, nicht ganz überzeugend.

Digitized by Google

rüber Vorwürfe macht, antwortet der Knabe: auch du hast nicht gut gethan, dass du aus einem Steine Brod für mich gebakken. — Fast wörtlich stimmt der Eingang dieses Liedes mit den Kullerworunen in der Kalewala und mithin auch des Kalewipoeg; denn er lautet: „Meine Mutter erzog eine grosse Heerde Schwäne, brachte sie in den Fluss. Da kam ein Habicht sausend geflogen, ergriff sie und trug sie davon. Den einen führte er nach Russland, den andern nach Karjala, den dritten liess er daheim, setzte ihn ab in Finnland. Der in Karjala aufwuchs, aus dem entsprass Kalewo" u. s. w.

In derselben Weise ziehen auch in dem oben erwähnten Volksliede aus den schwedischen Lappmarken, was der Herausgeber die „Sonnensöhne" betitelt (in der Zeitschrift: Läsning för folket 1849, S. 341—356. Vergl. Castrén Mythol. S. 309—326), drei Brüder — die Kalla- (Kalewa?) Söhne in drei verschiedene Gegenden und gründen daselbst Volksstämme. Auch hier gelangt der eine nach Russland.

Wenn man noch allenfalls annehmen könnte: dass die Kullerwosage aus Karelien nach dem angrenzenden Ingrien hinüber gewandert sei, Anklänge davon auch nach Estland und Lappland gedrungen wären, so ist dies alles doch völlig unglaublich in Betreff der Spuren, welche sich bei dem am Ural, also sehr entfernt von den Gränzen Finnlands, wohnenden finnischen Stamme der Permier finden. In einem dortigen Märchen, mitgetheilt in der russischen Zeitschrift: der Permische Sammler Bd. II. S. 168 fgg., will nämlich der Stiefvater seinen Stiefsohn Ivaschko (Hänschen) Bärenohr, so genannt, weil er mit Bärenohren zur Welt gekommen war, der nicht nach Jahren, sondern nach Stunden wuchs, wegen seiner ungeschlachteten Handlungen in ähnlicher Weise aus der Welt schaffen, wie Untamo den Kullerwo. Ivaschko fängt aber den Bären, von dem er nach der Hoffnung des Stiefvaters hätte getödtet werden sollen, und bringt ihn in den Stall, wo er alles Vieh erwürgt; mit genauer Noth kommen die Menschen mit dem Leben davon. Die Art, wie Ivaschko endlich das elterliche Haus verlässt, gleicht der, wie Kullerwo von den wiedergefundenen Eltern scheidet.

Sogar bei den Teleuten, einem uralaltaischen in der Gegend von Tomsk wohnenden Volksstamm (Klaproth Asia polyglotta S. 230) haben sich noch Anklänge an die Kullerwosage gefunden,

Digitized by Google

da der Held eines dortigen Märchens, Agkübük (weisser Schaum), schon am zweiten Tage nach seiner Geburt seine Wiege zerbricht und sich, ähnlich wie Kullerwo (Kalew. XXXI. 135) mit dem Fangen von Fischen beschäftigt (Ermans Archiv Bd. XXIII. S. 26).

Mögen diese Uebereinstimmungen auch nicht so auffällige sein, dass sie nicht, wenn sie vereinzelt vorkämen, als zufällige angesehen werden könnten, so lassen sie doch, alle zusammengefasst, kaum einen Zweifel darüber, dass die Grundlagen zur Kullerwosage allen, oder doch mehreren finnischen Stämmen gemeinschaftlich sind, dass sie also in eine Zeit gesetzt werden müssen, wo deren Trennung noch nicht erfolgt war, dass, als diese letztere stattfand, jene mit in die neue Heimath genommen *) und dann beides, jene Grundlage und die Scheidung der Volksstämme, in Verbindung gebracht wurden. So nur kann es erklärt werden, dass dieselbe Erzählung von drei Brüdern, die sich getrennt, von denen der eine nach Russland, der andere nach Karelien sich begeben, der dritte in der Heimath geblieben sei, sich eben so in dem finnischen wie in dem estnischen, dem ingrischen und dem lappländischen Liede findet. Der geschichtliche Kern der Sage ist wohl: dass die Tschuden, als sie auf ihrem Zuge gegen Norden und Osten von den ursprünglichen Sitzen am Ural oder im mittleren Russland unter der Führung der Kalewiden, der Nachkommen eines uralten Nationalhelden, des Kalewa, **) in die in der Nähe des weissen Meeres belegenen Gegenden gelangt waren, ***) sich in drei

*) „Was die Entstehung der Kullerwosage betrifft, so mögen wenigstens die ersten Keime schon aus dem alten Biarmien (Beormien, Biarmaland) mitgebracht sein, dessen Name im heutigen Perm (Päärmä), wo noch jetzt ein finnischer Stamm mit Russen zusammenwohnt, sich erhalten hat.“ Schott, über finnische und estnische Heldensage, S. 251.

**) Ganander (l. c. S. 100) berichtet von einer Sage, nach welcher ein König der Finnen mit den zwölf Söhnen Kalewas Russland erobert habe.

***) „Hoch im Norden, dicht an Taaras Eichenhaine“ (Kalewipoeg I. 80. 82). Schott (Kalewi-Poeg S. 447) erklärt Taara für die Gegend des heutigen Tarto (Dorpat). Der Ausdruck „hoch im Norden“ kann aber kaum auf eine Gegend gedeutet werden, die, wie die von Dorpat, südlicher liegt, als die Heimath des Gedichts. Das Taara des Kalewipoeg dürfte vielmehr mit dem Turjalande der Kalewala, d. h. mit Lappland, übereinstimmen.

Digitized by Google

Zweige getheilt haben, deren einer (die Bjarmier) dort zurück blieb, der zweite, die Ingrier, die von Russen bewohnten Gegenden zwischen dem finnischen Busen und dem schon im grauen Alterthume als ein Hauptemporium des Handels berühmten Novgorod einnahm, der dritte (die Suomen) sich in Karelien niederliess und von hier aus nach dem eigentlichen Finnland, und nachdem er über den finnischen Busen gesetzt, als Wirolaiset in dem bis dahin von einem celtischen Volksstamme, den Aestyern der Alten, bewohnten Estland (Wierland) ausbreitete. Zwischen denen, die in der Heimath zurückgeblieben, und denen, welche sich in Karelien niedergelassen, entstanden Grenzstreitigkeiten, welche zu blutigen Kriegen, und anfangs zu einer Unterdrückung der letzteren, schliesslich aber zu einer völligen Niederlage der ersteren führten, was wesentlich dazu beigetragen haben mag, dass sie aufhörten als selbstständiges Volk fortzubestehen. Das letztere geschah auch in Betreff der Ingrier, indem sie meist in den Russen aufgingen. Wir haben also sicher hier ein uraltes Stück Volksgeschichte.

Alles hier Angeführte weisst auf das hohe Alter der Kullerwosage, welches letztere sich auch in ihrem ganzen Charakter ausspricht, der eine Rohheit der Sitten erkennen lässt, wie sie sich bei einem überhaupt bildungsfähigen Volke nur in seiner frühsten Jugend und bevor die Gesittung überhaupt angefangen hat, sich bei ihm Bahn zu brechen, vorfindet. Die Kullerwoepisode bietet in dieser Beziehung namentlich einen augenfälligen Contrast mit den Samporunen, welche auch deshalb schon einen jüngeren Ursprung verrathen, weil sie sich in einer Zeit bewegen, wo Karelien und das eigentliche Finnland längst im Besitze ihrer gegenwärtigen Bewohner gewesen sein müssen, wie denn auch der Name Kalewa, dem wir in den Kullerwosagen noch als den einer Person begegnen, in den Samporunen und den übrigen Abschnitten der Kalewala, wie weiter unten näher besprochen werden wird, nur noch als geographischer Begriff erscheint, ein Beweis: dass die Erinnerung an einen persönlichen Kalewa, von dessen Nachkommen der Name des Landes hergenommen worden, zur Zeit der Abfassung bereits sehr erblichen war.

In noch höherem Masse, wie die Samporunen, übertrifft die Kullerwoepisode aber sicher an Alter die übrigen Bestandtheile un-

Digitized by Google

seres Gedichtes, die wohl sämmtlich jünger sind, als jene, so dass wir ohne Bedenken diese Episode für den ältesten Abschnitt des ganzen Cyclus halten können. Damit soll aber nicht gesagt sein: dass nun den Kullerworunen gerade in der Form, wie sie in die Kalewala Aufnahme erhalten haben, und ihrem gesammten Inhalte ein so hohes Alter beigelegt werden müsse. Im Gegentheil findet sich darin eine nicht geringe Zahl von Stellen, die offenbar einer späteren Zeit angehören. Dahin muss namentlich die lange Beschwörung gerechnet werden, welche Ilmarinens Hausfrau dem auf die Weide geschickten Vieh mitgiebt (XXXII 37—542), die hier mit ihren unzähligen mythologischen Anspielungen ein wahres hors d'oeuvre ist, sicher ursprünglich ein selbstständiges Lied gebildet hat und zur zahlreichen Gattung der Zauberrunen gehört. Es kann daher auch, ohne damit irgend zuzugeben, dass die erste Grundlage der Sage sich unter scandinavischem Einflusse gebildet, doch eingeräumt werden, dass sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt Anklänge an altnordische Sagen darbietet, wie Schott a. a. O. S. 252. 254 darzuthun gesucht hat. Haben wir es doch sogar in der in die zweite Ausgabe der Kalewala aufgenommenen Fassung offenbar mit zwei ursprünglich verschiedenen, hier, nicht immer ganz glücklich zusammengefügten Redactionen der Sage zu thun. Daher finden sich Widersprüche in grosser Zahl darin. So stimmt es schon nicht, wenn gleich im Eingange (XXXI. 1 fgg.) zuerst erzählt wird: die drei Brüder wären versprengt, der eine von ihnen (Kalerwo) sei nach Karelien gelangt, ein anderer (Untamo) aber in der Heimath geblieben, und dann (v. 19 fgg.) beide wieder Grenznachbarn sind und wegen der Ausübung der Fischerei und Triftgerechtigkeit in Streit gerathen. Nach XXXI. 68 wird Kalerwo mit seinem ganzen Geschlecht vertilgt und nur eine Tochter desselben — denn eine solche kann impi (Jungfrau, Mädchen) hier doch nur bedeuten *) — in schwangerem Zustande, die demnächst den Kullerwo gebiert, am Leben gelassen und zur Sclavin gemacht.' Kullerwo ist hier also Kalerwos Enkel. Schon in der nächstfolgenden Rune (XXXIII. 1)

*) Vergl. Schott l. c. S. 331, wo näher dargethan ist, dass die Annahme: Kullerwo sei der Sohn des Kalewo für die in Rede stehende Stelle der Kalewala nicht zutreffe.

Digitized by Google

wird er aber als der Sohn des letzteren (Kalervon poika) genannt, und so heisst er denn auch weiterhin (XXXIII. 63. 87. 123. XXXIV. 1 u. s. w.) sehr häufig. Nach Rune XXXIV. 125 fgg. sind nicht nur beide Eltern, sondern auch zwei Schwestern und ein Bruder noch am Leben und haben sich an den Gränzen von Lappland niedergelassen. Kullerwo ist keineswegs von seiner Mutter in der Gefangenschaft geboren, sondern als Kind gefangen fortgeführt (XXXIV. 185 fgg.). Eben so unvereinbar ist es: dass nach Rune XXXI. 78 Kullerwo erst nach dem Tode seines Vaters geboren ist, er nach Rune XXXIII. 92 aber das Messer, was an dem Steine zerbricht, den Ilmarinens Weib in das Brod gebacken, von seinem Vater erhalten hat.

Dass der Untamo der Kullerworunen mit Untamo, dem Faulen, der seine Träume kund thut (V. 17 und 21), nichts zu schaffen habe und die Uebereinstimmung des Namens lediglich eine zufällige sei, scheint nicht zweifelhaft (Schott Kullerwo S. 229. 230); dagegen kann aber auch der Rune XXVI. 205 erwähnte Untamo (In das Maul des Wolfs Untamos, In des bösen Unthiers Rachen) unmöglich mit jener Gottheit der Träume identisch sein, es sieht vielmehr fast so aus, als wenn hier ein Nachklang aus der Kullerwosage vorliege. In einer im Olonetzischen aufgezeichneten Varianten der Wipunenepisode (Suometar 1847 Nr. 40, deutsch im Inland 1852 Nr. 15) führt der Riese, in dessen Bauche Ilmarinen seine Schmiedewerkstatt einrichtet, den Namen Untamo. Es muss daher auch anheimgestellt bleiben, ob unter dem Rune XV. 576 erwähnten Untamola wirklich blos ein Schlummerland, wie Schiefner das Wort übersetzt hat, zu verstehen sei. Für den boshaften Märkähatta (Nasshut) scheint das Epitheton: „ein Blinder aus dem Schlummerlande", jedenfalls ein zu mildes.

Ausser den bisher besprochenen grösseren Episoden enthält die Kalewala noch einige Abschnitte, die weniger in das Gebiet der erzählenden, wie der beschreibenden und lyrischen Poesie gehören, deren Inhalt ein in sich abgeschlossener ist und mit dem Hauptgegenstande in gar keinem, oder doch nur einem sehr lockeren und zufälligen Zusammenhange steht, die aber durch ihre Ausdehnung der Einheit des Ganzen wesentlich Ein-

Digitized by Google

trag thun und den Faden der Erzählung zu häufig und für zu lange Zeit unterbrechen, die Aufmerksamkeit auf diese Weise ermüden und das Interesse abschwächen und so gewiss zum nicht geringen Theile die Schuld tragen: dass die Kalewala, trotz ihrer vielen einzelnen Schönheiten und ihrer Originalität, und ungeachtet des grossen Werthes, den sie als eines der ältesten und grossartigsten Denkmale der Volkspoesie unzweifelhaft besitzt, doch nicht in dem Masse, wie sie es verdient, ein Theil der geistigen Nahrung der Gebildeten bei den Culturvölkern, vielmehr, ausser in Finnland selbst, nur einer geringen Zahl von Gelehrten Gegenstand eingehender Beschäftigung und liebevoller Theilnahme geworden ist.

Hierhin müssen besonders

VI. die Hochzeitrunen,

d. h. diejenigen Gesänge gerechnet werden, welche der Beschreibung der Vermählung Ilmarinens und der Jungfrau von Pohjola gewidmet sind, und welche die Runen XX — XXV. mit 3086 Versen, ein Sechstheil der ganzen Sammlung, zwei Drittheile so viel, wie sämmtliche Gesänge, welche sich unmittelbar auf den Sampo beziehen, einnehmen.

Das einzige Band, welches die letzteren mit den Hochzeitsrunen verknüpft, besteht darin: dass dem Bräutigam der Name Ilmarinen, dem Sänger, der durch sein Lied das Fest verschönt, der: Wäinämöinen beigelegt ist, und die Braut eine Jungfrau aus Pohjola genannt wird; verändert man diese Namen, so ist jeder Zusammenhang aufgehoben, denn es ist eben so wenig des Sampo in den fraglichen Runen gedacht, wie sich darin eine Andeutung auf eine der epischen Episoden der Sammlung findet. Selbst der Name Louhi, als der der Mutter der Braut, kommt nicht vor. Die Pohjolawirthin der Hochzeitrunen ist auch unendlich verschieden von der der Samporunen. Die letzteren schildern diese als ein boshaftes altes Weib, so z. B. X. 185. 186 „Louhi, sie, Pohjolas Wirthin, Nordlands zähnearme Alte". Dagegen ist sie dort eine achtbare Frau und treffliche Mutter, „Nordlands wohlgesinnte Wirthin" (XX. 490), „die schöne Mutter" (XXIV. 124).

Darauf, dass der Bräutigam ein Schmiedekünstler sei, so untrennbar dies mit dem Namen Ilmarinen verbunden scheint,

Digitized by Google

dass er es sei, welcher den Sampo angefertigt, und die Braut den ihm dafür gewährten Lohn bilde, findet sich nicht die leiseste Andeutung. Die Schwiegermutter kennt sogar den künftigen Eidam, der nach den Samporunen sich doch so lange bei ihr aufgehalten, gar nicht von Person (XXI. 35 fgg.) — vielmehr stellt sich der Bräutigam vollkommen als ein gewöhnlicher finnischer Hofbesitzer dar, der mit einem Mädchen aus einer benachbarten Ortschaft Hochzeit hält. Auch die heidnische Götterlehre und die Zauberkünste, die in den übrigen Theilen der Kalewala eine so bedeutende Rolle spielen, kommen hier durchaus nicht vor, nur dass gelegentlich Osmotar, die Kalewtochter, eine Persönlichkeit, die in der ganzen Runensammlung sonst nirgends erwähnt wird, der Strafe gedenkt, welche in jener Welt die undankbaren Kinder erwartet (XXIII. 463 fgg.), ein Gedanke, dem offenbar christliche Anschauungen zu Grunde liegen. Ueberhaupt machen die in Rede stehenden Gesänge völlig den Eindruck, als wenn sie aus einer Zeit, wo der heidnische Glaube längst untergegangen war, stammen; ja es passen die Schilderungen der Sitten, wie sie in ihnen vorkommen, noch vollkommen auf den gegenwärtigen Zustand des finnischen Volkes *) und sie könnten ohne allen Anachronismus noch bei einer heute stattfindenden Hochzeit vorgetragen werden.

Wenn Osmotar der Braut den Rath ertheilt: nie ohne Schuhe zu gehen, weil dies dem Gatten missfallen werde (XXIII. 218), so deutet dies unleugbar auf die Zeit einer bereits wesentlich vorgeschrittenen Gesittung. Ihre ganze Ansprache an die Braut (XXIII. 15 fgg.) könnte noch heutigen Tages als Anweisung für eine finnische Hausfrau dienen, so gut passt sie auf den gegenwärtigen Stand der Cultur Finnlands. Sie bildet ein Seitenstück zu einem von Porthan (De poesi fennica S. 85) mitgetheilten Tischliede, in welchem die Pflichten einer Hausfrau in ganz ähnlicher Weise geschildert werden.

Sollte es nach allem Angeführten noch nöthig scheinen, specielle Beweise für den neueren Ursprung dieser Runen beizu-

*) Nur der Schluss dieser Runen (XXV. 680 fgg.), wo Wäinämöinen seinen zerbrochenen Schlitten mit einem Bohrer aus Tuoni wieder herstellt, macht eine Ausnahme. Derselbe steht in gar keinem inneren Zusammenhange mit dem Vorhergehenden, und dürfte ursprünglich nicht dazu gehört haben.

Digitized by Google

bringen, so mag auf die Erwähnung der seidenen Teppiche (XXI. 170), der seidenen Strümpfe und Bänder (XXV. 588. 589), der Wachskerzen (XXI. 204), des Gebrauchs der Trauringe (XXII. 60), der Wassermühlen (XXV. 371. 372), des Sternbildes des grossen Bären — Otawa — (XXIII. 121, XXIV. 14. 358), der Sachsen, d. i. Deutschen (XXV. 239), der sächsischen Planken (XXI. 168), der sächsischen Schuhe (XXV. 594), der Schweden (Ruotsi), deren sonst nirgends in der Kalewala gedacht ist (XXI. 8), Russlands (Wenäjä) (XX. 72, XXII. 319, XXIII. 770) hingewiesen werden. Die Worte: „Also lebt sie bei dem Manne, Wie in Russland der Gefangne. Nur dass ihr die Wächter fehlen" (XXII. 318—320) können jedenfalls erst aus einer Zeit stammen, wo die Einfälle der Russen in Finnland schon begonnen hatten, also frühestens dem 12. Jahrhundert. Einen noch bestimmteren chronologischen Anhalt für die Entstehungszeit bietet die Erwähnung von Nyslott *) (Uusilinna), das zwar 1477 von Erik Axelson Tott als Grenzfestung gegen Russland angelegt wurde, dessen ursprünglicher Name: Olofsburg aber erst bedeutend später in den: Nyslott umgewandelt ist.

Noch muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass das Pohjola oder Sariola der Hochzeitrunen nicht, wie das der Samporunen, ein von Lappen bewohnter Landstrich ist, da die Zusammenstellung mit Lappi, die sonst in der Kalewala so häufig vorkommt, sich in diesen auch nicht ein einziges Mal findet. In ihnen ist Pohjola offenbar das Pohja maa der Finnländer, d. h. Osterbottn, aber in einer Zeit, wo es nicht mehr Bewohner lappischen, sondern schon tschudischen Stammes hatte. Augenscheinlich herrscht finnische Cultur, und es gehören beide

*) So erklärt wenigstens Schiefner den Namen Uusilinna; nach den gewöhnlichen Angaben ist der finnische Name von Nyslott dagegen Sawolina. Lilius (Lukomistö p. 113) übersetzt: Uusilinna durch: Nyenskans. Der letztere Name wurde im 15. Jahrhundert der 1300 von Thorkel Knutson gegen Novgorod angelegten Festung Landskrona beigelegt, die an der Mündung der Ochta in die Newa, in der Nähe des heutigen St. Petersburg lag, und in Folge der Erbauung des letzteren wüst wurde. Für die vorliegende Frage ist diese Differenz ziemlich unwesentlich, nur würde, wenn Nyenskans gemeint sein sollte, die Entstehungszeit der Rune spätestens in den Anfang des 18. Jahrhunderts zu setzen sein.

Digitized by Google

Verlobte demselben Volksstamme an. Die Braut kommt „aus reichem Boden“ (XXV. 324), ein Ausdruck, mit dem man schwerlich Lappland bezeichnen würde. Letzteres wird XX. 79 neben Finnland, Russland und Schweden aufgeführt. Die Schilderung, welche die Runen von den Lappenkindern geben (XXV. 429. 437. 445), contrastirt scharf mit der, welche sie von Pohjola, dem früheren Aufenthalt der Neuvermählten, enthalten, wie denn auch Lappenschuh als Schimpfwort gebraucht wird (XXIII. 675). Pohjola grenzt an Karelien (XX. 37. 38); bereits am dritten Tage nach der Abfahrt von jenem erreicht der Bräutigam seinen Wohnsitz (XXIV. 521); die Entfernung beider kann daher keine bedeutende sein. Wenn (XX. 571. 572. 609. 610) das Volk von Nordland und das Volk Kalewas unterschieden werden, so schliesst es die Möglichkeit nicht aus: dass beide dem tschudischen Stamme angehören. Das Volk Kalewas sind hier, wie so häufig in der Kalewala, die Karelier; eine Stelle, in welcher Kalewala und Suomi (Finnland überhaupt) identificirt würde, kommt in den in Rede stehenden Runen nicht vor.

Beiläufig mag noch bemerkt werden: dass der ungeheure Ochse, welcher zum Hochzeitsgelage geschlachtet wird (XX. 17 fgg.), der bei den Hämen mit dem Schweife, mit dem Kopfe bei Kemi war, sein Seitenstück in einer von Ganander (l. c. S. 112. 113) mitgetheilten Rune, an dem ungeheuren Stier Härkä oder Multi findet, der aber umgekehrt seinen Kopf im Hämenlande und seinen Schweif in dem nahe bei Kemi belegenen Torneä hat.

VII. Die Rune von der goldenen Braut.

Der Abschnitt der Kalewala, welcher die Erzählung enthält, wie Ilmarinen sich eine Braut aus Gold und Silber anfertigt (Rune XXXVII.), unterscheidet sich dadurch sehr wesentlich von den übrigen Theilen der Sammlung: dass er eine rein symbolische oder allegorische Bedeutung hat, welche letztere in den Schlussworten (V. 246 fgg.):

Wollet nicht, ihr armen Söhne,
Nicht ihr Helden, die ihr wachset,
Solltet ihr Vermögen haben,
Oder dessen auch entrathen,
Wollet nie, so lang ihr lebet,

Digitized by Google

Nie, so lang das Nordlicht glänzet,
Nach den goldnen Mädchen freien,
Eine Silberbraut euch wählen!
Kalt nur ist der Glanz des Goldes,
Frost nur hauchet aus das Silber.

zusammengefasst wird. So schön diese Apostrophe sein mag, so passt sie doch wenig in ein Volksepos aus der Urzeit, wie sie denn auch mit den übrigen Theilen der Dichtung in nur sehr lockerem Zusammenhange steht und sehr gut, ohne dass man eine Lücke gewahr werden würde, darin fehlen könnte. Darauf, dass die Entstehung in keine sehr frühe Zeit gesetzt werden kann, deutet schon der Rath, welchen Wäinämöinen dem Ilmarinen ertheilt: die Braut nach Wenäjä (Russland) oder Saksa (Deutschland) zu führen, damit dort ein Reicher und Mächtiger sie erwerbe (v. 225. 228). — Es scheint fast, als wenn der hellenische Mythus von Pygmalion und Galathea nicht ohne Einfluss auf die Entstehung der Rune gewesen sei, wenn auch der Ausgang ein durchaus entgegengesetzter ist, so dass sich auch hier wieder derselbe Unterschied, in der Art, wie der griechische Genius und der finnische ihren Stoff gestalten, zeigt, wie bei der Ilias und der Kalewala überhaupt.

VIII. Die Wipunenrunen.

Darauf, dass die beiden Runen, welche sich damit beschäftigen, wie Wäinämöinen drei Worte, welche ihm zur Vollendung seines Bootes gefehlt, gesucht habe (Rune XVI. XVII.), eine selbstständige Zauberrune bilden, und ursprünglich mit den übrigen Bestandtheilen der Sammlung nichts zu thun gehabt haben, deutet schon der Umstand, dass der Name Kalewa, so wie die davon abgeleiteten Kalewala, Kalewainen, Kalewalainen u. s. w. nicht ein einziges Mal darin vorkommen. Auf den Gang der Begebenheiten in den Samporunen haben die gedachten Gesänge nicht den mindesten Einfluss, denn so gut wie, auch in der Kalewala, alle übrigen Boote ohne Zauberworte fertig werden, konnte es auch dasjenige, dessen Wäinämöinen sich zur Fahrt nach Pohjola bedienen wollte, namentlich da dasselbe in keiner Beziehung anders oder besser gewesen zu sein scheint, wie gewöhnliche Boote. Auch erfährt man, trotz der vielen Worte, welche Wipunen macht, und obwohl er seine Belehrungen mit der Erschaffung der Dinge beginnt, auch nicht im entferntesten,

Digitized by Google

worin denn nun die so wichtigen drei Worte bestanden haben. Diese Schöpfungsgeschichte selbst stimmt übrigens mit der in den ersten Gesängen der Kalewala vorgetragenen durchaus nicht überein und deutet ganz entschieden auf einen Einfluss des Christenthums. Die Verse XVII. 541 fgg.

Sang den Ursprung bis zum Grunde,
Wie sich nach des Schöpfers Willen
Auf des Machterfüllten Fordrung,
Von ihm selbst die Luft geschieden,
Von der Luft sich Wasser trennte,
Von dem Wasser dann die Erde,
Aus der Erde die Gewächse.

Sang wie einst der Mond geschaffen,
Wie die Sonne hingesetzet,
Wie der Lüfte Pfeiler wurden,
Wie die Sterne an dem Himmel.

lauten, als wenn man eine Paraphrase der Genesis vor sich hätte. Wird doch v. 572 sogar der Fluss Jordan erwähnt. Wenn XVII. 278 der Dämon Juntas vorkommt, der nach Schiefner von den Letten entlehnt ist, so deutet auch dies auf eine spätere Entstehungszeit, die dann auch in den Versen 532 fgg. geradezu genannt ist, da es dort heisst: dass Wipunen Lieder und Sprüche gesungen habe, „welche jetzt in diesen bösen Zeiten, bei dem sinkenden Geschlechte keinem mehr bekannt wären."

Pohjohla ist in diesen Runen zwar gleichbedeutend mit Lapin (XVII. 409. 410), wenn dasselbe aber (422) ein ungepflügter Boden genannt wird, so kann es nicht Osterbottn sein; die Entstehung muss also in eine Zeit fallen, wo die Lappen bereits von den Tschuden aus diesem Landstrich verdrängt waren.

Nach dem bereits erwähnten im Olonetzischen aufgezeichneten Märchen ist es übrigens nicht Wäinämöinen, sondern, viel angemessener, Ilmarinen, der in den Bauch des Riesen, der hier Untamo heisst, hinabsteigt und daselbst seine Schmiedewerkstatt aufschlägt.

IX. Die Runen von der Erfindung des Saitenspiels (Die Kantelerunen).

Die Runen XL., XLI. und XLIV., deren Inhalt die Erfindung des Saitenspiels und das Spiel Wäinämöinens ausmachen,

Digitized by Google

bilden einen besonderen Abschnitt, der ohne irgend welchen innigeren Zusammenhang mit den übrigen Theilen der Sammlung steht. Dass die Gewinnung des Sampo der Zweck der Fahrt nach Pohjola sei, wird hier nicht erwähnt. Auch stehen diese Gesänge mehrfach in Widerspruch mit den Samporunen. Nach diesen (XXXIX. 146. 351. XLII. 5. 20) findet die Fahrt auf dem Meere statt, nach den Kantelerunen (XL. 14 fgg.) geht sie auf Binnengewässern. Nach den letztern ist Pohjola der Schauplatz von Wäinämöinens Spiel, nach den Samporunen (XLII. 5 fgg.) gelangen die Helden, erst nachdem das Seitenspiel stattgefunden hat, dorthin.

Dass Rune XLIV., in welcher erzählt wird: wie Wäinämöinen, nachdem er vergeblich seine ins Meer gefallene, aus den Kiefern eines Hechtes gefertigte Kantele gesucht, aus einer Birke eine neue zugerichtet und auf dieser gespielt habe, hier als mit den Runen XL. und XLI. zusammengehörig behandelt wird, obwohl der Sturm, bei dem die erste Kantele verloren gegangen, von der die Samporäuber verfolgenden Louhi erregt ist, scheint dadurch gerechtfertigt, dass dieser Umstand sehr unwesentlich ist, und nicht den mindesten Einfluss auf den Kampf um den Sampo hat, also auch nicht geeignet ist, den Beweis zu liefern: dass Rune XLIV. und die Samporunen eine untrennbare Einheit bildeten.

Es existiren dann auch in der That selbstständige Gedichte, die theils die Anfertigung der Kantele aus der Birke und Wäinämöinens Spiel darauf (Ganander S. 22—26), theils die aus den Knochen eines Hechtes (ib. 48. 49) besingen. — Mit den Versen bei Ganander: Mit den Saiten belegte er die Kantele, von dem Haupthaare der Hiisijungfrau, von den Haaren eines Pferdes, stimmen die XL. 236 fgg. der Kalewala beinahe wörtlich überein.

X. Die Bärenrune.

Auch der Abschnitt der Kalewala, in welcher die Jagd auf den Bären (otso) und die Entstehung des letzteren geschildert werden (XLVI. 21. fgg.) kann als eine selbstständige Episode angesehen werden, die nur durch die Einleitung (v. 1—20), welche vielleicht, wie öfters die Uebergänge von einer Rune zu einer andern, blos einen redactionellen Zusatz bildet, in einen ziemlich losen Zusammenhang mit den Samporunen gebracht ist,

Digitized by Google

aber in innerer Beziehung dazu durchaus nicht steht. Es ist diese Rune ein Lied, wie es nach finnischer Sitte an Kouwon-pälitset, dem Feste zu Ehren des Bären, vorgetragen wurde (Ganander l. c. S. 107). Ein derartiges Bärenlied war die erste Probe finnischer Dichtkunst, die überhaupt in Deutschland bekannt wurde, das, welches Morhof, der es aus Petr. Bäng Hist. ecclesiast-Sveo. Gothorem entnommen, in seinem Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie I. S. 374 fgg. in Original und Uebersetzung mittheilte. Morhof bespricht bei dieser Gelegenheit zugleich ausführlich die ähnlichen bei den Lappen üblichen Bärengesänge, deren bereits Scheffer (Lapponia p. 9) gedacht hatte. — Auch von Ganander (Mythol. fenn. S. 54) und nach ihm in deutscher Uebersetzung von Rühs (Finnland und seine Bewohner S. 336) ist ein derartiges Gedicht: Ohtos Geburt mitgetheilt.

XI. Die Feuerrune.

Die Gesänge, welche die Erschaffung und das Auffinden des Feuers behandeln (XLVII. XLVIII.) stehen gleichfalls in einem nur sehr lockeren Zusammenhange mit den Samporunen und können füglich als ein selbstständiges Gedicht angesehen werden. Auch sie beziehen sich auf eine Zeit, wo unter Pohjola (dem vollen d. h. eigentlichen Lappland XLVIII. 325.) das gegenwärtig von den Lappen bewohnte Land, eine Gegend ewigen Eises verstanden wurde, die Lappen also bereits aus dem Besitze Finnlands namentlich Osterbottns, verdrängt waren. Darauf dass diese Gesänge eine mythische und symbolische Bedeutung haben, ist bereits von Schiefner (Zur Sampo-Mythe im Finnischen Epos. Bulletin T. VIII. S. 72 fgg.) hingewiesen. Derselbe hat zugleich auf die Berührungspunkte mit scandinavischen Mythen, namentlich auf die Aehnlichkeit Lokis mit der Louhi der Kalewala aufmerksam gemacht.

Es fehlt dann auch nicht an für sich bestehenden Runen, in denen die Entstehung des Feuers besungen wird; (vid. Schröter Finnische Runen S. 6. Topelius Suomen Kansan wanhoja runoja III S. 14. und V. S. 19., Lenpoist Specimen academ. de superstit. Fennorum p. 33., conf. Sjögren Neue estnische Uebersetzungen der Bacmeisterschen Sprachprobe. Bulletin T. VIII. p. 58. Not. 6.) Das Einfangen des Feuerfisches besingt eine Rune bei Ganander

Digitized by Google

Finn. Mytholog. S. 66. 71.; eine andere ibid. S. 70 das Hinabfallen des Feuers in den Alue See.

Was diesen See betrifft, so erklärt ihn Schiefner (Ueber die Estnische Sage von Kalewipoeg, Bulletin II. p. 297) für den Ladoga See. Ich habe nicht finden können: dass dieser See bei den Finnländern den Namen Alue führte. Ganander (l. c. S. 70. 78) bemerkt: dass Alamanjärwi oder Aloenjärwi, der See heisse, in welchem die Feuerwogen rauschten. Nach ihm ist derselbe ein Gewässer der Unterwelt. Für Alaman (ala unter, maa Land) mag dies zugegeben werden, für Alue passt es nicht mehr, denn das Wort Alue heisst Unterlage, Umkreis, Bezirk. An einer andern Stelle erwähnt Ganander des Alwa-järwi als eines Sees beim Dorfe Kammola, im Kirchspiel Wiitasaari, auf dessen Boden die Ruinen alter Gebäude sich fänden. Es liegt allerdings nicht fern: bei dem in der Kalewala (XLVII. 282 fgg.) erwähnten Alue See, an diesen, in der Oestra Kersholms Vogtei, also in Karelien, der wahrscheinlichen Heimath unseres Gedichts, belegenen Alwajärwi (Alwasee) zu denken. Dass mit jenem nicht ein unterirdischer, d. h. ein in der Unterwelt befindliches Gewässer gemeint sein kann, ist schon daraus klar, dass erzählt wird: der See sei, nachdem er das Feuer in sich aufgenommen, bis zu der mit Fichtenwaldungen bedeckten Ebne aufgewallt. (XLVII. 233.).

XII. Die Samporunen.

Als solche Gesänge der Kalewala, welche sich mit dem Hauptgegenstand der Dichtung, der Anfertigung und dem Raube des Sampo, beschäftigen, bleiben nach den vorstehenden Auseinandersetzungen nur die Runen VII—X. XVIII. XIX. XXXVIII. XXXIX. XLII. XLIII. XLV. und XLIX. der neuen Ausgaben, zwölf Runen mit zusammen 5,452 Versen, also ziemlich genau ein Viertel des ganzen Gedichtcyclus. Strenge genommen müssen auch hiervon noch einige Episoden ausgeschieden werden, welche mit dem Gange der Begebenheiten nur in einem sehr lockeren oder gar keinem Zusammenhange stehen, so namentlich die Schilderung der Entstehung des Eisens (R. IX. v. 27—264), denn es ist in der That nicht abzusehen, weshalb der Alte, um das aus Wäinämöinens Wunde quillende Blut stillen zu können, zuerst die Entstehungsart des Eisens kennen muss, wie denn auch

Digitized by Google

wirklich diese Erzählung zum Theil in wörtlicher Uebereinstimmung mit der in der Kalewala enthaltenen Ueberlieferung als eine selbstständige Rune vorhanden ist. (Ganander l. c. S. 59. 61. und 92. Schötter l. c.)

Weniger Gewicht soll darauf gelegt werden, dass sich in den in Rede stehenden Runen einzelne Stellen finden, welche augenscheinlich erst in späterer Zeit der ursprünglichen Fassung beigefügt sind, wie das Dankgebet Wäinämöinens (IX. 567—586), auf dessen durchaus christlichen Charakter schon Castrén (Mythol. S. 9. 10) hingewiesen hat, und dass sich hin und wieder noch deutliche Spuren davon zeigen, dass mehrere ursprünglich unabhängig von einander den nämlichen Stoff behandelnde Runen zusammen geschmolzen sind, wie in R. XLV. 269. und 282, wo aus einer Gottheit, die bald den Namen Kiputittö bald den Kivutar führt, zwei Göttinnen gemacht sind (Castrén l. c. S. 133,). Auch bei dem Verhältnisse Ilmarinens zur Jungfrau von Pohjola treffen wir einen ähnlichen Mangel an Uebereinstimmung. Denn X. 439 fgg. weist diese die Werbung des ersteren zurück und dieser giebt solche auch gänzlich auf. Dagegen wird XVIII. 245 die Jungfrau von Annikki, der Schwester Ilmarinens, dessen Verlobte genannt und sie nimmt ihrer Seits auch gar keinen Anstand, dessen Gattin zu werden (ib. 641 fgg). Ilmarinen erklärt sogar: (XIX. 40 fgg.) dass die Jungfrau geschworen habe, ihm anzugehören, und in der That macht auch sie allein es ihm möglich, die von ihrer Mutter gestellten Aufgaben zu lösen.

Ueber die Heimath der Kalewala.

Bevor zur Untersuchung über die Bedeutung des Sampo, die geschichtliche Grundlage und die Entstehungszeit der auf denselben bezüglichen Gesänge übergegangen werden kann, müssen einige Bemerkungen über die wahrscheinliche Urheimath der unter dem Gesammtnamen Kalewala uns vorliegenden Runen vorausgeschickt werden.

Dass als solche nicht das eigentliche Finnland und Nyland (der südwestliche Theil des Grossfürstenthums), sondern Karelien (der östliche und nordöstliche Theil) anzusehen sei, darauf weist der Inhalt an vielen Stellen ziemlich unzweideutig hin. Es findet sich in der ganzen Gedichtsammlung auch nicht eine einzige Andeutung, welche auf das erstere bezogen werden könnte. Wo

Digitized by Google

irgend der Name, den die Finnländer selbst ihrem Lande und sich beilegen (Suomi, Suomolainen) mit einem andern Namen identificirt oder in Parallellismus gebracht ist, ist es stets Karelien (Karjala) (XX. 17. 18. 36. 37. 75. 76. XLIII. 405. 406) oder Sawolax (Sawo) (XXXV. 351. 352) was in älterer Zeit ein Theil Kareliens gewesen ist (Lehrberg Untersuchungen S. 147 Anm. 9) und auch in der Kalewala als ein Bezirk desselben genannt wird (XLVIII. 257. 258.) „Des Sawolandes Grenzen, beide Hälften von Karjala".

Karelien wird ausdrücklich als der Wohnsitz Ilmarinens angegeben (XXXI. 360. 364); auch die Kullerwosage spielt in diesem Landestheil (XXXI. 8. 13.), so wie dieser auch der Schauplatz der Sage von Soini, genannt Kalki, ist (Ganander l. c. S. 101) dessen Identität mit Kullerwo oben dargethan wurde. — Das Kind der Marjatta ist zum König von Karjala ausersehn (L. 477); Wirokannas ist ein Karelier (XX. 54.). — Vielfach werden Oertlichkeiten dieses Landes erwähnt, so der Fluss Wuoksen und der Imatrafall (III. 181. XVII.571. XXX. 210); der Kaatraskoskifall. (III. 80); der Fluss Kemi (XX. 20) Tanikas Schloss (XXV. 613). Wohl wird noch gelegentlich der Hämen oder Jämen, der Bewohner des gegen Süden an Karelien grenzenden Tawastlandes und des darin belegenen Sees Hälläpyörä gedacht (III. 179. XX. 21) dagegen nirgends eine Localität des eigentlichen Finnlands (Åbolan und Nyland) erwähnt oder auch nur angedeutet. Dass die Sage, welche Wäinämöinen und die Jungfrau Maria in Verbindung setzte, in Karelien zu Hause gewesen sei, ist bereits bei der Besprechung der Marienrune dargethan.

Dass die Heimath Lemminkainens sich in Karelien befunden, wird R. XX. 450 ausdrücklich gesagt. Man darf daher die Insel und die Landzunge, die derselbe bewohnt, nicht im Meere, sondern muss seinen Wohnsitz Kaukoniemi in einer der zahlreichen Seen Kareliens suchen. Der Ort Kukmoniemi am Lenduasee, einer der Quellen der Uleäelf, erinnert durch seinen Namen an jenen Wohnsitz.

Auch Saari, die Heimath Kyllikis, wird in Karelien zu suchen sein, da deren Freier aus Wiro (Estland) (XI. 43) und aus Inkeri (Ingrien) (XI. 44) gekommen sind. Saari bedeutet zwar auch im Allgemeinen: Inselchen, Werder, hier ist aber jedenfalls ein Eigenname darunter zu verstehen. Noch jetzt finden wir den

Digitized by Google

Namen in dem Saarijoki und dem Saarijärwi, welcher erstere, nachdem er den letzteren durchströmt hat, sich in den an den Grenzen von Sawolax belegenen Keitilä See ergiesst. — Auch Tuuri oder Palwoinen (von palwaan, rauchen), wie es zugleich heisst, (XV. 427. XLVII. 185 fgg.) ist wohl in Karelien zu suchen, da sich noch jetzt der Name Tuurisaari als der einer in Wiborgstan belegenen Insel findet.

Sehr beachtenswerth ist endlich der Umstand, dass der bei weitem grösste Theil der Runen, welche unter dem Gesammtnamen Kalewala von Lönnrot vereinigt sind, aus dem Munde von Kareliern entnommen ist; es ist gewiss nicht zu kühn, wenn man annimmt: dass diese Gesänge da, wo sie vorgefunden worden, auch entstanden, dort auch die Thatsachen, denen sie ihre Entstehung verdanken, zu suchen sind. —

Auf die Aehnlichkeiten, welche die Lemminkainenrunen mit Märchen aus dem russischen Karelien darbieten, hat bereits Schiefner (Ueber das Wort Sampo im Finnischen Epos. Bulletin III. 497) aufmerksam gemacht.

Bedeutung der Namen: Kalewa und Kalewala.

Eine besondere Erörterung verdient noch die Art, wie der Name Kalewa und dessen Derivativa in unserem Gedichte gebraucht sind. Castrén glaubt (Mythol. 243): dass er in diesem nicht als Personenname aufgefasst werden dürfe, sondern die Bedeutung eines Epithets, namentlich die: Held, habe. Wenn er sich zum Beweise des letzteren darauf beruft: dass es im Türkischen ein verwandtes Wort: Alep, gebe, welches Held bedeute, oder wenigstens in der tartarischen Sage ein stehendes Beiwort solcher Individuen ausmache, so ist dies nicht sehr überzeugend. Die Art, wie der Name: Kalewa in der Kalewala vorkommt, unterstützt diese Ansicht durchaus nicht; dagegen ist es richtig: dass in unserer Dichtung sich auch nicht eine Stelle findet, welche nöthigte, den in Rede stehenden Namen als einen Personennamen aufzufassen. Denn die Ausdrücke Kalewa-poika (Kalewas Sohn) den Wäinämöinen (VI. 214) und Lemminkainen (XIII. 103. XIV. 438. XV. 274) zuweilen führen, Kalewan poian (die Kalewasöhne) (XX. 158. XLII. 424. XLVII. 352.) Kalewan Kansa (Kalewas Volk) (XX. 610. XLV. 16. 186. 362. XLVII. 360). Kalewan miehen (Kalewas Männer) (XLII. 351) Suku Kalewan (Kalewas

Digitized by Google

Geschlecht) (XLII. 441. XLV. 184.), Kalewan naisen (Kalewas Jungfrauen (XLIV. 265) können wenigstens eben so gut auf das Land, dem sie angehören, wie auf den Stammvater, von den sie entsprossen sind, bezogen werden, während die Ausdrücke: Kalewan kaiwan (Kalewas Brunnen) (II. 249. XX. 147. 162) Kalewan paisto (Kalewas Hain) (XXI. 174) Kalewan kivikaria (Kalewas Steinklippe) XLVII. 340) Kalewan kaura (Kalewas Hafer) (II. 253.) Kalewan kaski (Kalewas geschwendetes Land) (VII. 97) unweifelhaft nur eine geographische Bedeutung haben können. Dass das letztere bei dem Namen Kalewala und dem davon abgeleiteten Kalewalainen der Fall sein müsse, versteht sich von selbst. Ohne irgend ein Beiwort kommt der Name: Kalewa in der Kalewala niemals vor.

Dessen ungeachtet möchte die gewöhnliche Ansicht, welche Kalewa für eine Person hält, von der das Land erst seinen Namen erhalten habe, nicht aller Berechtigung entbehren.

Schon dass Mich. Agricola, die älteste Quelle für die finnische Götterlehre, die Calewanpojat (die Kalewsöhne) unter den tawastischen Gottheiten aufzählt, spricht hierfür; noch unzweideutiger drückt sich dessen Uebersetzer Frisius aus: Prata bonns Kalewas viridanti gramine texit. Hier kann unmöglich unter Kalewa ein Land verstanden werden. Nach Ganander (l. c. S. 99) war Kalewa ein gewaltiger Riese, der Vater von zwölf anderen Riesen, welche Herkulesarbeiten verrichteten und mit deren Hülfe ein König von Finnland ganz Russland eroberte. Einer dieser Söhne war Soini, genannt Kalki, der, wie oben dargethan wurde, mit dem Kullerwo der Kalewala identisch ist. Am wesentlichsten wird aber die Annahme: dass der Name Kalewa sich ursprünglich auf eine Person bezogen habe, dadurch unterstützt: dass er als ein solcher unläugbar in den Ueberlieferungen verwandter Völker, namentlich der Esten und zwar nicht nur in Kalewipoeg, sondern auch in andern Liedern und Sagen (vergl. Kolzmayer Osilinna. Erinnerungen aus dem heidnischen Göttercultus und alte Gebräuche verschiedener Art gesammelt unter den Insel-Esten. Verhandlungen der gelehrten Estnisch. Gesellsch. zu Dorpat Bd. VII. S. 34) vorkommt. *)

*) „Kalewala ist eine in nebelgrauester vorzeit verschwimmende riesengestalt, die keine mir bekante sage der Finnen oder Esten als handelnde

Digitized by Google

Auch der in der Kalewala erscheinende Name Kalewatar (Kalewastochter), den bald ein irdisches (XXIII. 5), bald ein göttliches Wesen, die Erfinderin des Bieres und die dem Bierbrauen vorstehende Gottheit (XX. 167. 406), führt, kann nicht füglich von etwas anderem, wie von dem Namen einer Person hergeleitet werden.

Wenn Castrén l. c. seine Annahme: dass Kalewa in den alten finnischen Gesängen nie als Personenname vorkomme, vorzugsweise dadurch zu begründen versucht, dass derselbe bald dem Wipunen, bald dem Wäinämöinen beigelegt werde, obwohl beide bestimmt verschiedene Personen wären, dass der letztere aber auch Kalewan poika — Kalewas Sohn — heisse, und dass auch Lemminkainen denselben Beinamen führe, obwohl diese Personen keineswegs Söhne eines und desselben Vaters wären, so passt das erstere wenigstens nicht auf die Kalewala, in welcher niemals, weder dem Wäinämöinen noch dem Wipunen der Name Kalewa beigelegt ist — welcher letztere sogar, wie schon bemerkt worden, in der Wipunenepisode gar nicht vorkommt — und wenn sowohl Wäinämöinen als Lemminkainen, obwohl nicht leibliche Brüder, doch Kalewan poika heissen, so erklärt sich dies ohne allen Zwang in der Weise: dass das Wort poika in unserem Gedichte sehr häufig von Nachkommen überhaupt, nicht blos von unmittelbaren Söhnen, gebraucht ist, und auch in dem vorliegenden Falle in dieser Bedeutung, als Kalawiden, aufgefasst werden muss.

Schott hat sicher recht, wenn er (Kullerwo S. 234) bemerkt: dass, wie mystisch ehrwürdig auch die Gestalt des Kalewa aus der Vorwelt herüber schimmern möge, doch weder er selbst, noch einer der Helden, die vorzugsweise seine Söhne hiessen, in dem Runenschatze Gegenstand der Anbetung wären. Es ist wohl mit Kalewo eben so ergangen, wie nach früherer Ausführung mit Wäinämöinen und Ilmarinen, d. h. es sind aus den ursprünglichen Heroen der karelischen Volkssage später, namentlich bei den Tawastern, Gottheiten geworden; denn dar-

person einführt — der urvater aller übrigen mythischen heroen und vielleicht erster ansiedler auf der landzunge von Suomi (Haugöudt), dessen Geschlecht sich von dort über das land ausbreitete.“ Schott Kullerwo S. 231, dessen Kalewipoeg S. 414. 440. 447. Lönnrot in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Kalewala S. VIII.

Digitized by Google

über, dass bei diesen die Kalewanpojat göttliche Verehrung genossen haben, lassen die Angaben des Mich. Agricola kaum einen Zweifel.

Wenn nun nach dem Vorstehenden wohl angenommen werden kann: dass ursprünglich der Name Kalewa einer Person zukomme, nach welchem der von ihm oder seinen Nachkommen in Besitz genommene Landstrich oder die von ihm gegründete Ansiedelung das Land oder der Hof des Kalewa, d. i. Kalewala genannt worden, in ähnlicher Weise wie Wäinölä die Besitzung des Wäinö, d. h. des Wäinämöinen ist, so fragt sich, wo jenes zu suchen sei? Schott (Kalewi-poeg S. 440) sagt zwar: „Kalewala selbst bedeutet „„Land des Kaleva““ und steht ganz unverkennbar für Finnland.“ Das letztere kann aber, wenn es auch allgemein angenommen wird, doch nicht zugegeben werden.

Unser Epos identificirt oder parallisirt nämlich niemals den Namen Kalewala mit Suomi (Finnland) oder auch nur mit Karjala (Karelien), es kann daher weder mit diesem, noch mit jenem gleiche Bedeutung haben, vielmehr ist es offenbar ein viel beschränkterer Bezirk. In den bei weiten meisten Fällen erscheint Kalewala in Zusammenstellung mit Wäinöla, dem Wohnsitz des Wäinö oder Wäinämöinen, so: III. 3. 4, 27. 28, 83. 84, 89. 90, V. 152. 153, VI. 15. 16, 201. 202, VII. 215. 216, VIII. 49. 50, X. 29. 30, XLV. 3. 4, XLVI. 3. 4, 15. 16, 19. 20, XLVII. 43. 44. XLIX. 3. 4. Hierzu müssen auch die Zusammenstellungen von Kalewalainen (Bewohner von Kalewala) mit Wäinö oder Wäinämöinen VI. 117. 118, 121. 122, 217. 218, 231. 232 und Kalevalaisten mit Wäinölän väelle (Volk von Wäinölä) XLV. 11. 12 gerechnet werden. *)

Ausserdem kommt in dem ganzen Runencyclus der Name Kalewala nur noch zwei Mal vor, das eine Mal in Zusammenstellung mit Suwantola VI. 234. 235, das andere Mal mit Osmo pelto (Osmofeld) 19. 20. Es finden sich aber mehrere Stellen, wo Osmo mit andern von Kalewa abgeleiteten Wörtern zusammengestellt ist, so Osmofeld und Kalewabrunnen II. 249. 250 u. XX. 147. 148, Osmos Gerste und Kalewas Hafer II. 252. 253. Osmofeld und Acker des Kalewsohnes XX. 157. 158, die Flur

*) Zuweilen kommt Wäinölä als Wohnort Wäinämöinens auch ohne die Beifügung von Kalewala vor, so III. 39. 43.

Digitized by Google

von Osmo (Osmola) und die Waldung Kalewas (VII. 98. 99), der Bewohner von Osmo (Osmoinen) und der Bewohner von Kaleva IV. 94. 95, so dass also an der Identität von Osmola und Kalewala nicht gezweifelt werden kann. Mit Bezug auf Ilmarinens Wohnort kommt der Name Kalewala nirgends vor, dagegen wird solcher als das neue Feld Osmos bezeichnet (X. 54. 118. 134); es sieht also fast so aus, als wenn er eine von Kalewala oder Osmola aus gegründete neue Ansiedelung gewesen sei. — In den Runen, welche die beiden Lemminkainenepisoden enthalten, findet sich der Name Kalevala selbst kein einziges Mal, wohl aber wird Lemminkainen ein Mal (XV. 97. 98) ein Kalewalainen (Bewohner von Kalewala) genannt.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich nun: dass in unserem Gedichte der Name Kalewala in der Regel oder vorzugsweise den Ort, den Hof — denn in Finnland hat jeder Hof seinen besonderen Namen, der zugleich den Beinamen seines Besitzers bildet (Schubert Reise III. 449) — oder die Gegend bezeichnet, wo Wäinämöinen wohnte und der sicher der erste Niederlassungsort der Kalewiden nach der Einwanderung in Finnland gewesen ist, dass derselbe aber ausser dieser engeren auch eine, wenn gleich selten vorkommende, weitere Bedeutung hatte, wo er Wohnsitze Ilmarinens und Lemminkainens, die von dort aus gegründete Neuansiedelungen waren, mitumfasste.

Dass wir Kalewala (Wäinölä oder Osmola) in Karelien zu suchen haben, dürfte wohl nach dem oben Ausgeführten kaum einem Zweifel unterliegen, wenn es auch nicht möglich gewesen ist, dasselbe in dem Namen einer heute noch vorhandenen Oertlichkeit dieses Landstrichs wieder zu finden.

Suwantola, das, wie angegeben, einmal als identisch mit Kalewala genannt ist, und von welchem Wäinämöinen den ihm häufig (VI. 62. 100. 110, XVIII. 174, XIX. 512, XLIX. 186) beigelegten Namen Suwantolainen — Bewohner von Suwantola — führt, und den Schiefner, eben so wie ein anderes häufig vorkommendes Epitheton des Genannten: Uvantolainen, welches wohl das nämliche Wort ist, durch Wogenfreund, übersetzt hat, erinnert an Suvanselkä (die Suvanbucht), welchen Namen der mittlere Theil des an den Grenzen von Sawolax belegenen Sees Keitilä führt.

Digitized by Google

Nach einer von Ganander (l. c. S. 94) erwähnten Sage hat eine von einem der Söhne Kalewas, Hisi, erbaute Burg, zehn Meilen östlich von Kajanaborg, also etwa an der Grenze von Karelien und Uleåborgslån gelegen. Dass wir Kalewala in dem nördlichen Theile von Finnland zu suchen haben, folgt auch schon daraus: dass es von Pohjola (Ostbottn oder Lappland) mit drei Tagereisen erreicht werden konnte. Nicht nur Joukahainen, der Lappenjüngling, gelangt am dritten Tage, nachdem er die Heimath verlassen, nach Kalewala (III. 10 fgg.), sondern auch Ilmarinen braucht, als er seine Neuvermählte heimführte, nur drei Tage zur Reise von Pohjola bis zu seinem Wohnort (XXIV. 521).

Bedeutung des Namens Pohjola und seiner Synonymen.

Der Name Pohjola stammt von dem finnischen Worte pohja, der Norden, und bedeutet daher ein gegen Mitternacht gelegenes Land, Nordland. Je nach dem Standpunkt dessen, der den Ausdruck braucht, wird derselbe daher auch eine verschiedene Bedeutung annehmen. Für die Bewohner des südlichen Finnlands ist Pohjola der nördliche Theil dieses Landes, also: Osterbottn, d. i. nach der heutigen Eintheilung Wasalån, Uleåborgslån und Kuopiolån; es werden selbst Theile des Tawastlandes mit diesem Namen belegt (Castrén Myth. S. 273); für die Bewohner dieser Gegenden ist dagegen Pohjola: Lappmarken. *) Noch jetzt heisst Osterbottn bei den Finnländern: Pohjamaa und der Bewohner desselben, der Osterbottninge: Pohjalainen (ib. S. 244. 273).

Diese Bedeutung hat Pohjola auch in der Regel in der Kalewala, **) namentlich in den Samporunen, und wenn es dessen

*) Diese Bedeutung hat Pohjola unter andern augenscheinlich in einer von Schiefner (über das Thier Tarwas im finnischen Epos: Bullet Scicuc. hist. T. V. p. 102) nach Lönnrot mitgetheilten Rune, in welcher die Krankheit beschworen wird, nach dem äussersten Norden zu ziehn (Pimiohän Pojolaham — Lapin laajahan salo).

**) Dass die Annahme Lönnrots: unter dem Pohjola der Kalewala sei Bjarmaland zu verstehen, nicht zutreffe, ist bereits von Castrén (l. c. S. 272 fgg.) dargethan.

Digitized by Google

ungeachtet meist mit Lappland (Lappi) identificirt wird, so folgt daraus nur: dass zu der Zeit, in welcher die Handlung unseres Gedichtes vorfällt, Osterbottn von den Lappen bewohnt gewesen ist; *) denn dass das Pohjola der Samporunen nicht das heutige Lappland sein könne, ergiebt sich nicht nur daraus: dass darin mit sehr günstigem Erfolge Ackerbau betrieben wird, sondern auch aus dem Umstande: dass es von Finnland aus unmittelbar auf dem Seewege erreicht werden kann (XLII. 194 fgg., XLIII. 5 fgg.). — Da man von Pohjola südwärts fährt, um nach Finnland zu kommen (XLIII. 48. 71), so kann das Meer, was hierbei durchschifft wird, nur der nördliche Theil des bottnischen Meerbusens und Pohjola Osterbottn sein. Darauf wird man auch hingewiesen, wenn den Wäinämöinen, als dieser bei seiner Reise dorthin ins Meer stürzt, der Ostwind vom Lande abtreibt (VII. 76); handelte es sich z. B. um das weisse Meer, so würde der Ostwind jenen nicht aufs hohe Meer, sondern dem Lande zutreiben; nur auf den bottnischen Busen passt die Erzählung.

In dem letzteren ist denn wohl auch der Lempibusen zu suchen, der XVIII. 548. 560. 594. 617 als zu Pohjola gehörig erwähnt wird, und an den der in Osterbottn unfern des genannten Meerbusens liegenden Ort Lempi, der früher dem Meere näher gelegen haben mag, erinnert, so wie der Name der Pohjolawirthin, Louhi, sich in dem in der Vogtei Torneå belegenen Lokisee wieder zu finden scheint. — Simasalo, was XVIII. 550. 558. 602. 623 meist neben dem Lempibusen genannt wird, dürfte wohl mit dem in der Vogtei Kemi gleichfalls in der Nähe des

*) Castrén äussert zwar (l. c. S. 261) sich dahin, dass Pohjolas und Kalewas Volk nicht zwei verschiedene Nationen, sondern nur zwei demselben Volksstamm angehörende Geschlechter repräsentirten, dies entspricht aber, wenn man von den Hochzeitrunen absieht, durchaus nicht dem Inhalt der Kalewala. Auch muss Castrén selbst von dieser Annahme zurückgekommen sein, denn ib. S. 272 erklärt er: dass in unsern Runen Pohjola und Kalewala in ein so fremdes Verhältniss zu einander treten, dass sogar die Sprache in den einzelnen Gegenden verschieden und in Pohjola ausdrücklich lappisch gewesen sein solle. Die Veranlassung zu diesen Verschiedenheiten in Castréns Ansicht liegt in seiner Eintheilung der Kalewala in Bewerbungs- und Samporunen.

Digitized by Google

bottnischen Busens belegenen Orte Simo und dem Flusse Simó (Simojoki) in Verbindung stehen. Salo bedeutet zwar eine waldige Insel, aber in weiterem Sinne auch eine Waldgegend überhaupt. Unter Simasalo würde daher das Waldland am Flusse Simo verstanden werden können. *)

Eine etwas engere Bedeutung, wie oben angenommen, hat der Name Pohjola in den Joukahainenrunen. Nach diesen (III. 168 fgg.) zerfiel Lappland in Pohjola (Nordland), das Land der Rennthiere, Etelä (Südland) das Land der Pferde, und Takkalappi (Hinterlappland), das Land der Stiere. Unter dem letzteren ist wohl der von dem bottnischen Busen entfernter liegende Theil des damals von den Lappen bewohnten Landes, etwa die jetzigen Vogteien Kemi und Kajana, unter Etelä der südliche (die Vogtei Salo), unter Pohjola der nördliche Bezirk (die Vogtei Uleå) des am bottnischen Busen belegenen Landstrichs zu verstehen. Hieraus muss man es wohl auch erklären, wenn Rune V. 230. 235. 237 zwischen dem Nordland (Pojola oder Sariola) und Lappland (Lappi) unterschieden und beides sich entgegengesetzt ist. In den übrigen, namentlich den Samporunen, begegnet man nirgends einer solchen Unterscheidung.

Der Name Sariola, welcher sich sehr häufig als identisch mit Pohjola findet, bedeutet: Wiesen — Grasland, da er von sara = Riedgras herkommt. Saran-talo (XXVI. 6) ist so viel als Wiesenhaus (talo = abgetheiltes Stück Land, Haus).

Ein eben so unbestimmter Ausdruck ist Pimentola, ein Name, der gleichfalls häufig dem: Pohjola, beigefügt und von pimeä = finster, dunkel, herzuleiten ist, also Dunkelland bedeutet.

Minder einfach ist die Erklärung des Namens Turjalaiset (Turjaländer), der hin und wieder in gleicher Bedeutung mit Lappländer vorkommt. Vorzugsweise findet dies in den Lemminkainenrunen statt, wie schon bei deren Besprechung erwähnt wurde. Doch geschieht es auch einmal (XLIII. 335. 336) in den Samporunen, wo die Worte dem Wäinämöinen in den Mund gelegt sind. Dass jener Name mit dem Flusse Turja im Gouver-

*) Schiefner hat den Namen durch Honigholm von sima = Honig, Meth wiedergegeben.

Digitized by Google

nement Perm in Verbindung stehe, ist, selbst wenn anzunehmen wäre, dass die Sitze der Lappen in der Urzeit sich bis dorthin ausgedehnt hätten, eben so unwahrscheinlich, wie dass er von dem finnischen Worte: turha, werthlos, unnütz, herstamme, also ein schlechtes, nicht ertragsfähiges Land bedeute, wenn schon für das letztere allenfalls der Umstand angeführt werden könnte, dass die Kalewala mit dem Namen: Turjaländer häufig einen verächtlichen Sinn verbindet. Castrén (l. c. S. 245) und Schiefner (Kalewala S. 299) sind der Ansicht: dass Turja gleichbedeutend mit Tyrgä, das letztere aber wieder mit Rutja sei, was noch heut zu Tage bei den finnischen Bauern den Namen für Norwegen ausmache. Altmann (Runen S. 43) sagt: „der Tyrjä ist ein gepriesener Katarakt im nördlichen Norwegen, dem Lande Rutja, welches auch selber Tyrjä oder Turja genannt wird. In der Kalewala spielen die Turjaländer eine wichtige Rolle, wie auch daselbst der Tyrjä-Fall häufig erwähnt wird.“ Streng genommen ist das letztere nicht richtig. Der Fall von Tyrjä kommt nur einmal in der Kalewala vor (X. 378) und zwar in der Beschwörungsformel, welche der Alte anwendet, um das aus Wäinämöinens Wunde strömende Blut zu stillen, und er wird dort mit dem Flusse im Todtenreiche (joki Tuonelan) zusammengestellt. Ich muss übrigens offen bekennen: dass mir der gepriesene Katarakt im nördlichen Norwegen Tyrjä gänzlich unbekannt ist und dass ich auch, obschon Castrén es für unzweifelhaft erklärt, einige Bedenken rücksichtlich der Identität von Turja und Rutja hege. Wenn auch zugestanden werden muss, dass die Finnen sich des Namens Tyrjä oder Turja für Norwegen bedienen (Helenius Suomalainen ja ruozalainen sanakirja p. 688), so kommen doch in der Kalewala diese Namen gewiss nicht in der Weise vor, dass man sich genöthigt sähe, dabei an jenes Land zu denken. Ganander (l. c. S. 127) erklärt Turjan — maa durch: das Land der Mohren. *) Wahrscheinlich

*) Dass das Turkland oder Tyrkia, was mehrfach in altnordischen Schriften, namentlich bei Are Frode (Lib. historic. de Islandia p. 76), in der Ynglingasaga c. 5 und 15 erwähnt wird, irgend einen Zusammenhang mit dem Turja der Kalewala habe, ist nicht anzunehmen. Jener Name bezieht sich vielmehr auf die Fabel von der trojanischen Abstammung der Asen (Edda, Formali p. 7. Vergl. Geiger Urgeschichte von Schweden S. 328 fgg.).

Digitized by Google

ist jedoch der Name Turjaländer derselbe, mit dem die Isländer die Lappen benennen: Thursen, von denen sie sagen: dass sie in Höhlen und Klüften wohnten, in rohe Thierfelle sich kleideten, furchtbar wären durch Zauberkunst und nächtliche Streifzüge, Vieh und Menschen raubten und keine gute Eigenschaft hätten, als Treue im Worthalten. (Neikter Diss. de gente ántiq. Troll. Upsal. 1795. P. I. p. 15 P. VI. p. 69. Torfaeus Hist. Norveg. P. I. p. 124. Geijer Urgesch. S. 341 fgg. Eckendahl Gesch. d. schwed. Volks I. p. 136 fgg.) Die Thursen, deren Namen Schafarik (Slav. Alterthüm. I. 311) schon in den Thyrsen des Herodot erkennen will, sind in den altscandinavischen Sagen identisch mit den Jotunn, bezeichnen also, wie weiter unten dargethan werden wird, die jetzigen Lappen. Jener Name stammt aber wohl ursprünglich nicht aus den germanischen, sondern den tschudischen Sprachen, bei denen dies Wort: hinten befindlich, bedeutet hat. Findet sich dasselbe auch in der heutigen finnischen Sprache nicht mehr, so existirt es doch noch im Estnischen, wo turr, gen. turja (im revalschen) oder turjo (im dörptischen Dialekt) den Hintertheil des Nackens, den Schopf, die Bucht bedeutet (Hupel Estnische Sprachlehre S. 291). Es ist diese Annahme um so wahrscheinlicher, als auch in einem estnischen Gedichte: die Tage der Vorzeit (Neus Estnische Volkslieder S. 129—134), das Land Turja (Turja-maa) *) und zwar in einem Zusammenhange erwähnt wird, wo unmöglich Norwegen damit gemeint sein kann, da es neben der Insel Runo, Oesel, Harrien, Wierland, lauter estnischen Gegenden, aufgeführt ist. Neus glaubt daher auch: dass das Kirchspiel Turgel damit gemeint sei. — Möglicherweise hängt hiermit auch der Name, den Sibirien in älterer Zeit geführt hat: Tura (Büsching Erdbeschreibung I. S. 830) zusammen. Das Turja der Kalewala würde dann also etwa übereinkommen mit dem oben erwähnten Namen Takkalappi — Hinterlappland. Darauf, dass zwischen dem eigentlichen Lappland (Pohjola) und Turja noch ein Unterschied obwalte, deutet unser Gedicht auch selbst in R. XLVIII.

---

*) V. 35 Auf des Aschgrauen Nacken nach Turja. V. 44 Turjalands Eishauen eisern, oder wie Schott (Kalewipoeg S. 484) übersetzt: Turjalands eishacken tüchtig.

Digitized by Google

313. 314, verglichen mit 323—325, wo es heisst: „Komme, Tochter, du aus Turja, Jungfrau eile von den Lappen. — Sollte dies genug nicht scheinen, Komm, o Sohn, du aus Pohjola, Kind du aus dem vollen Lappland.“

Rutja, das, wie bereits angeführt, nach Castrén und Schiefner eine Benennung Norwegens ist, und das wohl ursprünglich dasselbe Wort sein möchte, wie Ruotsi, welchen Namen Schweden noch jetzt bei den Finnländern führt, wird selbst in der Kalewala nicht erwähnt, dagegen wird in derselben mehrfach (XII. 463, XVII. 233. 423. 570) des Rutja-Falles (Rutjan koski) gedacht. Dies geschieht jedoch in einer Weise, dass man dabei kaum an einen Wasserfall in Norwegen denken kann. Der Name kommt fast nur in Beschwörungsformeln und zusammengestellt mit den Wirbeln voll von Flammen vor, nur XVII. 570 wird der schäumende Rutja als Fluss neben dem Wuoksen und dem Jordan genannt. In einer von Ganander (l. c. S. 71) mitgetheilten magischen Rune werden die Kobolde nach dem hässlichen Jnari, dem scheusslichen Rutjafalle verwiesen. Danach würde der letztere in der Nähe des Enareflusses, also im nördlichen Lappland zu suchen sein. Ganander selbst bezeichnet ihn als ein Gewässer der Unterwelt. Wahrscheinlich hängt der Name mit dem zusammen, welchen die Lappen der Unterwelt gaben: Rutaimo (Jesseu Afhandling om de Norske Finners og Lappers hedenske Religion § 13) und der von Castrén (l. c. S. 137) durch Pestheim übersetzt wird. — Beachtenswerth erscheint es auch, dass Joukahainen, als er (III. 175 – 182) die berühmtesten Wasserfälle aufführt, des Rutjafalles nicht gedenkt.

Ueber die Urbewohner Finnlands.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass Finnland ursprünglich von dem heutiges Tages unter dem Namen der Lappen bekannten Volksstamm bewohnt gewesen sei, die höchst wahrscheinlich in vorgeschichtlicher Zeit auch die Urbewohner Scandinaviens, dessen Norden, der von den Lappen bewohnte Theil desselben, noch gegenwärtig den Namen Finnmarken trägt, wie denn auch die Lappländer noch heutigen Tages von den Norwegern Finnen genannt werden (Geiger Urgeschichte S. 347. Eckendahl l. c. p. 140), ja selbst des nördlichen Deutsch-

Digitized by Google

lands gewesen sind. *) Ob dies Volk der uralaltaischen Völkerfamilie, insbesondere dem finnischen Zweige derselben angehöre, ist eine früher viel bestritten gewesene Frage. Noch Lehrberg (l. c. S. 207) hat dies auf das Entschiedenste in Abrede gestellt; die neuere vergleichende Sprachforschung hat aber keinen Zweifel darüber gelassen, dass die Frage bejaht werden müsse und die lappische Sprache den uralaltaischen Sprachen zuzuzählen sei. (Roller, die Finnischen Sprachen Wien 1853, S. 6. fgg. Müller, Vorlesungen über die Wissensch. der Sprache I. S. 270. Rask Untersuch. S. 96. Eckendahl, l. c. S. 140. 141). Für den hier vorliegenden Gegenstand ist die Frage übrigens ziemlich bedeutungslos, da in der Kalewala die Lappen und die Suomen, die gegenwärtigen Bewohner Finnlands, nicht nur als zwei verschiedene, sondern auch als sich feindlich gegenüberstehende Volksstämme erscheinen.

Zum Nachweise: dass Finnland ursprünglich von Lappen bewohnt gewesen sei, diene Nachstehendes.

Spuren der letzteren findet man überall noch jetzt in jenem Lande, sowohl in Ortsnamen als in Ueberlieferungen und Denkmälern. Von den Steinaufhäufungen und anderen Ueberresten der Urzeit, die man in Finnlands Wäldern in grosser Zahl antrifft, soll nach der Behauptung des Volkes wenigstens ein Theil von den Lappen herrühren, wohin auch der Name, den sie führen: Lapin rauniot (Lappenhügel Lappengräber) hinweisst. (Warelius Beiträge zur Kenntniss Finnlands in ethnograph. Beziehung, Bulletin etc. Scienc. hist T. V. p. 168. Castrén Reise S. 95.) Am zahlreichsten finden sich dieselben in dem mittleren und nördlichen Theile des Landes, in Osterbottn, Tawastland und Satakunda, einzeln kommen sie aber auch in der Gegend von Åbo und in Nyland, also im eigentlichen Finnland vor. **) Jene Urbewohner sind es unzweifelhaft auch, von denen die Ueberreste von Befestigungen

*) Nilson Skandinaviska Nordens Urinvanare, ett Försök i comparative Ethnographien. Christianstad. 1838. — Rask Untersuchungen über den Ursprung der Altnordischen Sprache S. 112 fgg. Ders. Ueber das Alter und die Echtheit der Zendsprache übers. von F. H. v. d. Hagen. S. 70.

**) Porthan diss. de Bircarlis p. 2. - Die Ansicht von Lenqist (Om Lapparnes fordna hemwiser i Finnland im: Åbo Tidningar für. 1778. S. 142. 143 dass nur der Theil Finnlands von Oriwesi (in Satakunda) nordwärts ursprünglich von Lappen, der südliche dagegen von Anfang an von

Digitized by Google

herstammen, die sich im ganzen Lande selbst bis zu den Inseln des Ladogasees hin, in grosser Anzahl finden, und welche das Volk Lapin- oder Lappi-linnat nennt (Lehrberg l. c S. 226). Zweifelhafter ist es, ob auch die Burgen in viereckiger Form, fünf Faden lang und breit, aus Quaderstücken zusammengefügt, von jenen Urbewohnern herrühren (Friccius description chorographique de la Finnlande russe. St. Petersb. 1807 p. 61.). — In Karelien ist die Tradition: dass die Lappen die ursprünglichen Bewohner des Landes gewesen, ganz allgemein verbreitet. Alterthümer lappischen Ursprungs werden dort vielfach gezeigt. Unwiderleglich findet dies Anwendung bei den s. g. Lapin hundat (Lappengräbern), welche in Kajana und dem russischen Karelien vorkommen und die der Tradition nach den Lappen zu Wohnungen gedient haben, die aus einer, mit einem gewölbten von Holz, Rasen und Steinen gebildeten Dache bedeckten, Grube bestehen und in denen sich noch häufig Ueberbleibsel von Kohlen, Asche, Geräthschaften u. s. w. finden, welche darthun, dass sie einst zu menschlichen Wohnungen gedient (Castrén Reisen S. 96). Jene Annahme hat um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als diese Anlagen in der That eine grosse Uebereinstimmung mit den Hütten zeigen, deren sich in waldärmeren Gegenden die Lappen bedienen. — In der Nähe von Kemi befinden sich Ruinen, die sogar für die Ueberreste der Burg eines lappischen Königs, der dort gewohnt habe, gelten (ib. S. 97).

Nicht gering ist ferner die Zahl der Localitäten in Finnland, die noch jetzt einen Namen führen, der auf jene Urbewohner hinweisst, so Lappinsalmi (Lappbucht) Lappinkangas (Lapphöhe) Lappwik (Lappbusen) Lapsal (Lappthal). Lappeenranda (Lappstrand, schwed. Willmanstrand d. i. das Ufer der Wilden), Lappwesi der Meeresarm zwischen den Skären und den Alandsinseln, Lappo, eine in Lappwesi leigende Insel, Lappajärwi, See und Ort in Osterbottn, Lappajoki (der Neu-Karlebyfluss), Lappböle auf den Ålandsinseln, Lappo Fluss und Kirchspiel in Åbolån, Lappfjärd, Fluss und Kirchspiel in Wåsalan, Lappträsk Kirchspiel und See in Nyland. Die Zahl dieser Namen könnte leicht vermehrt

dem tschudischen Volksstamm der Tawaster bewohnt gewesen sei, dem von Geiger (Gesch. Schwed. I. 88, 89) beigepflichtet wird, erscheint hiernach als nicht zutreffend.

Digitized by Google

werden, die angeführten werden aber bereits zum Nachweise ausreichen, dass diese Oertlichkeiten sich nicht auf einen einzelnen Bezirk beschränken, sondern über das ganze Land verbreitet sind.

Warelius sagt (l. c.): „Das Zurückweichen der Lappen vor dem Anbau des Landes ist so geschehen, dass sie Anfangs die Gegenden, welche der Meeresküste näher in den südlicheren und westlicheren Theile des Landes liegen, verliessen, wo sie nunmehr blos in Sagen leben; in den Küstengemeinden Ostbottniens, besitzt man von ihnen etwas deutlichere Ueberlieferungen; in den inneren Theilen des Landes, im oberen Satakunda und in gewissen Theilen Tawastlandes kennt man sie besser und in den oberen Kirchspielen Ostbottniens haben sie sich, wie es scheint, noch vor einem Jahrhundert an vielen Stellen aufgehalten. — Nunmehr sind die Lappen in die drei nördlichen Kirchspiele des Grossfürstenthums verdrängt worden, nämlich nach Natsjoki, Enari und Enontekis und auch in diesen sind die Finnen schon zum Theil eingedrungen.“ In ähnlicher Weise bemerkt Lehrberg (l. c. S. 205), dass das nomadische Volk, welches ursprünglich das Land östlich vom bottnischen und nördlich vom finnischen Meerbusen inne gehabt, erst in neueren Zeiten genöthigt worden sei, diese Gegenden ganz zu verlassen. „Wir wissen, dass es noch bis zur Mitte des 15. Jahrh. im nördlichen Satakundien, im nördlichen Tawastlande, im jetzigen Ober-Sawolax und dem Rautalambischen, so wie im östlichen Theile des ganzen Ostbottniens umhergezogen sei. Dann erst sind die unstäten Haufen allmählich aus den südlicheren Gegenden, im 17. Jahrhundert aus Kusamo, im 18. aus Kemilappmark entwichen.“ (cf. Wahlenberg Beschreib. v. Kemilappmark S. 71.)

Auch bei den Lappen selbst herrscht die Tradition: dass sie früher in Finnland gewohnt (Scheffer Lappland S. 51. Högström Ueber die Lappen S. 39.). —

Nach einer alten Sage, die von Zach. Plantinus mitgetheilt ist, haben die Lappen zuerst im Tawastlande gewohnt, sich dann nach Osterbotten begeben; auch von dort vertrieben, haben sie zuerst an die beiden fischreichen Flüsse Torna und Kemi, endlich aber elenderweise an die wüsten Orte, da sie jetzt wohnen, weichen müssen (Scheffer l. c. S. 52. 53). In ähnlicher Weise wird die Verdrängung der Lappen aus Finnland von Olaus Petrus

Digitized by Google

Niurenius (ib. S. 53 fgg.) und Joh. Tornaeus (ib. S. 59) erzählt. Selbst der Name, den die Russen denselben beilegen, Kajenni, (Herberstein Moscovit. wunderb. Historien S. 13) deutet hierauf; denn er ist offenbar daraus entstanden, dass sie ursprünglich in Kajana, dem südlichen Theile von Uleaborgslan, ihre Wohnsitze gehabt (Scheffer l. c. S. 50. 56.).

Ueber die Namen: Joten, Hidet, Lappen, Finnen, Quänen, Tschuden und Suomen.

Ausser den Ueberbleibseln einer grauen Vorzeit, welche den Lappen zugeschrieben werden müssen, finden sich in Finnland auch solche, deren Benennung auf ein Urvolk deutet, dem ein anderer Name beigelegt wird. Es sind dies die Jactin roukkiot, Hütolaisten handat. Warelius (l. c. S. 172) sagt: ein celtisches, gegenwärtig noch in Sagen fortlebendes Volk, die Joten oder Hiidet, scheint sich in Finnland in vorhistorischer Zeit aufgehalten zu haben. Es ist verschwunden, hat aber wahrscheinlich ein grösseres oder kleineres Element zur Bildung der jetzigen Bevölkerung hinterlassen."

Es erscheint aber eben so wenig wahrscheinlich: dass dieses Volk ein celtisches, wie dass es von den Volksstämmen, die wir sonst als Bewohner Finnlands kennen, verschieden gewesen ist. Was die Joten, Jotunen, Jötun, Jaeten, oder Jaetnen, denn alle diese Namen kommen vor, betrifft, so ist es nicht zweifelhaft, dass in der Regel unter ihnen die Lappen, die ursprünglichen Finnen, zu verstehen sind (Peringskiöld Aettar Tal. 8. Geiger Urgesch. S. 228 und 343). Der Jötun Swase sagt (Snorre Sturleson Heimskringla. Harald Härfagers Saga c. 25) selbst von sich, dass er ein Finne sei, und auch seine Tochter, eine der Gemahlinnen Harold Harfagers, wird (ib. c. 26) eine Finnin genannt. Eckendahl (l. c. I. S. 137) hält die Jotun daher für die Skrithfinnen, von denen weiter unten ausführlicher gesprochen werden wird. Jotunheim, das Land der Joten, lag nördlich und nordöstlich von Risaland, letzteres aber nordwestlich von der Ostsee; jenes ist also der jetzt Lappland genannte Landstrich. (Samson Fagre Saga c. 13 p. 20. Arngrim Jonae Crymol. p. 42. Geiger Gesch. v. Schwed. I. 98. Suhm Nordische Fabelzeit übers. v. Gräter I. S. 26. Nyerup Wörterb. d. scand. Mythol. 47. 48.) Jener Name scheint zuweilen aber auch in einer ausgedehnteren

Digitized by Google

Bedeutung gebraucht worden, und namentlich den Nachfofgern der Lappen im Besitze des Landes am Bottnischen Busen, den Tschuden, gegeben zu sein. Jn dem Fundin Noregr (abgedruckt in Björners Nord. Kämpedater, so wie in der Skalholter Ausgabe der Olav Tryggvasonsaga I. p. 140, am besten als Anhang von Rasks Ausgabe der Snorra Edda und im 2. Bande von Fornaldar Sögur Nordrlanda; dänisch in Rafn Nordiske Kämper Historien D. III) wird angeführt: dass Fornjot, König von Jotland gewesen sei, welches auch Finnland und Quänland genannt werde und östlich vom Helsingabottn (dem bottnischen Meerbusen) liege. Fundin Noregr findet sich in dem Flateyerbuche von 1387; mag es auch, wie dies allerdings nicht unwahrscheinlich ist, aus einer älteren Zeit herstammen, so liegt die letztere doch auf keinen Fall vor der, wo bereits Tschuden am bottnischen Busen sassen. Der Name: Jotnen kommt aber auch in einem Sinne vor, wo er sich nicht auf einen einzelnen Volksstamm bezieht, sondern allgemein: Riesen, böse Wesen und Feinde bedeutet und mit Troll und Thurse zusammengestellt wird. (Eckendahl l. c. I. S. 134 fgg.) Schon in Thiodolfs Loblied auf Thors Thaten, einem der ältesten Denkmähler der nordischen Poesie, von welchem Bruchstücke in dem Skalda genannten Theile der jüngeren Edda erhalten sind, wird dieser Gott: der Jotnen (Riesen) und Trollen (Kobolde) Zermalmer und Vernichter genannt und von ihm gerühmt: dass er den König der Gnomen erschlagen, so wie den Häuptling der Fjoll (Berge) und Finnen besiegt habe.

Der Name Hiidet stammt dagegen aus einer vor aller wirklichen Geschichte liegenden Zeit, wird wenigstens nie in einem Historiker genannt. Man kann aber mit ziemlicher Sicherheit annehmen: dass auch die Hiidet nichts anderes sind, als die Lappen und dass diesen jener Name in verächtlichem Sinne von ihren Verdrängern, den Tschuden, beigelegt worden sei. Hiisi, die Einzahl von Hiidet, ist bei diesen eine schlimme Gottheit, ein boshafter Waldkobold, der nach Einführung des Christenthums mit dem christlichen Teufel identificirt wurde oder doch in diesen überging. Auch im Lappländischen wird nach Lindahl und Oehrling (Lexic. Lapponic. p. 70) Hita als ein Fluch gebraucht. Castrén bezeugt (Mythol. S. 111), dass die Hiiden kiukaat (Hiiden Oefen) Hiiden pesät (Hiidennester) — Steinhaufen in den Wäldern — offenbar lappischen Ursprungs wären. —

Digitized by Google

Auch der Name Lappe oder Lappländer ist kein solcher, mit dem das Volk, dem er beigelegt ist, sich selbst benennt, vielmehr ist er ihm zuerst von seinen tschudischen Nachbarn beigelegt und bedeutet: die am äussersten Ende Wohnenden, ein Grenzvolk (Lehrberg l. c. S. 220. 221. Scheffer l. c. S. 5) oder wie andere z. B. Zach. Plantin (bei Scheffer l. c.) wollen: die Vertriebenen, Verjagten. „Sie wissen nicht einmal, dass sie bei uns und andern Völkern so heissen" (Högström l. c. S. 56.) „Die, welche es wissen, verwerfen den Namen als einen Spottnamen" (Scheffer l. c. S. 6. Leem Beschreib. d. Lappen S. 9). *)

Die Lappen selbst nennen sich Sabmi, Same oder Suome (Ihre Glossar. s. v. Lapp. Scheffer l. c. p. 6), ein Name der ursprünglich wohl mit dem, welchen sich die gegenwärtigen Bewohner Finnlands geben, Suomi, Suomalaiset identisch (Lehrberg l. c. S. 210), Seitens der Lappen aber wahrscheinlich erst von diesen herüber genommen ist.

Die Namen Lappen und Lappland sind verhältnissmässig ziemlich neu. Bei den Isländern erscheinen sie zuerst im Fundin Noregr, bei den Scandinaviern im Saxo Gramaticus um 1204. (Skjöldebrand Voyage au Nord p. 102. 103), bei den russischen Chronisten sogar erst gegen das Ende des 14. Jahrh. (Lehrberg l. c. S. 217. Strahl Gesch. v. Russl. I. S. 35). — Saxo erzählt (Lib. V. p. 89), dass König Frotho III. von Dänemark dem Dimar die Verwaltung beider Lappländer (utraque Lappia) übertragen, so wie (p. 90): dass eben derselbe dem König Erich von Schweden Helsingaland, beide Lappländer, Finnland und Estland unter Vorbehalt eines jährlichen Tributs verliehen habe. Wenn hier von einem doppelten Lapplande die Rede ist, so ist damit einentheils der nordwestlich, anderentheils der südöstlich vom Kiölengebirge belegene Landstrich, mithin das norwegische und das schwedische Lappland gemeint. —

Dass jene Namen erst so spät vorkommen, verliert sein Auffallendes, wenn man berücksichtigt: dass sie erst durch die Tschuden, nachdem diese das Volk aus seinen ursprünglichen

*) Da die Inländer selbst sich nicht Lappen nennen, die Ausländer aber dieselben nicht mit einem aus der lappischen Sprache entnommenen Worte benennen werden, so ist es auch unzulässig, wie hin und wieder geschehen (Schafarik l. c. p. 312), den Namen von dem lappischen Worte lapp, lappa Erdhöhle herzuleiten.

Digitized by Google

Wohnsitzen verdrängt, aufgebracht sind und sicher längere Zeit gebraucht haben, um sich auch bei andern Nationen einzubürgern. Im 13. Jahrh. waren sie aber auch bereits ziemlich allgemein verbreitet, da Lappland unter andern in einer Bulle Papst Gregor IX. vorkommt, welche den Heiden in Karelia, Ingria, Lappia und Watlandia Waffen zuzuführen verbietet.

Aehnlich wie mit den Namen Lappe und Lappland verhält es sich mit denen Finne und Finnland. Auch sie sind nicht der einheimischen, sondern einer fremden Sprache entnommen und werden nicht von den Inländern selbst, sondern blos von ausländischen Völkern gebraucht. Trifft auch, wie weiter unten gezeigt werden wird, die gewöhnliche Annahme: dass sie nichts als die Uebersetzungen der einheimischen Namen: Suomi und Suomenmaa wären, nicht zu, so sind sie doch entschieden deutschen Ursprungs und stammen von dem Gothischen fani, althochdeutsch fanni oder fenni Sumpf, was sich in den niederdeutschen Mundarten als fenn, venne, veen, im Neufriesischen als finns, im Englischen als fen bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Darüber dass der Name Finne in der That nicht in den Sprachen derjenigen Völker, denen er beigelegt wird, seinen Ursprung haben könne, ist nicht der mindeste Zweifel möglich. Denn diese Sprachen, besitzen den Buchstaben F gar nicht (Kellgren: Die Grundzüge der finnischen Sprache S. 40) und jene Völker sind gar nicht einmal im Stande, das Wort: Finne, auszusprechen (Thunmann Untersuch. über einige Nordische Völker S. 23).

Man ist daher zu der Annahme gezwungen, dass die Römer und Griechen, bei denen wir zuerst den Namen: Finnen finden, ihn von den Deutschen überkommen haben. Einen völlig gleichen Fall, wo jene Nationen einen Volksstamm nicht mit dem Namen genannt haben, welchen er selbst sich gab, sondern mit dem, welcher ihm von den Germanen in Anwendung eines deutschen Wortes beigelegt war und dass dieser Name demnächst allgemeine Geltung erlangt hat, bietet nicht nur der Name Esten (Ostländer), sondern auch der, welcher den slavischen Völkern gegeben ist: Wenden, dar, der von dem altdeutschen Stamm vind, vand (wiudan winden, vandjan wenden, wantalon wandeln) herkommt, also ein nomadisirendes Volk bezeichnet.

Digitized by Google

Ueberhaupt kommt der Fall: dass ein Volk von den Ausländern anders genannt wird, wie es sich selbst nennt, sehr häufig vor. So werden die Hellenen nach dem Vorgange der Römer: Griechen, so werden die Deutschen von den romanischen Völkern Allemannen, von den slavischen die Fremden oder Stummen genannt. *)

Wenn auch später, wie der Name Finne, so doch erheblich früher wie der Lappe, finden sich die Namen Quänen und Quänland. Denn wenn auch die Annahme derer, welche jene bereits in den von einem Weibe beherrschten Sitonen des Tacitus erkennen wollen, wohl nicht richtig sein möchte, so werden sie doch unbestreitbar von König Alfred dem Grossen um 900 in der seiner Uebersetzung des Orosius vorausgeschickten cosmographischen Uebersicht genannt, wo der Kwensee, d. i. der bottnische Meerbusen **) (Porthan de antiqua gente Quenorum p. 21) und Quänland, als an Schweden und das Land der Skridfinnen grenzend, aufgeführt sind, ebenso wie in Othars Reisebericht, welchen Alfred seinem Werke einverleibt hat. In gleicher Weise, wie der Name Finnland, ist auch der: Quänland von der Natur des Bodens entnommen, da er von dem finnischen Worte Kaino, Niederung, Marschland (Juslenius Finsk Ordabok h. v. Helenius l. c. p. 163) herzuleiten ist, also ein niedriges Land, Niederland bedeutet. ***) Der Name ist noch heute in dem, welcher von den Finnländern dem Osterbottn der Schweden beigelegt wird: Kainun-maa, enthalten (Rühs Finnland S. 357. Helenius l. c. Lilius Suomalainen Sanakirja p. 28) †) und die Quänen sind nichts als die Bewohner dieses

*) Eine grosse Zahl derartiger Fälle wird von Thunmann Untersuch. über d. Gesch. der östlich. europ. Völker S. 375 und besonders von Schafarik (l. c. I. S. 80) aufgeführt.

**) Forster (Gesch. d. Entdeck. S. 75) hält, jedoch jedenfalls mit Unrecht, Alfreds Kwensee für das weisse Meer.

***) Dalin (Gesch. v. Schweden I. S. 222) glaubt zwar, dass der Name Quänland mit dem Namen Wanaland übereinkomme und dass er von den Wanern herkomme. Dies ist jedoch nicht möglich, da die Wanen ein slavisches Volk waren, wie denn selbst jetzt noch die Tschuden alle Slaven mit diesem Namen (Vaenelainen) bezeichnen (Munch, das heroische Zeitalter S. 32 .Schafarik l. c. II. 84).

†) Kainu = Oesterbottn, Kvenland, Kainulainen = Kven, Oesterbottninge.

Digitized by Google

Landstrichs, die Kainulaiset, deren Name nur etwas germanisirt worden ist (Lehrberg l. c. S. 149 fgg. Geiger Urgesch. S. 352). Es erklärt sich daher auch, dass dieser Name nicht nur dem gegenwärtig Finnland bewohnenden Volksstamm beigelegt wird (Ihre Quenlandia antiqua §. IX. Geiger l. c. c. 228. Buch, Reisen durch Norwegen und Lappland II, S. 13. 210), sondern dass die Russen ihn auch den Lappen geben (Leem, über die Lappen der Finnmark S. 10) und der Lappe ihn sogar auf schwedische Ansiedler anwendet (Geiger l. c. S. 347), dass auch von Quänen auf der Westseite des bottnischen Busens (in Westerbottn) die Rede ist. Nach Peringskiöld (Aettertal p. 86) soll Quänland sogar Ost- und Westbottn, ganz Finnland und einen Theil von Russland umfasst haben. Nach anderen Angaben (vid. Schlözer Nordische Gesch. S. 455. 476) hat dagegen Ost- und Nordbottn zu Helsingaland gehört. Dies trifft für das 14. Jahrhundert zwar zu (Eckendahl l. c. I. 170), damit wird aber nicht ausgeschlossen, dass Helsingaland sich in früherer Zeit nicht so weit gegen Norden erstreckt habe. Nach Lehrberg (l. c. 130. 149) sind die Finnländer im 13. Jahrhundert aus Westerbottn von den Schweden verdrängt worden. Im Fundin Noregr wird von dem Lande der Joten, das auch Finnland und Quänland heisse (Jotlandi er kallod er Finnland or Kvennland), gesagt, dass es östlich vom Helsingebottn (dem bottnischen Busen) liege. Nor, der Königssohn von Jotland, geht von Quänland aus und gelangt zu dem Volke, das Lappen genannt wird, deren Land hinter der Finnmark liege (Fundin Noregr in Björner Nord. Kämpedater p. 6). Hier sind also die Lappen nicht mehr Bewohner von Finnland, vielmehr sind dies die Quänen. In der Egilssaga, deren Abfassung nicht später als in das 12. Jahrhundert fällt (Müller Sagenbibliothek I. S. 127), deren erster Theil aber in der Zeit Harald Harfagers (Mitte des 9. Jahrhunderts) spielt, und eine Hauptquelle für die älteste Geschichte Finnlands bildet, heisst es: dass auf Jemteland, Helsingaland und auf letzteres Quänland, dann Finnland folge, dieses aber wieder an Karelien stosse. Torfaeus (Hist. Norv. I. 160) bemerkt mit Bezug auf diese Stelle: „Ostbotnia itaque, forte etiam Vestbotniae pars, imo et tota Nordbotnia, ubi urbs Tornia, Quenlandia olim dicta fuit.“ In der weiteren Bedeutung, wo er ganz Finnland, oder wenigstens dessen westlichen Theil um-

Digitized by Google

fasst, wird der Name Quänland auch in der Olav Tryggvason-saga (P. II. p. 140) gebraucht, wo erzählt ist: dass der Schwedenkönig Sigurd Hring sein Land gegen die Einfälle der Kuren und Quänen, „die am Kyrialabotn (dem finnischen Meerbusen) wohnten", vertheidigt habe. Wenn aber Schubert (Reise durch Schweden II. p. 383) ganz Finnmarken, nicht nur das zu Norwegen, sondern selbst das zu Russland gehörige Lappland unter Quänland begreifen und die Quänen als die jetzigen Lappen ansehen will, so geht er entschieden zu weit und geräth in Widerspruch mit den angeführten Quellenschriften.

Uebrigens ist es, da der Name Quänen aus der Sprache der heutigen Bewohner Finnlands entnommen ist, eben so unzweifelhaft, dass darunter kein lappischer, sondern nur ein tschudischer Volksstamm begriffen sein kann, wie dass die Meinung Porthans, der sie für Germanen hält, unrichtig ist, und dass, wenn der Name zuweilen auf nichttschudische Volksstämme angewendet worden, dies missbräuchlich geschehen ist. Ein besonderer tschudischer Volksstamm, wie die Tawasten und Karelier, sind jedoch die Quänen nicht, vielmehr sind sie aus diesen beiden aber in der Art gemischt, dass die Karelier das bei weitem überwiegende Contingent hergegeben haben. Die Quänen reden daher auch keinen eigenthümlichen Dialekt, vielmehr eine Mundart, die sich nur unbedeutend von der der Karelier unterscheidet. Man muss hieraus schliessen, dass diese es vorzugsweise gewesen sind, welche die Lappen aus dem Besitz von Osterbottn verdrängt und dass sich ihnen hierbei nur einige Tawasten angeschlossen haben.

Dass die Beormas des Other, die Bjarmier, ein finnischer Volksstamm sind, der in den heutigen Permiern noch fortlebt, unterliegt keinem Zweifel, obschon ihre Sitze sich jetzt nicht mehr so weit gegen Norden ausdehnen, als damals. Bei Saxo Grammaticus, der (p. 161) eine ausführliche Schilderung davon giebt, und bei andern Geschichtsquellen jener Zeit wird das Land oft erwähnt, da die Scandinavier häufig Wikingsfahrten und Handelsreisen dorthin unternahmen.

Wenn der sogenannte Anonymus von Ravenna (Lib. IV. c. 12 u. 46 pag. 776 und 793 im Pompon. Mela von Abr. Gronov), obwohl ein Zeitgenosse Alfreds weder die Quänen noch die Bjarmier erwähnt, vielmehr die patria quae dicitur Rerefennorum

Digitized by Google

et Sirdifennorum auf der einen Seite an Scythien und den nördlichen Ocean, auf der andern an Dänemark gränzen lässt, so erklärt sich dies hinreichend daraus, dass die Quellen, welche von Guido von Ravenna, aus dessen Werk der Anonymus nur einen Auszug geliefert, über diese nördlichen Gegenden benutzt worden sind, nicht über die Zeit der Besitznahme Italiens durch die Ostgothen hinausgingen — für den fraglichen Gegenstand ist jenes speciell: Aithamarit Gothorum philosophus — eine Zeit, wo schwerlich die Tschuden bereits die Lappen aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen am bottnischen Busen verdrängt hatten.

Der Name Tschuden wird zuerst von Jordanis (um 550) erwähnt, denn es ist nicht zu bezweifeln, dass die Thuidi, welche er (De Getarum s. Gothorum orig. et reb. gest. cap. 23) unter den der Herrschaft des Gothenkönigs Ermanrich unterworfenen Völkern nennt, darunter zu verstehen sind. Es ergiebt sich dies daraus, dass Jordanis neben den Thiudi die Merens und Mordesimni (in der Ausgabe von Muratori: Mordens) aufführt, in gleicher Weise aber Nestor, der sicher den Jordanis nicht benutzt hat, in der Völkertafel, die seinen russischen Jahrbüchern vorausgeschickt ist (Ausgabe v. Schlözer II. S. 24), neben einander die Tschuden, die Meria (die Meren) und die Mordwa aufführt. Dasselbe geschieht in einem russischen Stufenbuch beim Jahre 967 (Schlözer Nord. Gesch. S. 492) und auch Adam von Bremen (Gesta Hammaburg. eccles. pontif. L. IV. c. 14) führt die Mirri und die Tschuden hintereinander auf.

Es ist indessen weder dargethan noch anzunehmen: dass die der Herrschaft des Ermanrich unterworfen gewesenen Tschuden Anwohner des bottnischen Meeres gewesen sind; denn von den mit ihnen genannten Völkerschaften haben die Merens, Merä, Merane oder Meria im Nordwesten des Gouvernements Moskau (Schlözer Nestor l. c. p. 40) — ihre Hauptstadt war Rostow im Gouvernement Jaroslaw (Schlözer Nord. Gesch. p. 493. Zeuss l. c. S. 688—690) — die Mordwa oder Mordwinen aber im Nieder-Nowgorodischen und Kasanschen Gouvernement an der Oka und Wolga (Schlözer Nestor. l. c. S. 41) gewohnt. Beide Völkerschaften haben unzweifelhaft gleichfalls dem finnischen Stamme angehört (Schlözer Nord. Gesch. S. 493. 509. Karamsin Gesch. d. Russisch. Reichs I. S. 245). Es ist sogar möglich, dass die Mordwa die Stammväter der Liben oder Liven, des Zweiges

Digitized by Google

der Tschuden, welcher Livland seinen Namen gegeben, gewesen sind, da dieselben in einem Stufenbuche Lob, in dem sogenannten russischen Chronographen: Lib genannt werden (Schlözer l. c. S. 509). Schafarik (l. c. I. S. 304) und Zeuss (l. c. S. 690) glauben unter den von Jordanis bei der oben gedachten Gelegenheit aufgeführten Völkerschaften auch die Wessen und die Tscheremissen, gleichfalls zwei von Nestor in seiner Völkertafel aufgeführte Zweige des finnischen Stammes zu erkennen, doch mag die Richtigkeit dieser Annahme dahingestellt bleiben. *) Auch schon so kann man mit Bestimmtheit annehmen: dass die Thiuden des Jordanis nichts anders als die von den russischen Chronisten genannten Tschuden sind, und dass dieselben zur Zeit Ermanrichs ihre Wohnsitze im Innern Russlands gehabt haben. **)

Bayer (Geogr. Russ. S. 373) will sogar in den Scythen der Alten die Tschuden erkennen, „Quid autem Czud est aliud, quam ipsum Scythicum nomen", und Gatterer (Commentat. societat. Götting. T. XI. und XII.) tritt ihm hierin bei; doch ist diese Annahme, wie bereits von Schlözer (Nord. Gesch. S. 307) und Karamsin l. c. dargethan worden, schwerlich zutreffend. Schafarik (l. c. I. S. 287 fgg.) hält zwar die Scythen für durchaus verschieden von den Tschuden, da jene der mongolischen, diese der uralischen Völkerfamilie angehört hätten, glaubt aber doch, dass beide Namen identisch wären, indem die Slaven den Namen, den sie ursprünglich den Völkern finnischen Stammes beigelegt, auf die Skoloter (die europäischen Scythen mongolischer Abkunft) übertragen hätten, weil auch diese aus den hinteruralischen Ländern, der Urheimath der Finnen, an das schwarze Meer gezogen wären, die Griechen aber den Namen grăcisirt

*) Es giebt allerdings Handschriften des Jordanis, in denen sich die Namen Vasina und Remniscans (nicht Scremniscans, wie Schafarik angiebt) finden, allein die Lesarten sind hier so unsicher und verschiedenartig, dass es sehr bedenklich ist, bestimmte Folgerungen zu ziehen. Closs hat in seiner Ausgabe des Jordanis die Lesarten Vasinabroncas und Caris in den Text aufgenommen.

**) So viel ist wenigstens gewiss, dass man bei den Thiudi des Jordanis nicht wie Munch (Die Nordisch-german. Völker S. 67 und Das heroische Zeitalter S. 50) will, an die Bewohner von Thjod oder Thy in Jütland denken darf.

Digitized by Google

hätten, wobei aus Tschud: Scythe geworden sei (l. c. S. 285—288). Für den vorliegenden Gegenstand ist die Frage: ob die Namen Scythen und Tschuden ursprünglich identisch sind, ziemlich bedeutungslos, dagegen wird die Voraussetzung, von der Schafarik hierbei ausgeht, dass das Wort Tschude aus der slavischen Sprache herzuleiten sei, weiter unten ausführlicher besprochen werden.

Der älteste Schriftsteller, welcher die Tschuden als Anwohner des baltischen Meeres nennt, ist Adam von Bremen. Bei der Aufzählung der Völker, welche zu diesen gehören, sagt er a. a. O.: „Ueber die Gothen hinaus herrschen in weiten Länderräumen die Schweden bis zum Lande der Weiber (d. i. nach der gewöhnlichen Annahme Quänland). Ueber diese hinaus sollen die Wizzen, Mirren, Lamen, Scuten und Turken wohnen bis nach Ruzzien hin, wo wiederum jener Meerbusen ein Ende hat.“ Der Mirren ist schon oben gedacht, die Wizzen sind der finnische Stamm der Wessen, die in der Nähe des finnischen Busens wohnten und in den russischen Jahrbüchern häufig neben den Tschuden und Mirren genannt werden (Schafarik l. c. I. 438. II. 68. 76 fgg.); die Lamen waren nach Zeuss (l. c. S. 681 fgg.) ein estnischer Volksstamm; doch ist wahrscheinlich hier Jami statt Lami zu lesen und es sind die Jämen oder Hämen (die Tawasten) gemeint *); unter den Turken sind die Bewohner des südwestlichen Theils Finnlands, Åbolåns, zu verstehen, da der finnische Name der Stadt Åbo: Turku ist. Die Scuten sind aber unzweifelhaft das Volk, welches die Russen Tschuden nennen.

Mehrfach kommt dieser Name bei Nestor vor, der um 1100, also wenig später, wie Adam von Bremen, seine russischen Jahrbücher verfasste. In der diesen vorausgeschickten Völkertafel nennt er zunächst Tschuden ohne Beisatz, dann Tschuden jenseits des Woloks (Zavolotzkaja Cziud'), endlich die Tschu-

*) Dafür spricht namentlich der Umstand, dass fast genau in der Reihenfolge, wie hier Adam von Bremen die Wizzen, Mirren, Lamen und Scuten, Nestor die Merjer, Wessen, Tschuden und Jämen als finnische Völkerschaften aufführt. Zeuss hat den Beweis darüber: dass die Lamen ein estnischer Volksstamm gewesen wären, nicht geführt. Er ist freilich auch der Ansicht, dass der Name Wizzi oder Wilzi nichts als eine deutsche Form für Litwani sei.

Digitized by Google

den am warägischen Meere. Dass unter den letzteren die Esten zu verstehen sind, ist nicht zu bezweifeln, da sie neben den Polen und Preussen aufgeführt sind. Eben so trifft sicher Schlözers (Nestor II. S. 43) Annahme: dass die Zavolotzischen Tschuden die Bewohner des Landstrichs am linken Dwinaufer, zwischen Karelien und Permien wären, zu, da sie neben den Permiern stehen. *) Wenn Schlözer (l. c. p. 40) aber auch unter den zuerst genannten Tschuden die Esten, welche Nestor zweimal genannt habe, verstehen will, so ist dies doch sehr bedenklich. Viel wahrscheinlicher ist es, dass mit jenen die Tschuden, welche Karelien inne hatten, gemeint sind. Die Bewohner des eigentlichen Finnlands aber sind Nestors: Jam, die Jämen oder Hämen (die Tawaster), ein Name, der, falls sie nicht in den Lamen des Adam von Bremen zu finden sind, hier zuerst erscheint. Dass die Annahme von Schlözer und Zeuss (l. c. S. 689): es seien diese Jamen der nachher Jngern genannte Volksstamm, nicht zutreffe, ist bereits von Lehrberg (über die Wohnsitze der Jamen in den Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Gesch. Russl. S. 103—236) dargethan.

Nestor nennt auch (II. S. 105) in dem Verzeichnisse der den Russen tributpflichtigen eine andere Sprache, als diese redenden Völker: die Tschuden und Jamen. Die Tschuden, die zugleich mit den Nowgorodern, den Kriwitschen und den Meeren, um so den inneren Streitigkeiten ein Ende zu machen, die Waräger unter Rurik herbeiriefen, sind unzweifelhaft die Esten (Schlözer Nestor II. S. 188. Müller, altrussisch. Gesch. nach Nestor S. 189) und dies dürfte auch da, wo Nestor sonst noch der Tschuden gedenkt, so bei dem Zuge Olegs gegen die Griechen im Jahre 907 der Fall sein.

---

*) Auch Pomp. Sabinus (Comment. in Virgil. p. 30. 185) setzt die Zaulozenses an die Dwina neben die Parmii und in die Nachbarschaft der Ugari oder Ugri (Jugren). — Dagegen wollen Lehrberg (l. c. S. 208) und Castrén (Reise S. 98) in dem Sawolotscheskaja Tschud der russischen Chronisten die Bjarmier sehen. Dem widerspricht aber der Umstand, dass Nestor die Permier noch besonders neben jenen nennt. Cf. auch Sjögren Wann und wie wurden die Zawolocje und die zawolokschen Czuden russisch. Mem. d. l'acad. d. St. Petersb. VI. Ser. I. p. 526.

Digitized by Google

Da der Name Tschude derjenige ist, mit welchem die Völker finnischen Stammes, namentlich die, welche die Ostseeländer bewohnen, von den Russen noch heute genannt werden, so lohnt es wohl, dem Ursprunge desselben nachzuforschen. Man nimmt in der Regel an: dass auch in Betreff dieses Wortes das nämliche Verhältniss stattfinde, wie es vorstehend in Betreff der Namen: Finnen und Esten angegeben worden, dass er mithin kein Name, mit welchem das Volk selbst sich genannt, sondern dass er ihm lediglich von Ausländern beigelegt sei. Die gewöhnliche Meinung, die sich selbst bei genauen Kennern der slavischen Sprachen so bei Dobrowsky (Institut. ling. slav. p. 100) findet, geht dahin: dass dieser Name von dem russischen Worte Tschuid fremd herzuleiten sei, und ursprünglich nichts anderes bedeutet habe, als: die Fremden. Diese Annahme ist jedoch entschieden unrichtig. Schafarik, dem man in dieser Beziehung ein competentes Urtheil gewiss nicht absprechen kann, sagt (l. c. 1. 310. 314): „Man kann sich des Gedankens nicht erwehren: der Name Tschud sei erst in den letzten Jahrhunderten irrthümlich und missbräuchlich von den russischen Slaven die Tchud für gleich mit cuzij peregrinus, alienus hielten, obwohl die Wörter verschieden sind, jenen unbekannten (hinteruralischen) Völkern beigelegt worden". — „Es möge Niemand der Einbildung leben, die Wörter cud und cuz'ij seien einer Wurzel und bezeichnete nichts anderes als unbekannte Urbewohner. — Wörter wie cud, cudi und cuz', cuz'ij (fremd) für eins zu erklären, vermochten bis jetzt nur Unwissende, da nicht die entfernteste Verwandtschaft zwischen beiden stattfindet. — Schon ein Blick auf die Formen und Bedeutung beider Wörter überzeugt jeden Kenner der slavischen Sprachen sofort davon: dass sie in Ursprung und Wurzel vollkommen verschieden sind." —

Dessen ungeachtet hält Schafarik Tschude für den Namen, welcher den Völkern finnischen Stammes von den Nordslaven beigelegt worden (l. c. S. 315), und er beruft sich zur Begründung dieser Ansicht theils darauf: dass das Wort cud in einigen slavischen Dialekten für: gigas, portentum, monstrum, vorkomme *)

*) An einer andern Stelle (II. 235) nimmt übrigens Schafarik selbst an: dass das bulgarische Wort cuz (Riese) aus dem Völkernamen cudin (Finne) entstanden sei.

Digitized by Google

theils die Finnen selbst, da eine derartige Häufung von Consonanten der Natur ihrer Sprache durchaus widerspreche, gar nicht im Stande wären: das Wort Tschude auszusprechen und statt dessen Tutu, Tuti sagen müssten. Das letztere kann zugegeben werden, daraus folgt aber nur: dass wir in Tschud die russificirte Form des Namens vor uns haben, nicht aber dass diese die ursprüngliche sei. Eben so haben die Russen aus dem Namen, den die Finländer sich selbst geben: Suomen, Ssumen gemacht. In letzterer Form wiederstreitet auch dieser Name dem Genius der finnischen Sprache, es wird aber keinem einfallen ihn um deswillen für einen ursprünglich slavischen zu halten. Bei dem ältesten abendländischen Schriftsteller, bei dem wir dem Namen Tschude begegnen, bei Jordanis lautet derselbe, wie angegeben: Thuidi, also in einer Weise, welche dem Naturell der finnischen Sprache vollkommen entspricht, und mit Tute und Tuti, wie die Finnländer selbst jenen aussprechen, beinahe genau übereinstimmt: noch jetzt existirt bei diesen das Wort tuttu (estnisch tuttawa) für: bekannt (tuddi estnisch, im Dialekt von Hapsal, ein alter Mensch, gehört aber wohl nicht hierher). — Soll daher jenes tutu oder russisch tschud ursprünglich ein nomen appellativum gewesen sein, so würde es bedeutet haben: diejenigen, welche man kennt, im Gegensatz von Fremden, also gerade das Gegentheil von dem, was man gewöhnlich annimmt. Auch bei den Tschuwaschen bedeutet Tschud oder tuttu einen Nachbarn, Bekannten (Tatischew Ist. ross. II. 373.) und im ganzen Sibirien bis hin an die Grenzen von China werden unter Tschud die vorgeschichtlichen Urbewohner verstanden (Müller orig. gent. russ. p. 13. Schlözer Nestor II. 39). —

Dass Tschud kein ausschliesslich slavisches Wort sein könne, ergiebt sich schon daraus: dass es sich auch bei den Lappen in der Form Tjude (auszusprechen: Tschude) findet; hier bedeutet es Feind (Lindahl et Oehrling Lexic. lappon. h. v.) gewiss sehr charakteristisch; da die Tschuden die schlimmsten Feinde der Lappen waren, von denen diese aus der ursprünglichen Heimath in unwirthbare Gegenden gedrängt wurden, so konnten sie kein geeigneteres Wort finden, um einen Feind überhaupt zu bezeichnen, als den Namen jener. In derselben Weise hatte bei den Normännern der Name: Joten den allgemeinen Begriff: Feind

Digitized by Google

angenommen (Olav Tryggvasonssaga c. 16. Geijer Urgesch. S. 338). —

Dass in einigen slavischen Sprachen das Wort Tschud (čud) in der Bedeutung von: Riese, Ungeheuer vorkommt, hat seine Richtigkeit, doch darf nicht übersehen werden, dass dies nur in denen der Ostslaven der Fall ist, die noch jetzt die Nachbaren finnischer Völker sind oder es doch einst waren, nicht aber bei den Westslaven, den Czechen, Lausitzern und Polaben (Schafarik l. c. S. 314. 315). Wenn jene dies Wort in ihre Idiome aufgenommen haben, so ist dies sicher in ähnlicher Weise geschehen, wie die angeführte Aufnahme in die lappische Sprache. Von einer derartigen Verwendung ursprüngliger Volksnamen zu nominibus appellativis existiren vielfache Beispiele. So machten die Slaven aus dem Namen der Awaren oder wie sie bei Nestor (ed. Timkowski p. 7) heissen, Obrka, ihr Obor oder Obr, die Scandinavier aus dem Namen des Volksstammes Thursi, ihr thurs, aus dem der Jöten ihr jötnun, die Deutschen aus dem Volke der Hunnen ihre Hünen oder Heunen, — dies Alles sind Bezeichnungen für Riese und Feind (Grimm Mytholog. S. 296 fgg. Geijer Urgesch. S. 338. 394) — aus dem slavischen Volke der Anten ihre Anta oder Enta = Helden. In ähnlicher Weise ist das Wort Sclave aus dem Volksnamen: Slaven, entstanden (Schafarik l. c. II. 47. 325 fgg). Der Name der Skamaren eines räuberischen Volkes von unbekannter, vielleicht finnischer Abkunft, lebt bei den Slaven bis auf den heutigen Tag in dem Worte: skomoroch d. i. Gauner, Schurke, fort (Karamzin Istor. ross. I. 58. B. 71. Anm. 120). Von ihm wird auch das Altdeutsche scamara (Grimm Rechtsalterthümer S. 635) und das Mittellateinische scamares u. s. w. (Du Cange Gloss. lat. med. aevi s. h. v.) hergeleitet. Aus dem Namen der von den Bulgaren unterthänig gemachten Sabirer oder Sebrer entstand in den slavischen Sprachen das Wort Sebr, Sebar für einen unterthänigen Mann, einen Leibeignen, einen Bauer, vielleicht auch das Czechische: Zebrak (Bettler) (Schafarik l. c. S. 332). Im Grunde gehört auch die Art, wie die Deutschen sich der Wörter: spanisch, böhmisch, wälsch, bedienen in diese Reihe „Tschud bezeichnet", sagt Grimm (Mythol. S. 701) „den Slaven einen Finnen und Riesen, das russ. ispolin (riese) deutet auf die gens Spalorum bei Jornandes. So hängen riesenbenennungen zusammen mit alten Volksnamen; feindliche kriege-

Digitized by Google

rische Nachbarn vergrösserte der Volksglauben zu unmenschlichen Riesen.“ Vergl. auch Schafarik l. c. I. S. 476.

Die Ostslaven mögen nun wohl mit dem sich Thiudi, Tutu oder Tschude nennenden Volke in eine derartige Berührung gekommen sein, dass sie Veranlassung hatten, diesem Namen eine allgemeine Bedeutung in dem angegebenen Sinne beizulegen.

Dass der Name Tschude den finnischen Völkerschaften nicht erst von den Russen beigelegt sei, scheint schon sich daraus zu ergeben dass wir ihn im Abendlande zuerst bei Schriftstellern finden, die ihn sicher nicht durch russische Vermittelung kennen gelernt haben, wie bei Jordanis und Adam von Bremen. Die Art wie Nestor die Tschuden neben den Wessen, Jämen, Permiern, Meren, Morduinen, Tscheremissen und andern Völkerschaften des uralischen Stammes nennt, deutet gleichfalls wenig darauf: dass es sich bei jenen um einen lediglich von den Russen aufgebrachten Namen handle. Eben so ergiebt sich aus den erwähnten Schriftstellern, dass der Name Tschude keineswegs ein solcher ist, welcher schon ursprünglich die Ostslaven allen Zweigen der finnischen Völkerfamilie gegeben haben, dass derselbe vielmehr anfänglich nur von einem Gliede derselben geführt ist und erst später generalisirt worden sein muss. Man gelangt sonach nothwendig zu dem Schlusse: dass der Name Tschud ein solcher ist, den einer der finnischen Volksstämme in seinen ursprünglichen Wohnsitzen im inneren Russland geführt und dass er denselben von dort in die neue Niederlassung an der Ostsee mitgebracht habe. Dass der Name gegenwärtig von den Ostseefinnen selbst nicht mehr gebraucht wird, ist nicht sehr auffallend. Nachdem sie ihre Ursitze verlassen, trennten sie sich in mehrere Zweige, die verschiedene Richtungen einschlugen. In die neuen Wohnsitze gelangt, beschränkten sie sich meist auf die Beibehaltung der Stammnamen, die sie wahrscheinlich auch schon in der Urheimath geführt, sie nannten sich daher nur mit diesem: Suomen, Turken, Karelier, Ludiner oder Ljudier, Torma, Tschuchenzen, Liwen u. s. w. oder sie nahmen neue Namen an von der Beschaffenheit des Landes, was sie in Besitz genommen: Niederländer (Quänen) Wasserländer (Hämen) *) während nach-

*) Häme, Hämenmaa, Hämelaiset kommen von dem Worte häm gen. häme, nass, wässerig, das sich gegenwärtig zwar nicht mehr in der finnischen,

Digitized by Google

barliche Nationen auf sie die Namen übertrugen, welche die, die vor ihnen die eingenommenen Landstriche im Besitz gehabt, geführt hatten: Finnen, Esten. Den gemeinschaftlichen Namen Tschuden hörten sie auf zu brauchen, **) nachdem die Gemeinschaftlichkeit aufgehört hatte. Nur die Russen behielten ihn bei, deren Nachbarn sie schon in ihren Ursitzen gewessen und denen derselbe daher geläufig war. Es gilt hier das was Schafarik (l. c. I. p. 80) in Betreff des Namens Wenden bemerkt: „daraus dass dieser Name bei den Slaven selbst sich nicht findet, folgt noch nicht so ohne weiteres, dass er kein ursprünglicher Eigenname der slavischen Stämme sein könne. Die Geschichte sowohl als die eigene Erfahrung lehrt, dass fasst jedes unter Völkern anderer Herkunft angesessene Volk mehr als einen Namen führe, indem es sich selbst mit einem andern bezeichnet und wiederum mit einem andern von den Ausländern benannt wird.“ — Im Grunde hat der Name Slave dasselbe Schicksal gehabt wie der: Tschude. Auch er wird jetzt von keinem einzelnen Stamme dieses Völkergeschlechts geführt und ist mehr ein Eigenthum der Wissenschaft als des Volkes geworden. —

Das von den Russen in dem vorliegenden Falle eingehaltene Verfahren: einen Namen, den ursprünglich ein einzelner Stamm geführt, zu verallgemeinern und einer ganzen Völkerfamilie beizulegen, findet gleichfalls Analogien genug in der Geschichte. So wurde der Name der Sabirer oder Seberer, eines Volksstamms,

---

wohl aber noch im dörptischen Dialekt der estnischen Sprache findet (Hupel l. c. S. 150). Der Name Tawasten ist diesem Volksstamm erst von den Schweden beigelegt. Die Hauptstadt Tawastehus heisst bei den Finnländern noch jetzt Hämelinna. Die Russen haben dem Genius ihre Sprache entsprechend aus Häme: Jam gemacht, ein neuer Belag für das, was in Betreff des Namens Tschude bemerkt ist.

**) Anscheinend hat ihn ausser den Zawoloztkischen Tschuden auch noch, mindestens eine Zeit lang, der Volksstamm, welcher sich in Estland niedergelassen, fortgeführt, wenigstens giebt Nestor, zu dessen Zeit der Name noch nicht von den Russen für alle finnischen Völker gebraucht wurde, diesem den Namen Tschuden, und die Russischen Annalen bei Sczerbatov unter dem Jahre 1190 nennen sie pomorskaja Czud, die am Meere wohnenden Tschuden, zum Unterschied von den Zawolotzkischen Tschuden. Auch in den Tschuchenzen, wie ein Theil der Bewohner Finnlands heisst, ist wohl eine Erinnerung an den Namen: Tschuden enthalten.

Digitized by Google

der am östlichen Fusse des Urals seine Sitze hatte, von den Russen auf die Bewohner aller transuralischen Länder, das heutige Sibirien, ausgedehnt. So haben die Finnen den Namen Ruotsi, der ursprünglich nur dem auf der Roslagischen Küste angesessenen Stamme zukam, auf das ganze Land Schweden übertragen. Und auch mit dem Namen: Russland, ist es ähnlich gegangen: er ging von eben jenen Roslagen, den warägischen Fürsten, zuerst auf die Slaven am Ilmensee über und dehnte sich von diesen allmählich auf alle zwischen dem schwarzeu und weissen Meere wohnenden Slaven aus.

Was den Namen betrifft, mit welchem die Finnländer selbst ihr Land nennen: Suomi, gen. Suomen-Suomenmaa so wird gewöhnlich, namentlich von deutschen und schwedischen Schriftstellern (Rühs Finnland — omarbet. af A. I. Arwidsson II. S. 1. Geiger Gesch. Schw. I. S. 90) angenommen: dass er aus Suomiehenmaa contrahirt und letzteres Wort aus suo, Sumpf, mies gen. miehen, Mann und maa, Land, zusammengesetzt sei, also das Land der Sumpfbewohner bedeute, und man hält den Namen, den die Lappen selbst sich geben: Sabme, Same für dasselbe nur in der Aussprache modificirte Wort. Lehrberg (l. c. S. 210. —212. 213. 222.) nimmt an: dass die Tschuden erst das germanische Feen durch das finnische Suomi übersetzt und die Lappen, als dies zu ihrer Kenntniss gelangt, auch ihrer Seits den Namen angenommen hätten, der dann auf die Tschuden, als sie die Besitzer des Landes geworden, übergegangen sei; diese hätten keinen Anstand genommen, den von ihren Ueberwindern, den Schweden, gebrauchten Namen anzunehmen; so habe der Specialname für die nördlichen Finnen die allgemeine Benennung des ganzen Volkes werden müssen. — Diese Ansicht widerstreitet jedoch allen Regeln der Wahrscheinlichkeit. Eher wäre es noch denkbar: dass die Germanen den finnischen von der Beschaffenheit des Landes hergenommenen Namen: Suomi, in ihre Sprache übersetzt und dessen Bewohner demgemäss Finnen genannt hätten. Sjögren (Ueber Jämen Mémoir. d. acad. de. St. Petersb. I. 303) hat jedoch dargethan: dass es den Gesetzen der finnischen Etymologie durchaus widerstreitet: Suomiehenmaa, Suomenmaa von Suo-mies und maa herzuleiten, dass vielmehr suomi gen. suomen ein ursprüngliches, nicht zusammengesetztes Wort sei, und dass daher Suomen maa nicht anders übersetzt werden

Digitized by Google

könne als: Land der Suomen. Die Idee: dass der Name: Finnland, eine wörtliche Uebersetzung von Suomenmaa sei, oder umgekehrt der letztere Name eine solche des ersteren, wird man also wohl verlassen müssen. Dass Sjögren selbst es nicht gewagt hat, die Bedeutung des Wortes zu erklären, *) thut hierbei nichts, da es überhaupt und namentlich auch bei den Tschuden eine grosse Anzahl von Namen einzelner Volksstämme giebt, deren ursprüngliche Bedeutung Niemand zu erklären vermag. Ein solcher Name eines Stammes war sicher auch der: Suomen, vielleicht in der ältesten Zeit der, welchen die Karelier (Karjalaiset) führten, die den letzteren nur als einen Beinamen von ihrer Hauptbeschäftigung, der Viehzucht, (Karja Vieh, Heerde; Karjainen Hirt; karja kansa Nomadenvolk) erhalten hatten, obwohl er zuletzt der allein gebräuchliche geworden ist. Auf jenes scheint wenigstens die Art zu deuten, wie nach dem oben Ausgeführten der Name in der Kalewala vorkommt, in welcher Suomi und Karjala als gleichbedeutend erscheinen. — So werden in den Nowgoroder Jahrbüchern bei den Jahren 1240 und 1256 neben den Jämen, also den Tawasten, die Ssumen — offenbar die russificirte Form von Suomen — als Theilnehmer an einem Angriffe auf Nowgorod genannt (Lehrberg l. c. S. 158 und 168). **) Die Karelier haben sich ohne Zweifel an diesen Zügen, die von ihren Grenzen ausgingen, mit betheiligt; wenn sie dessen ungeachtet dort nicht genannt werden, so deutet dies darauf: dass sie unter den Ssumen zu verstehen sind.

*) Lehrberg (l. c. S. 216) bringt den Namen mit dem in das weisse Meer sich ergiessenden Flusse Ssuma, in Verbindung, wobei er aber freilich von der Voraussetzung ausgeht, dass derselbe ursprünglich den heutigen Lappen angehört habe.

**) „Im Jahre 1240 kamen die Schweden heran mit grosser Macht und Norweger und Ssumen und Jamen in Schiffen überaus zahlreich — sie hielten in der Newa an der Mündung der Ischora und wollten Ladoga erobern.“ — „Im Jahre 1256 kamen die Schweden und Jamen und Ssumen und Didmann (Tideman von Reval) mit dem ganzen Gebiet und einem grossen Heere und sie fingen an, eine Burg an der Narowa zu erbauen.“ Dass Karelier bei diesem Zuge betheiligt gewesen sein werden, ist um so wahrscheinlicher, als die nächste Veranlassung zu demselben die war: dass eine Bulle des Papstes Alexander IV. wegen Errichtung eines Bisthums für Watland, Ingrien und Karelien zur Ausführung gebracht werden sollte. Dass unter den Ssumen der Nowgoro-

Digitized by Google

Wie Klingstädt (Nachricht von Samojeden und Lappländern S. 44), berichtet, nennen die Karelier auch selbst sich Somaemejet, Suomenmänner (mees plur. mejet, der Mann). Später erhielt jener Name, in ähnlicher Art wie die Finnen in der oben angedeuteten Weise den Namen der Roslagen auf ganz Schweden übertrugen, wie der Name Germanen von einem kleinen Volksstamm auf alle Deutsche übertragen ward, wie der Landstrich Schonen den Namen für ganz Scandinavien hergegeben hat, eine allgemeinere Bedeutung und umfasste auch das eigentliche Finnland, wie sich daraus ergiebt: dass nach einer Nachricht der Nowgoroder Jahrbücher beim Jahre 1318 das Gorod (Schloss) des Ssumischen Knäsen sich in Åbo befunden hat (Lehrberg l. c. S. 196). Dass die Ausdehnung schliesslich soweit gegangen, dass der Name sich sogar auf die Lappen erstreckt hat, lässt sich kaum anders erklären: als dass diese, welche stets verlangt haben, mit ihren tschudischen Nachbarn auf gleiche Linie gesetzt zu werden und von dem ihnen vom Auslande gegebenen Namen nichts wissen wollen, nicht nur den von den Fremden jenen beigelegten: Finnen, der allerdings von Anfang her ihnen zukam, sondern auch den, mit welchem jene sich selbst nennen: Suomen, in Anspruch genommen haben.

Sind nun die Lappen es gewesen, welche die Urbewohner Finnlands waren und ist der Name: Finnen, ursprünglich nicht ein ethnographischer, sondern ein geographischer, so liegt auch die Vermuthung sehr nahe: dass man unter den Finnen der ältesten Geschichtsquellen nicht den Volksstamm, welcher gegenwärtig

---

der Jahrbücher die nomadischen Ureinwohner Finnlands, die Lappen verstanden werden müssten, wie Lehrberg (l. c. S. 212) glaubt, ist kaum anzunehmen. Die Lappen, die nie ein kriegerisches Volk gewesen sind, waren zu jener Zeit längst aus Finnland in den äussersten Norden verdrängt. Schwerlich werden sie aus diesen zu einer kriegerischen Unternehmung gegen Nowgorod herangezogen sein. Eben so wenig wird man nach ihnen dem Herzoge von Finnland den Namen: der ssumische Knäs, beigelegt haben. Dagegen mag zugegeben werden, dass unter den Ssumen nur die Bewohner des westlichen (des finnländischen oder schwedischen), nicht aber die des östlichen (des russischen) Karelien, welches letztere damals d. h. vor dem Frieden von Orechowez 1323 eine grössere Ausdehnung hatte, als später und auch den westlich vom Ladogasee belegenen Landstrich in sich fasste, begriffen worden sind.

Digitized by Google

Finnland bewohnt, sondern die Lappen zu verstehen habe. Und dies ist auch, wie weiter unten noch näher dargethan werden wird, ganz unzweifelhaft der Fall. (cf. Geiger l. c. S. 72).

Finnland bietet übrigens keinesweges das einzige Beispiel dar: dass vollkommen verschiedene Völker, welche im Besitze desselben Landes auf einander folgten, den nämlichen Namen geführt, indem der der Vorgänger ohne weiteres auf die Nachfolger übertragen ward. Allbekannte Beispiele der Art sind unter andern: Livland, das diesen Namen beibehalten hat, als der Volksstamm, von welchem es ihn erhalten hatte, die tschudischen Liven, bis auf wenige Ueberreste von den litthauischen Letten vertilgt oder vertrieben waren, Schlesien, Bulgarien, Illyrien, wo Slaven die germanischen, finnischen und thracischen Urbewohner ersetzten, Böhmen, *) Baiern, Jütland, die Insel Rügen u. s. w. Auch die Namen Spanien, Andalusien, Brittanien gehören hierher, wenn man will, selbst Preussen und Pommern.

Das nämliche Verhältniss dürfte auch in Betreff der Esten obwalten, denn die ursprünglichen Bewohner Estlands, des Ostlandes, die Ostiäer des Pytheas (Strabo I. cap. 4), die Aestyer des Tacitus (German. c. 45), welche an der Südküste des baltischen Meeres von der Weichsel bis zur Newa sassen, die an Sitte und Tracht den Sueven, in der Sprache den Britanniern nahe kamen, **) können unmöglich die Vorfahren der tschudischen Bewohner des Landstrichs, der gegenwärtig den Namen Estland führt, gewesen sein. Sie waren wohl ein keltischer Stamm, welcher in ähnlicher Weise wie die Peuciner, Ombronen, Bastarner (Ossolinski. Vinc. Kadlubek v. Linde S. 140) hier sitzen geblieben war, als seine Brüderstämme von den Germanen weiter gegen Westen gedrängt wurden, der, als die Slaven und Letten in den südwestlichen, die Tschuden in den nordöstlichen Theil seines Landes drangen, von jenen vernichtet wurde, in diesen aber aufging. Denn nur so lässt es sich erklären: dass die estnische Sprache eine,

*) Manet adhuc Boemi nomen significatque loci veterem memoriam, quamvis mutatis cultoribus. Tacit. Germ. 28.

**) Es ist sehr bequem, wie Holzmann (Kelten und Germanen S. 52) und andere thun, sich dadurch zu helfen: dass man den Tacitus des Irrthums zeiht. Auf diese Weise wird aber der Knoten nicht gelöst, sondern durchhauen. Es ist kaum zu glauben, dass der Biograph des Agricola nicht im Stande gewesen sei, die keltischen Idiome von denen der übrigen Europa beiwohnenden Völker zu unterscheiden.

Digitized by Google

wenn auch nur entfernte doch unleugbare Verwandtschaft mit den keltischen Sprachen zeigt (Pott, Etymolog. Forschungen II. 478; Parrot, Versuch einer Entwickelung der Sprachen, Abstammung — der Esten. Berl. 1839. Kruse, Urgesch. des Estnischen Volksstamms S. 122 fgg., 135 fgg., 345 fgg. Brandes, das ethnographische Verhältniss der Kelten und Germanen S. 57.), und dass auch die Namen der Ostsee: Cronium mare, so wie des Niemenflusses: Chronos, keltischen Ursprungs sind (cronni, ersisch croinn, wallisisch crunn, ein stehendes Gewässer. Toland, history of the druids in: Collection of several pieces. London 1726 Vol. I. *) Schlözer Nordisch. Gesch. S. 114, Adelung Mithridates II. 54). Der Name, welchen die Ostsee bei Hecataeus führt: Amalchium, so wie der nach Philemon von den Cimbren gebrauchte: Morimarusa bedeuten gleichfalls: das geronnene, das seichte, das todte Meer. Auch sie sind keltischen Ursprungs (Thunmann Nordisch. Völker S. 11). Wachter (Praefat. ad Germ. XLV. vor seinem Glossar. germ.) erklärt auch das Mentonomon des Plinius (Hist. nat. Lib. XXXVII. c. 2. §. 35) für ein keltisches Wort und übersetzt es durch: locus aquarum brevium. **)

*) Toland nimmt zwar an: dass dies ein von den Britanniern der Ostsee gegebener Name sei, welchen Pytheas von diesen gehört habe, er ist aber zu dieser Annahme wohl nur dadurch gelangt, dass ihm die Möglichkeit nicht beigefallen, dass ein Volk keltischer Abstammung und Sprache einst an jener Küste gewohnt, und dem Meere und Flusse den Namen gegeben habe. Viel einfacher ist es jedenfalls, wenn man das letztere voraussetzt.

**) Es fragt sich: ob nicht das aestuarium oceani in der erwähnten Stelle des Plinius, was den Auslegern so viel Kopfzerbrechen gekostet hat, (Voigt Gesch. Preuss. I. S. 20. 21.) auf einem Missverständnisse beruht und ursprünglich von einem Aestuorum oceani, einem Aestyermeere, die Rede gewesen sei. Dass diese Stelle an Verderbniss leide, beweisen nicht nur die vielen Verschiedenheiten der Lesart, wie sie Sillig in seiner Ausgabe des Plinius T. V. p. 390. 391 aufführt, sondern ist auch von Müllenhof (Deutsche Alterthumsk. I. 416 fgg.) dargethan, der nachgewiesen hat: dass die Stelle in der Art, wie sie jetzt gelesen werde, gar keinen vernünftigen Sinn gebe. Schafarik (l. c. I. 455) nennt sie: ein wahres stabulum Augiae. Einige Schriftsteller, namentlich Ukert (Germanien S. 86) und Müllenhof (l. c. S. 481) glauben zwar: dass Plinius nicht von Ostsee-, sondern von Nordseegegenden spreche, dieser, Annahme stehen aber doch sehr erhebliche Bedenken entgegen. Der Hauptgrund für jene: dass die Ostsee, da in ihr keine Ebbe und Fluth stattfinde, nicht ein aestuarium genannt werden könne, verliert bei An-

Digitized by Google

Auf diese an der Ostsee wohnenden Kelten geht es wohl auch, wenn Matthäus von Cholewa (Vinc. Kadlubek Hist. polon. L. I. c. 2. in Dlugoss. Hist. polon. II. p. 604) auf Grund alter Volksüberlieferungen (fama est) berichtet: dass die Kelten — denn dass diese unter den von ihm Galli genannten Volke zu verstehen sind, *) ergiebt sich aus seiner Angabe: sie hätten

nahme des obigen Veränderungsvorschlags seine Bedeutung. — Es ist dann auch nicht nöthig, die Guttones des Pytheas in Teutones zu verwandeln. Denn dass die Guttonen im Nordosten Deutschlands ihre Wohnsitze hatten, ergiebt sich aus Plinius IV. 28. Auch von Ptolemaeus (Geograph. III. 5) werden sie östlich der Weichsel neben die Finnen gesetzt und bekanntlich haben auch selbst in späterer Zeit gothische Stämme an den Weichselmündungen ihren Sitz gehabt. — Der Sinn der oben gedachten Stellen des Plinius würde dann etwa der sein: Nach Pytheas wohnen die Guttonen, ein germanischer Volksstamm, an dem Theile des Aestyermeeres, welcher den Namen Mentonomon führt und der eine Ausdehnung von 6000 Stadien hat. Von diesem aus kann man in einer eintägigen Seefahrt die Insel Abalus, den Fundort des Bernsteins, erreichen. — Mentonomon gilt für das frische Haf (Forster Gesch. d. Entdeck. S. 36) von dessen Mündung ins Meer, dem Tief, man recht gut in einem Tage das Bernsteinland Abalus (Samland oder Witland) erreichen konnte. Den Namen Abalus halten Schlözer (Nord. Gesch. S. 23), Schafarik (l. c. p. 111) und Forster (l. c. p. 36 und 97) für identisch mit Baltikka oder Baltia (eine Ansicht, welcher der Umstand zur Seite steht: dass der Name bei Solinus Abalcia lautet), dies aber für eine Uebersetzung von Witland (Weissland), dem durch die Fluthen verschlungenen Vorlande Samlands. Dass dieses nur eine Halbinsel ist — denn die Annahme Wilhelms (Germanien S. 323): dass Samland zu dieser Zeit wirklich eine Insel gewesen sein möge, scheint doch bedenklich — kann keinen Anstoss erregen (Voigt l. c. S. 23. 632, Reichard Kl. geogr. Schrift. S. 437); hat doch selbst Scandinavien den Alten lange für eine Insel gegolten; noch Adam von Bremen glaubte: dass Kurland und Estland, namentlich aber Samland (IV. c. 18) Inseln wären. — Uebrigens begegnen wir dem Aestyermeere noch in viel späterer Zeit in den Estmeere des Wulfstan (Periplus Otheri ed. Bussaeus p. 20). — Ob auch der palus Estia des Pompon. Mela (III. 3) hierhin gehöre, mag dahin gestellt bleiben. Unmöglich ist es nicht, wenigstens sagt Js. Vossius in seinem Commentar zu dieser Stelle: Si conjecturae locus sit: pro Estia putem rescribendum esse: Aestia. Palus Aestium sive Aestiorum est illa, in qua succinum colligitur et olim et nunc notissima. Im Grunde ist jene Benennung noch heute im Gebrauch. Denn da der Name: Aestyer oder Ostiäer nichts anderes bedeutet, als die gegen Osten Wohnenden, so ist auch das Aestyermeer nichts anderes, als die Ostsee.

*) Qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur. Caesar. d. bell. gall. I. 8.

Digitized by Google

damals fast alle Länder inne gehabt (pene totius orbis tunc regna occupasse) — mit den Polen Kriege geführt, wobei viele Tausende von ihnen das Leben verloren hätten. Es ist daher nicht nöthig, mit Lelewel (Ueber Matth. Cholew. in Ossolinski Vinc. Kadlubek von Linde S. 468) den Schauplatz dieser Kriege nach Kroatien zu verlegen und unter den Galliern die Franken zu verstehen. Auch Bartholds, der die letztere Ansicht theilt und die Begebenheit in eine spätere Zeit verlegen will wie Matthäus, der sie in die des Dänenkönigs Kanut setzt, Bemerkung (Gesch. v. Pommern I. 90): „Unerforschlich also bleibt, in welcher Weise Kelten in unserem Nordlande gewaltet haben", findet so in einfacher Weise ihre Erledigung. Dass das halb germanische, halb keltische Volk, was zur Zeit des Tacitus an der Küste der Ostsee von der Weichsel bis zur Newa sass, nicht identisch sein könne mit den halbwilden litthauischen und finnischen Stämmen, welche die ersten christlichen Sendboten hier vorfanden, darüber kann kaum noch ein Zweifel obwalten. Ein Wechsel muss nothwendigerweise in der Zwischenzeit stattgefunden haben. Den Zeitpunkt desselben etwas näher zu bestimmen, wird weiter unten versucht werden.

Der ursprünglich von den Germanen herrührende, ihre Lage gegen Morgen bezeichnende Name: Ostland, blieb diesen Gegenden, auch nachdem andere Volksstämme sie eingenommen, in dem südwestlichen Theile noch lange — noch zur Zeit Einhards (Vita Caroli magni cap. 12) und König Alfreds (Otheri et Wulfstani periplus p. 21 sq. Forster l. c. S. 97 fgg.), — in dem nordöstlichen (dem heutigen Estland) für immer. Schon Schafarik (l. c. I. 298) bemerkt: „Ist der Name Aestier oder Ostier aber eine geographische Bezeichnung für die Bewohner der östlichen Küste von dem finnischen Meerbusen bis zur Mündung der Weichsel, so lässt sich aus dem blossen Namen nicht weiter auf die Nationalität des daselbst angesessenen Volkes schliessen. Mit gleichem Rechte darf er nämlich auf die Finnen, Litthauer und Slaven bezogen werden."

Dass „die sanften, friedliebenden Leute (pacatum hominum genus omnino)", wie Jordanis (l. c. cap. 5) die Aestier seiner Zeit, die Nachbarn der an der Weichselmündung sitzenden Vidivarier, schildert, zu deren Unterwerfung der Gothenkönig Ermanrich nichts als Klugheit bedurfte (ib. c. 23. Aestiorum quo-

Digitized by Google

que similiter nationem — ipse prudentiae virtute subegit), unmöglich die kriegerischen Preussen sein können, von denen bereits Wulfstan sagt: dass viel Krieg unter ihnen wäre, und die der deutsche Orden erst durch einen Jahrhunderte langen Kampf unterwerfen konnte, möchte wohl kaum zweifelhaft scheinen.

Ob nicht die grossen Schwierigkeiten, welche das Vorkommen des Namens der Veneder oder Wenden bei den älteren Geographen herbeigeführt hat, doch am leichtesten ihre Lösung finden würden, wenn man annimmt: dass er verschiedenen Völkern, welche nach einander denselben Landstrich bewohnt, successive beigelegt sei, mag, so entschieden sich auch Schafarik (l. c. I. 69 fgg. 82 fgg.) dagegen erklärt, dahin gestellt bleiben.

Finnland bis zur Besitznahme durch die Tschuden.

Nach auf die Vergleichung der verschiedenen ural-altaischen Idiome gegründeten Untersuchungen, namentlich denen von A. Ahlquist (Om. Finska sprakets Kulturord. Ett linguistiskt bidrag till Finnarnes äldsta Kulturhistoria. Helsingfors 1871) ist den jetzigen Finnländern, bevor sie sich von den übrigen tschudischen Stämmen getrennt haben und vor der Zeit, wo die Kultur anderer schon weiter vorgeschrittener Völker, namentlich der Nordgermanen, Einfluss auf sie gewann, der Ackerbau nicht ganz unbekannt gewesen, wenngleich solcher nur in nomadisirender Weise d. h. vermittelst des Schwendens (Niederbrennens einer Waldfläche und Einstreuens der Getreidesaat in die Asche) von ihnen betrieben worden ist und sie von den Getreidearten nur die Gerste und den Hafer und von den Wurzelgewächsen nur die Rüben gekannt haben. Die Tschuden standen daher keineswegs mehr auf den niedrigsten Stufen der Kultur, als sie die Gegenden an dem bottnischen und dem finnischen Meerbusen besetzten. Sie waren bereits nicht mehr ganz unkundig der Bearbeitung der Metalle, sie kannten namentlich das Eisen, den Stahl, das Kupfer, das Silber, das Messer, das Beil, den Nagel und andere Werkzeuge, selbst die Schmiedekohlen und die Feueresse (Rühs Finnland S. 9. fgg. Roller, die finnischen Sprachen S. 33 fgg. Vergl. Lehrberg l. c. S. 203).

Schon der älteste Zeuge, der uns einen etwas genaueren Be-

Digitized by Google

richt über einen finnischen Volksstamm giebt, der Normanne Othar (Periplus p. 6 der Ausgabe von Bussaeus, p. 31 der von Rask) schildert das von demselben bewohnte Land Bjarmien als ein reich angebautes, was sich sehr auffallend von dem nur von einigen Fischern, Vogelfängern und Jägern spärlich bewohnten Lande der Lappen, der damaligen Finnen, unterscheide.

Dass sich die Tschuden zu der Zeit, wo sie die Länder zwischen dem finnischen Busen und dem weissen Meere in Besitz nahmen, schon auf einer nicht mehr ganz tiefen Stufe der Gesittung befunden haben, dass ihnen insbesondere die Bodenkultur nicht mehr unbekannt gewesen, kann um so weniger befremden, als ihre ursprünglichen Sitze in erheblich südlicheren Gegenden belegen gewesen und sie erst aus diesen durch die nach Norden sich ausbreitenden Slaven verdrängt worden waren (Schafarik l. c. I. S. 305). Dass wenigstens lange vor der schwedischen Eroberung die Finnländer ein ackerbautreibendes Volk gewesen sind, ist von Porthan (ad Juutsen Chronic. Episcop. Finl. p. 63 seqq. und p. 58 not. 29) nachgewiesen; selbst die Bienenwirthschaft war ihnen nicht unbekannt (Rühs Finnland S. 14). Der Anbau von Getreide ist so sehr ein charakteristisches Merkmal der Tschuden, dass man in Norwegen die Einwanderer aus Finnland von den ursprünglichen Finnen (den Lappen) dadurch unterscheidet, dass man sie Roggenfinnen (Rugfinnen) nennt (Rühs l. c. S. 418, Buch Reise II. 19.)

Vergleicht man hiermit die Schilderung, welche Tacitus, der älteste Schriftsteller, bei welchem der Name der Finnen vorkommt, von denselben giebt (German. c. 46): „Die Fennen sind von ausserordentlicher Wildheit und ekelhafter Armuth, sie haben weder Waffen, noch Pferde, noch Wohnungen. Kräuter sind ihre Nahrung, die Kleidung Thierfelle, ihr Lager der Erdboden. Sie verlassen sich einzig auf ihre Pfeile, die sie aus Mangel an Eisen mit Spitzen von Knochen versehen" u. s. w., so kann es nicht zweifelhaft sein, dass sich dies nicht auf den später unter dem Namen der Finnen bekannten tschudischen Volksstamm, sondern auf Niemand anders als die Lappen beziehen kann. —

Eben so sicher ist es aber: dass das Land, das von den Finnen des Tacitus bewohnt wurde, nicht Lappland ist. Nach diesem Schriftsteller waren es nicht die Finnen, sondern die suio-

Digitized by Google

nischen Völkerschaften und die Sitonenstämme, welche den äussersten Norden, die Gegenden am nördlichen Eismeere bewohnten. Die Finnen waren vielmehr die Nachbarn der Veneden (Wenden). Denn von den letzteren erzählt Tacitus: dass sie das was sich an Wäldern und Gebirgen zwischen dem Peuciner- und dem Fennengebiete erhebe, in Raubzügen durchschweiften. Die Peuciner wohnten von den östlichen Karpathen bis hinab zur Dniestermündung, die Veneden nördlich von diesen zwischen der Weichsel und dem oberen Laufe der Wolga. Ob die Sitze der Finnen wirklich, wie Thunmann (Oestliche Völker S. 18) behauptet, bis hinunter an die Memel — d. h. den oberen Lauf dieses Flusses, denn an der Mündung sassen die Aestyer — gegangen sind, mag dahin gestellt bleiben, das wird aber wenigstens Niemand behaupten: dass die Slaven (die Veneden) sich zu jener Zeit bis nach Lappland erstreckt haben. Hat Tacitus das letztere überhaupt gekannt, so kann man es nur in dem Lande der von einer Frau beherrschten Sitonen, der Nachbarn der Suionen (Schweden), finden. Diese müssten die Skritfinnen der Späteren sein, deren Sitze sich damals tiefer hinab erstreckten als demnächst, selbst bis in das südliche Norwegen und Schweden (Geiger Urgesch. 345. 365), noch zur Zeit Adams von Bremen bis nach Wärmeland. *)

Der nächste Schriftsteller, von welchem die Finnen genannt werden, Ptolemäus, beschränkt sich auf die Anführung ihres Namens (*Φιννοι*) und setzt ihre Wohnsitze auch wohl etwas zu südlich. **)

---

*) Die Ansicht Dalins (l. c. I. 58): dass der Name der Sitonen sich noch in der Stadt Sigtuna, oder wie sie auf einer Münze König Olafs heisst, Siton, einst der Hauptstadt des mittleren Schwedens, bei der Odin, als er mit den Asen einwanderte, sich zuerst niedergelassen haben soll, finde, möchte daher doch nicht so zu verwerfen sein, wie es meist geschehen. Auch Zeuss (l. c. S. 57. 157. 274) nimmt an: dass Tacitus mit dem Namen der Sitonen die nicht germanischen, namentlich die finnischen Bewohner der scandinavischen Halbinsel bezeichne; wenn er den Namen aber von dem deutschen Worte: sitan, sitzen ableitet, so lässt sich dagegen erinnern: dass dies wenig auf ein Volk, das selbst heutigen Tages noch keine festen Wohnsitze hat, zu passen scheint.

**) Zeuss (die Deutschen S. 156. 274) glaubt daher: dass der Name entstellt sei und es statt *Φιννοι* heissen müsse *Σκιροι* (die Sciri des Plinius). Einfacher und natürlicher möchte es sein anzunehmen: dass Polemäus sich in Betreff der Lage der Wohnsitze der Finnen etwas geirrt habe.

Digitized by Google

Die Erwähnung der Finnen auf einer griechischen und einer lateinischen Münze des Kaisers Volusianus von 253 (Vaillant Numism. Imp. Roman. Par. 1694 II. 351. Ejusd. Numism. aerea Imper. ib. 1697 II. 220. 221) ist so unbestimmt, dass aus ihr keine Folgerungen gezogen werden können.

In dem angelsächsischen Gesange des Wanderers, der von den ersten Herausgebern J. J. und W. D. Conybeare (Illustrations of Anglo-Saxon poetry p. 9. fgg.) in die zweite Hälfte des 5. Jahrh. gesetzt, von W. Grimm (Deutsche Heldensage S. 18) aber für gleichzeitig mit Beowulf (7. oder 8. Jahrh.) gehalten wird, ist sowohl der Finnen (Finnum) als der Skritofinnen (Scridefinnum) gedacht und sogar ein Herrscher der ersteren, Celic, namhaft gemacht; da aber in diesem Gedichte offenbar Geschichte und Sage mit einander vermischt sind, so ist es zu bestimmten Schlussfolgerungen nicht geeignet. Dasselbe gilt von dem Beowulf, wo im 9. Liede der Finnen als Bewohner der Nordküste Norwegens und Nachbarn der Raunen gedacht ist.

Der älteste Schriftsteller nach Tacitus, welcher ausführlich der Finnen gedenkt, ist der um 550 lebende Gothe Jordanis (De Getarem sive Gothorum origine c. 5). Auch er schildert sie als Wilde, die sich nicht von Getreide, sondern blos von dem Fleisch der wilden Thiere, welche das Land in grosser Menge hervorbringe und von den Eiern der Vögel nährten. — Ueber die vielbestrittene Lesart dieser Stelle, ob unter der gens Adogit, bei der vierzig Tage hindurch ununterbrochen Tag und eben so lang Nacht ist, die Scritefinnen oder Halogaland, das nördliche Norwegen, zu verstehen sei, ob weiterhin gentes Rerefennae, Refennae, Crefennae, Trefennae oder Tre et Crefennae gelesen werden müsse, will ich mich mit der Hinweisung auf die ausführlichen Erörterungen von Closs in seiner Ausgabe des Jordanis p. 14—16, von Zeuss (Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 685) und von Lehrberg (l. c. S. 204) beschränken. Für die vorliegende Untersuchung sind diese Varianten nicht wesentlich; denn das erscheint nicht zweifelhaft: dass die Angaben des Jordanis sich eben so wie die des Tacitus nur auf das später Lappen genannte Volk beziehen können und dass das von ihnen bewohnte sumpfreiche Land (ubi tunta paludibus foetura ponitur) nur das heutige Finnland, dessen Name ja nur auf diese Weise lateinisch wiedergegeben oder doch umschrieben ist, sein könne.

Digitized by Google

Auch der dem Jordanis etwa gleichzeitige Procopius (De bello Gothico. Lib. II. c. 15. p. 261 in Muratori scriptor. T. I.) gedenkt dieses Volks unter dem Namen Scrithifinni und setzt es nach Thule hin, unter welchem Namen er die scandinavische Halbinsel versteht. Er spricht daher nicht von Bewohnern Finnlands, sondern Finnmarkens oder Lapplands. Er sagt von ihnen: „Von allen Völkern, welche Thule bewohnen, sind die Skrithfinnen die einzigen, welche ein thierähnliches Leben ohne ordentliche Kleidung und Nahrung führen; die Jagd gewährt beiden Geschlechtern zur genüge, da sich hier grössere Wälder als irgendwo finden, und die hohen Berge eine ungeheure Menge Wild darbieten. Sie leben von dem Fleische des Wildes und kleiden sich in Häute, welche mit Thiersehnen zusammengefügt um den Leib geworfen werden. Sie säugen auch ihre Kinder nicht, sondern die Frau hängt, wenn sie auf die Jagd geht, das neugeborne Kind in Häute gewickelt an einen Baum und giebt ihm ein Stück Mark in den Mund."

Sehr ausführlich spricht von den Finnen Paulus Diaconus (Schluss des 8. Jahrh.) im 5. Kapitel des 1. Buchs seiner lombardischen Geschichte. Er sagt: „In der Nähe (der Halbinsel Scandinavien) wohnt das Volk der Skriptowiner" (Scritowiner oder Scritobiner) „die zur Sommerzeit Schnee haben und, wie sie denn von der Art der wilden Thiere sich nicht sehr unterscheiden, nichts anders als das rohe Fleisch wilder Thiere essen, von deren rauhen Fellen sie sich auch ihre Kleider anfertigen. Nach dem Worte ihrer barbarischen Sprache haben sie ihren Namen vom Springen. Denn durch gewisse künstliche Sprünge und mit einem krummen bogenähnlichen Holze erlegen sie die wilden Thiere. Bei ihnen giebt es ein dem Hirsch nicht unähnliches Thier, aus dessen rauhhaariger Haut ich ein nach Art der Tunika bis ans Knie reichendes Kleid gesehen habe, wie es die oben genannten Skriptoviner tragen. In jenen Gegenden ist es um die Zeit der Sommersonnenwende einige Tage lang auch bei Nacht ganz hell und die Tage sind viel länger als anderswo; umgekehrt wird es zur Zeit der Wintersonnenwende zwar hell, doch die Sonne nicht sichtbar und die Tage sind kürzer, die Nächte länger als sonst irgendwo."

Die Scritifinni des Procopius und die Scriptovini des Paulus Diaconus erklären die Ausleger (Forster l. c. S. 85. Lehrberg l.

Digitized by Google

c. 205) durch: Schreitfinnen, und wollen diesen Namen aus der Gewohnheit des fraglichen Volkes: sich grosser Schneeschuhe oder Schreitschuhe zu bedienen herleiten. Dass eben so wie der zweite auch der erste Theil des Namens germanischen Ursprungs sei, lässt sich, trotz der widersprechenden Angabe des Paulus Diaconus, wohl annehmen, die Form, welche derselbe bei Saxo Grammaticus (edid. Stephani. Praef. p. 4) bei Olaus Magnus (Historia de gentibus septentrionalibus Lib. I. cap. 3 et. 4) Sam. Rhenius (Scheffer l. c. p. 27) und anderen Späteren hat: Skricfinni, Strickfinnar ist dieser Erklärung aber wenig günstig. Andr. Buraeus (Descript. Sueciae p. 43) leitet ihn von dem schwedischen Skid = Schneeschlittschuh (Arnd Reise durch Schweden III. 275, 276) her, und nennt demgemäss das Volk: Skidhfinni, und es liesse sich diese Ansicht auch durch den Namen, welcher der Skade, der Gemahlin Niords aus jotnischem Geschlecht, beigelegt ist Skidgudinna, die Göttin auf Schrittschuhen (Edda Daemis. 23) unterstützen, dem widerspricht aber die Form, welche das Wort in den vielen von Stephani (Not. in hist. Sax. Gramm. p. 26) angeführten Urkunden hat, und die, bei aller sonstigen Verschiedenheit, doch constant mit den Buchstaben: scr. beginnt. Stephani, welcher die Etymologie ausführlich bespricht, sagt zum Schluss: de Etymologia nominis semper in eadem cum D. Wormio nostro fui sententia. Skricfinnen enim dictos putavi quasi Scricfinner, quod praerupta montium pandis trabibus celerrimo impetu quasi praetervolent. Hinc: at skrie paa Jis, phrasis puerulis nostris familiaris."

Auch Zeuss (l. c. S. 684) hat den Namen durch Kletterfinnen übersetzt und ihn von den altnordischen skrida, kriechen, klettern, hergeleitet. Im Altschwedischen bedeutet: skirida fortschieben, gleiten. — Soviel aber auch diese Herleitung für sich haben mag, so möchte es doch noch vorzuziehen sein, dabei an die Skreidfischerei zu denken, welche bereits in der Egilssaga neben der Häringsfischerei als ein Haupterwerbszweig der Bewohner des nördlichen Scandinavien genannt wird (Munch die nordisch-germanischen Völker S. 120.). Denn dass unter den Skridfinnen: die Seefinnen d. h. die vom Fischfang lebenden Finnen gemeint sind, erscheint nicht zweifelhaft.

Digitized by Google

Der tschudische Volksstamm als Bewohner Finnlands.

Während Paulus Diaconus und die übrigen angeführten Schriftsteller nur ein Volk im Osten und Norden des bottnischen Busens kennen, das bei ihnen den gedachten Namen führt, unter dem aber unzweifelhaft die Lappen zu verstehen sind und das noch viel später, so bei Adam von Bremen (IV. c. 24) und bei Saxo Grammaticus (Proem. p. 4. Buch V. p. 93 nennt er sie blos Fenni und ihr Land Finnimarchia) unter diesem Namen erscheint, wie denn auch von Kaiser Ludwig 834 in dem dem Erzstift Hamburg ertheilten Privilegium und der auf den gleichen Gegenstand bezüglichen Bulle Papst Gregor IV. neben den Isländern, den Slaven u. s. w. nur die Scredevindon (Scridevindum) genannt sind (Lambeccius Origin. Hamburg I. p. 122. 129), treten zuerst *) bei König Alfred (gegen 900) in der geographischen Uebersicht von Europa, welche er seiner Bearbeitung des Orosius (The anglo-saxon version from the historian Orosius by. Aelfred the Great. Together with an englisch translation (by. Barrington) Lond. 1773. Deutsch: von Dahlmann Forschungen I. 417. fgg.) voranschickte, in der erwähnten Gegend ausser jenem noch zwei andere Völker auf: die Kwenen oder Quänen und die Bjarmier. Er sagt: „Die Sveon (Schweden) haben gegen Süden den Seearm Osti (die Ostsee) und östlich die Sarmende (Sarmaten d. i. Slaven) und nach Norden jenseits der Wüste ist Kwenland. Nordwestlich aber sind die Scride-Finnas und gegen Westen die Northmen (Norweger)." — Unter der hier genannten Wüste ist das Land zu verstehen, das von den Scride-Finnas bewohnt war. Dies trennte daher Schweden von Quänland. Dies ergiebt sich deutlich aus dem von Alfred mitaufgenommenen Reisebericht Others (Periplus Otheri Halgolando-Norvegi ut et Wulfstani secundum narrationes eorumdem de suis navigationibus als Anhang zu Frodae filii Arii Thorgilsis liber historicus de Islandia Hafn. 1744; auch bei Langenbek Script. rer. Danicar. II. 106 fgg. und von Rask in den Schriften der scandinavisch. Gesellsch. 1815 Bd. II. S. 39 fgg. deutsch von Dahlmann Forschungen I. 422 fgg.). Denn

*) Zeuss (l. c. S. 686) will die Quänen bereits in den Vinoviloth des Jordanis (l. c. cap. 3) erkennen, doch sind die von ihm für diese Annahme angeführten Gründe wenig überzeugend.

Digitized by Google

Other berichtete dem Könige: dass sich von seiner im hohen Norden Norwegens belegenen Heimath das Land nordwärts ziehe, daselbst aber alles wüst sei, mit Ausnahme weniger Stellen, in welchen einige Finnas im Winter von der Jagd, im Sommer aber von den in der See gefangenen Fischen lebten. Other schildert nun weiter seine Reise auf dem nördlichen Eismeer, wo er auf der rechten Hand das nur von Fischern, Vogelfängern und Jägern bewohnte wüste Land, links die offene See gehabt habe, bis er an einen grossen Strom (die Dwina) gelangte, an dessen Mündung er blieb, da er aus Furcht vor den Bewohnern nicht hinauf zu schiffen wagte; denn an dessen einem Ufer fand sich eine zahlreiche Bevölkerung, die Beormas (Bjarmier), wogegen das Land der Terfennen alles wüste und nur von einigen Jägern, Fischern oder Vogelfängern bewohnt war.

Die von Other hier genannten Terfennen sind wohl identisch mit den Rerefinni oder Crefinni des Jordanis und den Renefreni oder Rerefenni des Anonymus von Ravenna (Lib IV. c. 12 und 46.) Es ist hier wie es scheint der von den Schweden früher Trennes (contrahirt aus Trefennes) von den Russen Tre (in dem Novgoroder Register kommen die Lappen unter dem Namen Tre vor. Strahl l. c. I. S. 35.) genannte Landstrich, das gegenwärtige russische Lappland, die Gegend zwischen dem Enare See und dem weissen Meere gemeint. Unzweifelhaft bedeutet dieser Name: Waldfinnen, und ist aus dem angelsächsischen treov, englischen tree, gothischen triu, schwedischen trä, altdeutschen treo tra, ter = Baum. Holz (Lehrberg l. c. S. 204) gebildet, die wie Schmeller (Bairisch. Wörterb. I. S. 453) dargethan hat, bei Zusammensetzungen die Form ter annehmen. Unter den Terfennen sind also die Waldlappen, im Gegensatz gegen die Skrickfinnen oder Sioefinnun, die See- oder Fischerlappen (Scheffer l. c. S. 26. 27), zu verstehen. Diese Unterscheidung hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten (Castrén Reise S. 48). Others Schilderung von den Terfinnen passt noch gegenwärtig auf die Waldlappen. Denn auch diese betrachten, wie Castrén bemerkt, den Fischfang als einen Hauptnahrungszweig.

Die Sprache, welche die Finnas und die, welche die Beormas redeten, hatten, nach Others Meinung, grosse Aehnlichkeit mit einander. Nachdem derselbe noch mancherlei Einzelheiten von jenen angeführt, geht er auf das dem nördlichen Schweden gegen-

Digitized by Google

überliegende Kwenaland über: und gedenkt dabei der Raubzüge, welche die Kwenas und die Nordmänner häufig gegen einander unternähmen, wobei die Kwenas die Sitte hätten, über das zwischen den Seen liegende Land ihre Schiffe zu tragen, was sie deshalb vermöchten, weil solche sehr klein und leicht wären.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich: dass zu Alfreds Zeit das am bottnischen Meerbusen gelegene Land nicht mehr von dem damals noch Finnen genannten Volke der Lappen (Forster l. c. S. 86), das vielmehr seine Wohnsitze in den Gegenden am nördlichen Eismeere hatte, sondern von einem davon verschiedenen Volksstamm, den Quänen bewohnt war, *) der offenbar bereits auf einer höheren Stufe der Gesittung stand, als jene. Dass die Quänen wirklich ein von den Lappen durchaus verschiedener Volksstamm sind, kann nicht zweifelhaft sein. Ihre (Disput. de Quenlandia antiqua) sagt: „Noch heut zu Tage geben die Norweger den Namen: Quänen, denjenigen Einwohnern von Lappland, die von finnischer Herkunft sind und finnisch reden. Diese haben nicht nur eine vom Lappischen verschiedene Mundart, sondern sind auch höher im Wuchse und minder braun von Gesicht; Zeichen genug: dass sie eine verschiedene Nation sind."

Auf der von Forster für die Cosmographie Alfreds entworfenen Karte führt denn auch das Land zwischen dem bottnischen Busen und dem Onegasee den Namen: Cwenland, das zwischen dem ersteren und dem Nordkap den: Terfennaland oder Wüste. Wenn Forster das Gebiet der Finnas oder Scridefinni bis an die Gränzen von Jämteland hinunterrückt, so dass es nicht nur das heutige Westerbottn sondern auch Westernorland umfasst, so wird dies wohl, wenn auch jetzt keine Lappen mehr in so südlichen Gegenden und an der Küste des baltischen Meeres wohnen, doch für die Zeit König Alfreds vollkommen zutreffen, da noch in der Mitte des 16. Jahrh. der Portugiese Damiao de Goes

*) Dalin (l. c. I. 60) und andere schwedische Geschichtschreiber machen allerdings bereits den fabelhaften Fornjotr, der ein Zeitgenosse des Mithridates oder gar Alexanders des Grossen gewesen sein soll, und dessen Nachkommen zu Königen von Quänland. Da der älteste Gewährsmann hierfür aber der weit über 1000 Jahre später lebende Verfasser von Fundin Noregr ist, so fehlt es an einem einigermassen stichhaltigen Beweise von einem so frühen Vorkommen jenes Namens gänzlich.

Digitized by Google

(Deploratio Lappianae gentis et Lappiae descriptio 1500) Lappland durch den bottnischen Busen in ein östliches und ein westliches theilt.

Ist übrigens Alfred auch der älteste Schriftsteller, bei dem sich mit Bezug auf die in Rede stehenden Gegenden der Name eines tschudischen Volksstamms, der Quänen, mit Bestimmtheit findet, so ergeben doch andere, wenn auch spätere, doch nicht minder zuverlässige, Quellen: dass bereits früher Tschuden in den Ostseeländern ihren Wohnsitz gehabt haben. Der s. g. bairischen Geograph (um 870) nennt in seinem Völkerverzeichnisse die Liudi oder Luudi, einen tschudischen Stamm (Siögren in den Mem. de l' acad. de St. Petersb. Ser. VI. T. I. p. 277), neben den Forsderen, in welchem letzteren Namen man (Schafarik l. c. II. 675) die Terfinnen erkennen will. *) Sagubrot p. 12 lässt den König Jvar Vidfadme von Schweden, als er einen Kriegszug gegen König Radbard von Gardarike (Russland) unternahm, in den karelischen Busen einfahren. Wenn der finnische Meerbusen diesen Namen zu jener Zeit geführt, so müssen auch bereits die Karelier an ihm ihre Sitze gehabt haben. Harald Hildetand war zur Zeit des bei jenem Unternehmen erfolgten Todes seines Grossvaters Jvar 15 Jahre alt, aber hoch betag als er in der Brävallaschlacht gegen seinen Neffen Sigurd Hring sein Leben verlor. Wenn nun diese Schlacht in die Zeit von 715 bis 730 fällt (Munch das heroische Zeitalter S. 97), so muss Jvars Fahrt in den Kyrialabottn in die Mitte des 7. Jahrh. gesetzt, werden. — Der Lagman Torgny erwähnte in seiner 1023 auf der Reichsver-

*) Zeuss (l. c. S. 623) will jedoch lesen: Forsderenliudi, Waldleute, und glaubt darin eine deutsche Uebersetzung des Namens des slavischen Volksstamms der Drewljane oder Drewier zu erkennen, ein Name, der allerdings die angegebene Bedeutung hat. Für diese Ansicht lässt sich anführen: dass es nicht gut zu erklären sein würde, wenn die Drewier, die gerade damals wegen ihrer blutigen Kriege mit den Russen eine nicht unbedeutende Rolle spielten, in jener Völkertafel ganz fehlten und dass ihnen in dieser auch kein angemessenerer Platz wie neben den Russen hätte angewiesen werden können, dass die in der Tafel genannten Völker nur solche sind, die der slavischen Völkerfamilie angehörten — mit alleiniger Ausnahme der Ungarn und der Preussen, welche in Mitten jener sassen — und dass die Kenntnisse des Verfertigers der Völkertafel sich überhaupt nicht über die Russen hinaus erstreckt zu haben scheinen.

Digitized by Google

sammlung zu Upsala gehaltenen Rede: dass Erik Edmundson, König von Upsala, sich Finnland und Karelien und andere gegen Osten gelegene Länder unterworfen gehabt habe (Snorre Sturleson in Olafs Helgasaga c. 81. Heimskringla. I. 485). Da Erik 885 gestorben ist, die Unterwerfung jener Länder aber in die ersten Jahre seiner ziemlich langen Regierung fällt, so ist dieselbe etwa in das Jahr 850 zu setzen. Das Zeugniss Torgnys ist um so glaubenswürdiger, als sein Grossvater selbst an jenem Heerzuge theilgenommen.

Dass schon vor Alfred die Quänen am bottnischen Busen gewohnt und die Karelier ihre Nachbarn gewesen, ergiebt sich aus der Erzählung der Egilssaga (c. 14. cf. Torfaeus hist. Norv. II. p. 32. 34): dass als Thorolf, der Statthalter des Norwegerkönigs Harald Harfager in Halogaland, sich in Finnmarken zur Erhebung des Tributs befunden, zu ihm Boten von Farewid dem König der Quänen gekommen wären, die ihn um Hülfe gegen den König der Kyrialer ersucht, welche sein Land mit einem Raubzuge heimgesucht hätten. Thorolf sei auf diese Bitte eingegangen, habe sich mit den Quänen vereinigt und den Kyrialern eine Niederlage beigebracht. Thorolf sei hierauf nach Quänland zurückgegangen und habe ein enges Bündniss mit den Quänen abgeschlossen. 878 habe er und Farewid einen neuen Einfall in Kyrialand unternommen, von welchem sie mit reicher Beute heimgekehrt wären.

Aber nicht nur scandinavische, sondern auch russische Quellen ergeben: dass schon vor Alfred tschudische Völker in den Ostseeländern gesessen. Nestor (um 1100) bemerkt in seiner Völkertafel (Schlözer Nestor II. 124), dass die Tschuden am Warägischen Meere (der Ostsee) ihre Sitze hätten, und nennt neben ihnen als gleichen Stammes angehörig unter andern auch die Jämen und die Ljuben (Liwen) (vergl. ib. S. 105). Weiter erzählt er (ib. S. 153): dass im Jahre 859 die Waräger von jenseit des Meeres gekommen wären und die Slaven in Novgorod, die Tschuden, die Meren und die Kriwitschen mit Tribut belegt hätten (ib. S. 167). Diese Völkerschaften hätten sich 862 gegen die Waräger empört und sie über das Meer gejagt (ib. S. 175); die Slaven, Tschuden und Kriwitschen aber gleich darauf die Russen-Waräger aufgefordert: zu ihnen zu kommen und die Herrschaft über sie zu übernehmen. — Dass dies alles in dem

Digitized by Google

kurzen Zeitraum von drei Jahren geschehen sei, ist freilich wenig wahrscheinlich und man wird annehmen müssen: dass die erste warägische Eroberung in eine frühere Zeit falle; das aber erscheint mindestens unzweifelhaft: dass schon in der Mitte des 9. Jahrh. tschudische Volksstämme die Gegenden an der Ostsee inne gehabt.

Zeitpunkt der Besitznahme Finnlands durch die Tschuden.

Wenn nun in dem Vorstehenden auch dargethan ist: dass Finnland zu der Zeit, wo es zuerst in die beglaubigte Geschichte eintritt, der des Tacitus, von dem heute Lappen genannten Volksstamm bewohnt gewesen und dieser erst später von den Tschuden aus seinen Wohnsitzen vertrieben sei, so fragt sich weiter: in welchem Zeitpunkte diese Verdrängung stattgefunden hat. Dass gegen das Jahr 900 bereits eine tschudische Bevölkerung, die den Namen Quänen führte, am bottnischen Busen sass, ist durch das Zeugniss König Alfreds unwiderleglich dargethan, es ist aber ebenso gewiss anzunehmen: dass in dem nächst vorher gegangenen Jahrhunderte ausser jenen Quänen auch Hämen und Karelier, gleichfalls tschudische Stämme, Finnland, andere Tschuden das südlich vom finnischen Busen belegene Land, Estland, innegehabt. Diese Besitznahme muss also vor dem 9. Jahrhundert erfolgt sein. Die Schriftsteller, welche zunächst nach Tacitus die Finnen erwähnen: Procopius, Paulus Diakonus, der Geograph von Ravenna, schildern das Land zwar so, dass man dabei nur an den äussersten Norden, das heutige Lappland denken kann, dadurch wird aber die Möglichkeit noch nicht ausgeschlossen: dass die Wohnsitze der Bewohner jenes Landes sich noch bis an den finnischen Busen erstreckt haben und Jordanis scheint auch wirklich von Finnland zu sprechen, da nur dieses, nicht aber Scandinavien ein mit Sümpfen bedecktes Land genannt werden kann. Aus dem letztgenannten Schriftsteller ergiebt sich zugleich mit Bestimmtheit: dass die Tschuden zur Zeit des Gothen-Königs Ermanrich (332—350) noch in anderen Gegenden, im mittleren Russland, ihre Sitze gehabt. Ihre Niederlassung in den Ostseeländern muss also in die Zeit zwischen 350 und 800 oder wenn man auf die Angabe des Sagubrot über den Kriegszug des Schwedenkönigs Iwar Vidfadme ein

Digitized by Google

wesentliches Gewicht legt, 650 fallen. — Nun wissen wir: dass etwa in der Mitte dieses Zeitraums, um das Jahr 500, eine grosse Völkerbewegung im östlichen Europa stattgefunden hat. Bereits Nestor (l. c. p. 66 fgg.) gedenkt derselben. Schlözer (Nordische Gesch. S. 252) lässt die Bulgaren, bekanntlich auch ein uralischer Volksstamm, von den Ursitzen am Fusse des Ural an die untere Donau ziehen und die Slaven, welche bis dahin dort gesessen, verdrängen. Die lezteren, die Stammväter der Russen, begaben sich nun (im 6 Jahrh.) in die Gegenden an dem Dnepr und der Wolchow bis hinauf nach Novgorod (ibid. S. 222 und 478 Schafarik l. c. I. 61.) Es ist anzunehmen: dass dies eine allgemeine Bewegung der im mittleren Russland wohnenden Völkerschaften, zu denen, wie wir gesehen, auch die Tschuden gehören, zur Folge gehabt hat und auch die Ostseeländer von diesem Stosse getroffen worden sind. Damals werden die Bjarmier an die Gestade des weissen Meeres, die Finnländer auf die nördliche, die Ingrier auf die östliche, die Esten auf die südliche Seite des finnischen Busens, die Liwen in das noch jetzt nach ihnen genannte Land gelangt sein. *) Es ist sogar nicht unmöglich, dass die Eroberungen der Tschuden sich ursprünglich noch weiter erstreckt haben als auf die Landstriche, welche wir später in ihrem Besitz finden, namentlich auf Norbottn und Westerbottn,

*) Wenn Schafarik (l. c. I. S. 303) meint, dass die Liven in Livland finnische Colonisten sein möchten und man bei ihnen nicht gerade an die Ueberreste einer grossen tschudischen Urbevölkerung zu denken brauche, so lässt er dabei unberücksichtigt: dass ja das Land nach ihnen seinen Namen trägt, dies aber bei einer geringfügigen Einwanderung unmöglich sein würde. Auch die Angabe Heinrich des Letten (Gruber Origines p. 56): „Erant Letthi ante fidem susceptam humiles et despecti et multas injurias sustinentes a Livonibus et Esthonibus," spricht gegen die Ansicht: dass die Liven blosse Einwanderer gewesen wären, die sich unter einer lettischen Hauptbevölkerung niedergelassen. Man muss vielmehr annehmen: dass die Letten, die gegenwärtig den Hauptbestandtheil unter den Einwohnern Livlands ausmachen, erst später in dieses gelangt sind wie die Liwen, aber ungeachtet sie diese im Laufe der Zeit unterwarfen, vertilgten oder verdrängten, doch der bisherige Name dem Lande verblieben ist. Nach den Untersuchungen von Thunmann (Nordische Völker S. 18) ist das ganze Land von der Düna bis an die Memel ursprünglich von Finnen bewohnt gewesen und erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. sind diese durch die Letten aus dem grössten Theil ihrer Besitzungen verdrängt.

Digitized by Google

und dass sie erst später von hier ebenso wie von dem Ostrande des bottnischen und dem Nordrande des finnischen Busens von den Scandinaviern wieder verdrängt sind. *)

Schafarik (l. c. I. 244 fgg.) will freilich jene von Nestor erwähnte Bewegung der slavischen Völker in eine sehr viel frühere Zeit (in das 4. Jahrh. vor Chr.) setzen und glaubt die Wlachen für die Kelten (Gallier) halten zu müssen, von denen es bekannt ist, dass sie damals in Pannonien und Illyricum eingefallen wären. Doch will er die Quelle Nestors in einer Volksüberlieferung sehen. Eine solche kann sich nun wohl einige Jahrhunderte, wird sich aber schwerlich fast anderthalb Jahrtausende erhalten. Auch räumt Schafarik (l. c. 310. II. 16. 57. 63) ein: dass im 4.—6. Jahrh. nach Chr. grosse Wanderungen der uralischen Völker stattgefunden haben, in Folge deren auch die Slaven weiter nach Westen vorgerückt sind (ib. I. 330). Bei derselben Veranlassung mögen auch die litthauischen Völker in ihre späteren Sitze am Südgestade der Ostsee, welche bisher die Aestyer inne gehabt, gelangt sein. Von den Preussen namentlich ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass sie früher weiter im Innern, etwa im jetzigen Gouvernement Grodno in der Nähe der Stadt Pruschan (Prushany), in deren Namen noch bis auf den heutigen Tag der ihre erhalten ist, gewohnt, wo sie die Nachbarn der Galindier waren — welche nebst den Sudauern einem andern von Pet. v. Düsburg gleichfalls erwähnten litthauischen Volksstamm, Ptolemaeus (Geogr. III. 5) zwischen die auf der rechten Seite der Weichsel wohnenden Veneden und die skytischen Alau-

*) Wenn sich aber im Norden des Grossfürstenthums in den Gegenden westlich vom weissen Meere gleichfalls Spuren finden, welche darauf deuten: dass einst Karelier hier gewohnt haben (Castrén Reise S. 171. 175. 182) so ist die Veranlassung hierzu gewiss weniger darin zu suchen, dass der genannte Volksstamm sich dieses Landstrichs bemächtigt und die Urbewohner daraus verdrängt und sie unterworfen gehabt habe, wie dass sich einzelne Flüchtlinge dort niedergelassen, welche sich der Herrschaft der Russen, als diese sich Karelien unterwarfen, entziehen wollten. Jedenfalls ist die Zahl derer, welche sich dorthin begaben, eine so geringe gewesen, dass sie sich nicht als selbstständiger Volksstamm erhalten konnten, vielmehr in dem Masse eine Vermischung mit den Lappen eingingen, dass beide nicht mehr zu unterscheiden waren (Schlözer Nord. Gesch. S. 466. 479).

Digitized by Google

nen, die ihre Sitze damals zwischen der oberen Wolga und den Quellen des Dniepr hatten, setzt — und dass sie erst seit dem Beginn des Mittelalters an die Küste gekommen sind. — Wulfstans Estland ist schon von den Preussen bewohnt, obwohl für Land und Volk der alte Name damals, wie auch noch später bei scandinavischen und deutschen Schriftstellern, beibehalten war. Dass jedoch der Name: Preussen zu jener Zeit nicht mehr unbekannt war, ergiebt sich aus seinem Vorkommen bei dem s. g. bairischen Geographen (um 870), *) der es freilich unbestimmt lässt, ob diese damals schon am Gestade der Ostsee gesessen, da er sie zwischen den Wolyniern und den weissen Bulgaren nennt (Schafarik l. c. II. 573). — Dass die Aestyer, welche zur Römerzeit die Gestade der Ostsee bewohnten, unmöglich die Vorfahren der Preussen gewesen sein können, welche der deutsche Orden dort vorfand, ist schon oben darzuthun versucht worden.

In eine offenbar etwas zu späte Zeit setzt Munch die Besitznahme der Ostseeländer durch die tschudischen Volksstämme. Er geht von der Annahme aus: dass die Ostküste des baltischen Meeres ursprünglich von Germanen bewohnt gewesen, welche in Folge einer grossen Völkerbewegung, die in der Epoche machenden Brävallaschlacht (zwischen 715 und 730 nach Chr.) ihren Gipfelpunkt habe, mehr nach Osten, nach Scandinavien gelangt wären und setzt hiermit das Vorrücken der bisher im nördlichen

---

*) Voigt (Gesch. Preuss. I. 301. 302. Handbuch d. Gesch. Preuss. I. 48) irrt daher wenn er behauptet: dass die älteste Erwähnung des Namens Preussen sich bei Gaudentius, dem Biographen des h. Adalbert (um 1000) finde. Es ergiebt sich hieraus aber auch: wie wenig begründet Voigts Annahme ist: der Name Preussen sei aus Po- Russen, die neben den Russen wohnenden, entstanden (Gesch. I. 305 fgg. 667 fgg. Handb. I. 50). Bei dem bairischen Geographen sind die Russen noch lediglich die: Waräger-Russen (Schafarik I. 615); erst gegen das Ende des 9. Jahrh. ging der Name Russen auf die Novgorodschen Slaven und dann allmählich auf andere slavische Stämme über (Schlözer Nestor II. 198). Streng genommen sind übrigens die Preussen eben so wenig wie später, so damals die unmittelbaren Nachbarn der russischen Slaven gewesen. Dies waren vielmehr die Litthauer, die wenigstens zu jener Zeit niemals unter den Russen mit begriffen wurden, und die Schamaiten. Andere Gründe gegen die Zulässigkeit von Voigts Etymologie hat bereits Zeuss (l. c. S. 671) angeführt.

Digitized by Google

Russland wohnhaft gewesenen Tschudenstämme in Verbindung. „Da wir", bemerkt er (Das heroische Zeitalter S. 99) „nur in der späteren Zeit (wenigstens vom 9. Jahrhundert an) tschudische Volksstämme, nämlich Finnen, Esten und Letten, auf den Küsten wohnend finden, wo dem Vorangeführten nach die Suionen gewohnt haben müssen, so kann man annehmen, dass ungefähr um das 7., 8. und 9. Jahrhundert, d. h. ungefähr um die Zeit der Braavallaschlacht eine Völkerbewegung stattgefunden hat, wobei tschudische Volksstämme an die Küste vorgerückt sind und die Strecken besetzt haben, welche die Suionen bisher bewohnten, nunmehr aber zu verlassen gezwungen wurden." Munch sucht weiterhin darzuthun: dass der 659 erfolgte Einbruch der Chazaren in Europa es gewesen sei, der die Tschuden genöthigt habe, die Suionen aus ihren bisherigen Sitzen in den Ostseeprovinzen zu verdrängen.

Dass der hier von Munch angenommene Zeitpunkt ein etwas zu später sei, scheint sich daraus zu ergeben: dass sich mindestens in der Mitte des 9. Jahrh. die Tschuden bereits im Besitze der nördlichen Landstriche Finnlands, Quänlands, befanden, die Verdrängung der Lappen unzweifelhaft von Süden gegen Norden stattgefunden haben wird und man aus den Vorgängen in neuerer Zeit schliessen muss, dass diese Verdrängung nur sehr allmählich stattgefunden hat und zwischen ihrem Beginn und ihrem Abschluss sicher mehr als ein Jahrundert verlaufen sein wird.

In noch höherem Grade muss man Anstand nehmen, Schöning beizustimmen, wenn er (Gamle Geographie p. 122) die Besitznahme Finnlands und Lapplands durch ihre gegenwärtigen Bewohner erst in die Zeit setzen will, wo die Bjarmier, unfähig die unaufhörlichen Räubereien der Normänner länger zu ertragen, ihre bisherigen Wohnsitze an der Dwina und dem weissen Meere, aufgegeben hätten. — Die Bjarmier mögen damals diese Gegenden verlassen haben und weiter in das Innere des Landes, da wo wir jetzt ihre Nachkommen, die Permier, finden, zurückgegangen sein, mit der Besitznahme Finnlands durch die Tschuden haben jene Unternehmungen der Normänner schwerlich den mindesten Zusammenhang. Nach Schlözer (Nordische Gesch. S. 437. 462. 467. 478) haben die Fahrten der Normänner nach Bjarmien 1217 aufgehört, nachdem die Fürsten von Novgorod sich dieses Landes und seines Handels bemächtigt hatten. Schöning nimmt an: dass

Digitized by Google

die Einfälle der Mongolen oder Tartaren sich bis hinauf nach Bjarmien erstreckt und auch dies die Bewohner dieses Landes veranlasst hat, die bisherigen Wohnsitze zu verlassen. Diese Annahme hat sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich; immer aber würde auch in diesem Falle die Aufgabe der Wohnsitze an der Dwina Seitens der Bjarmier erst in das 13. Jahrh. fallen, also in eine viel spätere Zeit, als nachweislich die Besitznahme Finnlands durch die Tschuden. —

Der Wahrheit ziemlich nahe möchte Scheffer kommen, wenn er (Lappland S. 56) glaubt: dass die Vertreibung der Lappen aus den ursprünglichen Wohnsitzen in das sechste Jahrhundert nach Chr. Geburt gesetzt werden muss, obschon er nur durch Combination zu dieser Annahme gelangt ist.

Sicher ist wenigstens das, dass jenes in eine Zeit fällt, die vor der ältesten scandinavischen Ueberlieferung liegt, da diese nur Tschuden als die Bewohner des bottnischen Meerbusens kennt. In der Zeit, wo Finnland zuerst zusammenhängend in den Kreis der beglaubigten Geschichte eintrat, der, wo die Besitznahme und Colonisirung durch die Schweden begann, war das Land bewohnt: in seinem östlichen Theile von den Kareliern, im nordwestlichen von den Quänen, im mittleren und südwestlichen von den Hämen.

Geschichtliche Grundlage der Samporunen.

„Ueberall wo es eine Heldensage und epische Dichtung giebt" sagt Müllenhof (Deutsche Alterthumskunde I. S. 8) mit Bezug auf die Kalewala „haftet sie an der grössten und entscheidensten epoche im leben eines volkes; es ist in den zusammenhang der Geschichte getreten und die Zeit des blos natürlichen unbewussten daseins ist vorüber." — Dass den auf den Kampf um den Sampo sich beziehenden Gesängen, auf welche der vorstehende Ausspruch vorzugsweise Anwendung findet, geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen, ist denn auch bereits mehrfach anerkannt worden. Castrén sagt (Mythol. S. 240): „dass dieselben auf einer historischen Grundlage beruhen, zu bezweifeln ist nach meiner Ansicht nicht möglich. — Was die finnischen Gesänge betrifft, so tritt zwar die Heldenthat in ihnen oft in den Hintergrund und wird von anderen höher geachteten Eigenschaften überflügelt, auf jeden Fall ist aber der Kampf ein Gegenstand

Digitized by Google

der meisten epischen Lieder unserer Vorfahren.“ — „Die grossen Thaten, welche der Gesang den Helden der Vorzeit zuschreibt, sind in der That Abenteuer der Art, wie sie bei wilden Stämmen noch jetzt bisweilen von kraftvollen und muthigen Individuen vollführt werden. Die Sage hat nach ihrer gewöhnlichen Weise den Glanz der Heldenthaten der Vorzeit erhöht“ und ibid. S. 258: „Bei einer vorurtheilsfreien Betrachtung der Beschaffenheit der Gesänge — wird ohne Zweifel ein Jeder zu der Ueberzeugung geführt werden, dass sie mindestens zum grösseren Theil auf einem historischen Grunde ruhn. Dies Verhältniss lässt sich an allen Gesängen, welche die Freierfahrten der drei Helden Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkainen schildern, nachweisen und zu dieser Zahl gehören die meisten in der Kalewala vorkommenden.“

Auch Schott (Ueber finnische und estnische Heldensage: Monatsberichte der Acad. d. Wiss. zu Berl. 1866. S. 249) schliesst sich der Ansicht an: dass die Kalewalagesänge eine historische Bedeutung hätten.

In Betreff der Samporunen findet Castrén (l. c. S. 266) diese darin: dass zwischen Pohjola und Kalewala heftige Kämpfe stattgefunden und es ist von ihm (l. c. S. 267—270) überzeugend nachgewiesen: dass die Schilderung dieses Streits nicht, wie meist behauptet worden, eine ethische, sondern eine geschichtliche Bedeutung habe; doch beschränkt er (l. c. S. 262) diese Ansicht wieder dahin: „dass in der Samposage, wenn sie auch ursprünglich eine historische Bedeutung gehabt habe, auf jeden Fall vieles allegorisch aufzufassen sei, und wenn er die geschichtliche Grundlage in der Sitte der uralischen Völker, die Gattinnen aus einem anderen Geschlecht sich zu holen, nöthigenfalls zu erkämpfen, sieht, so reicht dies, so richtig die Sache an sich sein mag, doch für die Samporunen nicht aus. In diesen besteht jene Grundlage vielmehr vorzugsweise in der Verdrängung der Urbewohner, der Lappen, aus den zum Ackerbau geeigneten Gegenden Finnlands in den unwirthbaren Norden durch die Tschuden, namentlich der Vertreibung jener aus Osterbottn durch die Karelier und die bei dieser Gelegenheit stattgefundenen Kämpfe zwischen beiden Völkern.

Schiefner (Ueber das Thier Tarvas im Finnischen Epos, Bullet. de l'acad. de St. Petersb. Scienc. hist. T. V. p. 99) erkennt

Digitized by Google

gleichfalls an: dass der Hauptsache nach die Kalewalagesänge aus dem Kampfe des Lappen- und des Finnenthums hervorgegangen wären.

Davon, dass dergleichen Kämpfe wirklich stattgefunden, finden sich auch ausserhalb der Kalewala bei beiden Völkern, namentlich bei den Lappen, vielfache Erinnerungen.

Castrén (Reisen S. 17) sagt: „Nach der lappischen Ueberlieferung sollen Päiwiö und seine drei Söhne, die Nationalhelden der Lappen, sich durch ihre Kämpfe mit den russischen Kareliern ausgezeichnet haben. Ihrerseits besitzen auch die Karelier Traditionen von den kriegerischen Thaten des Päiwiö-Geschlechts, und in der Kalewala selbst werden Päiwilä- und Päiwän-poika (Päiwän-Buben) als Feinde des Kalewalavolkes genannt. Allerdings haben sowohl die Traditionen der Lappen wie die der Karelen von dem fraglichen Geschlecht eine mythische Färbung, allein dass sie sich auf einen historischen Grund stützen, kann um so weniger in Frage gestellt werden, als es ein bekanntes Factum ist, dass die Karelen früher häufige Streifzüge nach Lappland unternommen haben."

Die verschiedenen Sagen über die Thaten dieser Päiwiö-Söhne und eines ähnlichen Helden, der den Namen Laurukainen (lappländisch: Laurukadsch) führt, in den Kämpfen gegen die Karelen, werden von Castrén (l. c. S. 19—26) ausführlich mitgetheilt.

Eine andere Ueberlieferung bezieht sich auf Valit oder Varent, einen berühmten Herrscher in Karelien und Vasallen von Novgorod, welcher Lappland erobert und die Lappen gezwungen haben soll, einen Tribut an Novgorod zu zahlen. Castrén (l. c. S. 172) bemerkt in Beziehung hierauf: wie theils aus mündlichen Traditionen, theils aus schriftlichen Urkunden hervorgehe, hätten die Finnen, namentlich Finnen karelischer Abstammung, in früheren Zeiten oft Streifzüge nach Lappland unternommen. Zuweilen wären recht heftige Kämpfe vorgefallen, bei welchen natürlicher Weise die Lappen, nach ihren eignen Erzählungen, den Sieg davon getragen. Ein ähnlicher Streifzug liege wahrscheinlich auch der Tradition von Valit oder Varent zu Grunde.

Derselbe Schriftsteller erwähnt (l. c. S. 95) auch noch eine andere Volksüberlieferung, der zufolge finnische Gränzbewohner die Lappen niedergemetzelt und sich deren Besitzthümer ange-

Digitized by Google

eignet hätten, ungeachtet die Lappen bereit gewesen, sie ihnen gütlich abzutreten. „Ueberhaupt war die Tradition allgemein verbreitet: dass die Lappen die ältesten Bewohner des Landes gewesen und dass sie allmählig während der sogenannten Varastussodat und Poito-sodat (Diebeskriege-Geheimkriege) von den Finnen ausgerottet seien.“

Auch Porthan (Ad Juust. Chronic. p. 113 nr. 85 p. 12. 133. 315. 519 nr. 507) und Lehrberg (l. c. p. 147 und 204) gedenken jener Fehden zwischen den Karelen und den Lappen. Nach ihnen haben die ersten ursprünglich in den Gegenden östlich vom Kymene und Päjäne gewohnt und sich von dort durch Sawolax und Kajana nach dem Norden verbreitet.

Hogström (Beschreib. Lapplands S. 65) berichtet gleichfalls, und zwar auf Grund mündlicher Mittheilung von Lappländern, von Kämpfen, welche deren Vorfahren zu bestehen gehabt hätten. Er nennt die Feinde zwar Russen, der Name, welchen jene geführt haben — Karjel — ergiebt jedoch, dass es die Karelen gewesen sind.

Sehr ausführlich sind die Erzählungen von jenen Kämpfen, insbesondere von einem Führer Mathias Kurk, der sich dabei hervorgethan haben soll, bei Scheffer (l. c. S. 51. fgg.). In einem von ihm mitgetheilten Berichte des Olaus Petri Niurenius, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. gelebt hat, wird angeführt: dass um die Zeit der Geburt Christi Finnen, weil sie in ihrer bisherigen Heimath, dem Tawastlande, sehr bedrängt worden, sich in den bis dahin unbewohnten Strandgegenden Ostbottniens niedergelassen hätten. Dort hätten sie lange in Frieden gewohnt und durch den Betrieb des Handels grosse Reichthümer erlangt. Als die, welche sie aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben, die Tawasten, dies erfahren, wären dieselben missgünstig geworden, hätten einen Vornehmen aus ihrer Mitte, Mathias genannt, zum Heerführer erwählt, wären dann mit Uebermacht in das Land der Vertriebenen gedrungen und hätten durch Plünderung und Beraubung dieselben gezwungen, auch diese Landstriche zu verlassen und sich noch weiter nordwärts in die von den Flüssen Kemi und Torneå durchströmte Gegend zu begeben. Als die Tawaster nach Verlauf einiger Jahre erfuhren: dass auch dort die Vertriebenen „gar bequem lebeten“, hätten sie solche von neuem überfallen und dergestalt bei ihnen gehauset, dass sie

Digitized by Google

sie gezwungen, sich in die wüsten Landstriche, wo sie jetzt wohnen, zu begeben. — Im Wesentlichen stimmen hiermit die gleichfalls von Scheffer mitgetheilten Berichte des Andreas Anderson, Joh. Tornaeus, Zach. Plantinus, Joh. Buraeus überein, welcher letztere die Begebenheit in die Zeit des Königs Magnus Ladusläs von Schweden († 1290) setzt. —

Auch norwegische Sagen wissen von Kämpfen zwischen den Tschuden und den Lappen zu erzählen. Nach ihnen soll Nor, der Sohn Thors, des Königs von Jotenland, Quänland und Finnland, von seinem Vater den Auftrag erhalten haben, seine von dem Könige Rolf von Bergen in Hedemarken entführte Schwester Goe aufzusuchen. Nor sei mit seinem Heere auf Schrittschuhen von Quänland oder Kajana aus über Bottn nach Lappland gegangen, habe die Lappen, welche sich ihm entgegenstellten, durch seine Zauberkünste besiegt und sie genöthigt, in den Gebirgen Zuflucht zu suchen, wo sie nachgehends in Wildheit verfallen wären. (Fundin Noregr bei Björner Nordiske Kämpedater p. 6. confr. Schöning Forsög til de Nord. Landes gamle geographie p. 51. Torfaeus Hist. Norv. I. p. 418. 426.)

Auch 1279 und 1302 und schon früher unter der Regierung des Königs Magnus Lagabäter unternahmen die Karelier Raubzüge in die von den Lappen bewohnten Gegenden (Torfaeus l. c. IV. p. 366 und 410. Ramus Norriges Kongers Historie p. 293.)

Mag der Name der Hauptheldeu in jenen Erzählungen auch noch so viel Bedenken erwecken und mögen die Zeiten, in welche die Ereignisse versetzt werden, entschieden unrichtig sein, so ist doch kaum zu bezweifeln: dass diesen Berichten wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen.

Sieht man von den Namen ab, so ist es, als wenn wir namentlich in der Erzählung des Olaus Petri Niurenius eine kurze Angabe des wesentlichen Inhalts der Samporunen der Kalewala, entkleidet von allem dichterischen Schmuck und allen symbolischen und allegorischen Zuthaten, vor uns haben.

Man kann daher wohl annehmen: dass jene Kämpfe zwischen den Lappen und den Finnländern, die Verdrängung der ersteren aus den südlicheren zum Ackerbau geeigneten Landstrecken in die nördlichen unwirthbaren Gegenden den Hauptinhalt der fraglichen Runen bilden, wenn auch daneben die Sitte der finnischen Völ-

Digitized by Google

ker: ihre Frauen sich aus anderen Stämmen zu holen, ihre Rolle spielen mag.

Man wird sich das Sachverhältniss so zu denken haben.

Im Beginn der Zeit, welche in diesen Runen dargestellt wird, hatten die Lappen die Landstriche am nordöstlichen Gestade des bottnischen Busens, das heutige Osterbottn inne. Die Betreibung des Ackerbaues war ihnen, obwohl ihr Land zu solchem geeignet war, noch unbekannt. Als sie sahen, welchen Nutzen die Finnländer, die ihn bereits betrieben, davon zogen, wünschten auch sie sich ihn anzueignen. Finnländische Anbauern, die sich, von ihnen herbeigerufen, unter ihnen niederliessen, wurden ihre Lehrmeister. Als die Lappen so zu grösserem Wohlstande gelangt waren, erweckten sie die Missgunst und Habgier der in der Heimath jener Ansiedler zurückgebliebenen Karelier, deren bergiges, wälder- und sumpfreiches Land weniger zum Getreidebau geeignet war, als das flachere Osterbottn. Die Karelier unternahmen es daher, die Lappen aus dem letzteren zu verdrängen. Da eine in Vorschlag gebrachte Theilung nicht zu Stande kam, so kam es zu einem Kampfe, der von beiden Seiten mit grosser Hartnäckigkeit und mit wechselndem Erfolge geführt ward, schliesslich aber dazu führte: dass der grössere und bessere Theil des Landes, jedoch in einem Zustande der Verwüstung, in den Besitz der Angreifer gelangte, nur der obere d. h. der nördliche, minder ertragreiche Theil blieb den Lappen. Diese gaben den Kampf aber noch nicht auf, gingen vielmehr ihrerseits zum Angriff über und zwar mit solcher Heftigkeit, dass die Gegner in eine sehr bedrängte Lage geriethen. Das Endergebniss war aber doch der Sieg der Karelier, die im Besitz ihrer Eroberung blieben und dadurch zu Wohlstand gelangten, während von da an beständige Armuth das Loos der Lappen war.

Diese historische Grundlage finden wir in nachstehender Weise in dem die Erzählung bildenden Bestandtheile der Runen. Pohjola, das hier, wie oben dargethan ist, Osterbottn bedeutet, Wohnsitz der Lappen — Louhi, dessen Herrin, wünscht von den Kareliern den Getreide verschaffenden Sampo zu erhalten — durch den diesem Volksstamme angehörenden Ilmarinen wird ihr solcher zu Theil; zum Lohn erhält derselbe die Tochter der Herrin Lapplands zur Gattin. — Das letztere gelangt, nachdem es sich in Besitz des Ackerbaues, des Sampo, befindet, zu hohem

Digitized by Google

Wohlstande. *) — Dies erregt die Habsucht der Karelier, die Raubzüge gegen Pohjola unternehmen — gewaltsame Entführung der zweiten Tochter des Pohjolawirthin — demnächst aber Ansprüche auf den Besitz des Sampo erheben, zuerst eine Theilung desselben d. h. des zum Anbau geeigneten Landstriches vorschlagen (XL. II. 41. 55) und als dieser Vorschlag zurück gewiesen wird, sich seiner gewaltsam zu bemächtigen suchen. Bei dem hierauf entstandenen Kampfe werden die Karelier nicht nur schwer von den Lappen bedrängt, sondern sie erreichen auch nur unvollständig ihre Absicht; ein Theil des Sampo gelangt zwar in ihren Besitz, ein anderer geht aber verloren und der dritte allerdings am wenigsten werthvolle, der Deckel, bleibt in dem Besitz von Pohjola **) d. h. den Lappen ist der nördliche Theil des Landes verblieben, in dem zwar zur Noth noch Ackerbau betrieben werden kann, dieser aber so unsicher und wenig lohnend geworden ist, dass er nur in sehr geringem Grade zum Wohlstande der Bewohner beiträgt. — Die Lappen gehn nun zum Angriff über — Karelien geräth hierbei in grosse Noth; es wird mit Feuer (Rune XLVII.) und Schwert verwüstet. Seuchen, als Folge des Krieges, suchen es heim (XLV. 177 fgg.), die reissenden Thiere nehmen überhand (XLVI. 17 fgg.), der Wohlstand wird auf langehin vernichtet (XLII. 307 fgg.), selbst der geistige Bildungsstand des Volkes macht Rückschritte (die Kantele geht verloren). Endlich gelingt es aber doch den Führern der Karelier, namentlich ihrem Hauptheiden Wäinämöinen, den Lappen die errungenen Vortheile wieder zu entreissen und die entstandenen Schäden zu heilen, auch in geistiger Beziehung das Volk wieder zu heben (Anfertigung einer neuen Kantele); die Lappen, nachdem sie zu der Erkenntniss gelangt sind, dass

---

*) „Selbst erfreu ich mich des Wohlseins, als Beherrscherin des Sampo" sagt die Wirthin von Pohjola (XLII. 51. 52.)

**) Schiffner (Zur Sampomythe. Bullet. T. VIII. S. 72) „d. h. wohl die Bewohner von Pohjola sind in nimmer helle Gegenden zurückgedrängt. — Verbleibt dem Nordlande, dem winterlichen Bereich, auch der bunte Sternenhimmel, so ist ihm, wenigstens periodisch, das glanzvollste strahlenreiche Gestirn des Firmaments entzogen. Dass wir dieses ursprünglich im Sampomythus zu suchen haben, dürfte wohl schwer zu bezweifeln sein."

Digitized by Google

alle ihre Anstrengungen erfolglos bleiben, sehen sich genöthigt, von dem ferneren Kampfe abzustehn und den Kareliern ihre Eroberungen zu lassen. Der Schluss der Samporunen (XLIX.) schildert die Wiederherstellung des Friedens zwischen beiden Völkern, dadurch herbeigeführt, dass die Lappen die von ihnen gemachten Gefangenen, wohl einen Häuptling (den Mond) und dessen Gattin (die Sonne), aus Besorgniss vor einem neuen Kriegszuge der Karelier der Haft entlassen.

Die vorstehenden Ausführungen sollen übrigens durchaus nicht darauf Anspruch machen, dass man annimmt: die Führer der Karelier bei den fraglichen Unternehmungen hätten wirklich die Namen: Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkainen geführt. Vielmehr sind ohne Zweifel, wie es bei dergleichen Ueberlieferungen, die durch Generationen bei dem Volke fortleben, stets geschieht, die Thaten vieler auf die Häupter derer zusammengehäuft, welche einmal zu Nationalhelden erkoren waren. Sind wirkliche Personen einstmals Träger jener Namen gewesen, so haben sie, wahrscheinlich noch bevor die Tschuden ihre gegenwärtigen Wohnsitze einnahmen und ehe sich die verschiedenen Stämme von einander trennten, gelebt; denn nur so erklärt es sich, dass wir auch in den Sagen der Esten, namentlich im Kalewipoeg, nicht nur den Namen Wäinämöinen u. s. w. begegnen (Castrén Myth. 294. 295) sondern, selbst einzelne Erlebnisse der Träger derselben wiedertreffen, wie es z. B. auch eine estnische Sage giebt, in welcher Wäinämöinen mit seinen Liebesanträgen von einem jungen Mädchen seines vorgerückten Alters wegen abgewiesen wird. (Schott Kalewipoeg S. 445).

Bedeutung des Sampo.

In dem Vorstehenden ist von der Voraussetzung ausgegangen, dass der Sampo als Repräsentant oder Symbol des Ackerbaues anzusehen sei, dies bedarf noch einer näheren Erörterung.

Ueber die Bedeutung des Sampo sind sehr von einander abweichende Ansichten ausgesprochen worden. Lönnrot, welcher Pohjola für die alte Stadt der Bjarmier Cholmogory hielt, erklärte (Tidning för medborgerlig bildning. Januar 1859. Deutsch im Inland. Jahrg. 1859 Nr. 13) den Sampo für das berühmte Jnmalabild des genannten Volkes. — Castrén verglich denselben (Vorr. zur schwed. Uebersetz. der Kalewala S. XXXI.) mit den Talis-

Digitized by Google

manen, welche noch hie und da, sogar bei den Finnländern, üblich sind und von den Schamanen verfertigt werden. Ohne gerade diese Ansicht aufzugeben, sprach er sich jedoch in seiner Mythologie (S. 263) dahin aus: dass die Vorstellung vom Sampo einem in Wirklichkeit existirenden Gegenstande entnommen worden sei, welcher wohl ein Tempel gewesen sein könne, gegen diese Annahme aber doch auch sehr wesentliche Umstände sprächen. Er erkennt daher auch an: dass der bereits von Jac. Grimm (in Höfers Zeitschr. für die Wissensch. der Sprache I. S. 29) ausgesprochenen Ansicht: dass der Sampo eine Mühle sei, manches zur Seite stehe.

Mannhart (Germanisch. Mythen S. 400) hat im Sampo die Wolke erkennen wollen, A. Kuhn (Herabkunft des Feuers S. 114) denselben als das Gestirn des Tages angesehen, Schwartz, (Urspr. der Mythol. S. 118. 235) ihn als Gürtel d. h. Regenbogen gedeutet.

Am gründlichsten ist von Schiefner dieser Gegenstand behandelt, der ihm zwei Abhandlungen gewidmet hat. In der ersten (Zur Sampo-Mythe im Finnischen Epos. Bulletin etc. T. VIII. p. 72) glaubt er das Wort Sampo auf das schwedische Stamp, Stampfe, zurück führen und den Sampo als eine Mühle ansehen zu müssen. Er bemerkt hierbei: „Es kann nicht fehlen, dass Manchem mit einer solchen Erklärung des Sampo wenig gedient sein wird. Auf jeden Fall wird man eine Mühle bei aller Bedeutung für die Nahrung für zu unbedeutend ansehen dürfen, um ein Gegenstand einer so gewaltigen Entführung und ein Anlass zu so heftigen Kämpfen zu sein. Mit Recht kann man die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht die Mühle mit der Benennung Sampo auf einen ursprünglich ganz verschiedenartigen Mythus gepropft sei. Ein Anknüpfungspunkt könnte leicht durch ein ähnlich klingendes Wort gegeben worden sein. Wir glauben, den rechten Weg einzuschlagen, wenn wir den Mythus aus den Erscheinungen der äusseren Natur zu erklären suchen. Die Hauptheiden der Kalewala scheinen ursprünglich elementare Götter gewesen zu sein, deren Wesen um so mehr an Durchsichtigkeit verloren hat, als sie schon zu blossen Helden herabgesunken sind.“ — Diese Ansicht wird nun näher aus dem Inhalt des Gedichtes zu begründen versucht. —

In seiner zweiten Abhandlung (Ueber das Wort „Sampo“

Digitized by Google

im finnischen Epos. Bulletin III. 497 fgg.) ist Schiefner von seiner früheren Erklärung des Wortes Sampo wieder abgegangen und hat dies mit dem russischen САМО, finnischen same, schwedischen samme = selbst, in Verbindung gebracht, indem er auf das Selbst mahlen des Sampo das Hauptgewicht legt und er sucht diese Erklärung durch Bezugnahme auf viele russische Sagen und Märchen, in denen sich Analogien finden, zu rechtfertigen.

Ohne mich auf die Etymologie des Wortes Sampo einzulassen, will ich Nachstehendes bemerken.

Dass der Sampo eine Mühle sei, darüber kann eigentlich kein Zweifel obwalten, denn unser Gedicht sagt mit platten Worten: dass er gemahlen habe, und was mahlt, ist eben eine Mühle; auch ist dies bereits von Castrén, Grimm, Schiefner vollständig und überzeugend dargethan. — Eben so unzweifelhaft ist es aber, dass dies allein nicht ausreicht, um die Bedeutung, welche derselbe in unseren Runen hat, zu erklären. Einer gewöhnlichen Mühle kann unmöglich eine solche Wichtigkeit beiwohnen, dass sie den Hauptgegenstand eines Gedichtes bildet, welches sich vielleicht mehr als ein Jahrtausend in der Volksüberlieferung erhalten hat, und dass sich über ihren Besitz gewaltige Kämpfe zwischen zwei Völkerstämmen erheben. Der Sampo muss also durchaus noch eine tiefer gehende, allegorische oder symbolische Bedeutung haben. Es fragt sich nun: welches diese sei.

Ich glaube diese darin zu finden, dass durch den Sampo der Ackerbau und der durch diesen herbeigeführte Wohlstand repräsentirt werden sollen.

Hierauf weisen insbesondere die Worte, in welche Wäinämöinen ausbricht, als er wahrnimmt, dass die Fluthen die Trümmer des Sampo an das Ufer getrieben haben (XLIII. 297 fgg.)

Daher kommt des Samens Spriessen,
Wechselloser Wohlfahrt Anfang,
Daraus Pflügen, daraus Säen,
Daraus Wachsthum jeder Weise —
Auf Suomis weiten Fluren,
Auf Suomis Heimathstrecken.

Er senkt daher die Splitter des Sampo in die Erde: (ib. 395 fgg.)

Dass sie wüchsen, sie sich mehrten,
Dass sie sich gestalten möchten,
Dort zu Gerste für die Bienen,
Dort zu Roggen für die Bröte.

Digitized by Google

Die entgegengesetzte Wirkung hat für Pohjola der Verlust des Sampo (XLIII. 383. 384).

Deshalb ist in Nordland Armuth,
Fehlet es an Brod in Lappland.

Anders war es, als dies sich noch in dessen Besitz befand.

Wie das Leben in Pohjola,
Wenn der Sampo in Pohjola!
Dort ist Pflügen, dort ist Säen,
Dort ist Wachsthum jeder Weise,
Dorten wechellose Wohlfahrt,

sagt Ilmarinen (XXXVIII. 310 fgg.).

Die drei Wurzeln des Sampo, deren eine in die Erde, die zweite in das Wasser, die dritte in das Haus geht (X. 430—432 XXXIX. 20—23) deuten gleichfalls auf den Ackerbau, dessen Haupterfordernisse ein tragfähiger Boden und Feuchtigkeit sind und dessen Erträge erst wenn sie unter Dach und Fach geborgen, nutzbar gemacht werden können und so den Wohlstand begründen.

Wie sollt' Pohjola nicht leben?
Dorten mahlt der Sampo fleissig —
Mahlet einen Tag zum Essen,
Mahlt den zweiten zum Verkaufen,
Mahlt den dritten guten Vorrath

(XXXVIII. 302 fgg. X. 420—423. 508—510).

Der Sampo mahlt auf einer Seite Mehl, auf der andern Salz, auf der dritten Geld (X. 414—416). Dass das Salz hier mit aufgeführt ist, erklärt sich daraus: dass die Lappen eben so wie die Finnländer sich dies, das gerade in den nordischen Gegenden ein so unentbehrliches Bedürfniss ist, nur im Wege des Handels aus dem Auslande verschaffen konnten — man erhielt es besonders aus Deutschland und Russland (XLVI. 310—315) — und der Ackerbau am besten die Mittel zum Ankauf gewährte. — Raha, was Schiefner (X. 416) durch Geld wiedergegeben hat, entspricht dem schwedischen Bytesmedel = Tauschmittel, steht daher in Beziehung zu den voraufgeführten Stellen, in denen gesagt ist: dass der Sampo am zweiten Tage zum Verkauf mahle.

Mit der angegebenen Bedeutung des Sampo stimmt es auch, wenn bei der Anfertigung desselben aus Ilmarinens Werkstatt zuerst ein goldner Bogen, dann ein Boot mit Goldrand, ferner ein Rind mit goldenen Hörnern, demnächst aber ein goldner Pflug hervor geht (X. 325—382); denn es sind dies die Gegenstände,

Digitized by Google

deren Ackerbau und Handel bedürfen. Es erinnert dies übrigens an eine von Herodot (IV. c. 7) mitgetheilte Skytische Sage, nach welcher unter die Söhne des Targitaos, des Stammvaters der Skythen, nach dessen Hinscheiden vier Gegenstände vom Himmel hinabgefallen sind: ein goldner Pflug, ein goldenes Joch, ein goldenes Beil und eine goldene Schaale, durch deren Besitz der jüngste Sohn die Herrschaft erlangte.

Wie sehr das tschudische Volk das Wohlergehen für abhängig von dem Betriebe des Ackerbaues hält, dafür bildet unter andern auch das finnische Märchen Anton Punhaara (Baumast) (deutsch von Schott in Ermans Archiv 1851) einen Beleg, in welcher Lapplands grosse Zauberin auf die Frage: wie der Mensch am besten glücklich werden könne, die Antwort ertheilt: sein bestes Glück verschafft er sich, wenn er das Land urbar macht. — So besteht denn auch Kalewipoegs erstes Verdienst um sein Land, nachdem er die Herrschaft über dasselbe übernommen, darin: dass er grosse bis dahin unwirthbare Strecken urbar macht (Kalewipoeg Ges. VIII). —

Zu der symbolischen Bedeutung, welche in dem Vorstehenden dem Sampo beigelegt ist, scheint von den Gegenständen, aus denen derselbe geschmiedet wird — der Spitze einer Schwanfeder, der Milch einer güsten Kuh, einem Gerstenkorne und der Wolle eines Sommerschaafes (X. 263—266. 273—276), wenigstens der erste Bestandtheil nicht zu passen, während die drei andern doch mindestens in gewisser Beziehung zum Landbau stehen. Es fragt sich aber, ob Vers 263 und 273: Joutsenen kynän nenästä, nicht noch anders als von Schiefner geschehen: Aus der Schwanenfeder Spitze, übertragen werden kann oder doch ursprünglich anders gelautet hat. Denn es heisst zwar joutsen: der Schwan, aber auch joutsi, gen. joutsen, gen. plur. joutsimen, der Bogen, kynä die Feder, aber auch: kynnän der Pflug (Kynnys die Dreschtenne). Die Milch der güsten Kuh, freilich auch ein etwas eigenthümlicher Bestandtheil eines Schmiedematerials, ist übrigens erst in der zweiten Ausgabe der Kalewala hinzugekommen.

In ähnlicher Weise wie vorstehend geschehen, ist übrigens auch bereits von Castrén die Bedeutung des Sampo aufgefasst worden. Er sagt (Mythol. S. 263): „Als der Sampo fertig geschmiedet worden, mahlte er in einer Abenddämmerung drei Kasten voll Mehl. Das Mahlen darf hier wohl nicht buchstäblich

Digitized by Google

aufgefasst werden, sondern der Sinn ist offenbar der, dass der Besitz des Sampo der Pohjolawirthin die Güter dieses Lebens in reichlicher Fülle verschaffte" und (ib. S. 265): „Auf jeden Fall bezieht sich der Sampo nicht auf irgend einen wirklich existirenden Gegenstand, sondern ist und bleibt ein Talisman für irdisches Glück jeglicher Art. Dass dieser Talisman unter dem Bilde einer Mühle gefasst wird, rührt theils daher, dass das Mehl, welches die Mühle hervorbringt, für den besten und wichtigsten Gegenstand der menschlichen Nahrung angesehen wurde, theils auch vielleicht von dem Umstande, dass die Mühle durch ihr rastloses Mahlen dem Menschen in reichlichem Masse darbietet, was sie in Folge der Natur zu Wege bringen kann."

Wenn Castrén aber fortfährt: „So aufgefasst hat der Sampo keine historische Bedeutung im eigentlichen Sinn", so vermag ich dem nur sehr bedingt beizupflichten. Der Sampo selbst bezieht sich allerdings sicher nicht auf einen concreten Gegenstand, dagegen möchte der Erzählung von seiner Anfertigung und dem Kampfe um seinen Besitz doch wohl eine geschichtliche Beziehung zu Grunde liegen und diese, wie schon oben bemerkt worden, darin bestehen: dass die Lappen ursprünglich, zwar im Besitze eines zur Cultur geeigneten Landes, aber des Ackerbaus unkundig gewesen, den letzteren durch Karelier, die sich als Kolonisten in ihrer Mitte niedergelassen, kennen gelernt und zu betreiben angefangen haben, aber nachdem sie auf diese Weise zu Wohlstand gelangt waren, von den Tschuden aus ihrem Besitzthum vertrieben worden sind.

Zur Begründung dieser Annahme will ich mich namentlich auf eine von Buch (Reise durch Norwegen und Lappland Th. II. S. 13.) gegebenen Nachricht beziehen: „Alten ist nicht allein die angenehmste, die bewohnteste und die fruchtbarste Gegend in Finnmarken, sondern auch die einzige, in welcher noch Kornbau getrieben wird, der nördlichste Kornbau der Welt. Das ist ein Verdienst der Quänen in Alten. Ehe sie erschienen, wagte man Kornbau noch nicht. Diese Quänen aber sind aus Finnland seit dem Anfang des 18. Jahrh. eingewanderte Finnländer. Die ersten Einwanderungen zogen andere nach sich und sie haben seitdem fast unaufhörlich fortgewährt, ja so sehr, dass die Lappen selbst und nicht ohne Grund fürchten, die Quänen werden endlich ihr ganzes Land besetzen und sie gänzlich vertreiben."

Digitized by Google

Schubert (Reise durch Schweden u. s. w. I. 120) berichtet in ähnlicher Weise: „Die ganze Strecke von Haparanda bis zur Kirche Öfver-Tornea, mehr denn 7 Meilen Weges, ist eine der fruchtbarsten, anmuthigsten und bevölkertsten Gegenden Schwedens. Kornfelder wechseln mit lieblichen Wiesen, die die reichste Vegetation, ja ellenhohes, dicht stehendes Gras schmückt; ein grosses Dorf reiht sich an das andere, alle sind von Finnen bewohnt. Der treffliche Anbau dieser Polargegenden ist eine Folge der Einwanderungen aus dem eigentlichen Finnland" u. s. w.

Das hier geschilderte Sachverhältniss ist sicher nur eine Wiederholung dessen, was etwa tausend Jahre früher stattgefunden hat, als die Tschuden die Lappländer aus Osterbottn verdrängten und was die historische Grundlage der Samporunen bildet, nur dass damals die Sache etwas mehr auf gewaltsamem Wege vorgegangen sein mag.

Man kann die Betreibung des Ackerbaues als ein charakteristisches Merkmal des tschudischen Stammes ansehen. „Den Ackerbau versäumen, heisst nach der Meinung von Sodankylä (in Finnland) ein Lappe oder Heide sein." (Castrén Reise S. 71); „erst wenn sie finnisirt worden, haben die Lappen sich auf den Ackerbau gelegt" (ib. S. 81). — „Der Ackerbau und die Viehzucht sind die Nahrungszweige, die sich vorzugsweise für den Charakter der Finnen eignen und es scheint, als habe die Vorsehung sie nach dem Norden berufen, damit sie durch ihre unermüdliche Kraft, ihre Geduld, ihren ruhigen, nie verzweifelnden Muth, die Wildnisse Finnlands, des nördlichen Russlands und Scandinaviens cultiviren möchten" (ib. S. 183. 184).

Bereits oben ist dargethan worden: dass die Tschuden schon zu der Zeit, als sie zuerst Finnland in Besitz nahmen, mit dem Ackerbau nicht unbekannt gewesen, dagegen ihre Vorbesitzer, die Lappen, blos von Jagd, Vogelfang und Fischerei ihren Lebensunterhalt gezogen haben. Wenn wir nun in den Samporunen auch bei den Letzteren Getreidebau und die durch denselben zu gewinnenden Nahrungsmittel antreffen, so bleibt nur die Annahme: dass sie ihn durch jene kennen gelernt und von ihnen angenommen haben. Den Anfangspunkt bildet die Anfertigung des Sampo. Als, bevor diese noch erfolgt war, die Wirthin von Pohjola den Wäinämöinen speisst, geschieht dies nur mit Fischen und Fleisch, nicht aber mit Brod (VII. 273. 274). Als sie durch diesen in

Digitized by Google

Erfahrung gebracht, dass man sich in Kalewala mit Brod und Bier nähre (VIII. 45—50), wollte auch sie dessen theilhaftig werden und verlangte daher die Anfertigung des Sampo. Nachdem letztere stattgefunden, war denn auch der Ackerbau und das Mahlen des Getreides in Pohjola heimisch (XVIII. 484. 494 fgg. 497 fgg. XIX. 426 fgg. 441 fgg.). Selbst in Hinterlappland wurde mit dem Stiere gepflügt. *) — Dass auch die Kunst des Bierbrauens erst von den Tschuden zu den Lappen gelangt sei, ergiebt die Erzählung von der Erfindung und Bereitung des Bieres (XX. 139 fgg.).—

Bevor ich diese Untersuchung über die Bedeutung der Sampomythe schliesse, muss ich noch der Uebereinstimmung zwischen derselben und einer altnordischen Sage erwähnen, auf welche mehrfach (Castrén Mythol. S. 264. Schiefner Ueber das Wort Sampo. Bull. III. 497. Asbjörnson und Moe Norske Folke eventyr. S. 488 der 2. Ausg. Christiania 1852) hingewiesen worden ist, namentlich weil man angenommen hat, dass die Sampomythe aus dieser Sage entlehnt sei. Wäre diese Ansicht richtig, so würde von einer tieferen, einer symbolischen Bedeutung der ersteren überhaupt kaum noch die Rede sein können. Die nordische Sage nun ist die aus dem uralten Liede: Grötta-Saungr in der jüngeren Edda (Cap. 43) mitgetheilte Erzählung von Grotti, der Zaubermühle des Königs Frode. Diese hatte die Eigenschaft, alles hervormahlen zu können, was man von ihr verlangte. Frode liess sie Gold, Frieden und Glückseligkeit mahlen. Als er aber unersättlich wurde, mahlten die beiden Mägde, welche angestellt waren den Mühlstein zu drehen, den Unfrieden hervor; ein Seekönig Mysing überfiel nun den Frode, erschlug ihn und bemächtigte sich der Mühle. Mysing liess nun auf derselben Salz mahlen; dadurch wurde das Schiff aber so schwer belastet, dass es zuletzt sammt der Mühle in die Tiefe des Meeres sank. — Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass sich hier mancherlei Anklänge an die Sampomythe finden — die dreierlei Dinge, welche gemahlen werden, darunter Gold und Salz; die gewaltsame Entführung; der Untergang im Meere — aber die Verschiedenheiten sind noch viel wesentlicher; eine derselben, dass der Sampo

*) Denn wie Schiefner (Bull. V. 97. VI. 285 und 379) dargethan, ist das in der angeführten Stelle genannte Thier: der Stier.

Digitized by Google

selbst mahlt, Grotti aber von Menschenhänden bewegt werden muss, ist allein schon so bedeutsam, dass sie die Annahme einer Entlehnung ausschliesst. Nach den von Uhland (Schriften I. 170 —172) aufgestellten, wohl allgemein als massgebend angenommenen Criterien zur Entscheidung der Frage über die Abstammung der Sage eines Volkes von der ähnlichen eines andern, gelangt man zu dem Schlusse: dass hier der Fall einer Entlehnung nicht vorliegt. Soll eine solche aber doch einmal stattgefunden haben, so fragt es sich sehr: ob nicht umgekehrt wie gewöhnlich angenommen wird, die finnische Mythe die ursprüngliche sei. Dafür scheint wenigstens der Umstand zu sprechen, dass die eine der beiden Mägde den Namen Fenja führt, ein Name, der nach Munch (das heroische Zeitalter S. 33) eigentlich Fenia lauten sollte und aus fen oder feni Sumpf gebildet ist, also dieselbe Abstammung hat wie Finne und Finnland.

Ueber Louhi, die Pohjolawirthin.

Louhi, die Herrin des Nordlandes, spielt in der Kalewala, namentlich in den Samporunen, eine so bedeutende Rolle, dass sie wohl eine eingehende Betrachtung verdient. Castrén hat dieselbe in seiner Mythologie S. 281—283 und 310 ausführlich besprochen. Dass ein Weib an der Spitze der den Kalewalahelden gegenüberstehenden Partei sich befindet, erklärt er dadurch: dass die Lappen wegen ihres feigen unmännlichen Sinnes keinen Muth gehabt, dem Feinde gerade gegenüber zu treten, sondern ihn heimlich durch List und teuflische Ränke aller Art zu schaden gesucht hätten, da aber solche Waffen eines Mannes unwürdig wären, sehr treffend eine alte Hexe zur Repräsentantin dieses ganzen Geschlechts ausersehen worden sei. Hiergegen muss jedoch erinnert werden: dass wenigstens in den Samporunen die Lappen sich niemals als feige oder hinterlistig zeigen, dass sie überall die Angegriffenen sind, die sich so gut sie es vermögen, wehren, und was die Anwendung von Zauberkünsten an Stelle der Waffen im Kampfe betrifft, die Kalewalahelden hierin sicher den Lappen nichts nachgeben.

Schliesslich bemerkt Castrén: dass der Louhi, eben so wie Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkainen eine Göttertrilogie bilden, auch ein Platz unter den Gottheiten angewiesen werden müsse. — Lenqvist (De superstit. Fennor. p. 44—46) hat diese

Digitized by Google

Ansicht gleichfalls ausgesprochen und auch Ganander (l. c. S. 40) führt die Pohjolan emäntä, auch Louhi und Akka *) genannt, unter den finnischen Gottheiten auf und bemerkt von ihr: man habe sie sich als eine mächtige Herrscherin gedacht, die Gutes und Böses, je nach ihrem Belieben, gethan habe. Unter ihren Kindern wären auch die Riesen: Ruho, Peri-Sokia, der dem Ukko und Ilmarinen die Blitze schmiedete, und Rampa, der Pestpfeile entsendete, welchen letzteren sie vom Winde empfangen hatte, gewesen. Schiefner (Ueber den Namen Sampo S. 3) bemerkt: dass Louhi an die bösen Frauen der russischen und die Laumés der litthauischen Märchen erinnere.

Die Stellung, welche Louhi in den Samporunen einnimmt, ist eine sehr bedeutende; sie ist geradezu die Herrscherin des Nordlandes. Von einem Gemahle derselben ist in jenen nur ganz beiläufig, als durch das Bellen der Hunde die Ankunft Wäinämöinens und Ilmarinens in Pohjola angezeigt wird, die Rede (XVIII. 485 fgg.); wie wenig derselbe zu sagen habe geht daraus hervor: dass Tochter, Frau und Sohn seiner Aufforderung: nachzusehen, was das Hundegebell bedeute, keine Folge geben, so dass ihm nichts übrig bleibt, als jenes selbst zu thun. Ausserdem kommt Louhis Gemahl nur noch im zweiten Abschnitt der Lemminkainenrunen vor, wo ihm jedoch gleichfalls eine ziemlich unbedeutende Rolle zugetheilt ist. Lediglich Louhi ist es, welche die Fremdlinge aufnimmt, bei welcher die Bewerbungen um die Hand der Tochter angebracht werden, die über solche verfügt, welche den Sampo anfertigen lässt und als dieser geraubt worden, die Räuber verfolgt und auch nach dem Untergang des Sampo den Kampf noch fortsetzt, bis sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel erschöpft hat. Dass ein so eigenthümliches, so wenig mit dem gewöhnlichen Lauf der Dinge in Einklang stehendes, wenn man will so unnatürliches Verhältniss lediglich in der Phantasie der Sänger seinen Ursprung gehabt habe, ist ganz undenkbar; eben so wenig lässt sich annehmen, dass wir es hier blos mit einer Personification, einer symbolischen oder allegori-

*) Wenn Louhi und Akka hier identificirt werden, so ist dies wohl ein Missverständniss. Die letztere war nach Ganander eigener Angabe (p. 68. 12. 19.) die Gemahlin Ukkos. Auch kommt in der von Ganander (S. 41) mitgetheilten Rune weder der Name von Louhi, noch die Bezeichnung: Pojolan emäntä vor.

Digitized by Google

schen Gestalt zu thun haben, da dies der Natur eines auf einer geschichtlichen Grundlage beruhenden Volksepos, wie die Samporunen es sind, widerstreiten würde. In einem solchen können blos allegorischen Wesen wohl untergeordnete Rollen übertragen werden, sie können aber nie als eigentliche Träger des Hauptinhalts dienen. Es muss daher angenommen werden, dass die Person der Louhi, wenn der Name auch ein willkührlich erfundener sein sollte, doch eine reale Grundlage hat. Es mag aber hier eben so gegangen sein, wie mit Wäinämöinen und Ilmarinen, ihren Hauptgegnern in unserem Gedichte, dass eine ursprünglich historische Persönlichkeit im Laufe der Zeiten der Mythe anheim gefallen und eine mythologische Gestalt geworden ist. Daher wurde denn auch in späterer Zeit allerlei Böses auf sie gehäuft, so unter anderem von ihr berichtet: dass sie, vom Winde geschwängert, verderbliche Plagegeister zur Welt gebracht habe, eine That, die früher und auch in unserem Gedichte (XLV. 23 fgg.) mit grösserem Rechte der Loviatar, einer Tochter Tuonis, beigemessen war (Castrén Mythol. S. 132). — In der Kalewala ist von jenen Dingen auch nicht einmal eine Andeutung enthalten; Louhi ist darin lediglich ein menschliches Wesen, nur gleich ihren Gegnern, den Kalewsöhnen, in hohem Grade der Zauberkunst mächtig.

Die historische Grundlage der Louhi möchte nun darin beruhen: dass es in der Urzeit in Lappland Frauen gegeben, welchen eine grosse Gewalt, eine höhere Stellung eingeräumt war und die für mächtige Zauberinnen galten, dass also eine Art Weiberregiment, eine Gynaikokratie, wie wir sie auch bei andern Völkern, unter andern in den Urstaaten Südamerikas treffen, stattgefunden. Ganz dieselbe Stellung, welche in der Kalewala die Louhi einnimmt, hat in den nordischen Sagen die finnische d. i. lappländische Zauberin und Prophetin Huld oder Hulda inne. *)

Snorres Heimskringla in der Yuglingasaga (cap. 16. 17) und das Chronic. Finnland. anonym. (Nettelbladt Schwed. Biblioth. S. 96 **) erzählen: dass Drifva, die Tochter des Finnenkönigs Sino

*) Der Name ist von dem altscandinavischen huld, verborgen, verschlossen herzuleiten (Björn Halderson Isl. Lexic. h. v.)

**) Das Chronic. Finnland. ist allerdings, wenn, wie man glaubt, Messenius dessen Verfasser ist (Schlözer Nord. Gesch. 473) keine ursprüngliche Quelle.

Digitized by Google

oder Snö, als ihr Gatte Wanland, König von Schweden, seinem Versprechen entgegen nicht wieder zu ihr zurückkehrte, sich an die Zauberin (seidkona) Huld (Huldr) gewendet und durch Geschenke diese vermocht habe, vermittelst ihrer Zauberkünste den Wanland zu zwingen, nach Finnland zurück zu kehren, oder ihn seines Lebens zu berauben. Wanland wurde auch von dem Verlangen zur Rückkehr zu seiner Gemahlin ergriffen; da aber seine Freunde unter dem Vorgeben: dass nur die finnischen Zauberkünste ihm dies Verlangen eingeflösst hätten, ihn zurückhielten, so erfolgte plötzlich sein Tod. — Auch die Söhne Wisburs, die Enkel Wanlands aus seiner Ehe mit Drifva, wendeten sich, als sie mit ihrem Vater über die Morgengabe ihrer vom Gatten verstossenen Mutter, der Tochter des Finnenfürsten Athes, in Zwist gerathen waren, an die Prophetin (völva) Huld, mit deren Hülfe sie dann auch ihren Vater umbrachten, und die bei dieser Gelegenheit zugleich das ganze Geschlecht der Ynglinger mit dem Fluche belegte: dass dessen Angehörige sich stets gegenseitig befehden und der eine den gewaltsamen Tod des andern herbeiführen solle. Aber wie in der Kalewala, war auch hier die Niederlage der Lappen das schliessliche Ergebniss. Domalder, Wisburs Sohn aus zweiter Ehe, besiegte sie und erhielt davon den Beinamen: Jota Dolge d. i. der Jöten Verfolger (Thjodolf in der Ynglingasaga cap. 16). Doch brachte Skialf, die Tochter des Finnenkönigs Froste, den Fluch der Hulda zur Erfüllung, da sie ihren Gemahl Agne, König von Schweden, umbrachte, um den Tod ihres Vaters an ihm zu rächen (Ynglingasaga c. 22).

Noch in späterer Zeit erscheint diese Hulda in der nordischen Sage; ihre Töchter, die Zauberschwestern Thorgerde, Hörgabrant und Yrpo, werden mehrfach (Olav Tryggvesonssaga I. cap. 154, 114 II. cap. 51. Nialssaga cap. 83 Hördesaga cap. 83) erwähnt. — Der Isländer Sturle Thordsen erwarb sich 1205 die Gunst des Königs Magnus Lagebäter durch seinen ausgezeichneten Vortrag der Sage von der Riesin Hulda (Sturlungasaga. III. 304. 306 Torfaeus Hist. Norveg. IV. p. 341). Ein Bruchstück einer, jedoch augenscheinlich aus späterer Zeit herstammenden, Huldasage ist von Müller (Sagabibliothek I. 363—371) mitgetheilt. Hulda ist hier eine Freundin Odins, Tochter Rudents, Königs von Riesenland, von ihrem Oheim, dem Fürsten der Thussen (Thurssen) erzogen und in der Kunst der Zauberei unter-

Digitized by Google

richtet. Sie ward daher auch von Odin als die Beherrscherin aller Zauberer in Nordland eingesetzt. Zur Ynglingasaga steht dies Fragment nur in sofern in Beziehung, als Huldas Mutter dieselbe Rolle wie dort der Drifva zugetheilt ist. *)

Dalin, der die Hulda ausführlich bespricht, (l. c. I. S. 93. 137. 259) macht dieselbe zur Vorsteherin des Tempels Jumalas, der höchsten Gottheit der finnischen Völker. Ganander (l. c. S. 118) will in ihr die Velleda des Tacitus wieder erkennen. Jedenfalls hat sie eine hervorragende Stellung unter den Lappen eingenommen. Man kann sich versucht fühlen, bei Lapplands grosser Zauberin in dem bereits erwähnten finnischen Märchen Anton Punhaara, an sie zu denken. Auch die goldene alte Frau (aurea anus, slata baba), welche nach Herberstein (Moscoviter wunderbare Historien S. 91) noch zu seiner Zeit in den Küstenlanden des nördlichen Oceans verehrt wurde, scheint an die Macht zu erinnern, welche einst die Prophetinnen in diesen Gegenden genossen. — Selbst übergewöhnliche physische Kräfte wurden den dortigen Frauen beigelegt. Die Olaf Tryggvasonssaga berichtet, dass die aus dem Osten nach Scandinavien gekommenen Männer viel von den Jätenfrauen zu leiden gehabt hätten, bis Thor auf jener Anrufen die Jätinnen mit seinem Hammer erschlagen. — In ähnlicher Weise gaben die Zauberjungfrauen aus Jötunheim Veranlassung zu einem für die Asen verderblichen Kriege, in dem sie die heiligen Runentafeln derselben, die Grundlage ihrer Herrschaft, stahlen (Rauschnik Mythologie S. 411—419). Auch die Voluspa (Strophe 8) gedenkt: wie die bisherige glückliche Lage der Asen ihr Ende erreicht habe, als drei mit Macht be-

*) Man hat mehrfach (Geijer Urgesch. S. 402 Eckendahl l. c. S. 105) die Hulda der Ynglingasaga in der Hulla oder Huldren, nach dem Glauben des norwegischen Volkes Königin der Zaubergeister, welche unter der Erde, in Bergen und in Wäldern leben, von welcher diese den Namen: Huldafolk, die Zauberkünste aber den: Hulda konstir, erhalten haben, wieder finden wollen, doch fragt sich: ob hier wirklich ein Zusammenhang stattfindet. Die Hulla des norwegischen Volksglaubens ist offenbar identisch mit der Holda und Frau Holle der deutschen Sage. (Grimm Mythol. S. 164—169) und ein der Geisterwelt angehöriges Wesen. Dagegen ist, worauf bereits Müller (l. c. p. 369) hingewiesen hat, die Hulda der Ynglingasaga blos eine böse Zauberin und es sind weder sie noch ihre Töchter jemals als Göttinnen oder Geister verehrt worden. Auch die Sturlingasaga nennt sie lediglich eine grosse Zauberin (Trollkona mikil).

Digitized by Google

gabte Thursenmädchen aus Jötunheim zu ihnen gekommen wären. — Ob auch die Schildjungfraun, welche nach dem Sögebrot und Saxo Grammaticus in der Brävallaschlacht, an der alle Völkerstämme des Nordens, insbesondere die Finnen, Theil nahmen, auf beiden Seiten mit gefochten haben sollen, hierher gezogen werden können, mag dahin gestellt bleiben.

Dagegen fragt sich: ob nicht eine weit ältere Ueberlieferung, die sich durch viele Jahrhunderte hindurch zieht, welche von einem im höchsten Norden wohnenden, von einer Frau beherrschten Volke, einem Amazonenlande berichtet, in Beziehung zu der Stellung steht, welche Louhi in der Kalewala, Hulda in der nordischen Sage einnehmen.

Wenn man hier auch nicht der Hyperboräischen Jungfrauen des Herodot, welche das Heiligthum zu Delos gegründet, gedenken will, so berichtet doch schon Tacitus (Germ. c. 45) von den Sitonen, die wir, wie schon früher gezeigt worden, in diesen Gegenden zu suchen haben und die wahrscheinlich identisch mit den Scritfinnen anderer Berichterstatter sind, dass sie von einem Weibe beherrscht würden. Paul Warnefried (De gest. Longob. I. c. 15) nachdem er erzählt hat, dass angeblich die Longobarden einen Kampf mit den Amazonen zu bestehen gehabt hätten, bemerkt: „wie er von etlichen gehört habe: dass bis auf den heutigen Tag im hintersten Deutschland“ (d. i. in Scandinavien) „das Volk dieser Weiber noch bestehe.“ — Auch Jordanis gedenkt vielfach (De Getar. orig ed. Closs p. 33. 36—38. 40. 41. 83) der Amazonen; da er sie aber zu Abkömmlingen der Gothen macht, und seine bezüglichen Angaben meist aus den classischen Schriftstellern entnommen hat, so ist er hier ohne Bedeutung, wie auch hier kein grosses Gewicht darauf gelegt werden soll: dass Solinus (Polyhist. c. 17) und Martianus Capella (De nuptiis philol. Lib. VI. p. 215 der Ausg. von H. Grotius, §. 65 der Ausg. von Kopp) die Amazonen nach Europa setzen und zu Nachbarn der Kimmerier machen. Erheblicher ist es, wenn der Geograph von Ravenna (IV. c. 4 und 46) die Amazonen neben den Rerefinnen und Serdefinnen (Scritfinnen) als Anwohner des nördlichen Oceans, wohin sie sich nach Verlassung der ursprünglichen Wohnsitze, am Caucasus begeben hätten, nennt. Von grösserer Wichtigkeit sind aber noch die auf diesen Gegenstand bezüglichen Nachrichten des Adam von Bremen. Zunächst erzählt er (l. c. III. cap.

Digitized by Google

15 und schol. 119): dass Anund, der Sohn des Königs Emund des Aelteren von Schweden, den der Vater ausgesendet hatte, sein Reich zu erweitern, als er in das Land der Weiber (in patriam feminarum *) „die ich für Amazonen halte“ gelangte sammt seinem Heere durch Gift, welches jene in die Quellen gethan hatten, umgekommen sei. — Sodann wird (L. IV. c. 14) von ihm erwähnt: dass jenseits der Gothen in weiten Länderstrecken die Schweden bis zu dem Lande der Weiber (ad terram feminarum) herrschten; (c. 17), dass die Insel Aestland (das heutige Estland) dem Lande der Weiber zunächst belegen sein solle und (c. 19) dass man erzähle: an den Gestaden des Baltischen Meeres wären die Amazonen, was gegenwärtig das Weiberland genannt werde (quod nunc terra feminarum dicitur). Diese sollten nach Einigen vermittelst des Genusses von Wasser Leibesfrucht empfangen. Andere erzählten auch: sie würden schwanger von den gelegentlich sie besuchenden Handelsleuten oder von den Gefangenen, die sie bei sich hätten oder von Ungeheuern, die dort nicht selten wären. Das letztere halte er für glaubwürdiger. Und wenn sie zum Gebären kämen, so würden die Geburten männlichen Geschlechts sogenannte Hundsköpfe, die weiblichen dagegen die schönsten Mädchen; diese lebten in Gemeinschaft und verschmähten den Umgang mit Männern, die sie sogar, wenn sie zu ihnen kämen, in mannhaftem Kampfe zurückschlügen. Hundsköpfe aber wären Wesen, welche den Kopf an der Brust hätten. In Russland sehe man sie oft als Gefangene und sie bellten die Worte mit der Stimme hervor. —

Bei der Beschreibung von Schweden (ib. c. 25) sagt Adam: dass im Osten der riphäischen Berge, wo ungeheure Einöden, sehr tiefer Schnee und Schaaren menschlicher Ungeheuer den Zutritt

*) Ihre (Disputat. de Quenlandia antiqua) hat die Lesart: cum in Quenland, patriam feminarum, pervenisset, quas nos Amazones vocamus, doch scheint diese von ihm selbst herzurühren, da sie sich in keiner der bei der Ausgabe des Adam von Bremen in den Monument. Germ. hist. Script. T. VII. benutzten Handschriften findet. Albert v. Stade (Chronic. p. 124), von dem hier der Adam v. Bremen ausgeschrieben worden ist hat blos: cum ad Amazonas pervenisset. Dagegen nennt dieser selbst in der Wiederholung der Erzählung von dem Zuge Anunds (schol. 119) die Amazonen nicht, vielmehr sagt er blos: cum — misisset in Scythiam, ille in terram pervenit feminarum.

Digitized by Google

wehrten, die Amazonen wohnten. — Nach der Erzählung des Dänenkönigs Sven Estrithson pflege einmal jährlich, zuweilen aber auch nur einmal in drei Jahren, ein Volk vom Gebirge in die Ebene hinabzusteigen, welches obwohl klein an Wuchs, doch an Kraft und Gewandtheit die Schweden beinahe übertreffe und wenn man ihm nicht mit aller Macht Widerstand leiste, das Land verheere. — Bei der Beschreibung von Norwegen kommt Adam von Bremen nochmals auf diesen Gegenstand. Hier (l. c. cap. 31) sagt er: „Alle die in Norwegen leben, haben den christlichen Glauben, ausgenommen sind nur die, welche jenseits des nördlichen Striches um den Ocean herum wohnen. Diese sollen noch heutigen Tages in magischen Künsten und Beschwörungen so bewandert sein, dass sie behaupteten: sie wüssten, was jeder auf der Erde thue. Mit machtvollen Beschwörungsformeln ziehen sie grosse Wallfische an den Meeresstrand und sie verrichten auch vieles Andere mit grosser Leichtigkeit, was die heilige Schrift von Hexen erzählt. In dem rauhesten Theile des dortigen Gebirges finden sich, wie ich vernommen habe, bärtige Weiber; die Männer aber, welche die Wälder bewohnen, bekommt man selten zu sehen. Ihre Kleidung besteht aus den Fellen der wilden Thiere; wenn sie sprechen, so knirschen sie mehr mit den Zähnen an einander, als dass sie ordentliche Worte hervorbringen, so dass sie selbst von den nächsten Nachbarvölkern kaum verstanden werden können. Dieses mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge führt bei den römischen Schriftstellern den Namen der riphäischen Berge. Die Scritefinger können ohne Frost und Schnee nicht leben; sie überholen im Laufe durch den tiefsten Schnee selbst das Wild". —

Dass Adam von Bremen hier von den Lappen spreche, ergiebt sich namentlich aus dem, was er über die Sprache anführt — Cranz, der die Stelle in seine norwegische Geschichte aufgenommen hat, nennt das Volk gerade zu: Lappen — behauptete man noch noch in späterer Zeit, dass man, um sich die lappische Sprache aneignen zu können, erst lernen müsse: wie ein Hund zu bellen (Högström l. c. S. 54). Eben so ergiebt sich: dass, wenn sie auch nicht ausdrücklich genannt werden, von den Amazonen hier die Rede sei, daraus: dass in Betreff der Sprache der männlichen Sprösslinge derselben in L. IV. c. 19 ziemlich das

Digitized by Google

nämliche berichtet wird und dass die riphäischen Berge sowohl hier, als da, wo der Amazonen gedacht ist, genannt werden. —

Giesebrecht (Ueber die Nordlandskunde des Adam von Bremen. Abhandl. d. deutsch. Gesellsch. zu Königsb. III. 190) glaubt: dass Adam seine Amazonen nur den antiken Schriftstellern, namentlich dem Solinus entnommen habe. Dies ist aber sicher nicht der Fall; nicht nur setzt Solinus die Amazonen in eine durchaus andere Gegend als Adam, sondern der letztere giebt auch eine Menge Einzelnheiten, von denen dort nichts steht und die er geradezu ersonnen haben müsste, wenn nur Solinus seine Quelle gewesen wäre. Auch nennt er selbst den Dänenkönig Sven Estrithson (Schol. 119), u. den Bischof Adalward als seine Gewährsmänner. Nur die Angaben über die Art, wie die Amazonen die Leibesfurcht empfangen und über die von ihnen geborenen Knaben möchten wohl aus Solinus und Martianus Capella entnommen sein. Eine grosse Anzahl von Gelehrten, z. B. Schöning (Gamle Geographie), Ihre (Diss. de Quenland. antiq.), Lehrberg (l. c. S. 150), Buch (l. c. II. 16), Geijer (l. c. S. 352 fgg.), Eckendahl (l. c. S. 145) hat dagegen geglaubt: dass alle jene Nachrichten Adams von einem Weiberlande und den Amazonen lediglich auf einem Missverständnisse und zwar des Namens des am bottnischen Meerbusen gelegenen Landes Quänland beruhten. Quenna im Altnordischen und queins, queno oder quinno im Gothischen, quinna im Schwedischen heisse: ein Weib; (davon Angelsächsisch: Cwen und Englisch: queen die Königin; Graf Althochdeutscher Sprachschatz IV. S. 677. 678). — Aus der Aehnlichkeit dieses Wortes mit dem Namen: Kwener oder Quaener sei schon vor Alters bei den entfernteren germanischen Nachbarn die Meinung entstanden: dass Kwenland unter weiblicher Herrschaft stehe oder wohl gar nur von Weibern bewohnt und ein wahres Amazonenland sei.

Dass diese Hypothese in hohem Grade sinnreich ist, kann nicht in Abrede gestellt werden, es fragt sich aber: ob sie in gleichem Masse als zutreffend anerkannt werden muss; namentlich aber: ob sie auf alle angeführten Schriftsteller Anwendung leidet. Wenn auch nicht gerade für unmöglich erklärt werden soll, dass dem Adam von Bremen ein solches qui pro quo begegnet ist — obgleich auch hier der Umstand entgegensteht, dass er seine Nachrichten von mehreren Gewährsmännern und zwar

Digitized by Google

solchen, denen eine zuverlässige Kenntniss beiwohnen musste, hatte und doch diese schwerlich sämmtlich in jenem Irrthum befangen gewesen sein werden, — so ist es doch völlig unglaublich, dass ein solches Missverständniss sich Jahrhunderte hindurch fortgeschleppt und in den verschiedensten Gegenden obgewaltet habe, dass auch die im äussersten Norden wohnenden Amazonen des Paul Warnefried und des Geographen von Ravenna, geschweige die von einem Weibe beherrschten Sitonen des Tacitus einer solchen irrthümlichen Auffassung des Namens: Quänen, ihren Ursprung verdanken. Aber auch bei Adam von Bremen sind die Namen: Weiberland und Land der Amazonen nicht geradezu als identisch anzusehen, denn in der erwähnten Stelle (IV. c. 19) sagt er: dass das Land, welches die Amazonen bewohnt haben sollten, gegenwärtig den Namen Weiberland führe (quod nunc terra feminarum dicitur). Ist daher dies Weiberland wirklich nichts als eine Uebersetzung des Namens: Quänland, so würde der Sinn dieser Stelle sein: Das Land, welches gegenwärtig Quänland heisse, solle früher von den Amazonen bewohnt gewesen sein. Da nun vor den Quänen die Lappländer den fraglichen Landstrich inne hatten, so müssten auch sie jene Amazonen sein. — Noch mag darauf hingewiesen werden: dass Alfred der Grosse in seiner Uebersetzung des Orosius nicht nur Quänland und die Quänsee, sondern auch ein Mägthaland nennt, das an das Land der Sermende (Sarmaten) grenzt, deren Wohnsitze sich bis an das Gebirge Riffin (das Riphäische Gebirge der alten Geographen und des Adam von Bremen) erstreckten. (Forster l. c. S. 83). Dass dieses Mägthaland das Amazonenland der angeführten Schriftsteller sei, ist von Dahlmann (Forschungen I. 420) dargethan. Es zeigt sich daher auch hier: dass die Namen Amazonenland und Quänland nicht als unbedingt synonym angesehen werden können.

So schwankend und unbestimmt nun auch alle diese Nachrichten sein mögen, so machen sie es doch wahrscheinlich: dass, wie einst die kriegerischen Sauromatenjungfrauen zur Entstehung der Sage von den Amazonen bei den Griechen Anlass gegeben (Hippocrates De aere, locis et aquis p. 291. Herodot. IV. 110—116), so im höchsten Norden Europas, den von den Finnen bewohnten Gegenden, eine Einrichtung bestand, vermöge derer die Frauen oder eine Frau ein höheres Ansehen besassen und eine

Digitized by Google

grössere Gewalt ausübten wie die Männer. Dies ist aber die Stellung, welche Louhi, die Herrin des Nordlandes, in der Kalewala einnimmt, und es dürfte daher die Vermuthung nicht zu gewagt sein: dass wir auch hierin ein Stück alter Geschichte, eine Volksüberlieferung vor uns haben, der eine wirkliche Thatsache zu Grunde liegt.

Die Entstehungszeit der Samporunen.

In dem Vorstehenden ist versucht worden, den Nachweis zu führen: dass die Besitznahme Finnlands durch die Tschuden und die Verdrängung der Urbewohner dieses Landes, der Lappen, in die Zeit vom 4. bis 8., am wahrscheinlichsten in das 6. Jahrh. n. Chr. G. gesetzt werden müsse, so wie dass diese Begebenheit die historische Grundlage der Samporunen bilde. *) Hierdurch wird der äusserste Anfangspunkt für die Entstehungszeit gegeben. Wir sind jedoch genöthigt, einen etwas späteren Zeitpunkt anzunehmen. Denn die Tschuden werden, nachdem sie von den früheren Sitzen im Inneren Russlands an die Ostsee gelangt waren, sich zunächst des südlichen Theiles von Finnland bemächtigt haben und von dort aus allmählich gegen Norden, zuletzt nach Osterbottn vorgedrungen sein. Es wird, wie bereits früher erwähnt, mehr als ein Jahrhundert vergangen sein, bis diese Verdrängung der Lappen aus den angegebenen Länderstrecken ihren Abschluss gefunden hatte. Man wird daher auch nicht weit von der Wahrheit abirren, wenn man annimmt: dass die Besitznahme Osterbottns, Quänlands im engeren Sinne, durch die Tschuden etwa um das Jahr 700 stattgefunden. Sie würden dann zu König

*) Castrén sagt: (Mythol. 261) „Die Gesänge vom Sampo scheinen dagegen einer späteren Zeit anzugehören, als die Finnen sich von ihren übrigen Stammverwandten abgesondert hatten.“ Das letztere ist an sich wohl unzweifelhaft; wenn Castrén die Samporunen aber hier den Bewerbungsrunen entgegensetzt und von diesen glaubt: dass sie in der Zeit entstanden sein müssen, als die tschudischen Völker noch in naher Berührung mit ihren asiatischen Stammverwandten lebten und mit ihnen gemeinschaftliche Einrichtungen hatten, so muss hier auf die schon oben gemachten Bemerkungen: dass eine Eintheilung der Kalewala in Bewerbungs- und Samporunen sich nicht streng durchführen lässt, und dass möglicher Weise die Sitte, ihre Frauen aus fremden Stämmen zu nehmen, von den Tschuden aus der Urheimath in die neuen Wohnsitze mit geführt sein kann, zurückgekommen werden.

Digitized by Google

Alfreds Zeit schon immer c. 200 Jahre dort gesessen haben, Zeit genug für die Befehdungen mit den Nordmännern, deren Other in seinem Reiseberichte gedenkt. Die Entstehung der Samporunen ist aber auf keinen Fall gleichzeitig mit dieser Besitznahme, vielmehr rühren die Gesänge sicher aus einer Zeit her, wo die Begebenheit, welche darin angedeutet ist, zwar noch in dem Andenken des Volkes lebte, aber doch schon eine mythische Gestalt angenommen hatte und die Personen, welche ihre Hauptträger gewesen, theilweise das blos Menschliche eingebüsst hatten und mit dem Gewande der Sage umkleidet waren. Hierzu werden unzweifelhaft mehrere Menschenalter nöthig gewesen sein. Man gelangt hierdurch zu dem Ergebniss: dass die Entstehungszeit der Samporunen kaum früher als in den Anfang des 9. Jahrhunderts wird gesetzt werden können. Sie dürfte aber auch nicht viel später fallen.

Es ist oben der Culturstufe, auf welcher die Tschuden sich zu der Zeit befunden haben, wo sie sich in Finnland niederliessen, gedacht. In den Samporunen treffen wir sie so ziemlich noch auf der nämlichen. Viehzucht, Jagd und Fischfang bilden noch die Hauptquellen des Lebensunterhaltes; der Getreidebau ist nicht ganz unbekannt, er tritt aber nirgends in den Vorgrund und beschränkt sich im Wesentlichen auf den Anbau der Gerste. In welchem Grade dieser noch den Hauptbestandtheil des Ackerbaues gebildet habe und welche Wichtigkeit ihm daher beigelegt worden sei, ergiebt sich deutlich aus dem Namen Osmo und Osmoinen, der neben dem Kalewala dem Heimathlande der Helden in unserem Gedichte häufig beigelegt wird. Denn wie II. 250 und die Benennung der Göttin des Bierbrauens: Osmotar, darthun, bedeutet jener Name eigentlich: Gerstenland.

Ganz auf jenem Standpunkte, wie bei der Besitznahme Finnlands durch die Tschuden, befand sich die Cultur aber doch nicht mehr zur Zeit der Entstehung der Samporunen. Es ergiebt sich dies namentlich daraus: dass, wenn auch nur beiläufig, des Weizens und Roggens gedacht wird (IX. 163. 164. XLIII. 398). Denn da die Benennung des Roggens im Finnischen (ruis) aus dem Schwedischen (råg) entlehnt ist, können die Tschuden den Anbau dieser Getreidegattung erst durch ihre germanischen Nachbarn kennen gelernt haben. — Die Wohnungen waren schon mit einem gewissen Comfort eingerichtet, namentlich überall mit

Digitized by Google

besonderen Badestuben versehen (V. 294. XVIII. 288. XLV. 105 fgg). — Wie weit die Bearbeitung der Metalle bereits vorgeschritten war, ergiebt sich daraus, dass man schon zwischen Schmiedeeisen, Gusseisen und Stahl unterschied (I. X. 61—65, 204 fgg.). Es wurden Harnische und Eisenhemden angefertigt (XXXIX. 121—125); Hufeisen waren im Gebrauch (XVIII. 250. XIX. 499); ebenso kupferne Schaufeln (VII. 154). Die Schiffe waren mit Rudern, Steuer und Segeln versehen (XXXIX. 231—233. 240—242. 246—248. u. s. w.); die Kriegsfahrzeuge hatten sogar eine eiserne Wölbung und einen Stahlbeschlag auf der Vorderseite (ib. 423. 424), auch die Walzen und Rollen, deren man sich bediente, um die Schiffe aus dem Wasser auf das trockne Land zu bringen, waren mit Stahl und Kupfer beschlagen (XLII. 29. 30). — Wenn der Verwendung der Schiffe zu Seeräubereien gedacht wird (XXXIX. 188. 190), so deutet auch dies auf eine Zeit, wo die Tschuden nicht erst so eben an der Meeresküste sich niedergelassen hatten. Die Kleidung bestand in aus Schafwolle gewebtem Tuche (VII. 145), Leinwandhemden, gestrickten Strümpfen, Schuhen, Stiefeln, Handschuhen u. s. w. (XVIII. 340 fgg.)

Wenn Seidenzeug (IV. 529. 533), Perlenschmuck (X. 225) Fingerringe, Ohrgehänge, Gürtelketten, Busenkreuze (XVIII. 225 fgg., 273 fgg.), goldne Schalen (VII. 288), mit Silber geschmückte Gewänder aus Goldbrokat (VIII. 7 fgg.) erwähnt werden, so mögen dies, eben so wie der Gebrauch der Seife (XVIII. 300. 301) vielleicht Zusätze aus einer späteren Zeit sein, da sie doch mit dem allgemeinen Eindruck, den man über den Stand der Cultur zur Zeit der Entstehung des Gedichtes gewinnt, zu wenig in Einklang stehen, dagegen wird des Goldes und Silbers so häufig und bei so verschiedenartigen Gelegenheiten gedacht (VII. 301. 302. 307—310. IX. 7. 8. X. 249. 250, XVIII. 11. 12, XXXIX. 77. 78. 84. 91. 92 u. s. w.), dass man nicht umhin kann, anzunehmen, es müsse zur Zeit der Entstehung der Runen ihr Gebrauch ein sehr gewöhnlicher gewesen sein, mithin ein beträchtlicher Handel mit anderen Nationen stattgefunden haben, da nur vermittelst eines solchen die edlen Metalle in grösserer Menge nach Finnland gelangt sein können.

Alles dieses führt darauf: dass die Entstehungszeit der Samporunen in die Gränzscheide zwischen der ursprünglichen und der erst in Folge des Einflusses der Scandinavier weiter vorgeschrittenen Cultur falle.

Digitized by Google

Als gewiss ist anzusehen: dass jene Zeit in die Periode vor den Beginn der schwedischen Eroberung und der Christianisirung Finnlands (Mitte des 12. Jahrh. — Karelien wurde erst gegen den Schluss des 13. Jahrh. (1293) erobert und bekehrt —) gesetzt werden müsse. Denn namentlich vom Christenthum finden sich in den Samporunen nicht die mindesten Spuren. — Selbst der Glaube an die Hausgötter (Tontu-Haltia-Para), den die Tschuden, gewiss vor ihrer Bekehrung, von den Skandinaviern angenommen haben (Lenqvist De superstit. Fennor. p. 80 seqq., Castrén Mythol. S. 169 fgg.) kommt in denselben noch nicht vor. Dasselbe gilt von den Seidas oder Seitas der Lappen, deren Namen gleichfalls aus dem Altnordischen entlehnt ist (Castrén l. c. S. 203). Eben so sicher ist aber, dass jene Entstehung vor die Zeit fallen muss, wo die kriegerischen Unternehmungen der Russen gegen die Finnländer begannen (1042) (Lehrberg l. c. S. 115) und wo das östliche Karelien unter russische Botmässigkeit gerieth, was mindestens im 12. Jahrh. geschah (Lehrberg l. c. S. 121), da nicht die leiseste Andeutung auf ein derartiges Verhältniss vorkommt. Ein Gleiches gilt in Betreff des Verhältnisses zu Schweden. Wie bereits oben erwähnt worden, hat Erik Edmundson, König von Upsala, sich bereits um 850 Finnland und Karelien unterworfen. Mag diese Unterwerfung auch nur eine vorübergehende gewesen sein, so würden sich Beziehungen oder Andeutungen auf sie doch gewiss in unserem Gedichte finden, wenn dessen Entstehung nicht älter wäre als jene Begebenheit. Auch hier wird man auf die erste Hälfte des 9. Jahrh. gewiesen, so dass man sich wohl berechtigt halten kann, diese als die Zeit der Entstehung der Samporunen anzusehen.

Man könnte sich versucht fühlen, einen Einwand gegen diese Annahme in dem Umstande erkennen zu müssen, dass die Namen Lappland und Lappländer so vielfach, wie überhaupt in der Kalewala, so namentlich in den Samporunen vorkommen, diese Namen sich aber bei den Geschichtsschreibern nicht vor dem Schlusse des 13. Jahrh. finden. Indess ist schon oben bemerkt worden: dass man hieraus noch nicht schliessen kann, dass die fraglichen Namen nicht schon erheblich früher bei den Finnländern in Gebrauch gewesen und dass jene wahrscheinlich längere Zeit gebraucht, bis sie sich bei andern Nationen Eingang verschafft haben.

Digitized by Google

Berichtigungen und Zusätze.

S. 177. Während des Druckes dieser Abhandlung ist erschienen: Kalewipoeg oder die Abentheuer des Kalewiden. Eine estnische Sage frei nach dem Estnischen bearbeitet von C. Chr. Israel. Frankf. a. M. 1873. Der Verf. hat die Reinthal-Bertramsche Uebertragung auszugsweise in Prosa zurück versetzt, in der Hoffnung, der Dichtung so einen grösseren Leserkreis zu gewinnen.

- 179. Z. 7 v. o. statt: wieder soll es heissen: wird er.
- 181. Z. 11 v. u. — Sawolotzkischen, Tschuden — Sawolotzkischen Tschuden.
- 183. Z. 13 v. u. — haben, verknüpft — haben verknüpft.
- 200. Z. 17 18 v. o. — Kalewala-Held — Kalewa-Held.
- - Z. 2 v. u. — Kalewo — Kullerwo.
- 205 Z. 5 v. u. Ashandlingar — Afhandlingar.
- - - - - - Jt. — H.
- 206. Z. 11 v. u. muss statt eines Colons ein Comma stehen.
- 222. Z. 4 v. u. statt Lenpoist soll es heissen: Lenqvist.
- 226. Z. 6 7 v. o. Wiborgstan — Wiborgslan.
- 228. Z. 16 v. u. — Kalawiden — Kalewiden.
- 235. Z. 18. v. o. Auch in der Sprache der Tschernmissen, gleichfalls eines finnischen Volkes, findet sich das Wort tur und zwar in der Bedeutung: die Gränze, das Aeusserste. Castrén Elementa gramat. Tscheremiss. p. 73.
- 238. Z. 8 v. u. statt: leigende soll es heissen: liegende.
- 263. Z. 17 v. o. statt Om. — Om
- 266. Z. 3 v. u. — tunta — tanta.
- 272. Z. 20 v. u. — betag — betagt.
- 301. Z. 6 v. u. — noch noch — doch noch.

Digitized by Google

Bericht

über die

Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt

vom 1. Januar 1870 bis zum 31. December 1872.

Gelesen wurde:

1) am 19. Januar 1870 vom Herrn Oberlehrer Dr. Schlapp über „die Hypothese der mechanischen Wärmetheorie und die atomistische Vorstellung von der Constitution der Materie";
2) am 22. März 1870 in öffentlicher Sitzung zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät vom Herrn Sanitätsrath Dr. Axmann über „die anorganischen Kräfte in der organischen Natur";
3) am 25. Mai 1870 vom Herrn Kreisgerichtsrath a. D. Keferstein über „den Steinkultus und den Gang der Kultur im Alterthume";
4) am 22. Juni 1870 vom Herrn Pastor Dr. Rienäcker in Holdenstedt „Einige deutsche Uebersetzungs-Proben aus dem Carmen occulti autoris im Versmasse des Originals nebst Einleitung dazu";
5) am 17. Januar 1871 vom Herrn Gymnasial-Director Dr. Dietrich über „die Alterthümer von Pompeji";
6) am 24. Januar 1871 vom Herrn Rector Neubauer über „einige deutsche Schriftsteller im Elsass";
7) am 22. Februar 1871 vom Director Dr. Koch über „die wissenschaftliche Basis der heutigen Industrie";
8) am 4. März 1871 vom Herrn Ober-Regierungs-Rath Freiherrn von Tettau über „Kalewala und Kalewipoeg";

(die letzten vier Vorträge in öffentlicher Sitzung gegen Eintrittsgeld zum Besten der im Kriege Verwundeten);

Digitized by Google

9) am 22. März 1871 in öffentlicher Sitzung zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät vom Herrn Oberlehrer Dr. Breysig über „deutsche Familien-Namen“;
10) am 19. Juli 1871 vom Herrn Prediger Professor Paulus Cassel über „Thurm, Glocke und ihre Namen“;
11) am 1. November 1871 vom Herrn Stadtrath a. D. Frenzel über „die Hypothese vom Weltäther“;
12) am 22. März 1872 in öffentlicher Sitzung zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät vom Director Dr. Koch über „den Materialismus“;
13) am 1. Mai 1872 vom Herrn Kreisgerichtsrath a. D. Keferstein über „den Ursprung der Juden“;
14) am 30. October 1872 vom Herrn Prediger Dr. Jaraczewsky über „die Agricultur der Juden nach Bibel und Talmud“;
15) am 4. December 1872 vom Herrn Regierungs-Rath Voigt über „den Begriff des Luxus und die Literatur desselben“.

Zum correspondirenden Mitgliede der Akademie wurde am 3. August 1872 erwählt:
der Geheime Medizinal-Rath und ordentliche Professor an der Universität Jena Herr Dr. C. Gerhardt.

An Geschenken von auswärtigen wissenschaftlichen Gesellschaften und von Privat-Personen wurden der Akademie vorgelegt:

A. in der Sitzung vom 19. Januar 1870:
1) Breslauer Gewerbeblatt 24—26 1869 und 1 1870;
2) von der Kaiserlichen Akademie in Wien:
a) Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 25—28 nebst Anzeiger,
b) Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse 24—28 nebst Anzeiger;
3) von der Kgl. Bayrischen Akademie in München Sitzungsberichte 1869 I. 3 und 4 und II. 1 und 2;
4) von dem Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:
a) Mittheilungen an die Mitglieder 5 und 6,
b) Zeitschrift. Neue Folge II. Band 3 und 4,
c) Supplement zur Zeitschrift quatuor calendaria praesentiarum ecclesiae fritzlariensis de annis 1340—1450. Cassel 1869,

Digitized by Google

B. in der Sitzung vom 25. Mai 1870:
1) vom Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande: Jahrbücher des Vereins, Heft 46, 47 und 48;
2) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit Januar bis December 1869;
3) Breslauer Gewerbeblatt 1870 2—10;
4) von der Kaiserlichen Akademie in Wien Sitzungsberichte: a) der philosophisch-historischen Klasse 1—10, b) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 1—12;
5) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: Neues Lausitzisches Magazin (herausgegeben von Dr. Struve). 47. Band Heft 1;
6) vom Naturwissenschaftlichen Vereine in Bremen: Abhandlungen. 2. Band Heft 2;
7) vom Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Jahrbücher und Jahresbericht (herausgegeben von Lisch und Beyer). 34. Jahrgang.
8) von der K. Bayrischen Akademie in München: Sitzungsberichte 1869 II. Heft 3 und 4, 1870 I. Heft 1;
9) vom Naturhistorischen Verein Lotos in Prag „Lotos Zeitschrift für Naturwissenschaften. 19. Jahrgang.“
10) von der Société royale des Antiquaires du Nord „Mémoires Nouvelle Série 1867 und 1868“;
11) von der K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen die Nachrichten aus dem Jahre 1869;
12) vom Herrn Major Fils in Ilmenau „Höhenschichten-Karte vom Thüringer Walde und Umgebung, südlicher Theil“;
13) af det Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab „Tillaeg til aarboger for nordisk oldkyndighed og historie Aargang 1867 und 1868“;
14) vom Herrn Sanitäts-Rath Dr. Axmann „die anorganische Kraft im organischen Körper.“

C. in der Sitzung vom 22. Juni 1870:
1) vom Verein für Siebenbürgische Landeskunde:
a) Jahresbericht für 1868 und 1869,
b) Archiv des Vereins. Neue Folge. VIII. Band 3. Heft, IX. Band 1. Heft,
c) Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-literarische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen von Joseph Trausch, I. Band;

Digitized by Google

2) vom Naturforschenden Verein in Brünn: Verhandlungen, VII. Band 1868;
3) vom Thüringer Gartenbau-Verein in Gotha: 31. Bericht 1868 und 1869;
4) Breslauer Gewerbeblatt 11 und 12;
5) The first annual report of the american Museum of natural history. Januar 1870. New-York;
6) vom Herrn Geheimen Sanitäts-Rath Dr. Berend in Berlin: 14. Bericht über das gymnastisch-orthopädische Institut in Berlin und Bericht über die Gesellschaft für Heilkunde in Berlin;
7) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte beider Klassen 13—15.

D. in der Sitzung vom 19. Juli 1871:
1) Breslauer Gewerbe-Blatt 13 und 15—26 aus dem Jahre 1870, Nro. 1—14 aus dem Jahre 1871;
2) Sitzungsberichte der K. Bayrischen Akademie 1870 I. 2—4 und II. 1 und 2;
3) von der K. Bayrischen Akademie in München:
   a) Meissner, Denkschrift auf Martius,
   b) Vogel, Agrikultur-Chemie,
   c) Lauth, Ergebnisse der Aegyptologie,
   d) Kluckhohn, Freiherr v. Eckstatt,
   e) Preger, die Entfaltung der Idee des Menschen durch die Weltgeschichte,
   f) Zittel, Denkschrift auf v. Meyer.
4) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1870 Januar bis December;
5) Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-August's Universität aus dem Jahre 1870;
6) Mittheilungen der K. Geographischen Gesellschaft in Wien. Neue Folge. III. 1870 Nro 1—14;
7) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften:
   a) Neues Lausitzisches Magazin. 47. Band 2. Heft, 48. Band 1. Heft,
   b) Scriptores rerum lusaticarum (Mag. Johann Hass, Görlitzer Rathsannalen, 4. Band) 1870;
8) 47. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. (Generalbericht 1869). Dazu:

Digitized by Google

a) Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur: philosophisch-historische Abtheilung 1870,

b) Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur: Naturwissenschaft und Medizin 1870;

9) Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. IX. Band, 2. Heft 1871. Ferner: Jahresbericht für das Vereinsjahr 1869—1870;

10) Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. (Herausgegeben von Lisch und Beyer). 35. Jahrgang. 1870;

11) Verhandlungen des Naturforschenden Vereins in Brünn. VIII. Band. 1. und 2. Heft. 1870;

12) Abhandlungen vom Naturwissenschaftlichen Vereine in Bremen. II. Band, 3. Heft. 1871;

13) Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Neue Folge. III. Band. 2. Heft. 1870;

14) Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. 23. Jahrgang. Stettin 1869;

14a) Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. Neue Reihe. 2. und 3. Heft. Ulm 1870;

15) Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. X. Band. 1870 Wiesbaden, ferner: Urkundenbuch der Abtei Eberbach im Rheingau. (Herausgegeben von Dr. Rossel). II. Band. 2. Abtheilung. Wiesbaden 1870;

16) Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Heft 49. Bonn 1870; ferner: der Grabfund von Wald-Algesheim, erläutert von Ernst aus'm Weerth. Bonn 1870;

17) von der Naturhistorischen Gesellschaft in Hannover der 18. und 19. Jahresbericht (1867—1869), der 20. Jahresbericht (1870);

18) von Herrn v. Keller in Tübingen:

a) 47. Publication des Literarischen Vereins in Stuttgart, enthaltend Ayrer's Dramen. Band II. Stück 9—17,

b) Altdeutsche Gedichte 5. Tübingen 1868;

Digitized by Google

19) vom Herrn Geheimen Rath Dr. Phoebus in Giessen: „Bemerkungen über die heutigen Lebens-Verhältnisse der Pharmacie". Wien 1871;
20) von Herrn Schubring:
   a) „Theorie und Berechnung der Tonleiter" in 2 Exemplaren,
   b) „Theorie der Klangfiguren von Wheatstone", übersetzt von Schubring;
21) vom Herrn Geh.-Rath Dr. Berend in Berlin: über den Nutzen der Heilgymnastik. Berlin 1871;
22) Karpathen-Reise im Jahre 1868 von den Herren R. Fritze und Dr. H. Ilse;
23) Die Familie v. Kamptz von C. G. J. v. Kamptz, als Manuscript gedruckt. Schwerin 1871;
24) aus dem K. Preussischen Staats-Anzeiger:
   a) Chronik des französisch-deutschen Kriegs. 1. Lieferung 4. Juli — 19. August. 2 Exemplare,
   b) die Burg Hohenzollern. 2 Exemplare;
25) von Herrn Moritz Stransky, Brünn 1867 und 1871:
   a) Grundzüge zur Molekularbewegung. 5 Exemplare,
   b) Grundzüge zur Analyse der Molekular-Bewegung. 5 Exemplare;
26) Mittheilungen aus dem Archive des Voigtländischen Alterthumsforschenden Vereins in Hohenleuben nebst dem 40. Jahresbericht;
27) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:
   a) 1870 beide Klassen. Nro 16—29,
   b) 1871 mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse 1—17,
   „ philosophisch-historische Klasse 1—9, 13—17;
28) vom Königl. Hofgarten-Director Jühlke in Potsdam:
   a) der Rosengarten auf der Pfauen-Insel,
   b) über die Racen-Verbesserung der Kultur-Pflanzen;
29) annual report of the commissioner of patents for the year 1867. 4 Volume. Washington 1868;
30) report of the commissioner of agriculture for the year 1868 in 2 Exemplaren;
31) report of the invertebrata of Massachusets. Second edition comprising the Mollusca. By Augustus Gould. Boston 1870;

Digitized by Google

33) annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution for the year 1868. Washington 1869;
34) the first annual report of the American Museum of natural history. Januar 1870 New-York;
35) Contributions to the fauna of the Gulf Stream at Great Depths (3. Series, 1869);
36) Address delivered on the centennial anniversary of the birth of Alexander v. Humboldt by L. Agassiz. Boston 1869;
37) monthly reports of the Department of agriculture for the year 1868. Washington 1868.

E. in der Sitzung vom 1. November 1871:
1) annual report of the commissioner of patents for the year 1868. Vol. I—IV;
2) die Macht und Herrschaft des Aberglaubens in seinen vielfachen Erscheinungsformen von Joseph Haltrich, Gymnasial-Director in Schässburg in Siebenbürgen 1871;
3) Breslauer Gewerbeblatt 15—21;
4) Leopoldina. 6. und 7. Heft;
5) Litteratur zur Geschichte des Königs Friedrich Wilhelm des III. von Preussen, zur Feier der Enthüllung seines Denkmals am 16. Juni 1871. Bearbeitet in der Redaktion des Staats-Anzeigers. Berlin 1871 bei R. v. Decker;
6) Sitzungsberichte der Kgl. Bayrischen Akademie:
a) 1870 II. Heft 3 und 4,
b) 1871, philosophisch-philologische und historische Klasse Heft 1 und 2,
c) mathematisch-physikalische Klasse, Heft 1;
7) Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien:
a) mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse 18—20,
b) philosophisch-historische Klasse 18—20;
8) Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge. II. Band. 3. und 4. Heft. 1871;
9) Berliner Sieges-, Einzugs- und Friedens-Chronik des Jahres 1871. Separat-Abdruck aus dem Staats-Anzeiger;
10) annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution for the year 1869;
11) report of the commissioner of agriculture for the year 1869;
12) first annual report of the geological survey of Indiana

Digitized by Google

made during the year 1869 by E. T. Cox. Indianapolis 1869; dazu maps and colored section;

13) second annual report of the board of Indian commissioner, to the secretary of the interior, for submission to the President for the year 1870;

14) Announcement of the Wagner Free Institute of science of the collegiate year 1870—1871;

15) Letter from his Excellency Governor Bullock of Georgia in reply to the Honorable John Scott, United States Senator 16, historical notes on the earth quakes of New England 1638—1869 by William Brigham;

16) vom Herrn Oberlehrer Dr. Schlapp: „von einigen Dingen, die zur Bildung gehören";

17) die deutsche Litteratur im Elsass vom Herrn Rector Neubauer;

18) die Gesundheits-Verhältnisse in Erfurt während der Jahre 1849—1868 vom Herrn Sanitäts-Rath Dr. Wolff.

F. in der Sitzung vom 1. Mai 1872;

1) vom Naturwissenschaftlichen Verein Lotos in Prag: Lotos, 20. und 21. Jahrgang;

2) vom Verein für Natur- und Heilkunde in Pressburg: die Verhandlungen. Jahrgang 1869—1870. Neue Folge. 1. Heft;

3) von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur der 48. Jahresbericht über das Jahr 1870 in 2 Exempl.

4) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: das neue Lausitzische Magazin. 48. Band;

5) vom Verein für Siebenbürgische Landeskunde:
   a) das Archiv. IX. Band 3. Heft und X. Band 1. Heft,
   b) das Schriftsteller-Lexikon der Siebenbürger Deutschen. II. Band,
   c) das Programm des Gymnasiums in Hermanstadt,
   d) der Jahresbericht des Vereins aus dem Jahre 1870 bis 1871;

6) das Breslauer Gewerbeblatt 1871 22—26 und 1872 1—8;

7) Leopoldina als amtliches Organ der Kaiserl. Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher. Heft VII 5—8;

8) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien Jahrgang 1871:

Digitized by Google

a) philosophisch-historische Klasse 21—29,
b) mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse 21—29,
Jahrgang 1872:
a) philosophisch-historische Klasse 1—9,
b) mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse 1—9;

9) vom Vereine für Hessische Geschichte und Landeskunde:
a) die Zeitschrift. Neue Folge. III. Band 1—4,
b) Vortrag über die Geschichte der Stadt Gelnshausen von Scheffer sen.
c) das 3. Supplement: Casseler Stadtrechnungen aus der Zeit 1468—1553;

10) von der K. Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts Universität: die Nachrichten aus dem Jahre 1871;

11) von der K. Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München: die Sitzungsberichte 1871 Heft 2—4;

12) vom Naturwissenschaftlichen Verein in Osnabrück: der 1. Jahresbericht aus 1870 und 1871;

13) vom Vereine für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: die Jahrbücher und Jahresbericht. 36. Jahrg.;

14) Beiträge zur Geschichte des Nassauischen Alterthums-Vereins von Dr. C. Schwartz. Wiesbaden 1871;

15) vom Copernicus-Verein:
a) die ersten 16 Jahre des Vereins,
b) 17. Jahresbericht;

16) vom Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande.
a) Heft L. und LI. in Bonn;
b) vom Herrn Rector Dr. Otto Keller in Oehringen: Vicus Aurelii oder Oehringen zur Zeit der Römer;

17) vom Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. Neue Reihe der Verhandlungen. 4. Heft;

18) von Herrn Adalbert von Keller „zum 100. Bande der Bibliothek des litterarischen Vereins zu Stuttgart. Tübingen;

19) vom Herrn Prof. des hies. Gymnasiums Dr. E. Buchholz: die Homerischen Realien. 1. Bd. 1. Abth., homerische Kosmographie und Geographie.

G. in der Sitzung vom 30. October 1872:

1) vom Naturwissenschaftlichen Verein in Bremen. Abhandlungen. III. Bd. 1. und 2. Heft. 1872;

Digitized by Google

2) Mémoires de la Société Royale des antiquaires du nord. Nouvelle Série. 1870 und 1871;
3) Tillaeg til aarboger for nordisk oldkyndighed og historie. Aargang 1870 und 1871. Ungivet af det Kongelige Nordiske Oldskriftselskab. Kjobenhavn;
4) Verhandlungen des Naturforschenden Vereins in Brünn. 9. Bd. 1870;
5) Mittheilungen der Kaiserl. Geographischen Gesellschaft in Wien. XIV. Bd. (der neuen Folge IV. Bd.) 1871;
6) 35. Jahresbericht des Historischen Kreis-Vereins im Regierungsbezirke Schwaben und Neuberg für 1869 und 70. Augsburg 1872;
7) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz „Neues Lausitzisches Magazin 49. Bd. 1. Hälfte". Görlitz 1872;
8) Breslauer Gewerbe-Blatt 1872. Nro. 9—21;
9) Sitzungsberichte der Kgl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München;
   a) der mathematisch-physikalischen Klasse, 1871 Heft 3 und 1872 Heft 1,
   b) der philosophisch-philologischen und historischen Klasse, 1871 Heft 5 und 6 und 1872 Heft 1;
10) Publications de l' Institut Royal Grand-Ducal de Luxembourg (Section des sciences naturelles et mathematiques.) Tome XII. Luxembourg 1872;
11) Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg. V. Bd. Nürnberg 1872;
12) 21. Jahresbericht der Naturhistorischen Gesellschaft in Hannover von Michaelis 1870 bis dahin 1871;
13) Leopoldina, Heft 7 Nro. 9—15, Heft 8. Nro. 1. März bis September 1872;
14) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. 1871 Januar bis December;
15) von der Rügisch-Pommerschen Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stralsund und Greifswald;
   a) 36. Jahresbericht, 1869—71,
   b) Lieder und Sprüche des Fürsten Wizlaw von Rügen,
   c) Beiträge zur Rügisch-Pommerschen Kunstgeschichte von Carl von Bosen;

Digitized by Google

16) von der Kaiserlichen Akademie in Wien:
   a) Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 1872 pro X—XX;
   b) der philosophisch-historischen Klasse 1872 pro X—XX (mit Ausnahme XVII);
17) Die Entstehung des Parks von Babelsberg (besonderer Abdruck der Beilage zum deutschen Reichs-Anzeiger);
18) War Department weather map. Signal service U. S. army. Washington Thursday. June 27 1872—4,35 P. M. u. — 11,35 P. M. Friday June 28 1872—4,35 P. M., — 7,35 P M., — 11,35 P. M. All Observations made at the same moment of actual (not local) time;
19) zur Pathologie und Therapie des Pes equinus vom Herrn Geh.-Rath Dr. H. W. Berend;
20) Königlich Schwedische Akademie der Wissenschaften in Stockholm:
   a) Kongliga Svenska Vetenskaps-Academiens Handlingar. Ny Följd. VII. Band 2. Heft, VIII. Bd., IX. Bd. 1.,
   b) Oefversigt of Kongl. Vetenskaps-Academiens förhandlingar 26 und 27,
   c) Lefnadsteckningar 2 Hefte;
21) Annals of the Dudley Observatory. Vol. II. Albany 1871;
22) annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution. Washington 1871;
23) special report on immigration; accompanying information for imigrants. Washington 1872;
24) annual report of the Trustees of the Museum of comparative zoology at Harvard College in Cambridge for 1870. Boston 1871;

II. in der Sitzung vom 4. December 1872.
1) vom Buchändler Herrn J. M. Heberle Bibliotheca historica Nr. LXXVI. (Katalog des historischen Bücherlagers);
2) von der Universität Strassburg:
   a) Zur Geschichte der Universität Strassburg. Festschrift zum 1. Mai 1872 von Dr. Aug. Schricker,
   b) Die Einweihung der Universität Strassburg am 1. Mai 1872. Offizieller Festbericht;
3) Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge III. Bd. 1 Heft 1872;

Digitized by Google

4) von Herrn Archiv-Rath Ernst v. Braun „die Stadt Altenburg in den Jahren 1350—1525“;
5) Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur:
   a) 49. Jahresbericht 1871,
   b) Abtheilung für Naturwissenschaft und Medizin 1869—1872,
   c) philosophisch-historische Abtheilung 1871,
6) Breslauer Gewerbeblatt 22—24;
7) von der Kaiserl. Akademie in Wien:
   a) mathem. naturw. Klasse Sitzungsberichte 21—23,
   b) philosophisch-historische Klasse Sitzungsberichte 21—23;
8) vom Herrn Assecuranz-Inspector und Mitgliede vieler gelehrter Gesellschaften Rudolf Temple in Pest eine Reihe von Abhandlungen;
9) Jahresbericht des Berliner Vereins gegen das Branntwein trinken. Berlin 1872.

Dr. Koch,
Sekretair der Königl. Akademie.

Digitized by Google

32101 079884555

Digitized by Google

Digitized by Google